Gestalten und Gedanken

Georg Morris Cohen Brandes

Georg Brandes

Gestalten und Gedanken

Essays

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1903

Vorwort

Durch vier Jahre von einem Siechtum, an dem ich litt, so oft ans Krankenlager gefesselt, daß anderthalb Jahre fast völlig für mich verloren gingen, der Zeit nicht zu gedenken, die jedes Jahr die Rekonvalescenz in Anspruch nahm, fühlte ich mich außerstande, sofort eine neue große Arbeit vorzunehmen, und beschloß, mich für einige Zeit auf kurze, je für sich zu beendigende Artikel zu beschränken.

So kam es, daß ich in den letzten Jahren unter dem gemeinsamen Titel Gestalten und Gedanken eine beträchtliche Anzahl Artikel niederschrieb, die in bunter Mannigfaltigkeit Lebenseindrücke oder Eindrücke von Büchern wiedergeben und in denen der Verfasser sich mit journalistischer Zwanglosigkeit ausspricht, ohne jedoch als Journalist von Fach aufzutreten.

Der große Begründer der modernen Literatur von Dänemark-Norwegen, Ludwig Holberg, schrieb in seinen vorgerückteren Jahren eine Reihe von Kleinigkeiten, seine „Episteln“, die nach und nach ein Werk in fünf Bänden bildeten und ein starkes Präzedens für das abgeben, was ich versuchen wollte. Er fühlte den Drang, sich mit einer gewissen, in seinen großen Arbeiten ausgeschlossenen Ungebundenheit zu äußern, anlangend „verschiedene historische, politische, metaphysische, moralische, philosophische, item scherzhafte Materien“.

Dies war auch mein Wunsch; ich vergesse darum nicht den Abstand zwischen ihm und mir.

Inhaltsverzeichnis

Kritische Abhandlungen

Deutsche Dramatiker

Von jüngeren deutschen Dramatikern sind Hauptmann, Sudermann, Fulda und der Österreicher Schnitzler auch im Auslande wohl bekannt. Die Namen der später aufgetauchten Schauspieldichter, die sich keines so allgemeinen Ansehens erfreuen, drangen über die Grenzen der deutschredenden Länder nicht hinaus. Es gibt jedoch Talente unter ihnen. Zwei wäre es besonders ungerecht zu übersehen, Wedekind und Schlaikjer.

Frank Wedekind, der in München lebt und dessen Erzeugnisse das Gepräge der Rücksichtslosigkeit tragen, die dem künstlerischen Zigeunerleben Süddeutschlands eigen ist, wurde in Hannover 1864 geboren. Nur drei seiner Schauspiele sind mir bekannt: „Frühlingserwachen", das die Erotik Halberwachsener behandelt, „Marquis von Keith", welches das Leben von Abenteurern und Schwindlern schildert, endlich das dies Jahr erschienene Drama „Die Büchse der Pandora".

Frank Wedekind ist die Mephistogestalt in Deutschlands artiger Litteratur, Loki im deutschen Walhall. Es ist nicht anzunehmen, daß er sich jemals einen großen Leserkreis oder ein größeres Theaterpublikum in dem Vaterlande Schillers erobern werde, denn sowohl die Stoffe, die er wählt, wie ihre Behandlungsweise verraten ein selten unbekümmertes Verhältnis zur Moral. Wedekind ist verwegen bis zur Frechheit; ja, eine gewisse Frechheit dürfte als seine künstlerische Grundeigenschaft bezeichnet werden. Er handhabt das Anstößigste, als wäre es für den, der die Menschennatur kennt, das Selbstverständliche. Doch hat er eine seltene Gabe, ein Individuum leibhaftig vor uns hinzustellen, und ist überdies außerordentlich geistvoll. Die Gespräche in seinen Dramen sprühen von Witz und überraschenden Einfällen.

Sein neues Schauspiel „Die Büchse der Pandora“ ist mit einer Flottheit und Frechheit ohne gleichen geschrieben. Es brennt sich der Erinnerung durch die Kraft ein, mit der die Gestalten wiedergegeben sind, wie durch den kaltblütigen Galgenhumor, durch den der äußerste Effekt in der Darstellung des Gräßlichen erzielt wird. Galgenhumor ist überhaupt die Form von Laune, auf die Wedekind das Alleinrecht besitzt.

Das Stück steht, auch in der Art seines Aufbaues, auf so gespanntem Fuße mit aller Überlieferung, daß man bei der Lektüre auf das sorgsamste aufpassen muß, um das dem Beginn der Handlung Vorausgegangene in genügendem Maße zu verstehen, und so manches bleibt unaufgeklärt. Doch gerade durch das Plötzliche der Exposition hat es ein außerordentliches Leben gewonnen. Es hat drei Akte. In der Eröffnungsszene sehen wir mehrere der Hauptpersonen in Spannung, ob es gelingen werde, die Heldin, eine schöne Kurtisane, die einen Mord an ihrem Gatten begangen hat, aus dem Zuchthause, in dem sie seit mehreren Jahren sitzt, zu befreien. Den Grund des Mordes erfahren wir nicht; er scheint in einer heftigen momentanen Aufwallung verübt worden zu sein.

Für die Befreiung ist zuvörderst der Sohn des Ermordeten tätig, ein moderner Dichter, Alwa Schön, der mit der Stiefmutter ein Verhältnis unterhalten hatte, ein ergötzlich geschilderter Phrasenmacher, der übrigens edelmütig und honett ist und dem Wedekind offenbar die von ihm selbst gehegten künstlerischen Anschauungen in den Mund legt. Alwa Schön klagt immer und immer wieder, daß die Dichter der jungdeutschen Litteratur allzu litterarisch seien. Sie behandelten keine andern Stoffe und Fragen, als solche, die unter Schriftstellern und Gelehrten auftauchen. Er will, um der Kunst wieder aufzuhelfen, sich darauf verlegen, Menschen darzustellen, die nie in ihrem Leben ein Buch gelesen haben und deren Handlungen ihren einfachsten animalischen Instinkten entspringen, ganz wie Wedekind selbst es hier tut. Höchst bezeichnend schreibt Alwa an einem Drama „Der Weltbeherrscher“. Seit die jungen deutschen Dichter Nietzsche gelesen haben, beschäftigen sie sich alle mehr oder weniger mit Weltherrschern.

Mit großem Eifer beteiligt sich ferner an dem Befreiungsplan ein Zirkusathlet Rodrigo, dessen Ausdrucksweise in ihrer Roheit, Pöbelhaftigkeit und ihrem überlegenen Witz Zeugnis von der Meisterschaft

des Dichters gibt; außerdem auch noch ein armes, junges Weib, Gräfin Geschwitz, eine jener unglücklichen Frauen, die sich in andere Frauen verlieben. Ihr ganzes Sein geht in Leidenschaft für die Kurtisane auf.

Die Befreiung glückt. Lulu entflieht aus dem Gefängnis. Im zweiten Akt treffen wir die ganze Gesellschaft in Paris, in der so oft dargestellten Zwischenwelt und Verbrecherwelt, wo geliebt und gespielt wird. Hier treten die internationalen Größen, die wir z. B. aus Odette kennen, auf, und hier sehen wir Lulu, von andern ausgebeutet, rastlos durch die Angst gefoltert, von ihren Geliebten und Helfern als die entsprungene Mörderin angegeben zu werden, auf deren Ergreifung eine Summe ausgesetzt ist. Im letzten Akt, der sich in London abspielt, ist sie, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, zur Prostituierten herabgesunken. Die verschiedenen Männer, mit denen sie sich einläßt, sind wieder mit überlegener Laune geschildert, so daß selbst das Widerlichste etwas Groteskes hat, das ergötzt, bis Jack the Ripper sich einfindet und dem Dasein des unstet umhergetriebenen Weibes ein Ende macht.

Als ein Beispiel unter vielen, wie rücksichtslos Wedekind sich über alles, was Brauch und Sitte, ob es auch noch so verständig ist, hinwegsetzt, sei nur erwähnt, daß man in dem Stücke abwechselnd deutsch, französisch und englisch spricht, je nach der Nationalität der Auftretenden. Die fremden Sprachen werden in der Regel so ziemlich richtig gesprochen, am unsichersten ist das Französische behandelt. Ein Wunder an mephistophelischem Humor ist die lächerliche Diktion des Schweizers im letzten Akt.

In Wedekinds Welt gibt es nur Triebe und Triebmenschen. Er schleift mit Vorbedacht alles, was im Menschenwesen sich über den Trieb erhebt. In diesem Punkte bildet Schlaikjer einen Gegensatz zu ihm. Er befaßt sich gern mit den höheren Eingebungen und Instinkten der Menschenseele, ob er auch mit einer Unerschrockenheit, die man in der idealistischen Schule nicht kannte, das Allzumenschliche, selbst bei den von ihm Verherrlichten, entschleiert.

Erich Schlaikjer ist ein Schleswiger, 1867 in Apenrade geboren. Er ist des Dänischen mächtig und hat einmal auf dänisch einen Vortrag vor Studenten in Kopenhagen gehalten, schreibt aber nur deutsch und gehört der deutschen Literatur an, der er

1*

eine Kraft zugeführt hat. Ein früheres Stück von Schlaikjer, „Hinrich Lornsen“, war eine tüchtige Arbeit, die mit einem tiefen, etwas schweren Ernst düstere Familienverhältnisse in der Heimat des Verfassers schilderte. Es wurde nicht übersehen, denn man spielte es in Berlin, Wien, München und Kiel. Allein, daß es nicht in noch mehr Städten zur Aufführung kam, deutet darauf hin, daß es keinen entschiedenen Erfolg errang. Es hatte auch, seiner Vorzüge ungeachtet, nicht das von der Bühne aus Zündende, worauf das Theaterglück eines Stückes beruht.

Schlaikjers neues Schauspiel hingegen, das gleichfalls in Schleswig spielt, ist bereits in etwa fünfzig deutschen und österreichischen Städten zur Aufführung angenommen, und überall wird ihm mit Interesse entgegengesehen. Es ist eine höchst originelle Arbeit, zugleich interessant und von gesunder Denkweise.

Der Titel lautet: „Pastors Riecke“, und die Hauptperson ist — was in einem ernsten Schauspiel wohl noch nicht da war — eine ganz einfache Köchin, die Berliner Köchin des schleswigischen Pastors. Schon der bloße Einfall, eine Köchin, die zu ihrem Stande durchaus nicht herabgesunken und also nichts weniger als eine verkappte Prinzessin ist, zur Heldin eines Dramas zu machen, das starke Gefühle und ernste Fragen auslöst, muß kühn und neu genannt werden, und Schlaikjer gelang das Wagnis, weil er ebenso vorsichtig wie kühn und neu, ebenso voll Rücksicht auf die Forderungen eines modernen Theaterpublikums wie vom Grunde des Herzens enthusiastisch war. Dies ist überhaupt seine Grundeigenschaft. Er ist ein Enthusiast, der Menschenkenntnis besitzt und sich allmählich eine größere Kenntnis der Bühne erwirbt.

Die Handlung spielt in einem nordschleswigschen Dorfe. Die Sprachverhältnisse werden nicht berührt, doch wiewohl die Namen der Auftretenden alle dänisch sind, scheint die Gegend vollständig germanisiert. Kopenhagen wird zwar öfters genannt, doch nur als eine Stadt, wohin man zuweilen einen Abstecher macht, weil sie nicht sehr entfernt liegt. In dem abgelegenen Winkel hat ein begeisterter Mann, Hans Dahl, ein entfernter Anverwandter von Björnsons Sang und Ibsens Rosmer, sich als Pastor niedergelassen. Reich, unabhängig und von guter Familie, hat er sich dem Predigeramte zumeist aus Stimmungsgründen, ästhetischen Rücksichten gewidmet. Hier im Dorfe aber sieht er sich von Angesicht zu Angesicht dem

gegenüber gestellt, was sich ihm als das Leben selbst offenbarte, dem schwerfälligen, unschönen, gemeinen Mann. Eine glühende Menschenliebe bringt ihn dahin, völlig aufzugehen in dem Berufe, mit seinen Pfarrkindern als Mensch mit Menschen, im gemeinsam Menschlichen zu leben, teilzunehmen an ihren Mühen und Sorgen, sie persönlich und sozial zu heben, und sein seltenes Wirken scheint durch das Zutrauens- und Zuneigungsverhältnis seiner Gemeinde ihm gegenüber gelohnt zu werden.

Doch die vornehmen Verwandten des Pastors mißbilligen das Demokratische, scheinbar Demagogische seines Auftretens. Von seinem alten, erzürnten Vater ist nur die Rede. Seine schöne, weltliche, kokette Schwester aber kommt im Stücke vor und ist mit vieler Feinheit ausgeführt. Denn obgleich sie ganz Vergnügungssucht und ansprechende Oberfläche ist, obgleich sie nach besten Kräften gegen den Bruder intriguiert und es durchsetzt, daß die schlichten Leute unter dem Drucke der behördlichen Organe von ihm abfallen und er von seinem Vertrauensposten gestürzt wird, ist sie doch weder böse noch gemein, sondern einzig Weltdame. Der Umschlag im Stücke beruht darauf, daß der große, naive Glaube des Pastors an die Menschen erschüttert wird, sich seine heitere Lebensauffassung in eine düstere, sein Sozialismus in Individualismus verkehrt. Doch über der hohen Intelligenz des Pastors schwebt hier die volkliche, gesunde Vernunft, und sie ist es, als deren Ausdruck die Köchin steht. Ihr Gemüt ist dem seinen nicht unebenbürtig, sie bewundert ihn von Herzensgrund, ja ihre Bewunderung grenzt an Anbetung. Doch so, daß der Verfasser, um den Fall rein zu erhalten, sich nichts Erotisches einmischen läßt.

Riecke kann freilich derart gespielt werden, daß eine reine Theaterfigur aus ihr wird, das Weib aus dem Volke mit dem muntern Sinn, den schlagfertigen, derben Reden, dem klaren, offenen Kopf und dem warmen Herzen. Das ist dann aber die Schuld der Schauspielerin. Schlaikjer hatte die gute Idee, Riecke eine ehemalige Berliner Kellnerin sein zu lassen, die so viel erlebt und eine so stürmische Vergangenheit hinter sich hat, daß die Männer sie erotisch nicht mehr reizen. Sie ist so ziemlich fertig mit ihnen. Doch noch nie hat sie jemand so gut behandelt wie dieser Pastor, noch nie hat sie einen Menschen gesehen wie ihn. Alles Beste in ihr ist denn auch in seinem Hause wachgerufen

worden. Bei ihren unsanften Erfahrungen versteht sie die vornehme Umgebung besser als er selbst, und bei ihrer gründlichen Kenntnis des Mannes aus dem Volke wundert und überrascht sie der Abfall von dem Wohltäter weit weniger als ihn. Im Gegenteil, sie zeigt ihm, da sein ganzes früheres Leben ihm als ein Fehlgriff erscheint, auf ihre schlichte Weise, daß er diesen ersten Zusammenbruch seiner Bestrebungen allzu tragisch nehme. Sie erklärt ihm, daß er sich auf dem rechten Wege befunden habe und daß er noch nicht an dem schließlichen Sieg des Guten über das Böse zu verzweifeln brauche, weil ein paar Hallunken, von denen es doch in jedem Sprengel etwelche geben müßte, einen Haufen willensschwacher Tröpfe gegen ihn aufzuhetzen und dahin zu bringen vermochten, neuerdings den Gewalten zu gehorsamen, die sie durch Jahrhunderte kommandierten und schreckten. In dieser letzten Szene erhebt sich Riecke, ohne sich von ihrer Küchendomäne allzu sehr zu entfernen, zu jener Höhe der Menschlichkeit und gesunden Vernunft, von der Schlaikjer uns einladet, den Weltlauf zu betrachten. Für eine ausgezeichnete Schauspielerin liegt hier die Aufgabe, uns den Menschen in der Köchin zu zeigen, ohne uns deshalb die Köchin über dem Menschen vergessen zu lassen.

Georg Reicke

I

„Freilicht“

Georg Reicke hat eine Sammlung stimmungsreicher und sagenartiger lyrischer Gedichte, „Winterfrühling“ betitelt, sowie zwei Dramen, den Einakter „Der Sterngucker“ und das vieraktige Schauspiel „Freilicht“ herausgegeben.

„Der Sterngucker“ ist ein düsteres Familiendrama aus einem Städtchen in Nordharzen, das zu gleicher Zeit ein Bild des Volkslebens in der dortigen Gegend gibt. Es ist eine ernste und ergreifende Arbeit, als künstlerisches Ganzes unstreitig das Vorzüglichste, was Reicke verfaßt hat, in allen Linien mit strenger Lebenswahrheit und mit nicht geringer Kraft ausgeführt.

Mit Dramen, wie diesem, hub die naturalistische Bewegung in Deutschland an. Es steht in nahem Verwandtschaftsverhältnisse zu Gerhart Hauptmanns „Friedensfest“, wie zu einzelnen der mit großem Unrecht übersehenen bedeutenden Schauspiele seines Bruders Karl Hauptmann über Vorwürfe aus dem deutschen Bauernleben. Alles beruht hier auf dem eindringlichen Studium der Sitten und der Charaktere der Gegend. Das Stück behandelt einen Konflikt zwischen Vater und Sohn. Der Vater ist ein mächtiger und herrischer Mann, ein roher, harter Tyrann. Der Sohn ist weich und jung, ein Grübler und Schwärmer, der nichts gelernt hat und an einer unbestimmten Sehnsucht nach Freiheit und Kenntnissen krankt. Er vermag das Leben im väterlichen Hause, wo er gedemütigt und geprügelt wird, nicht auszuhalten, läuft davon und wandert von Haus zu Haus als einer der „heiligen drei Könige“ verkleidet, für die er die Verse dichtete, die sie beim Betteln vor den Türen singen. Er erfährt, was er nur geahnt hat, daß seine Mutter, des Vaters Geliebte, von diesem zu Tode geprügelt wurde, und als er nun ihm gegenüber aufs neue mit herzloser Roheit auftritt, streckt er ihn in der Aufregung mit einem Säbelhiebe nieder.

In dieser einaktigen Tragödie ist das tragende Pathos die Verzweiflung des Sohnes über den Mangel an Fähigkeit und gutem Willen beim Vater wie bei der Stiefmutter, ihn zu verstehen, und dies, die starre Unzugänglichkeit des älteren Geschlechts all dem gegenüber, was der Jugend Herz und Sinn bewegt, hat offenbar auf Georg Reicke den tiefsten Eindruck gemacht, denn davon handelt auch seine umfangreichste Arbeit.

„Freilicht“, das Schauspiel, dessen Aufführung für Reickes Laufbahn bestimmend wurde, ist mit demselben leidenschaftlichen, etwas peinlichen Streben nach Naturtreue bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet, das eine Eigentümlichkeit der modernen deutschen Schule bildet. Wie bei den Brüdern Hauptmann und bei Sudermann, ist schon durch die Schreibweise der Wörter die Mundart oder Diktion jeder einzelnen Person auf das genaueste bezeichnet, und man spricht in dem Stücke wohl mit einem Dutzend dialektlicher Abweichungen und drei- oder viererlei Standesgepräge. Nichtsdestoweniger wirkt es geradezu lyrisch-agitatorisch wie ein Notschrei und hinterläßt, so ganz anderartig es ist, einen

ähnlichen Eindruck wie Gabriele Reuters tapferes Buch „Aus guter Familie“.

Vorerst ein paar Worte über die Handlung: Eine junge Geheimratstochter aus Berlin, Kornelie Linde, weilt als Malerin in München, glücklich, der vornehmen Beschränktheit des Familienheims entronnen zu sein, frei, obwohl völlig ehrbar, unter jungen Malerinnen und Malern lebend, armen, liebenswürdigen, schnurrigen, tüchtigen Menschen, die alle bürgerlichen Regeln von oberst zu unterst kehren. Am nächsten steht ihr ein junger norwegischer Maler, Ragnar Andresen, der, ebenso arm wie die anderen, doch ein hervorragendes Talent, sie durch seinen Beifall ermuntert und mit unschuldiger Vertraulichkeit mit ihr verkehrt. Aus diesem Idyll ihres Glückes wird sie gerissen, indem ihr Verlobter, ein schmucker, stattlicher preußischer Leutnant, dem sie während ihres Münchener Aufenthaltes sich im Innersten stark entfremdet hat, sie nach Berlin abzuholen kommt, wo sie dem Elternhause fehlt und man überhaupt nur schwer darein gewilligt hat, sie reisen zu lassen. Der Leutnant ist zwar der Inbegriff der Anschauungsweise und der Vorurteile des Offiziersstandes, doch weder dumm, noch roh oder unritterlich, und er ist aufrichtig in sie verliebt. Sie hat sich seinerzeit in sein schönes Gesicht vergafft und ist rein physisch ein wenig von ihm eingenommen, schaudert aber im Grunde ihres Herzens vor einem Zusammenleben mit ihm zurück und fügt sich unsäglich ungern dem Befehle, ihren Münchener Aufenthalt abzubrechen. Hat sie doch künstlerische Anlagen und Künstlerehrgeiz. Ihr ist, als müßte sie ihr menschliches Wesen selbst aufgeben, gäbe sie die Kunst auf. Und als Offiziersfrau in Memel, dem mutmaßlichen künftigen Garnisonsorte Bothos, wäre sie ja dazu genötigt. Im zweiten und dritten Akte sehen wir Kornelie im Hause ihrer Eltern in Berlin ein Leben in steigender Qual und mit verzweifeltem, verhohlenem Geist der Auflehnung führen. Am Schlusse des dritten Aktes kommt Ragnar, nach dem sie sich in rasender Sehnsucht verzehrt hat, nach Berlin, und sie kann sich nicht enthalten, ihm um den Hals zu fallen. Der vierte Akt zeigt das Zusammenleben zwischen Ragnar und ihr als blutarmen Neuvermählten in ihrem Atelier in München.

Dies der Rahmen. Verweilen wir nun bei dem Bilde und in dem Bilde vor allem bei dessen geistigem Gehalte.

Der Ausgangspunkt ist, daß deutsche Männer es in ihren Ehen nicht lieben, bei der Gattin Persönlichkeit zu finden. Der Deutsche betrachtet die glückliche Ehe als ein gut erwärmtes Gemach, in welchem die Frau des Hauses der Kachelofen ist. Sehr bezeichnend für den Platz, den sich Norwegen allmählich in der deutschen Phantasie erobert hat, erscheint im Gegensatze zu jenen deutschen Männern in dem Stücke der Norweger, dem die Worte in den Mund gelegt sind: „Bei uns ist der Mann stolz, wenn seine Frau durch sich selbst etwas ist.“ Und der Norweger lehrt die junge Preußin, daß sie erst sie selbst sein, „sich selbst haben“ müsse, ehe sie sich in der Verbindung mit einem Manne fortgibt. Kornelie sträubt sich gegen die Ehe mit Botho, weil sie im Zusammenleben mit ihm vor Durst zu verschmachten fürchtet. Sie bedarf der geistigen Einwirkung, bedarf dessen, sich ihre eigene Welt mit Menschen zu bilden, die ihr geistesverwandt sind.

Der Vater, ein Ausdruck nicht minder für den Beamtenstarrsinn und die verstockte Beschränktheit als für die Manneseigenliebe (und zwar in einem Grade, daß man glauben sollte, diese Gestalt sei von einer Frau gezeichnet), vertritt das Verhältnis des gebildeten deutschen Beamten zur Kunst. Er bildet sich ein, sie zu achten und zu lieben, weil er mit Bewunderung von Rafael und Mozart, überhaupt von der nie angefochtenen Kunst der Vergangenheit spricht, hat aber im Grunde keine Ahnung von dem Wesen der Kunst. Der Kunst, die um ihn keimt und lebt, steht er wie ein Blinder gegenüber. Die ist ihm vom Grunde des Herzens ein Greuel. Für das Talent seiner Tochter geht ihm alles und jedes Verständnis ab. Sie hat in seinen Augen nur ein wenig zu ihrer Zerstreuung gezeichnet und geschmiert. Gezwungen, das Urteil eines Sachverständigen über ihre Bilder einzuholen, erkennt er als Autorität nur den Akademiedirektor Herrn v. Ulrich an (lies: Anton v. Werner), der nach der Behauptung der Tochter „von Malerkunst so viel versteht wie ein Reichstagsabgeordneter“ und nennt Korneliens einzige Berliner Autorität Hettermann (lies: Liebermann) den Schmutzmaler!

In diesem Daheim, wo die Schwester, eine Witwe, in lauter Resignation dahinlebt, ohne Kraft, sei es noch Glück oder Qual zu empfinden, fühlt Kornelie ihren inneren Menschen zu Grunde gehen und schmachtet nach der Freiheit, ihr Tun und Lassen selbst zu

verantworten. Als sie der Bruder spöttisch fragt, ob sie nicht vielleicht ihr eigenes Moralbuch schreiben möchte, antwortet sie keck, ohne ein solches werde es kaum abgehen. Und als der Vater einwendet. sie hätte wohl nicht übel Lust, ihre verrückten Anschauungen auf allen Straßen und Gassen zu verkünden, antwortet sie nicht minder kühn mit der zentralen Replik des Stückes:

„Jawohl! Das möcht' ich auch! Ich möcht' es allen ins Gesicht schreien, den Tausenden armen Mädchen, die hinter'm Kaffeetisch ihrer Eltern versauern! Ich möcht' es allen ins Gesicht schreien, die sich jahraus jahrein auf Bälle und Gesellschaften schleppen lassen, die immer lächeln müssen und lächeln und schöntun und glücklich sein, wenn sie nicht sitzen bleiben! Ich möchte es ihnen zuschreien: Denkt doch, was ihr seid! Was aus euch wird! Geht doch tausendmal lieber in die Werkstatt, hinters Schreibpult, aber dann kehrt ihr wenigstens mit dem Gefühl nach Hause: du hast an einem Eckchen mitgearbeitet! Du bist keine Drohne! und du hast dafür das Recht erworben, von dem Glück auf dieser Welt zu nehmen, was dir beliebt, was du mit reinem Gewissen vor dir selber nehmen darfst! auch wenn's die andern nicht verstehen! auch wenn sie's beschimpfen und begeifern."

Es ist ihr eine Qual, daß sie sich abmartern soll, der „Sonnenschein des Hauses" zu sein, sich damit begnügen soll, Lampenschirme auszuschneiden, Schreibmappen zu malen, Mutter Mendelssohn vorzuspielen und Papa die Pantoffeln zu holen.

Diese weibliche Hauptperson ist gut und sicher gezeichnet: ihre ganze Umgebung desgleichen.

Ganz so geglückt ist der Norweger, der Held des Stückes, nicht. Großen Fleiß hat Reicke offenbar auf dessen schreckliches Deutsch verwendet. Für einzelnes hatte er wohl ein Ohr, so für des Nordländers unrichtige Aussprache des deutschen s (ßie statt sie), die Schleifung des sch (slecht für schlecht). Anderes ist geradezu unsinnig, wie wenn der Norweger „hohren" statt „hören", oder „Kiß" statt „Kuß" sagt. Reicke kennt augenscheinlich keine nordische Sprache. Aber er hätte gut getan, Ragnars Diktion von einem Norweger durchsehen zu lassen. Er wäre durch ihn belehrt worden, daß zahlreiche Fehler, in welche er Ragnar verfallen läßt, wie „eine Apfel", „ein schöne Hauptmann" usw., im Munde eines Norwegers rein unmöglich sind. Durch die Milliarden von Sprachfehlern, die Ragnar

begeht, erhält er leider den Stempel einer affektierten Kindlichkeit oder doch eines abschreckenden Mangels an Fassungsgabe. Nach jahrelangem Aufenthalt in Deutschland spricht er ein Deutsch, als wäre er keine Woche dort gewesen. Er macht daher auch keineswegs den frischen, einnehmenden Eindruck, den er machen soll.

Indessen entwickelt sich sein Charakter erst im letzten Akt, der in Wirklichkeit ein ganz neues Stück ist. Das alte endet mit Korneliens Flucht aus dem väterlichen Hause. Nur in äußerlicher Verbindung hiermit steht ihr nunmehriges Zusammenleben mit Ragnar und die darin entstandene Verwicklung, was unstreitig ein Kompositionsfehler ist. In dem neuen Stück ergibt sich folgende Situation: Kornelie würde sich sogar in der jämmerlichen Armut, in der sie mit Ragnar lebt, ganz glücklich fühlen, wenn sie nicht die Empfindung hätte, ihm als Künstler ein Hindernis zu sein. Er habe sie ja doch nur genommen, weil sie ihm zuerst um den Hals fiel, einzig aus Ritterlichkeit, und in der Welt, in der die beiden sich nun häuslich niedergelassen haben, betrachtet man die Ehe nur als eine veraltete Beschwerlichkeit. Doppelt ängstigt sie sich davor, ihm eine Bürde zu sein, als sie sich nun Mutter fühlt und fürchten muß, die Vermehrung der Familie werde ihn so erschrecken, daß es am besten sei, ihm unverzüglich seine Freiheit zurückzugeben.

Allein, es kommt ganz anders. Denn als sie ihm ihren Zustand offenbart, ist er als braver Mann nur ganz glücklich darüber, und das kleine Nachspiel schließt denn in fröhlichem Einklang. Während im übrigen das Stück unter der Inspiration einer jungen, freiheitsdurstigen und kunstbegeisterten Frau entstanden zu sein scheint, so daß nicht weniges gänzlich vom Standpunkte der Frau gesehen ist, bekundet sich das Nachspiel klar und offen als das Werk eines Mannes.

Wäre das Drama von einer Frau verfaßt, Ragnar hätte Kornelie so ziemlich sicher in ihren Erwartungen getäuscht. Nun fühlt man, daß die Absicht des Verfassers der Hinweis gewesen sei, wie getrost die Frau, ohne Furcht, sich betrogen zu sehen, dem Rufe ihrer Anlagen und ihres Herzens folgen könne.

II

Das grüne Huhn

Erinnerte man sich der Schwierigkeiten, die es bereitete, vom deutschen Kaiser die Bestätigung der in den letzten Jahren stattgehabten Bürgermeisterwahlen der Stadt Berlin zu erlangen, so konnte man sich einer gewissen Mischung von Verwunderung und Befriedigung nicht erwehren, vor einigen Wochen zu vernehmen, die Wahl, die Berlin für den so lange unbesetzten Bürgermeisterposten getroffen habe, sei diesmal bestätigt worden. Denn unstreitig liegt in dieser Wahl die Kundgebung einer Gesinnung, von der sich voraussagen ließ, daß sie nicht angenehm berühren würde. Hatte doch Georg Reicke seinerzeit seinen Abschied als Konsistorialrat erhalten, weil er dem Goethebund zur Verteidigung der Freiheit der Kunst gegen die Lex Heinze beigetreten war.

Als Reicke zum Bürgermeister von Berlin gewählt wurde, gab er gerade auch seinen neuen Roman heraus, ein schönes, unterhaltendes Buch, das den Titel „Das grüne Huhn" führt. Die gesellschaftliche Beförderung seines Verfassers wird ihm sicherlich zu gute kommen; es hätte jedoch dieses Nebeninteresses nicht bedurft.

Selbst wer sich ein wenig bedenkt, an die Lektüre eines an 500 Seiten langen Romanes zu gehen, wird rasch von diesem so gefesselt sein, daß es ihm schwerer fallen wird, das Buch beiseite zu legen, als die Lektüre fortzusetzen.

Der Verfasser steht im neunundreißigsten Lebensjahre, gehört also dem jüngern Deutschland an, und zwar dessen mit Recht freisinnig genanntem Teile, der sich im übrigen nicht gerade der Macht erfreut, noch auch Aussicht hat, bald in ihren Besitz zu gelangen. Er hat die Gabe eines Dichters, Gestalten anschaulich und lebendig vor uns hinzustellen, Frauen jedoch ungleich besser als Männer, wie er auch ein talentvoller, stets natürlicher Erzähler ist, der nur hie und da ein wenig trocken referierend wird. Er interessiert indessen besonders als Geist, kraft dessen, was er gern sich durchsetzen sähe und was er verurteilt, was er für berechtigt zu erklären wagt und was er entschuldigt, kurz, kraft seiner Lebensphilosophie, seiner Menschlichkeit und seiner Zukunftshoffnungen. Er erscheint als ein Typus des besseren Deutschland, das im Begriffe steht, sich

über das offizielle emporzuarbeiten. Dieses Deutschland ist den vor-Bismarckischen Idealen nicht untreu geworden; bei ihm haben aber diese Ideale, angesichts der reichen Entwicklung des modernen Lebens, feste Wirklichkeitsformen angenommen. Seitdem das Rad ein allgemeines Verkehrsmittel bildet und weibliche Studenten Alltagserscheinungen sind, hat ja die Auffassung von dem Maß der Freiheit, das den Frauen eingeräumt werden kann oder muß, eine wesentliche Veränderung erfahren.

Die Grundvorstellung, die Reickes Buch beherrscht, geht dahin, daß für den modernen, fortgeschrittenen Mann die Frauengestalten der älteren Zeit, die, wenn es hoch kam, sich durch anmutiges Wesen, weiblichen Zauber und häusliche Tugenden auszeichneten und bei denen Beschränktheit und Vorurteile fast einen Reiz mehr bildeten, nicht länger passen. Die männliche Hauptperson verliebt sich vermeintlich auf Lebenszeit in eine junge Witwe, die alle Vorzüge einer unwiderstehlichen Schönheit besitzt, doch auch nur diese. Als der junge Mann sie heiratet, ist er einige Jahre lang so glücklich, wie es ein schönheitsliebender Mann nur sein kann, dessen Heim eine Frau teilt, die entzückend aussieht, lieblich duftet und ihn aufrichtig liebt, wenn auch mit anspruchsvoller, eifernder Liebe.

Das Schicksal will, daß diese reizend schöne Dame eine fast erwachsene Tochter mit in die Ehe bringt, die, ehe sie von Renius' Neigung zu ihrer Mutter etwas ahnt, sich leidenschaftlich in ihn verliebt hat und nun bei der Verlobung in so heftige Aufregung gerät, daß sie — für einige Zeit — der Mutter Haus verläßt. In dieser bald herangewachsenen Tochter, die sich zu einer feinfühlenden, verschlossenen, selbständigen Persönlichkeit entwickelt, hat der Verfasser die neue Frau schildern wollen, wie er sich sie vorstellt, als ein Wesen, das mit eigenen Augen das Leben ansieht, des Herkommens nicht achtet, strebenden Geistes ist und sich ihre Gesetze selbst schaffen will. Auch ein Fach hat sie wie der Mann, und nach und nach zeigt sich, daß das junge Mädchen besondere Anlagen für die Baukunst hat.

Das bewegende Moment des Buches beruht nun darauf, daß Renius, ein heller Kopf und ehrenwerter Charakter, immer mehr Auge für die geistige Bedeutung seiner Stieftochter gewinnt, sich ferner beide Frauen allmählich verwandeln, die eine unter dem Einfluß ihrer zurückgedrängten und durchaus beherrschten, die andere

unter dem ihrer offenen Leidenschaft für ihn. Der Eifer, Renius für sich zu behalten, bringt die schöne Frau Lotte dahin, sich jedweden Mittels zu bedienen; sie steckt sogar ihr Landhaus in Brand, um ihn in Berlin mehr für sich zu haben. Und wider Willen bringt sie ihn durch Unliebenswürdigkeit, Herrschsucht, Argwohn und Spionage erst recht zum Bewußtsein seiner Gefühle für die Tochter.

Zuletzt ist er so weit, sie bitten zu müssen, ihm seine Freiheit zurückzugeben. Er ist zu der Überzeugung gelangt, daß er und Ursine ein höheres Anrecht haben, einander anzugehören. Frau Lotte versagt ihre Einwilligung und beharrt auf ihrer Weigerung. Da nähern er und Ursine sich trotz dieser Weigerung einander. Sie nehmen das Odium einer solchen Handlungsweise auf sich und bekommen das Urteil der Welt darüber zu fühlen.

Wie man sieht, hätte der Bruch mit der alten und die Hingebung an die neue Zeit nicht schärfer oder herausfordernder dargestellt werden können, als indem ein und derselbe Mann solchermaßen von der Mutter zur Tochter hingezogen wird. Die Ehe des Stiefvaters mit der Tochter ist ja überdies nach den Gesetzen aller Länder verboten. — Daher hat denn auch der Verfasser, der ja kein Interesse an der Verletzung jenes Gefühls hatte, das eine Mutter um ihrer Tochter willen zu verlassen verbietet, dem von ihm vorgelegten Fall den ärgsten Stachel benommen. Ursine ist, ohne es selbst zu ahnen, gar nicht die Tochter von Frau Lotte, sondern die ihres verstorbenen Mannes, die er außer seiner Ehe mit der schönen Frau gezeugt hatte, die aber diese in ihrer Herzensgüte gleichwohl als ihr eigenes Kind annahm: damit wird allerdings der Leidenschaft zwischen Ursine und Renius das halb Verbrecherische genommen; dafür aber steht Frau Lotte in so schönem Lichte und besonders als so vorurteilslos da, daß sie sich nunmehr unleugbar weit weniger dazu eignet, die vorurteilsvolle Frau von ehedem zu vertreten. Außerdem liegt hierin ein Zugeständnis an das Publikum; denn man fühlt, daß der Verfasser das Verhältnis auch dann gutgeheißen hätte, wenn Ursine Frau Lottes eigene Tochter gewesen wäre.

Einen Vorzug des Buches bildet es hingegen, daß der Gedanke an Frau Lotte dem jungen Glück des Paares gründlich Eintrag tut. Als Ursine schwanger ist und deshalb unter der Verachtung der Leute leiden muß, ist sie sogar nahe daran, in

deren Geringschätzung eine Strafe für Schuld zu erblicken. Doch mit vieler Energie, mit einem Ernst, der beweist, daß der Verfasser nicht bloß ein Mann mit Phantasie, sondern mit Rückgrat ist, stempelt Renius dieses Gefühl als Krankhaftigkeit und spricht sich und ihr das Recht zu, die Formen ihrem echten Inhalte nach zu biegen.

Am Anfange des Buches bietet ein Weib, das mit Fayencen und Steingutwaren handelt, Ursine ein grünes Huhn an, das oben einen kleinen schmalen Schlitz hat; es ist eine Sparbüchse. — „Aber wie bekommt man seine Schätze wieder heraus?“ fragt das junge Mädchen. — „Denken Sie einmal nach!“ antwortet die Frau. Und als Ursine sich keinen Rat weiß, gibt sie ihr lächelnd den Wink: „Wenn man was nicht biegen kann, muß man es brechen.“

Diese Antwort ist die Losung des Romans. Dies grüne Huhn wird daher Ursines Wahrzeichen und der Titel des Buchs. Es liegt eine gewisse frische Männlichkeit darin.

Etwas altväterisch ist es, daß Reicke, um die Erzählung zu einem glücklichen Abschluß zu bringen, Frau Lotte bei einem Ritt vom Pferde stürzen und sich den schönen Hals brechen läßt, so daß die Liebenden, nachdem sie einigermaßen verkannt wurden, eine richtige Ehe eingehen können. Komisch wirkt es überdies auf einen Nordländer, daß Renius und Ursine während ihres regelwidrigen Zusammenlebens, als man ihnen in Deutschland den Aufenthalt allzu sehr verbittert, eine Zufluchtsstätte in dem freisinnigen Christiania suchen. Bekanntlich befindet sich indessen Pastor Klavenaes dort und dürfte, ob auch in Anbetracht der lokalen Verhältnisse zu den freisinnigen Priestern gezählt, das seinige dazu beitragen, Norwegen von dem Paare zu säubern. Nach neudeutscher Weise hält Georg Reicke die Norweger sogar für so hochgradig modern, daß sie dem seiner Immoralität halber aus Deutschland halb und halb vertriebenen Renius eine Stelle an der Universität von Christiania anbieten. Selbstverständlich ist Norwegen das Musterland — nur umgekehrt — in Bezug auf öffentliche Moral. Björnson hat nicht umsonst seine Vorlesungen über Einehe dort oben gehalten, und es gibt gewisse Dinge, wo die Universität Christiania keinen Spaß versteht.

Die Nebenfiguren des Stückes, ein etwas farbloser Schwarm, der sich zumeist in Künstlerkreisen bewegt, mahnt einigermaßen an

derartige Gestalten bei Paul Heyse. Nur eine davon hat ein etwas kräftigeres Sondergepräge.

Wenn nur nicht der neue Berliner Bürgermeister so sehr mit Arbeit überhäuft wird, daß ihm fortan keine Zeit zum Schreiben bleibt.

Ludwig Jacobowski

Außerhalb der deutschredenden Welt verfolgt man im gegenwärtigen Augenblick die junge deutsche Literatur nicht mit sonderlichem Interesse. Noch am lebhaftesten dürfte dasselbe in Frankreich sein, wo infolge eines bei der Jugend längst beobachteten Umschwungs sich die Sieger von 1870, schon aus Trotz gegen das ältere Geschlecht, künstlerischer Sympathie und Teilnahme zu erfreuen haben. In Deutschland selbst aber hatte das von dem nationalen Aufschwung gezeitigte starke Selbstgefühl eine Aufmerksamkeit für alles dämmernde Leben, eine Liebe zu allen aufkeimenden Talenten im Gefolge, die man anderswo nicht kennt, beispielsweise nicht im Norden, wo sich die Talente auf dem beschränkteren Gebiete dichter zusammenscharen, im Verhältnisse weit zahlreicher sind und sich im Grunde nicht selten zu einer feineren Entwicklung durchringen.

Als ein Beweis für die Zärtlichkeit, mit der man in Deutschland junge Talente hegt, sei nur erwähnt, daß über den im verflossenen Dezember im Alter von nur 32 Jahren verstorbenen Ludwig Jacobowski schon bei seinen Lebzeiten zwei Flugschriften herausgegeben wurden — nicht polemische etwa, sondern um der Lesewelt sein Wesen, das doch gar keine Rätsel darbot, zu erklären.

Ludwig Jacobowski wurde am 21. Januar 1868 in Posen, in dem im Kreise Inowrazlaw gelegenen Städtchen Strelno, einer ärmlichen, trübseligen Gegend, als Sohn jüdischer Eltern geboren. Die Mutter war beständig bettlägerig, der Vater lief als kleiner Handelsmann umher, um mühselig für sie und fünf Kinder das Brot zu verdienen; sie starb nach achtzehnjähriger Krankheit, und zwei der Kinder sanken im zarten Alter ins Grab. Aus der deutsch-polnischen Gegend siedelte der Vater nach Berlin über, wo der Knabe zur Schule geschickt wurde, Schiller kennen lernte und seine leidenschaftliche Lernbegier befriedigte. In seiner ersten Jugendzeit brach eine neue

Literaturbewegung in Deutschland unter Eindrücken aus dem Auslande (dem Norden, Frankreich und Rußland) an, später kam der Einfluß Nietzsches hinzu, und bei dem damals im Grunde mehr heftigen als fruchtbaren Kampfe gegen die ältere Generation stand der junge Student natürlicherweise ganz auf Seite der Aufstrebenden. Kaum zwanzig Jahre alt, trat er als Lyriker mit einer Gedichtsammlung „Aus bewegten Stunden“ auf.

Er war klein und häßlich, stotterte stark und schielte leicht, machte aber nichtsdestoweniger durch sein seelenvolles Wesen auf nicht wenige einen angenehmen Eindruck. Er begann als ein Grübler und Zweifler, ein Leidender um seiner selbst und anderer willen, ein Schwärmer für die erlösende Wahrheit und die heilige Poesie — wie alle begabten Schuljungen mit metrischem Talent. Er studierte in Berlin und in Freiburg im Breisgau deutsche Literatur, Geschichte und Philosophie, beschäftigte sich außerdem mit Volkswirtschaft. Er verlobte sich mit einem jungen Mädchen, dessen blonde Schönheit er besungen und beschrieben hat. Am Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre trat er, so jung und so schlecht zum Redner ausgerüstet er war, häufig in antisemitischen Volksversammlungen auf, den erhitzten Massen standhaltend, um ihnen zu beweisen, wie unrecht sie seinen Stammesgenossen täten, deren deutschnationale Gesinnung, in der er selbst lebte und webte, zu bezweifeln. Man kann sich vorstellen, wie ihm in solchen Fällen gelegentlich begegnet wurde, und wie nahe ihm das bei seiner ungemeinen Empfindlichkeit ging.

Es ist keine Übertreibung, daß die antisemitische Bewegung maßgebenden Einfluß auf sein Leben gewann. Dies beruhte nicht auf seiner Abstammung. Wie viele jüdische Schriftsteller und Dichter gibt es nicht in Deutschland und Österreich, in deren Werken nichts von ihr zu spüren ist. Es beruhte auf seiner Feinfühligkeit Demütigungen gegenüber, seiner Naivetät, sich als rein deutsch aufzufassen.

Es trugen auch noch eine Reihe schwerer Verluste, die er in wenigen Jahren durch den Tod erlitt, das ihrige dazu bei, ihn zu dem zu machen, was er war. Er verlor einen Freund nach dem anderen, die Mutter, den Vater, den einen seiner Brüder, den zweiten. Als er 1891 von des letzteren Begräbnis nach Hause kam, erfuhr er, daß seine junge, heißgeliebte Braut am Typhus gestorben sei.

Jacobowski hat in der Erzählung „Mein blinder Freund“, die sich in der Sammlung „Satan lachte“ befindet, eine anmutige Schilderung von ihr gegeben und ihr eine Gruppe rührender Verse in seiner Gedichtsammlung „Leuchtende Tage“ gewidmet. Von ihrem Verluste mag die zarte Wehmut- und Sehnsuchtstimmung berühren, der man fast überall in seinen Schriften begegnet.

In dem oben erwähnten Buche „Satan lachte“ sind zwei kleine Erzählungen aus dem alten Berlin, eine aus dem sechzehnten, eine aus dem achtzehnten Jahrhundert, kleine Sachen, doch so vorzüglich, wie dergleichen nur irgend gemacht werden kann. Er hat auch eine Novelle „Der kluge Scheikh“, die in Nordafrika spielt, geschrieben, dem Umfange nach eine Kleinigkeit wie die beiden anderen Erzählungen, doch in hohem Grade anschaulich, mit ihrer gelassenen Darstellung barbarischer Leidenschaftlichkeit und Rachsucht. In solchen einfachen Dingelchen zeigt sich Jacobowski als ein Abkömmling Kleists. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, möglich, daß sich die Gabe farbenreicher, plastischer Darstellung, die sich hier andeutet, zu etwas Bedeutendem bei ihm entfaltet hätte.

In seinem Lebenswerke, wie es vorliegt, wirkt er jedoch nicht durch diese Gabe, sondern einzig mittels seiner Fähigkeit, durch ausgesprochene oder gebundene Lyrik, sowie durch einen Hang zu schmerzlicher Reflexion das Gemüt zu bewegen.

Zwei seiner Werke sind besonders wertvoll, der Roman „Werther“ und die Gedichtsammlung „Leuchtende Tage“. In ihnen beiden tritt die seelisch empfängliche und künstlerisch schaffende Persönlichkeit mit ihrem Stolz und ihrer Wärme mit deutlichen Zügen hervor.

Der Roman „Werther, der Jude“ ist ergreifend. Der Titel führt irre, denn das Werthermotiv hat für die Ökonomie des Buches wenig zu bedeuten. Wovon es handelt, das ist die dermalige Stellung des jungen jüdischen Studenten in der bürgerlichen Gesellschaft Deutschlands, sein Seelenleben, seine Demütigungen, die Kämpfe, die er zu bestehen hat, die Enttäuschungen, die er erfährt. Es ist erstaunlich, daß dieser Roman von einem erst Dreiundzwanzigjährigen geschrieben wurde. Der Plan des Buches ist trefflich entworfen und mit sicherer Hand ausgeführt. Die meisten Gestalten sind mit Meisterschaft gezeichnet. In erster Reihe das kleine, blonde Mädchen, das der Held liebt und das

nach langem Sträuben seine Geliebte wird, dann die Hauptperson selbst, deren Psychologie mit einer überraschenden Gabe des Selbstverständnisses, der Selbsterkenntnis klargelegt ist; denn es waltet für den Leser kein Zweifel ob, daß Held und Verfasser sich in diesem Jugendwerke decken. Der berühmte Roman des dänischen Schriftstellers Goldschmidt, „Ein Jude", ist zwar besser geschrieben — dänischer Erzählerstil dürfte, wo er auf der Höhe steht, dem deutschen stets überlegen sein — allein ein so überströmendes Gefühlsleben hat er nicht; er ist weder so jugendfrisch noch so echt in seiner Tragik. Dieser künstlerisch aufgebaute, doch ohne sonderliche Kunst erzählte Roman ist herzergreifend, ein Stück lebendigen Lebens, pulsierend und warm, und der Held selbst ist sensitiv wie eine Mimose, grausam gegen das Wesen, das ihn liebt, wie ein Schwächling, und rechtlich wie ein ungewöhnlicher Mann. Er verabscheut die Fehler und Laster seines Stammes, er will selbst nach Goethes Wort „edel, hilfreich und gut" sein, und sein ganzer Stamm soll es mit ihm sein. Allein er hat die Schwächen und Fehler der Jugend. Er kann als junger Student den Kameraden gegenüber nicht von seinem Liebesverhältnis schweigen und wird u. a. dadurch gezwungen, planmäßig das junge Mädchen, das er liebt, zu verführen, und, was noch schlimmer, er macht es unglücklich durch den unseligen Hang, der in seiner Seele liegt, diejenigen zu peinigen und zu quälen, über die er seine Macht empfindet.

Gibt es einen Menschen, den er hochschätzt, so ist dies sein Lehrer, ein alter Philologe; doch dessen junge, schöne Gattin wirft ein Auge auf den Studenten, der sich schließlich schwach zeigt und ihren Reizen nicht zu widerstehen vermag. Diese Partie ist richtig gedacht, doch so ängstlich angedeutet, daß sie in der Ausführung gänzlich verfehlt ist. Um so meisterhafter ist die der Katastrophe. Diese letztere wird dadurch herbeigeführt, daß der greise Vater des Helden, der, ohne eigentlich schlecht zu sein, in halb mittelalterlichen Begriffen des Judentums von zulässigem Handel erzogen, durch eine ihn selbst bereichernde Aktienunternehmung die Menschen, die sein Sohn am wenigsten schädigen möchte, in den Abgrund stürzt. Nicht einem von allen jenen, die er am meisten verehrt und an denen sein Herz hängt, kann der junge Mann mehr in die Augen sehen. Er ist dem Gram und der Schmach preisgegeben, und so wenig versteht ihn der Vater, daß er auf sein schlaues Geschäft

2*

förmlich stolz ist. Der Sohn verfällt in eine schwere Krankheit, und in seinem zerrütteten Zustande erfährt er, daß das junge Mädchen, das er liebte, in dem Glauben, er hätte es verlassen, aus Furcht vor der Entdeckung der Folgen, die das Verhältnis hatte, den Tod in den Wellen der Spree gesucht habe. So macht er denn seinem eigenen Leben durch Selbstmord ein Ende.

Die Erzählung birgt ein solches Studium der Wirklichkeit, eine solche Innigkeit der Darstellung, daß meines Wissens kein neuerer deutscher Roman so stark wirkt wie diese Beichte eines Jünglings, diese seine anklagende Klage. Und indem ich diese Worte niederschreibe, tut es mir bitterlich leid, sie nicht gesagt zu haben, solange der Verfasser noch am Leben war. Nach seinem Tode habe ich alle seine Bücher, die er mir zuzusenden pflegte, vorgefunden. In jenen Roman hatte ich sogar, um gelegentlich seine Briefe zu beantworten, mir seine damalige Adresse eingezeichnet. Wenn die Anzahl der einem Kritiker Tag für Tag zugehenden Bände allzusehr anschwillt, ist es ihm beim besten Willen nicht länger möglich, auf die Sendungen einzugehen. Nur schmerzt dieser Umstand mich um so mehr, als ich Grund habe, zu glauben, daß Jacobowski sich meine scheinbare Gleichgültigkeit zu Herzen nahm.

Sein nächstes größeres Werk „Loki, der Roman eines Gottes" wird in Deutschland von der literarischen Kritik weit höher gestellt als Werther, doch mit großem Unrecht; es ist ein ganz mißlungenes Buch, wenngleich in dessen Anlage etwas Sinnreiches liegt. Ich hatte die Kenntnis des nordischen Götterglaubens und altnordischen Wesens in Deutschland für verbreiteter gehalten, als dies außerhalb des Kreises der Germanisten der Fall sein kann, nachdem niemandem auffiel, daß diese Dichtung jedes Hauchs von nordischem Geiste entbehrt. Sie verstößt in einer Weise dagegen, als wäre sie von einem Franzosen geschrieben, der ein wenig in ein mythologisches Handbuch hineingeguckt hätte. Jacobowski hat den Stoff zurechtgerenkt, um ihn zum Organ für Grundgedanken zu machen, denen verwandt, die im Werther zum Ausdruck kommen. Loki den Göttern gegenüber, das ist der verachtete, übel behandelte Jude in der christlichen Gemeinschaft, den Demütigungen und Unrecht zum verbitterten Empörer machen, böse und groß zugleich. Doch wie wenig haben hier Form und Inhalt miteinander zu tun!

Jacobowski springt beliebig mit dem in den Eddas Gegebenen

um. Auf dem Shirtingeinbande ist ein Bild Sigyns zu sehen, die in einer Schale das von der Schlange träufelnde Gift auffängt. Im Buche selbst aber wird Loki durchaus nicht auf die hierdurch angedeutete Art gestraft; darin ist weder von einer Fesselung an den Felsen, noch von einer Schlange die Rede, und Sigyn ist hier nicht Lokis Gattin, sondern das steinalte Weib, das als seine Pflegemutter sich ihm geopfert hat. Die Willkür geht so weit, daß Freia an unerwiderter Liebe zu Loki krankt und Balder nicht durch Höders Schuß stirbt. Dagegen ist der Mythus zu einem wahren Repertorium moderner Instinkte und Leidenschaften geworden; Loki ist der Anstifter der sozialen Revolution, ruft die Sklaven gegen die Jarle unter die Waffen und richtet ein greuliches Blutbad an. Obschon es ihm gelingt, Balder zu töten, gerät er schließlich dennoch in Verzweiflung, da Balders Nachkomme, sein Sohn, der am Schlusse des Buches als die Macht des Guten auftaucht, stärker ist, als Haß und Rachsucht.

Man flüchtet von diesem stillosen Werke gern zu Jacobowskis letzter großer Gedichtsammlung „Leuchtende Tage“, die alle die Erinnerungen, die am tiefsten in sein Leben eingriffen, in sich schließt. Es ist Gefühlspoesie und Reflexionspoesie, doch hohen Ranges. Für einen nordischen Geschmack ist zu viel Betrachtung und zu wenig Anschaulichkeit in den Gedichten, in den erotischen bisweilen etwas wie Prahlerei, überdies ein wenig viel von Tod und Grab die Rede. In der Kunst dürfte das Greifbare dem Ergreifenden vorzuziehen sein, doch läßt sich beides vereinigen, und es finden sich hier geistvolle und herzergreifende Gedichte, die eine Situation hinwerfen und eine Stimmung heraufbeschwören.

Ein großes Verdienst hat Jacobowski, wie es in Deutschland einzig in seiner Art ist. Unter dem Eindruck von J. P. Jacobsens Wort: „Licht übers Land, das ist, was wir gewollt“, gab er gute Bücher in spottbilligen Ausgaben für das Volk heraus. Als andere an Goethes 150jährigem Jubeltage ihn mit kostspieligen Ausgaben und noch kostspieligeren Denkmälern feierten, sammelte er mit Fleiß und Umsicht alles Erlesenste und leichter Faßliche von Goethe, gab es in einem dicken, kleinen Bande für den Preis von zehn Pfennig heraus, und tat hierdurch mehr für das Verständnis Goethes im deutschen Volke als jene, die ihm kostbare Statuen errichteten.

Gabriele Reuter

Vor einem Jahrzehnt wurde ein kleiner Kreis in den nordischen Landen durch die Mitteilung überrascht, daß ein bekannter und geachteter schwedischer Schriftsteller eine eheliche Verbindung mit einer jungen Norwegerin geschlossen habe, ohne sich sei es dem bürgerlichen oder dem kirchlichen Ehezeremoniell zu unterwerfen. Das Paar hatte dieses durch einen von ihnen veröffentlichten Vertrag ersetzt, in welchem Bestimmungen über die ökonomische Seite ihres Zusammenlebens, sowie Anordnungen getroffen waren, was im Falle der Geburt von Kindern zu geschehen hätte, wenn die Verbindung nach dem Wunsche eines der Partner aufgelöst würde.

Die Achtung, die beide mit Recht genossen, wirkte dem im ersten Augenblicke entstandenen sozialen Ärgernisse nicht wenig entgegen, und allmählich gewöhnten sich die Zeitgenossen, in dieser Verbindung eine Ehe wie eine andere zu sehen.

In Deutschland ereignete sich vor ungefähr ebenso langer Zeit ein in ähnlicher Weise, nur noch stärker vom gesellschaftlichen Herkommen abweichender Vorfall, an den sich die Gesellschaft nichtsdestoweniger gleichfalls gewöhnte, ja den sie gut hieß. Eine junge Dame aus angesehener Familie war verlobt. Die Hochzeit stand nahe bevor, und daß sie baldigst stattfände, mußte als wünschenswert betrachtet werden. Der junge Mann hatte auch nichts anderes im Sinn. Da erklärte die junge Dame, wie sie nunmehr ihren Bräutigam und sich selbst kenne, vermöchte sie einer Ehe zwischen ihnen beiden nicht mit Zuversicht und Freude entgegenzusehen, und löste denn die Verbindung.

Einige Zeit darauf wurde sie Mutter, schämte sich dessen nicht, verbarg es nicht, sondern bekannte sich zu ihrem Kinde, nachdem sie dessen Vater verschmäht hatte, und begann in der Stille seine Erziehung. Da die Handlungsweise der jungen Dame der in der Gesellschaft üblichen so entschieden widerstritt, wurde ihr Vorgehen von einigen verurteilt; dafür erregte es bei anderen, besonders bei begeisterten Verfechterinnen der Frauenemanzipation, Bewunderung, und die Aufmerksamkeit blieb auf die Dame als auf einen ungewöhnlichen und tapferen Charakter geheftet. Hierzu gesellte sich bald die Anerkennung ihrer ganz bedeutenden dichterischen Begabung.

Von Gabriele Reuter habe ich zwei Werke gelesen, gute Bücher alle beide, doch sehr verschieden an Wert. Das eine, ihr neuestes vermutlich, der Roman Ellen von der Weiden, erzählt in gediegener Weise das Leben einer Frau, die sich bedeutend über den Durchschnitt erhebt. Sie ist in innigem Zusammenleben mit der Natur aufgewachsen, ist selbst ein kräftiges und einnehmendes Stück Natur und trägt das Ideal eines Mannes in sich, in dem die Natur mit Urgewalt zum Durchbruch käme. Sie vermählt sich mit einem tüchtigen und achtbaren Manne, zu dessen korrektem Wesen das ihrige nicht paßt, entdeckt allmählich die zwischen ihnen herrschende Ungleichartigkeit, begegnet einem anderen Manne, der sie erst durch seine Kunst, dann durch seine Persönlichkeit gänzlich gefangen nimmt, und weiht sich, nachdem sie in dem Verhältnisse, das sie mit ihm anknüpfte, abermals eine Enttäuschung erlebt hat, mit ganzer Seele der Erziehung ihres schwächlichen und kränklichen Kindes. Diese Geschichte ist mit dem Verständnisse einer Frau für das Gefühls- und Stimmungsleben des Frauengemütes erzählt, doch teils ist sie an sich nicht sehr merkwürdig, teils leidet sie in hohem Grade unter der Form, unter der sie vorgebracht wird, der unkünstlerischen und schlaffen Tagebuchform, zu der sich eine Schriftstellerin wie Gabriele Reuter für zu gut halten sollte.

Das zweite Buch hingegen, das den Titel „Aus guter Familie“ und den Untertitel „Leidensgeschichte eines Mädchens“ trägt, hat nicht bloß eine weit festere Form, sondern die Bedeutung einer Urkunde. Es ist eines der gewichtigsten Aktenstücke der heutigen Zeit über den Zwang, den in konservativ gesinnten Familien gewisser Gesellschaftsschichten liebevolle Eltern auf das Gemüt des jungen Mädchens üben, die Gewaltsamkeit, mit der es bearbeitet wird. Man trichtert der Jungfrau so lange Unterwerfung unter die Regel ein, bis sie zuletzt alles Selbstvertrauen und alle Selbständigkeit verliert. Ihrem Geiste wird so lange alle kräftige Nahrung vorenthalten, bis sie im Lebenskampfe untüchtig wird, und man lehrt sie ihr Temperament so gewaltsam unterdrücken, daß dieses schließlich reagiert und sich in Nervenkrisen, Hysterie oder zeitweiliger Gemütskrankheit entladet.

Als Kunstwerk steht dieses Buch nicht über den meisten deutschen Romanen, die sich mit Gemächlichkeit fortspinnen. Man erkennt den großen Schriftsteller an seiner Gabe, zusammen-

zudrängen; der Deutsche ist immer weitschweifig. Hätte Voltaire wie die Deutschen geschrieben, er würde statt eines halben Hunderts vierhundert Bände hinterlassen haben. Doch macht sich ja eine Dame, die schreibt, nicht leicht von dem bei ihrem Volke herrschenden Kunststile los. Gabriele Reuter ist es genau so natürlich, die Lebensgeschichte einer Frau auf 380 Seiten zu erzählen, wie Jeanne Marni, sie auf sechs Seiten wiederzugeben. Doch nicht die Kunstform ist hier die Hauptsache, sondern die geistige Überlegenheit, die seltene Reife und die tiefe, erschöpfende Kenntnis der Frauenseele bei den höheren Ständen Deutschlands, die Gabriele Reuter an den Tag gelegt hat. Ihrem Buche wurde hierdurch ein ungemeines Gewicht verliehen, und wie sehr man in ihrem Vaterlande dessen Bedeutung zu würdigen wußte, erhellt aus dem Umstande, daß es binnen wenigen Jahren zehn Auflagen erlebt hat.

Vortrefflich ist gleich von vornherein die feine, vornehme, rehartige Gestalt angelegt; sie hebt sich deutlich von den glatten oder klugen und plump koketten Freundinnen ab. Dann der Zug der Überspanntheit und Unkenntnis des wirklichen Lebens, den die Erziehung bei ihr hervorrief. Ob dieser wirklich bei einem jungen und nicht affektierten Mädchen so weit gehen kann, daß sie während ihrer Backfischverliebtheit in Lord Byron förmliche Eifersucht auf die Gräfin Giuccioli empfindet, muß die Verfasserin wissen. Bezeichnend ist der Schreck oder die Verblüffung, die sie empfindet, so oft ihr die derbe, häßliche Wirklichkeit in den Beziehungen der beiden Geschlechter entgegentritt; so, als sie die Verbindung ihres verlobten Bruders mit dem kleinen Dienstmädchen entdeckt, und später, als sie erfährt, daß der Mann, den sie vom weiten anbetet, ein uneheliches Kind hat. Richtig, wenngleich seltsam, erscheint der Zug, daß das junge Mädchen in einem völlig eingebildeten Verhältnis zu einem von ihr vergötterten Manne leben kann, ohne zu begreifen, daß sie gar nicht für ihn existiert. Und meisterhaft ist der Umschlag gezeichnet, der sich in Agathe vollzieht, als sie, in der Angst, am Ende ganz und gar ledig zu bleiben, darein willigt, den ältlichen, recht abstoßenden Lebemann zu nehmen, für den sie nie auch nur einen Funken Liebe gehegt hat, und der sie aufgibt, als er erfährt, ihr Vater hätte sein Vermögen eingebüßt.

Der lehrreichste Grundzug des Buches ist wohl der, daß die Eltern, die nur Agathens Bestes wollen und deren Liebe zu ihr

auch ganz groß und echt ist, dennoch in ihrer Beschränktheit ihrer Intelligenz wie ihrem Willen stets nur Zwang antun, bis sie die Eigenliebe, deren man im Leben unabweislich bedarf, glücklich in ihr erstickt haben. Wenn sie, die einst ein so lebensfrohes und herzgewinnendes Wesen, so zuversichtlich und beherzt war, schließlich wie ein Wrack scheitert und wie ein Lappen zusammenfällt, so hat zwar das Gesellschaftsnetz, in dem sie eingesponnen war, lähmend auf ihre Kräfte gewirkt, seine innersten Maschen haben aber doch die beiden häuslichen Spinnweben, der Vater und die Mutter, so künstlich zu knüpfen gewußt.

Fein ist das Verhältnis zur umgebenden Welt gleich zu Beginn bei der Konfirmation angedeutet, da Herweghs Gedichte als Geschenk des Vetters Verwunderung und leisen Unwillen erregen, konfisziert und durch ein frommeres Buch ersetzt werden, während „Des Weibes Leben und Wirken als Jungfrau, Gattin und Mutter" einen Ehrenplatz einnimmt. Logisch aber gipfelt das Buch in Agathens verzweifelter Haltung eben jenem Vetter, dem sozialistischen Schriftsteller, gegenüber, den sie auf dem Sprunge steht, grenzenlos zu lieben, dann aber durch Eifersucht reizt und sich für immer entfremdet.

Es wäre interessant, einen mit Verständnis durchgeführten Vergleich zwischen den Zuständen in Familie und Gesellschaft, wie sie uns hier vom neuen deutschen Reiche geschildert werden, und den in den konservativen Familien Dänemarks und Norwegens herrschenden anstellen zu sehen. Gewisse Verschiedenheiten sind unzweifelhaft vorhanden, und möglicherweise — nur möglicherweise — haben die Verhältnisse im Norden ein etwas helleres Gepräge.

Jakob Wassermann

Seit langer Zeit hat in Deutschland kein Roman solches Aufsehen erregt wie „Die Geschichte der jungen Renate Fuchs" von Jakob Wassermann. Er war vergangenes Frühjahr von allen Büchern das meist besprochene und meist gelesene. Er reizt durch die unvergleichliche Anmut, die stolz-nachlässige Grazie der jungen weiblichen Hauptperson. Der Roman ist kein Erstlingswerk, er schließt sich sogar durch die Wiederaufnahme derselben Personen eng an

eine der früheren Dichtungen Wassermanns „Die Juden von Zirndorf“ an, doch ist der Autor noch ein ganz junger Mann.

Daß seine letzte Arbeit große Aufmerksamkeit erregte, war keineswegs unberechtigt; denn er hat ein inhaltreiches Buch geschrieben. Er verfügt über ein großes inneres Magazin, Lebenseindrücke in Hülle und Fülle, vielerlei Empfindungen und Stimmungen, etliche leitende Gedanken, eine innere Galerie von mehr oder minder deutlich umrissenen Personen. Er ist ein wahrer Dichter.

Er ist jedoch kein Bildner. Und er hat so viel zu lernen, um es zu werden, scheint zudem in einer so unglaublichen Unwissenheit über seine Mängel befangen zu sein, daß es vorläufig dahingestellt bleiben muß, ob er jemals einen Roman schreiben wird, durch den ein entwickelter Mensch sich nicht im Schweiße seines Angesichts hindurcharbeiten müßte.

Bei Wassermann als Romanschriftsteller sind die Fehler der deutschen Schule in einer Weise ausgebildet, wie (unter denen, die überhaupt mitzählen) kaum bei einem zweiten Dichter deutscher Zunge. Wäre man nicht eines Besseren belehrt, man möchte schwören, daß er von romanischem Geist und romanischer Form auch nicht die leiseste Vorstellung gewonnen, noch je auch nur einen einzigen guten französischen Roman mit künstlerischer Ausbeute gelesen habe. Auch nicht der Versuch einer Komposition macht sich bei ihm geltend.

Der Mangel an Übersichtlichkeit kann einen bei seiner Erzählungsweise förmlich aus dem Häuschen bringen. Nirgends fühlt man die ordnende und verteilende Hand des Künstlers. Man windet sich wie durch eine klebrige Masse hindurch. Wenn die Handlung eines Ruhepunktes bedarf, führt Herr Wassermann fünfundzwanzig neue Personen ein. Sie wimmeln aus allen Ecken und Enden des Buches hervor. Man vergißt die Namen und vermag diese zahllosen Nebenpersonen nicht auseinander zu halten. Der Verfasser packt den Stoff zu einem halben Dutzend Bücher in ein einziges, wie man seine Reiseeffekten in einen zu kleinen Koffer preßt, und das Buch würde nur gewinnen, wenn eine kundige Hand alle nicht streng dahingehörigen Gestalten, Gespräche und Episoden daraus entfernen würde. Was nach der Absicht des Verfassers den Eindruck des Lebens selbst hervorrufen soll, macht nur den einer dilettantischen Kunst.

Wassermann ist von jüdischer Abstammung und betont diese Abstammung durch die Wahl seiner Stoffe. Bei ihm, wie bei einigen andern jüngeren Schriftstellern desselben Blutes rings in Europa, hat sich (infolge der Gegenwehr wider den in allen Hauptländern mächtig auflodernden antisemitischen Rassenhaß) ein so leidenschaftliches, jüdisches Nationalgefühl entwickelt, daß man, neben allen den entfesselten Chauvinismen, die Europa heimsuchen, nun auch noch mit einem jüdischen Chauvinismus rechnen muß.

Um so merkwürdiger ist es, daß sich in Wassermanns Werken — unbeschadet ihrer sonstigen Vorzüge — keine Spur von jüdischem Formsinn findet.

Er ist voll Talent, hat aber keine künstlerische Bildung. Sein Buch setzt mit einem falschen Tone ein. Statt daß der erste Abschnitt auf dessen Vorwurf vorbereitet, beginnt er verblüffend und spannend wie ein Kolportage-Roman: Ein junges Mädchen stürzt am hellen Tage splitternackt aus einem Hause in München und wird, als sie umsinkt, aus Mitleid mit einem Mantel bedeckt. Erst lange nachher erfährt man die Ursache ihres Gebahrens, und zudem ist sie eine Nebenperson: die ganze Szene ist überflüssig. Sie ist nur als der erste Nasenstüber da, den der Leser erhält.

Bei alle dem nun, daß Wassermann kein entwickelter Künstler ist, ist er doch noch weiter davon entfernt, ein Darsteller der Natur zu sein. Er lebt als Dichter in einer andern Welt als der des Alltags, sozusagen in einem innern System von trotzigen Grundvorstellungen, in offener Fehde mit den bei allen Biedermeiern und Frauen, wie sie sein sollen, zu Recht bestehenden Anschauungen, und insoweit er den Verlauf des Lebens und das Schicksal der Menschen selbständig, absonderlich, unter einem Gesichtswinkel schaut, der nie der des gesunden Menschenverstandes, sondern der dichterischer Schwärmerei ist, kann man wohl sagen, daß, ungeachtet seiner Mängel als Künstler, in seinem Buche mehr Kunst als Natur liegt. Ja, man dürfte ohne weiteres es in die Formel zusammenfassen, dies sei Kunst-Kunst, nicht Kunst-Natur.

Renate Fuchs ist ein junges, reizendes Mädchen, kindlich unerfahren, frei von Koketterie, im innersten Wesen gediegen und großgeartet. Ein Herzog aus regierendem Herrscherhause freit um sie, das Kind steinreicher Eltern, und seine Werbung wird von ihr

angenommen. Sie ist ihrem Bräutigam gut, ohne gerade in ihn verliebt zu sein, es ist ihr eben genehm, Herzogin zu werden. Allein der Freiheitsdrang reagiert in ihr. Der Zwang und die Etikette, denen sie sich unterwerfen muß, sind ihr in der Seele zuwider, und als sie eine empörend niedrige und rohe Handlung, deren der Herzog sich vor kurzem schuldig gemacht hat, argwöhnt, beschließt sie, mit ihm zu brechen. Um der verhaßten Hochzeit zu entgehen, verläßt sie heimlich das Elternhaus und flieht mit einem jungen Studenten, Anselm Wanderer, der in sie verliebt ist und sie anbetet, für den sie aber nur ein kameradschaftliches Gefühl hat, nach der Schweiz. Sie sind einander so fremd, und ihr Verhältnis zu ihm ist so unsinnlich, daß sie, als sie mitsammen im Eisenbahncoupé sitzen, noch nie einen Kuß gewechselt haben. Renate fühlte sich im Zusammenleben mit ihm zufrieden; da verliert er plötzlich sein Vermögen, und die materiellen Lebensschwierigkeiten erheben sich vor ihnen. Anselms Charakterschwäche tritt nun immer mehr zu tage. Schließlich kann sich Renate ihm gegenüber eines Gefühls von Verachtung nicht entbrechen. Und nun gerät sie, trotz ihres sich stets gleichbleibenden edlen und vornehmen Empfindens, auf die abschüssige Bahn des Lebens. Sie ringt danach, ihr Dasein selbständig zu gestalten, u. a. auch ihr Brot zu verdienen, und mit großer Tüchtigkeit werden nun die Hindernisse geschildert, die sie zu überwinden hat, die Schlingen, die ihr gelegt werden, etliche von Menschen, welche sie, die zu jung und unschuldig ist, um sie zu durchschauen, halbwegs für sich gewinnen. Eine Gestalt von hohem Rang ist hier der talentvolle, in Grund und Boden verlogene Romanschriftsteller Gudstikker, der noch aus dem vorigen Buche umgeht. Meisterhaft ist besonders die Schilderung einer widerwärtigen Familie namens Samassa, die Renate als Gesellschaftsdame aufgenommen hat, und die sie genötigt ist, eiligst zu verlassen.

Seit lange schon verfolgt eine „dämonische" Persönlichkeit, die ihr Schrecken und Widerwillen einflößt, Renate mit ihren Anträgen. Nun wird sie in ihrer Verlassenheit Peter Graumanns Beute. Er ist ein guter Kopf und eine Verbrechernatur. Er nützt ihre Talente aus, indem er sie zur Variété-Dame macht und aus ihrer Schönheit Kapital schlägt. Sie läßt unter der zwingenden Macht des Schicksals willenlos alles mit sich geschehen, sinkt schein-

bar immer tiefer, reißt sich los, lebt in Armut, ernährt sich kümmerlich mit aufreibender Arbeit der verschiedensten Art und wird endlich ihrer Bestimmung zugeführt, indem sie Wassermanns Helden (aus dem vorigen Buche und überhaupt) Agathon Geyer auf ihrem Wege begegnet, einem jüdischen Schwärmer, dem Ideal in Menschengestalt, der die neue, befreite Menschheit schaffen, den alten Himmel Griechenlands aufs neue über sie wölben will, und in dem sie denjenigen findet, der versteht, vergibt, segensreich wirkt und erlöst. In seine Arme sinkt sie, als er krank auf seinem Sterbebette liegt. Mit seiner letzten Kraft umarmt er sie und wird in ihrem Kinde (es soll und muß ein Sohn sein) in neuer und noch vollkommenerer Gestalt wiedergeboren werden. Wir befinden uns hier außerhalb aller Wirklichkeit, in vollster Zukunftsvision.

Die These des Buches ist die folgende: Renates Leben scheint lauter Unreinheit zu sein; doch sie bleibt rein. Ihr innerstes Wesen ist von ihren Schicksalen unberührt. Sie schreitet durch das Leben wie eine Nachtwandlerin. Sie gibt sich ohne Leidenschaft hin — doch nur um einer Konvenienz-Ehe zu entgehen; dies scheint ein Paradox, ist aber vernünftig. Sie gibt sich aus Grauen hin; das scheint unmöglich, ist jedoch logisch. Sie geht von Hand zu Hand; man dächte, es müßte aus Leichtsinn geschehen, es geschieht aus Schwermut. Als sie endlich das Ideal ihres Lebens, das zugleich dasjenige des Verfassers ist, antrifft, erscheint sie Agathon so unberührt wie eine Jungfrau, und die Umarmung, in der sie sich begegnen, ist die einzig wahre ihres Lebens.

Diese These hat zwei Seiten, eine moralische und eine psychologische.

Moralisch sagt der Verfasser: „Richtet nicht! Ihr legt allzu viel Gewicht auf die Außenseite der Handlung. Blickt tiefer, und ihr werdet Reinheit, selbst bei den scheinbar Gefallenen, finden!"

Dagegen ist kaum etwas einzuwenden. Renate Fuchs ist eine so schöne Gestalt, daß der Leser sofort bereit ist, ihr die vollste Nachsicht angedeihen zu lassen.

Doch psychologisch sagt der Verfasser außerdem: Renate Fuchs war nicht verantwortlich; denn sie handelte wie eine Nachtwandlerin. Und Renate Fuchs war ohne Makel; denn im Innersten blieb sie rein.

Das hat sogleich etwas weit Bedenklicheres.

Was die Nachtwandlertheorie anlangt, so wird kaum jemand bestreiten, daß einen Menschen (zumal eine Frau) von dem Augenblicke an, wo er unter einer Suggestion handelt, keine Verantwortung trifft. Läßt man diesen passiven Zustand sich jedoch so weit erstrecken, daß er das ganze Jugendleben umfaßt, so sollte man wohl folgerichtig ihn über das ganze Leben sich erstrecken, vielleicht sogar bei allen Frauen, möglicherweise überdies bei allen Männern, gelten lassen. Es ist nämlich in dem Buche keine Zeile zu entdecken, wo das Nachtwandeln und die Unverantwortlichkeit aufhören würden. Leider aber wird der Determinismus hohl und leer, wenn er sich in Fatalismus verwandelt. Dem Beobachter bleibt da nichts anderes übrig, als gaffend auszurufen: So mußte es kommen. — Fatalistisch läßt sich alles verteidigen und muß alles verteidigt werden.

Ferner: „Renate Fuchs war ohne Makel, denn im Innersten blieb sie rein.“ In der neueren Literatur begegnet man nicht selten Ausbrüchen eines derartigen Idealismus. Es ist dieselbe Lehre, die Dostojewski uns von seiner Sonja in „Raskolnikow“ verkündet, nur daß er als echter Russe bis zum äußersten geht und aus der Prostituierten überdies eine Heilige macht.

Wie glückt so etwas den Dichtern? Es beruht auf der Behandlungsweise, welche die Ausführung aller jener Szenen überspringt, die sich mit der Lehre nicht vereinigen lassen. In Wirklichkeit liegt nämlich in dieser Behauptung nichts anderes als eine Antithese und ein Paradoxon. Ein Weib, das sich dem ersten besten hinwirft, kann gute Eigenschaften haben, reizend, liebenswürdig sein, es ist jedoch einfach eine Affektation, sie als rein darzustellen und uns einreden zu wollen, ihre Lebensführung hätte nichts mit ihrem Seelenleben zu tun. Darum ist Renate Fuchs Kunst-Kunst, nicht Kunst-Natur.

Es ist ein Buch, das mit Innigkeit, mit Begeisterung und viel Menschenkenntnis im Einzelnen und Kleinen geschrieben ist. Sein Verfasser besitzt ungewöhnliche und reiche Gaben. Allein es ist ein Buch ohne Form, ohne Menschenkenntnis im Großen, wie eines, dessen Idee nur verblüffend ist, nicht wahr.

Maria von Magdala

Während ein jüngeres Geschlecht von Dramatikern in Deutschland heranwächst, ist das ältere nicht untätig geblieben, und ein gar fesselndes Bild ist es für den Betrachter, Ältere und Jüngere miteinander in wertvollen Arbeiten wetteifern zu sehen, in denen ein verschiedenartiger Geist der Kunst und Zeit sich spiegelt.

Vom älteren Geschlechte ist es Paul Heyse, der in jüngster Zeit hervortrat mit zwei schönen Dramen, „Maria von Magdala“ und „Das verschleierte Bild von Sais“, Dramen, die in dem alten Palästina und dem alten Ägypten spielen und von denen das erstere in Prosa, das letztere in Versen ist, doch nicht in den regelrechten fünffüßigen Jamben, sondern größtenteils in einer neuen Versart von nicht geringer Originalität. Wiewohl beide Dramen durch ihre Stoffe dem fernen Altertum angehören, läßt die Art ihrer Behandlung keinen Zweifel über ihre Entstehungszeit aufkommen.

Während „Das Bild von Sais“ von den beiden das theatralisch wirksamere Werk ist, hat das fünfaktige Schauspiel „Maria von Magdala“ den Vorzug des größeren dramatischen Interesses. Welche herrliche Gestalt jene älteste Magdalena, und wie merkwürdig, daß sie die Dramatiker nicht anzog, da doch die Maler der großen Zeit nie müde wurden, sie darzustellen! Denn die Behandlung des Stoffes in den mittelalterlichen Mysterien ist ja nicht der Rede wert. Von heutigen Dichtern hat sie meines Wissens nur Anatole France gereizt. Doch begnügte er sich in seiner meisterlichen Novelle „Der Procurator von Judäa“ damit, ihre Silhouette zu entwersen. Man schreckte vor der dramatischen Behandlung wohl deshalb zurück, weil es unmöglich schien, zu ihr zu dringen, ohne sich zugleich an einer anderen Gestalt zu vergreifen, die sich schwer auf die Bretter der Bühne bringen ließ. Der Versuch des Halbjapaners Sadakichi Hartmann, ein Drama über das Leben Christi aufzubauen, war wenig befriedigend. Heyse hat die Schwierigkeit glücklich überwunden. Obgleich das Stück in Jerusalem in den Tagen vor Jesu Tod spielt, kommt er selbst nicht darin vor. Nur ein einziges Mal vernimmt man seine Stimme. Im ganzen Stück wird sein Name auch nicht einmal genannt.

Maria Magdalena ist bei Heyse Jerusalems schönste Kurtisane. Da dieser Dichter nie andere als schöne und freigeborene Frauen zeichnet, ist sie stolz und selbständig. Mit fünfzehn Jahren wurde sie von ihren Eltern, trotz ihres Widerstandes, einem 40 Jahre älteren Manne, dem reichsten und bösesten in Magdala, vermählt, entfloh aber nach wenigen Jahren nach Jerusalem, wo ihr die goldene Jugend der Stadt huldigt und wo sie einzelne, die ihr gefallen, auszeichnet. Gegenwärtig hat sie einen Mann von trotzigem und verwegenem Sinn zum Geliebten, der sich in Groll über die römische Zwangsherrschaft im Lande verzehrt und nur von der Abschüttlung des Joches träumt. Es ist Judas. Doch seit Wochen ist er ihrem Hause fern geblieben, ohne sie den Grund seines Fernbleibens wissen zu lassen. Das hat sie gekränkt und ihm ihr Herz abwendig gemacht. Wir sehen sie von den vornehmen Jünglingen der Stadt bestürmt, darunter dem Sohne des Hohepriesters, einem schlechten, ausschweifenden Burschen, desgleichen von dem nicht minder vornehmen Römer Flavius, dem Brudersohne des Pilatus. Sie weist alle ab. Doch da Flavius den zurückgekehrten Judas bei ihr trifft, dessen kühne Seele sie soeben pries, sucht er ihn in ihren Augen herabzusetzen. Er höhnt ihn und erzählt ihr, wie ein jüdischer Prophet, den er oft, gleich einem Fürsten geehrt und von allen umdrängt, im Hause seines Nachbars sehe, eines Tags den Tisch umstieß, an dem in der Vorhalle des Tempels Judas als Wechsler saß, was einen solchen Eindruck auf diesen gemacht habe, daß er seit damals dem Propheten wie ein Hund folge. In Marias Gemüt entsteht der heftige Wunsch, den Meister zu sehen, der alle, die ihm nahen, so bezwingt und fesselt.

Mit ihrer prunkendsten Kleidung angetan, kommt sie zu dem Hause des Römers, um den Meister am Werke zu sehen. Da begegnet ihr der Hohepriester, der sie mit Härte und Verachtung behandelt, doch als er von ihrem Vorhaben erfährt, sie zu bereden sucht, ihre Schönheit zu gebrauchen, um jenen Empörer wider die Priesterherrschaft zu verlocken. Es heißt, er habe nie ein Weib berührt; dahin aber wäre sein Heiligenschein, wenn die schöne Maria ihn mit ihren Reizen bestrickte. Vor allen anderen Frauen soll sie dann von der Gemeinde geehrt werden.

Sie weist dieses Ansinnen mit Abscheu zurück. Doch als sie in ihrer Pracht, bedeckt mit Geschmeide, sich dem Kreise der Jünger

und Anhänger Jesu nähert, erhebt sich ein wütendes Geschrei gegen das Weib, das im Ehebruch lebt. Von allen Seiten erschallt der Ruf: Steinigt sie, und vergebens strebt erst Judas, dann Flavius, ihr Leben zu retten. Da ertönt unter plötzlich eingetretener tiefer Stille eine Stimme hinter der Bühne: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ Von nun an ist Maria verwandelt; sie hat nur den einen Gedanken, dem Meister nahe zu sein, dem sie ihr Leben schuldet und dessen Hoheit sie vernichtet und befreit hat.

Im nächsten Akt kommt sie, schwarz gekleidet, im Büßergewand, eine kleine Salbenbüchse in der Hand, zu Simons Haus, darin der Meister beim Mahle sitzt und ein solches Gedränge herrscht, um ihn zu sehen und zu hören, daß immer und immer wieder die Besucher abgewiesen werden. Doch sie fürchtet den Haß und die Verachtung nicht. Kaiphas, dessen Pläne mit Maria scheiterten, wendet sich an Judas und will ihn überreden, den Meister in aller Stille der Obrigkeit auszuliefern, so daß Aufsehen und Volksaufläufe vermieden werden. Judas gesteht, daß er ihn nicht mehr liebe. Als er ihn anfangs hörte und sah, glaubte er, dem begegnet zu sein, der sein Volk dadurch befreien wollte, daß er es aufrief wider die Römer, und dem allein die Macht der Persönlichkeit gegeben war, deren es hierzu bedurfte. Nun aber glaubt er es nicht mehr; durch Flavius kommt er zu der Ansicht, daß die Römer in dem Propheten ihren ausgezeichnetsten Bundesgenossen erblicken; lehrt er doch Unterwerfung in allem Weltlichen und mahnt, dem Kaiser zu geben, was dessen ist. Und Judas empört sich bei dem Gedanken, daß Er, den er so tief bewundert, dem er sich so demütig gebeugt hat, von den Römern eher als Genosse denn als Feind betrachtet werde. Dennoch schlägt er den Antrag des Hohepriesters als unwürdig aus.

Als aber hernach Simon durch eine Hintertür Maria in sein überfülltes Haus einläßt und sie zu des Meisters Füßen gesunken ist, während er beim Mahle saß, diese Füße geküßt, sie mit ihrer Salbe und ihren Tränen benetzt, sie getrocknet hat mit ihrem Haar, und als der Meister sie gegen jene in Schutz genommen, die über ihr Tun murrten, und sie gerühmt als eine, die Freundliches an ihm getan habe, da lodert in Judas der Grimm über die Schamlose auf, die sich vor aller Augen wegwerfe und gleichsam anbiete. Er höhnt sie, an deren Verzückung aller Hohn abprallt, und als

gleich darauf Flavius ihm mitteilt, Pontius erkenne nun, welch ein Freund und Helfer den Römern in dem neuen Propheten erschienen sei — man werde ihn nach Rom senden, ihn dort ehren und Judas schöne Freundin werde ihn sicherlich gern dahin begleiten — da ist das Maß für Judas voll, und er pocht spät nachts an die Tür des Hohepriesters, um auf den Antrag einzugehen, den er erst zurückwies.

Judas Gestalt, die so manchen Dichter anzog, erscheint im Neuen Testament als das fünfte Rad am Wagen — eine ganz überflüssige Figur, offenbar als das düstere Gegenstück der Lichtgestalt gebildet. Der Verräter gegenüber dem Erlöser: doppelt verabscheuungswürdig, weil er (als echte Kontrastfigur) mit einem Kusse verrät. Da er, den er verraten will, allen bekannt ist, öffentlich seinen Einzug in der Stadt hielt, Tag für Tag öffentlich predigt und heilt, nie sich verbirgt oder seinen Feinden zu entgehen strebt, ist eine verräterische Auslieferung vernunftwidrig und unmöglich. Was in der modernen Zeit die Dichter (Tor Hedberg z. B.) interessierte, ist die Begründung des Umschlags von Liebe zu Haß, der sich bei Judas vollzieht. Dramatisch leistet Heyses Begründung Genüge, wobei sie in geistvoller Weise Judas Gestalt mit der Magdalenas verknüpft. Bei Johannes ist ja auch ausdrücklich er es, der Anstoß daran nimmt, daß sie des Herrn Füße salbt.

Im vierten Akt bietet Flavius Maria an, er wolle den Meister dadurch retten, daß er den Soldaten, die ihn bewachen, einen falschen Befehl in Pontius Namen gibt, doch unter der Bedingung, daß sie ihm in selbiger Nacht ihre Gunst schenke. Ihr Seelenkampf wird gezeigt, zuletzt ihre willenlose Ablehnung: sie kann nicht. Dann im letzten Akt der Eindruck der Kreuzigung auf Judas, Flavius und Maria, indes der Zug aus Golgatha zurückkehrt. Flavius beschützt Maria gegen Kaiphas, der sie einkerkern lassen will. Sie ist verzweifelt, Jesu Leben nicht gerettet zu haben, da sie es konnte: doch die Verzweiflung gleitet über in die entzückte Erwartung seiner Wiederkunft.

Nur der Hohepriester ist herkömmlich: der herrschsüchtige, herzlose Prälat. Der junge Römer ist ein Weltmann, genußsüchtig, weder böse noch gut, verständig; eine für den Schauspieler sehr anziehende Figur. Mehrere gute Nebenrollen kommen vor. Aus

Judas Eifersucht und aufrührerischem Geist ließe sich ein Mensch schaffen, der anders und mehr wäre als ein Schurke. Und in Marias Wesen sind große, mannigfaltige Kräfte natürlich gepaart: Sinnlichkeit und Kälte, Stolz und Demut, Bewunderung, die in Dankbarkeit umschlägt, und Begeisterung, die in religiöser Extase gipfelt.

Arthur Schnitzler

Im Laufe von kurzen sieben, acht Jahren hat Arthur Schnitzler sich zum interessantesten Dichter Österreichs entwickelt. Es hält schwer, seine hervorstechenden Eigenschaften anzugeben, da er so vielgestaltig ist. Doch das läßt sich in Wahrheit von ihm sagen: er ist ein genialer Mensch. Dieser zugleich vielsagende und wenig bezeichnende Ausdruck bezieht sich darauf, daß in seinem Wesen gleichzeitig etwas höchst Verständiges und etwas ganz Unberechenbares, scheinbar Irrationelles liegt. Man ist seiner nicht sicher, nicht davon durchdrungen, wenn ein neues Buch von ihm erscheint, daß es einen „Fortschritt", wie man zu sagen pflegt, gegen sein früheres Schaffen bedeute, doch getrost verläßt man sich darauf, daß es das Gemüt in Stimmung versetzen, dem Geist fruchtbare Anregungen bieten werde.

Sein neuestes Werk, das fünfaktige Schauspiel „Der Schleier der Beatrice", ist eine gehaltvolle Arbeit, die sich der Erinnerung einprägt, berückend und verrückt, wirklichkeitstreu in der Anlage und vorsätzlich wirklichkeitsscheu in der Ausführung, reich an Sonne und Feststimmung, mit einem tiefen Schlagschatten von Todesgedanken quer über dem Bilde, einer echt Schnitzlerschen Mischung von Genusseslechzen und Grübelei über den Tod als etwas nahe Bevorstehendes, von Drang nach rückhaltloser Leidenschaft, tiefer Begeisterung für Kunst — all dies im Rahmen eines Schauspieles, das zur Zeit des Cesare Borgia in Bologna spielt und sicherlich auf der Bühne von nicht geringer Wirkung sein wird.

Wer aber Schnitzlers Talent liebt, den interessiert nicht so sehr die Frage, ob das neue Drama mehr oder weniger Glück auf dem Theater machen wird, als die, wie es hervorwuchs aus dem

3*

Stamme seines Seelenlebens, und wie es sich zu seinen früheren Arbeiten verhält.

Selten war wohl noch in der modernen deutschen Literatur ein Debüt so glänzend, wie das Arthur Schnitzlers mit der kleinen Sammlung von Dialogen „Anatol“. Das leichtsinnige Wien ist in dem Buche, mit seiner Leichtfertigkeit und Bitterkeit, seiner Wehmut und seinem Witz, seiner Weltklugheit und seiner Frauenklugheit. Viel Erfahrung ist hier zusammengedrängt, und mit überlegener Ironie und Selbstironie wird sie mitgeteilt. Auf wenigen Seiten lebt hier für lange Zeiten das Wien der Amouretten, der Separatkabinette und Junggesellenwirtschaften, und ergötzlich ist der Einfall, daß die Hauptperson, der oft verliebte Anatol und sein klarblickender Freund Max in allen Gesprächen vorkommen, von verschiedenen Seiten beleuchtet, in Beziehung zu verschiedenen Frauen gezeigt werden, bis der Leser sie von Grund aus kennt.

Das Schauspiel „Das Märchen“ zeigte mit seinem Ernst Schnitzler von einer ganz neuen Seite. Hier verriet sich zum erstenmale der Gemütsmensch in ihm: aber auch der scharfsichtige Menschenkenner war dem gesellt und legte seine Kenntnis des Menschenherzens dar. Das Stück berührt die Theaterwelt, wie so manches von Schnitzler. Es ist ja die Welt, in der er sein Leben größtenteils verbracht hat, wenngleich er lange als praktischer Arzt tätig war. In diesem Schauspiel protestiert ein junger Mann in einem Gespräch mit anderen jungen Leuten gegen das Märchen von den „Gefallenen“, das heißt dagegen, daß man zwischen den anständigen und den unanständigen Frauen sich einen Abgrund auftun läßt, er erklärt, man stoße die letzteren durch seine Verachtung in diesen Abgrund hinab. Das Stück zeigt, wie die Eifersucht auf die Vergangenheit des Weibes, das Fedor liebt, ihn allmählich dahin bringt, es geistig zu mißhandeln, und ihr das Zusammenleben mit ihm unmöglich macht. Es ist kein Effektstück, doch nicht bloß eine ehrliche, prunklose, auch eine durch ihre Seelenkenntnis hochstehende Arbeit. Die junge angehende Schauspielerin hier ist, obgleich minder glänzend, doch echter als Sudermanns in weit höherem Maße bühnenwirksame Magda in der „Heimat“.

Nun folgte das feine, schöne, kleine Schauspiel „Liebelei“, mit dem Schnitzler zum erstenmale auf der Bühne durchdrang. Dies Stück ist wieder echt wienerisch, was man vielleicht nicht einmal in

Österreich so stark empfand wie in Berlin, wo es auch fast durchweg von österreichischen Schauspielern gespielt wurde. Es gibt sich darin dieselbe Mischung von Gemüt und Welterfahrung kund, wie in dem früheren, doch die Grazie ist hinzugekommen, und die leichtgeschürzte Heiterkeit des ersten Aktes bildet eine vortreffliche Folie für den Ernst und die Todesbotschaft im letzten.

Ein Jahr vor dem Erscheinen der „Liebelei" hatte Schnitzler seine bisher einzige größere Erzählung, die peinlich ergreifende Novelle „Sterben" herausgegeben. Mit dem Forscherdrang eines gründlichen Psychologen schildert er darin das letzte Lebensjahr eines von den Ärzten Aufgegebenen und sich des herannahenden Todes Bewußten, dessen Verhältnis zu dem jungen Mädchen, das er liebt, voll Inbrunst, Lebensdurst, Sinnenlust, Eifersucht liebt, sein heißes Begehren nach unbedingter Gegenliebe, sein eigensüchtiges Verlangen, die Geliebte mit ins Grab zu nehmen, die Illusion einer Besserung, die Abnahme der Willenskraft, die Zunahme des rücksichtslosen Egoismus, bis das Ende da ist.

1898 erschien ein Band Novellen unter dem Titel: „Die Frau des Weisen", gute, erlebte Erzählungen, darunter ein Meisterwerk, die letzte, die sich „Die Toten schweigen" betitelt. Es ist die mit sicherer Hand und sicherem Auge ausgeführte Dissektion eines Frauenherzens. Fast nur Gutes und Schönes birgt das Gemüt dieser Frau, bei einer Katastrophe jedoch bringt der Selbsterhaltungstrieb, über die Ufer tretend, das ihr selbst unbewußte Unwürdige darin zu Tage. Sie ist verheiratet; sie ist eines Abends mit ihrem Geliebten aus der Stadt hinausgefahren, um eine Stunde unbehelligt in ruhigem Gespräch mit ihm zu verbringen, als der Wagen umgeworfen wird, er mit zerschmettertem Schädel liegen bleibt und sie, nachdem sie eine Weile bei der Leiche Wache gehalten hat, sich durch die Flucht rettet, um nicht unnütz kompromittiert zu werden. Sie liebt ihn in voller Aufrichtigkeit; in der Angst und Aufregung bei seinem Tode verdrängt der Gedanke an ihre eigene Rettung jede andere Rücksicht; doch kaum nach Hause zurückgekehrt, ist sie außerstande, ihre Bewegung zu beherrschen, und beichtet alles ihrem Gatten.

In den Schauspielen „Freiwild" und „Das Vermächtnis" ist der Oppositionsgeist gegen die bürgerliche Gesellschaft, der Trotz gegen das moralische Herkommen neuerdings bei Schnitzler zu

Worte gekommen. Er schwankt ja zwischen den beiden Polen, dem kriegerischen Verstandesmenschen und dem poetischen Grübler, hin und her; hier spricht nun der Verstandesmensch. Das erste Stück tritt dem Offiziershochmut gegenüber nicht zur Gesellschaft zählenden Frauen — kleinen Schauspielerinnen an einem Sommertheater — entgegen und enthält einen Angriff auf die Unvernunft des Duells und die Ungerechtigkeit seiner Entscheidungen. Allein das Stück ist, ungefähr wie in Frankreich Paul Hervieus Dramen, zu sehr darauf angelegt, der Tendenz zu dienen, so daß es weniger den Eindruck wirklichen Lebens als den einer wirkungsvollen Streitschrift macht. Das zweite Stück, welches die heikle, zuletzt unhaltbare Lage schildert, in die ein junges Weib, das mit dem Sohn einer angesehenen Bürgerfamilie gelebt hat, gerät, als es nach seinem Tode (infolge des im Sterben von ihm ausgesprochenen Willens) in ein reguläres bürgerliches Haus aufgenommen wird, richtet sich, mit einer Bitterkeit, wie sie Huysmans in früheren Tagen bekundete, wider die Engherzigkeit und den Pharisäismus der offiziellen Gesellschaft.

In den drei kleinen Einaktern, die 1899 unter dem gemeinschaftlichen Titel „Der grüne Kakadu“ erschienen, machte sich der Phantasiemensch in Schnitzler wieder Luft. In dem einen davon, „Paracelsus“, ist, wie gelegentlich einer Aufführung richtig bemerkt wurde, in dem Titelhelden ein Sinnbild des Dichters mit all dem Zauber, den er ausübt, seiner ganzen Stärke und Schwäche gegeben. Das zweite absonderliche Stück: „Die Gefährtin“, ist ein Ausbruch der Bitterkeit und Frauenverachtung des Verfassers, das dritte, nach dem die Sammlung ihren Namen führt, ist die erste Äußerung der nun in seinem letzten Werke zum Durchbruch gekommenen Grundauffassung des Lebens als eines Gaukelspieles, in welchem Wirklichkeit und bloße Erscheinung barock und geheimnisvoll in einander übergleiten. „Der grüne Kakadu“ spielt unmittelbar vor der großen französischen Revolution in Paris, wo — dem eigenartigen Einfall des Verfassers zufolge — in einer Spelunke Schauspieler, vom Wirt dazu gedungen, Aufruhrszenen vor blasierten Aristokraten aufführen, bis der Scherz Ernst wird, noch ehe man sich dessen recht versieht. Das Stück illustriert gewissermaßen Kierkegaards Aphorismus: „Auf einem Theater geschah es, daß die Kulissen Feuer fingen. Der Bajazzo erschien, das Publikum davon zu unterrichten. Man glaubte, es sei ein Witz, und applaudierte; er wiederholte es, man

jubelte noch mehr. So denke ich, wird die Welt zugrunde gehen unter dem allgemeinen Jubel witziger Köpfe, die glauben, es sei ein Witz."

Nun folgte von Schnitzler ein Buch mit dem Titel „Reigen", eine neue Reihe von Dialogen, worin sexuelle Verhältnisse mit überlegenem Witz behandelt sind, in der Art etwa, wie es in der französischen Literatur bei Frau Marni oder Lavedan geschieht. Dieses Buch ist indessen nicht im Handel, wurde nur in wenigen Exemplaren an seine Freunde verschenkt, da er, wie er im Vorworte sagt, sich nicht den Mißverständnissen aussetzen mochte, die Dummheit und böser Wille unzweifelhaft in Umlauf gesetzt hätten.

1901 endlich kam das merkwürdige Schauspiel „Der Schleier der Beatrice" heraus, das, trotz der Unvollkommenheiten der Motivierung, der vollgültigste Ausdruck für die Lebensanschauung Schnitzlers ist, wie diese sich heute gestaltet hat. Höchst bezeichnend ist, daß die Handlung in Bologna an den letzten Tagen spielt, an denen Cesare Borgias Ankunft vor den Mauern mit einem so gewaltigen Heer erwartet wird, daß eine Verteidigung mit den schwachen Kräften der Stadt vergeblich ist und alle sich bewußt sind, ein allgemeines Gemetzel stehe bevor. Ungefähr wie Renan in der „Äbtin von Jouarre" hat Schnitzler sich hineingeträumt, wie solch ein Vorherwissen unmittelbar bevorstehenden Todes und Unterganges auf die Gemüther, besonders auf die erotischen Gefühle in der Form, die sie unter der Renaissance annahmen, wirken würde, und er hat diese Frage mit Virtuosität beantwortet. Im Mittelpunkte des Stückes aber steht ein junges Weib, ein sechzehnjähriges Kind, das, wie es scheint, als eine Art Typus das Wesen des Weibes überhaupt versinnbildlichen soll, im Herzen treu, treulos in Gedanken und in Träumen, rein mechanisch handelnd und sich fügend, im tiefsten Innern ohne Schuld. Erschöpfend erklärt ist ihr Wesen nicht. Gleich mehreren anderen Frauen im Stücke, liebt sie dessen Hauptperson, eine allzu moderne Gestalt für die Zeit der Renaissance, leider der Lebensstellung nach Dichter und Genie; nur schade, wir Leser sind nicht imstande, den Mann zu bewundern, wie es von uns gefordert wird. Es steckt zu viel alte Romantik in ihm, doch unzweifelhaft ein gut Teil von Schnitzlers eigenem Wesen. In der Bewunderung für ihn kommt indes hauptsächlich die Begeisterung des Verfassers für

die Kunst, als dem in der Vergänglichkeit einzig Bleibenden, zum Ausdruck.

In dem Stücke ist der schwarze und der rote Faden in Schnitzlers Dichtung in eins verflochten: Die Schönheit der Frauen und die Herrlichkeit der Kunst machen das Leben reich; der hohe Preis, um den das Glück erkauft wird, dessen Flüchtigkeit machen es schwer; die Gewißheit, daß der Tod nahe, macht das Leben märchenhaft.

Die dänische Literatur nach 1870

Die dänische Literatur bietet im gegenwärtigen Augenblick ein erfreuliches Bild von Mannigfaltigkeit, Ungleichartigkeit und Reichtum. Auf allen Gebieten, künstlerischen wie wissenschaftlichen, finden sich Talente von eigenartigem Gepräge.

Am Schlusse der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war ein Stillstand eingetreten, während dessen das wenige, das hervorgebracht wurde, den Charakter einer Nachlese aus dem vorangegangenen Zeitraume trug. Daher pflegt man den Anbruch der jetzigen literarischen Epoche vom ersten Jahre der Siebziger zu datiren, als dem, in welchem die ersten Anläufe zu einer Erneuerung des Geisteslebens genommen wurden.

Der entscheidende politische Wendepunkt ist natürlich der unglückliche Krieg von 1864. Seine inneren Folgen waren in erster Linie das Zurückschrauben der Verfassung und die Befestigung der Macht der herrschenden Klassen, was zu jener Zeit mit der Herrschaft der nationalliberalen Partei gleichbedeutend war. So hervorragende Kräfte sie ihrer Zeit auch besessen hatte, nach 1864 war ihre politische Rolle ausgespielt und ihre Bildung veraltet. Sie neigte zur Reaktion und erwies sich im Jahre 1871 offenkundig reaktionär. In der Hauptstadt gab es kaum jemand, der einsah, wie unklug die dänische Politik geleitet worden war. Man maß der deutschen Raubgier die ganze Schuld an der Demütigung und dem Verluste bei, die das Reich erlitten hatte. Die Niederlage wähnte man einzig und allein durch die unethische Haltung Europas herbeigeführt.

Es war die Zeit der Redensarten. Die abergläubische Betrachtung des Nordens, zumal Dänemarks, als des Salzes von Europa, des Skandinavismus als Dänemarks Rettung, sowie die unverständige Geringschätzung des Deutschtums bestanden unangefochten fort. Den Krieg von 1866 zwischen Preußen und Österreich faßte man als den Kampf der Räuber um die geraubte Beute auf.

Für soziale Fragen gab es in Dänemark weder Interesse noch Verständnis. Man kannte den Sozialismus als eine alte, historische Irrlehre, die zu widerlegen dem Professor der Staatsökonomie oblag. Sie gehörte einer fernen Vergangenheit, sowie dem Auslande an.

Doch auf keinem Gebiete herrschte wohl eine größere Unkenntnis, als auf dem des Verhältnisses Dänemarks zum Auslande. Eine Legende hatte sich verbreitet und eingelebt, Kaiser Napoleon III., der Freund Dänemarks und der mächtigste Mann Europas, der Herrschergeist, würde dem Lande das 1864 Verlorene wiedergeben. Als 1870 sich über Europa die Wetterwolken zusammenzogen, erwartete man, daß nun die Stunde der Vergeltung schlagen würde. „Faedrelandet" unterließ nie, es gewissenhaft zu verzeichnen, wenn eine schleswigsche Bauernfrau Soldaten mit roten Hosen in der Luft marschieren gesehen hatte. Es waren die Befreier, die nahten. „Dagbladet" schrieb bei der Kriegserklärung: „Er hat den Tigersprung getan, der Cäsar Frankreichs!"

Schon vor 1870 war der Verbreitung richtigerer und gesunderer Anschauungen in Dänemark vorgearbeitet worden. Hans Bröchner redete seit Jahren als Universitätsprofessor, in offenem Kampfe gegen die Grundanschauung der Rechtgläubigkeit, der Sache eines freien Humanismus das Wort. Sein Vortrag war zu schwierig und der Wirklichkeit zu sehr entrückt, um auf die vielen Eindruck zu machen; dafür war der auf die einzelnen, die er mit fortriß, um so durchgreifender. Die Schlußfolgerungen aus seiner Lehre wurden dann bei der heftigen Polemik über die Religionsphilosophie des Professors Rasmus Nielsen gezogen, die durch volle 5 Jahre, von 1865—1870, die Aufmerksamkeit der geistig Interessierten in Beschlag nahm. An diesem Streite beteiligten sich die hervorragendsten Wortführer der damaligen Zeit aus den verschiedensten Lagern, Männer wie Nielsen selbst, Bischof Martensen, Heegard, Bröchner, Henrik Scharling, Clemens Petersen, Rudolf Schmidt, von den Jüngeren außerdem Harald Höffding und Georg Brandes. Rasmus Nielsen hatte behauptet, daß der

Offenbarungsglaube und die moderne Wissenschaft unangefochten im selben Bewußtsein nebeneinander bestehen könnten, da sie bei ihrer unbedingten Ungleichartigkeit in keine gegenseitige Berührung zu treten vermöchten. Hingegen richtete er die leidenschaftlichen Angriffe, womit die Denker des achtzehnten Jahrhunderts den Offenbarungsglauben verfolgt hatten, wider die Theologie, über die er seine ganze Verachtung, seinen ganzen Spott ausschüttete, sie, die als Glaubenswissenschaft ein rundes Viereck, ein Unding sei. Etliche traten als Verteidiger der Theologie, andere als Vorkämpfer der neuen Philosophie Nielsens auf, einige endlich ließen die Theologie, als keines Angriffs wert, links liegen, um nach Kräften der Nielsenschen Lehre selbst zu Leibe zu gehen. Schon damals der herrschenden Rechtgläubigkeit den Krieg zu erklären, war unmöglich, doch wurde er vorbereitet, indem man in Zeitungsartikeln und Flugschriften die wenigen Denkenden darüber aufklärte, daß die ererbte Religion und die Resultate der Wissenschaft sich unter keiner Form im selben Bewußtsein ausgleichen ließen.

Man nannte dies den Streit um Glauben und Wissen. Er wurde unter der Form einer Debatte über einen dunklen Punkt der Philosophie Rasmus Nielsens, die sogenannte Lehre der absoluten Ungleichartigkeit, ausgefochten. Hinter dieser Schutzmauer aber wurden Minen gelegt. Sie waren es, die 1871 sich entluden.

Auch noch auf einem andern Punkt war bereits vor dem Jahre 1870 an den herrschenden Vorurteilen gerüttelt worden. Dies geschah durch die 1869 unternommene Übersetzung von Stuart Mills gewichtiger Schrift über die soziale Stellung der Frau. Sie rief ein solches Entsetzen, solche Entrüstung hervor, daß der Redakteur des „Dagbladet“ sie nicht nur unbesprochen ließ, sondern dem Übersetzer, wiewohl er ein mehrjähriger Mitarbeiter des Blattes war, die Frauenfrage in seinen Artikeln zu berühren verbot, ja, was noch drolliger, zu verhindern suchte, daß ihm das Buch ins Haus käme. Da rollten die Donner des deutsch-französischen Krieges über Europa dahin. Von dem Taumel des französischen Volkes bei der Kriegserklärung kann nur der sich einen vollen Begriff machen, der die entscheidenden Ereignisse in Frankreich selbst erlebte, die Rufe: „Nach Berlin! Nach Berlin!“ in Paris vernahm, und die plötzlich freigegebene Marseillaise auf dem National-Theater hersagen, in der Oper absingen hörte (während sich alles bei dem achtzehn Jahre

lang verbotenen Gesang erhob). Lehrreich war es, den Äußerungen der Siegeseinbildungen zu folgen, Zeuge der Enttäuschungen, der Entmutigung, der Vorbereitungen zur Verteidigung von Paris zu sein und draußen in der Provinz den Klagen der versprengten und demoralisierten Soldaten über die Unfähigkeit der Führer zu lauschen.

Wenn man sich in jenem Jahre nicht in Dänemark aufhielt, kann man über die dortigen Stimmungen allerdings nicht als Augenzeuge sprechen, doch ließen sie sich aus Briefen und Zeitungen gar wohl entnehmen. Man steckte — nach damaliger Gepflogenheit — den Kopf so lange als möglich in den Sand. Da kam der Zeitpunkt, wo dies nicht länger anging, wo das Jahr 1871 den Dänen über das, was 1864 sich vollzogen hatte, die Augen öffnete. Erst jetzt begriffen einzelne vollauf die Kleinheit des Landes und die Unmöglichkeit seiner Wiederherstellung mit fremder Hilfe, die Torheit der beobachteten Politik, die uns während des Krieges bloßstellte, da die Marschbefehle für das Heer bereit lagen und der erste französische Sieg unsere Beteiligung an dem Kriege und unseren Untergang als Staat herbeigeführt hätte. Waren ihrer nicht viele, die volles Verständnis dafür hatten, so gab es unter der fortgeschrittenen Jugend doch jetzt das Dutzend, auf das es ankommt.

Auf den Krieg folgte die Kommune in Paris. Von dieser begriffen die meisten so gut wie nichts; man sah in ihr nichts anderes, als das scheinbar Verrückte, den Bürgerkrieg unter den Augen des deutschen Heeres. Indes fanden sich doch einige wenige, die, wie Gabriel Sibbern, für die ungeheure Kraftentfaltung darin, für die Summe der hier verschwendeten Leidenschaft Sinn hatten. Sie konnte nicht umhin, Männern in einem Lande zu imponieren, wo Zahmheit die Regel war und wo die Leidenschaft niemanden im öffentlichen Leben mit fortriß. Andere wieder, wie Holger Drachmann, erkannten, daß sich in all dem eine Fülle von gärenden Zukunftsgedanken, sozialistischen, anarchistischen, berge und daß diese Revolution reicher an Verheißungen sei, als alle früheren, auch wenn sie in Blut erstickt würde. In ihrer Lehre von der Brüderschaft der Völker, in ihrer Raserei gegen die Geistlichkeit, in ihrem Versuche, den gemeinen Mann zu heben, in ihrem Widerstand gegen den Staat als Staat, wehte der Sturmhauch der Empörung, der seit 22 Jahren nicht über Europa dahingebraust war. Es war denn

auch der Kommune zu danken, daß Frankreich nicht den Grafen von Chambord zum König erwählte, sondern eine Republik blieb, während Deutschland sich zum Kaisertum zusammenschloß.

* *

Noch im selben Jahre äußerten sich die Nachwirkungen der Weltbegebenheiten in dem kleinen Dänemark. Louis Pio rief die moderne Arbeiterbewegung ins Leben, und eine neue Losung kam auf der Kopenhagener Universität zum Ausdruck.

Der erste Ausstand versetzte in förmliche Wut. Gebildete Menschen liefen umher und behaupteten, daß die Maurer, welche die Arbeit eingestellt hatten, von öffentlichen Dirnen erhalten würden. Der Arbeiterbewegung selbst begegneten die Herrschenden mit einer Brutalität, wie sie nicht lehrreicher für jene sein konnte, die geglaubt hatten, Dänemark sei ein kleines, friedfertiges Land, in dem gewalttätige Übergriffe nicht gediehen. Da zeigte es sich, daß kein Tier so wild ist, wie der liebe Bürger, den Angst um seinen Geldbeutel erfaßt. Die Führer, die einem einfachen Polizeiverbot von zweifelhafter Gültigkeit getrotzt hatten, wurden verhaftet und in Anklagezustand versetzt. Unter anderem suchte man durch Herausgabe einer unwürdigen Flugschrift, von Kringelbach — offenbar auf Befehl ausgearbeitet — in der an und für sich nicht sträfliche Äußerungen des Arbeiterblattes zusammengestellt waren, zu beweisen, daß diese Männer Königtum, Religion, Ehe und so weiter abschaffen wollten, und, nachdem man sie in der öffentlichen Meinung zu Verbrechern gestempelt hatte, sperrte man sie für Jahre ins Zellengefängnis ein. Professor Goos arbeitete einen motivierten Protest gegen die Verurteilung aus; durch einen merkwürdigen Zufall aber gelangte dieser nicht in die Öffentlichkeit, was dem Verfasser unstreitig auf seiner künftigen Laufbahn nicht zum Schaden gereichte.

Die geistige Bewegung hatte (wiewohl ursprünglich nur von einem Einzelnen getragen und daher scheinbar schwächer) größere Widerstandskraft. Sie war nicht so leicht niederzuschlagen. Sie war in gewisser Beziehung umfassender. Während die sozialistische Bewegung wesentlich auf die Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse gerichtet war, richtete sie sich gegen die Autorität auf allen heimischen Gebieten und griff alle kritiklos anerkannten Mächte in der Gesellschaft wie im Staat, in der Literatur wie in der Kunst an. Und

die Gefahr für die Herrschenden beruhte darauf, daß sie, die bisher die Bildung gepachtet hatten, jene Bildung, durch welche sie den Bauernfreunden auf dem Lande oder den Arbeitern auf dem Norderfaelled überlegen waren, hier auf eine Bewegung stießen, der sie umsonst bestritten hätten, eine geistige zu sein, ja, die sogar die Machthaber von oben herab behandelte, sie zu Halbgebildeten stempelte, die nicht Schritt gehalten hätten mit der Entwicklung der Geister in Europa und verständnislos auf dem Wege zurückgeblieben seien. Da hier kein Material für das Zellengefängnis vorlag, mußte man anders zu Werke gehen. Doch man versagte sich nichts. Sozusagen die ganze Presse des Landes wurde mobilisiert, höhnte und schmähte. Sie war um so gefährlicher, als sie sich Oppositionspresse nannte, für freisinnig galt und äußerst patriotisch auftrat. Die Kanzeln des Landes legten sich ins Zeug. Alle ehrbaren Familien bildeten Karrees. Die ganze gutgesinnte Literatur gab Salven ab. Ja, eine eigene Karikaturenpresse wurde mit Hilfe eines Überläufers der neuen Richtung in Betrieb gesetzt.

Ein Staatsmann der Rechten setzte noch mehrere Jahre später die Verweigerung der für J. P. Jacobsen beantragten Staatsunterstützung durch; ein Staatsmann der Linken sprach aus Sittlichkeitsgründen gegen die Unterstützung.

Ein hochbegabter, zu jener Zeit schon alter Mann, der Schuldirektor Professor Rovsing, der sich sein ganzes Leben vergebens Luft zu machen gestrebt hatte, bezeichnete damals in einem Gespräche Dänemark als das zweifellos orthodoxeste Land der Welt. Er wünschte anonym in der Zeitschrift „Das neunzehnte Jahrhundert“ gegen die Rechtgläubigkeit zu schreiben; die Redaktion war jedoch genötigt, seinen Artikel zurückzuweisen, da er ihn, bei dem herrschenden Druck, um keinen Preis mit seinem Namen stützen wollte.

Es gab keine fünf Menschen in der akademischen Welt, die sich öffentlich für Freidenker erklärt hätten. Nur so läßt sich der Aufruhr begreifen, den die Vorlesungen über die „Emigranten-Literatur“ heraufbeschworen. Die einfache Tatsache, daß ein junger Mann von einem Universitätskatheder herab seinen Glauben an „das Recht des freien Gedankens und den endlichen Sieg der freien Forschung“ bekannte, war ein Ereignis. Beamte suchten den Irregeleiteten auf, um zu fragen, ob es wahr sei, daß er, wie sie mit Entsetzen in den Mienen sich ausdrückten, bedaure, daß die Dänen keine Atheisten

seien, und sie dazu machen wolle. Auf so etwas sollte man antworten. Der Krämerbursche, der sich äußerte, „Brandes ist ja verrückt; er ist ja ein Atheist“ (in zwei Silben, mit dem Akzent auf der ersten), war der vollgültige Ausdruck der herrschenden Auffassung.

Es gelang den Herrschenden ebensowenig, diese Bewegung zu vernichten, wie jene andere, die den Arbeiterstand ergriff. Nach und nach traten Dichter und Schriftsteller, anfangs wenige, nach 10 und 20 Jahren in immer größerer Zahl, in den Dienst des Neuen; die Bewegung ergriff auch die bildenden Künstler; sie setzte über die Grenzen; nicht lange, so hatte ihr Einfluß sich in Norwegen geltend gemacht, und nach einem Jahrzehnt war auch in Schweden fühlbar.

Es fehlte den jungen Männern, die den Anstoß zu der Bewegung gegeben hatten, weder an Freisinn, noch an Leidenschaft, noch auch an einer guten Vorschule. Sie besaßen viel Bildung und waren in der nationalen Überlieferung aufgewachsen. Einen großen und neuen philosophischen Gedanken darf man indes hinter der Bewegung nicht suchen. Es gab kein philosophisches Genie unter der kleinen Schar, und hätte es ein solches gegeben, es hätte ein höchst ungünstiges Erdreich gefunden. Ein bahnbrechender Denker ist ja doch niemals in Dänemark erstanden, auch wäre dort seines Bleibens nicht gewesen. Auf dänischem Boden würde Spinoza mit seinem Leben für seine Lehre haben büßen müssen, Arthur Schopenhauer sein Hauptwerk nie haben herausgeben können. Zu seiner Zeit wurde der arme Dr. Dampe, der einfach den Wunsch nach einer konstitutionellen Verfassung geäußert hatte, auf Lebenszeit nach der Christiansinsel geschickt. Es ist bezeichnend für die Widerstandskraft, mit der man durchgreifenden neuen Ideen in Dänemark begegnet, daß an dem Tage, an dem Darwin starb, von der ganzen Welt bewundert und geehrt, der Rektor der Kopenhagener Universität von der Tribüne ihres Festsaales Einsprache gegen ihn erhob. Es scheint, als ob die kühnen Gedanken großer Denker in dieser Luftschicht sich gar schwer erzeugen lassen.

Was man der Bewegung nachrühmen darf, ist ihr reinliches Verhältnis zur Kirchenlehre, die Geistesfreiheit, mit der sie sich zur Gewohnheits-Sittlichkeit stellte, und etwas Gewissenhaftes in ihrer ganzen künstlerischen Haltung. Dank ihren Anstrengungen, gelang es Dänemark, sich künstlerisch auf eine Höhe mit dem übrigen

Europa emporzuschwingen und hier und da, an diesem oder jenem Punkte, es einzelnen größeren Ländern ein wenig zuvorzutun.

Würde nun einer sagen: Was war denn also das Ganze? Ist viel Wesens daraus zu machen, daß ein kleiner Kreis von jungen Männern Geistesleben und Literatur auf dem uns bekannten Dessertteller revolutionierte, einen Wirbelsturm in der Teetasse erregte, die man Dänemark nennt — so würde er wohl kaum von einem der Überlebenden aus jenen Tagen einen Widerspruch erfahren. Das müßte ein lächerlicher Stümper sein, dessen Ehrgeiz sich mit dergleichen zufrieden gäbe.

Der hat wahrlich nicht das große Los gezogen, der sein Leben lang seine Kräfte für eine Umwälzung in einem Ameisenhaufen einsetzen mußte. Die Anstrengung, die es erfordert, ist, was den einzelnen betrifft, um nichts weniger groß, als die des Neuerers in einer großen Kultur, während umgekehrt der Triumph im Falle des Sieges äußerst gering ist. Wie würde man lachen, träfe man auf einen Mann, der stolz wäre, das Geistesleben in Lippe-Detmold erneuert, die Darstellungsweise im Großherzogtum Baden geändert zu haben.

Das schließt nicht aus, daß in jenen Jahren ein starker Freiheitshauch die Gemüter der besten durchwehte. Wie Jacobsen es in Niels Lyhne beschreibt: „Sie waren von den Lehren des neuen trunken, hingerissen von der Kraft des neuen, geblendet von seiner Morgenhelle. Neu waren sie, erbittert neu, neu bis zur Übertreibung, und nicht vielleicht zum mindesten darum, weil im tiefsten Innern sich ein seltsam instinktives Sehnen barg, das übertäubt werden sollte, ein durch das neue nicht zu stillendes Sehnen, so weltengroß dies neue war, so allvermögend, allerleuchtend. Doch gleichviel, der Jubel eines Sturmlaufes war in den jungen Seelen, und da war Glaube an das Licht großer Gedankensterne, da war Hoffnung, wie da Meere waren. Begeisterung trug sie wie auf Adlerschwingen, und das Herz ward ihnen weit von tausendfachem Mut.

Das ist dichterisch ausgedrückt, doch kaum zu viel gesagt. Unter dem jungen Geschlecht waren nicht gar wenige, die Kenntnisse und Willen besaßen, die wußten, was sie wollten, und wollten, was sie wußten.

* *
*

Viele Strömungen durchkreuzten sich im Geiste der jungen Leute. Da der Versuch, zwischen Offenbarungsglauben und Philosophie zu vermitteln, gescheitert war und sie die Resultate der modernen Bibelkritik kannten, wollten sie die Bande sprengen, in welche die offizielle Rechtgläubigkeit Kirche und Gesellschaft geschlagen hatte. Da sich die herrschende Kaste unfähig erwies, aus den großen Umwälzungen der Zeit Lehren zu ziehen, wollten sie deren Joch brechen. Da die sozial-revolutionäre Bewegung des Zeitalters unverstanden blieb und nur Haß fand, wollten sie ihr das Recht geben, das ihr zukam. Da die Literatur nur von Männern betrieben wurde, die das Grummet eines zurückgelegten Zeitabschnittes waren, so wollten sie auf dänischem Boden sie nach Kräften erneuen, die bleichsüchtigen Idealisten, die dem Leben nicht in die Augen zu schauen wagten, zu all dem andern alten Eisen werfen, Dichter einer neuen Zeit aus dem Boden stampfen und ihnen das Erdenleben, das sie lebten, zum dichterischen Vorwurf geben.

Es bildete sich allmählich eine kleine Schar, die an der Umgestaltung der bestehenden Zustände mitzuwirken wünschte. Unter ihr befanden sich junge Männer, deren Namen nicht in die Öffentlichkeit drangen, die jedoch seltene Menschen und treue Genossen waren. Wieder andere so unbedeutende gab es darunter, daß sie von den Gegnern dazu mißbraucht wurden, den ganzen Handel durch erdichtete Räubergeschichten lächerlich zu machen. Alle wie ein Mann liefen diese nach wenigen Jahren zum Feinde über. Vor ihrer Bekehrung aber wurden allerlei Märchen über sie in Umlauf gesetzt, wie, daß sie bei den Zusammenkünften der jungen Weltverbesserer an der Tür stünden und jedem Eintretenden die Frage vorlegten: Glauben Sie an Gott? Sagte er ja, so würde er abgewiesen. In P. Hansens dieses Jahr in neuer Auflage erschienenem großen literar-historischen Werke wird dieser Wischwasch noch jetzt als „berechtigte“ Anekdote vorgebracht.

Wie vielfältig die Einflüsse waren, unter deren Einwirkung der erste feste Kern des Heeres sich bildete, ist schon aus der Betrachtung der mannigfach gearteten Geistesbildung der zuerst Aufgetretenen ersichtlich. Auf Drachmann hatte die Pariser Kommune gewaltigen Eindruck gemacht und ihn mit fortgerissen. Er nannte sich einen Sozialisten, nicht als ob er sich mit irgend einer sozialistischen Lehre vertraut gemacht hätte, sondern weil er sich als den

Mann der Arbeit fühlte und die Herrschaft der Reichen verabscheute. Edvard Brandes kam vom Studium der morgenländischen Sprachen, Religionen und Mythologien her, das ihn geistig befreit und ihm gegen die an irgend einem Ende Europas zufällig ererbten historischen Vorurteile Gleichgültigkeit eingeflößt hatte. Literarisch und künstlerisch war bei ihm damals, wie bei Drachmann, der Sinn auf größere Wirklichkeitstreue gerichtet, als man bis dahin hierzulande gekannt hatte.

J. P. Jacobsen kam von den Naturwissenschaften; er war der erste unter den Jüngeren in Dänemark, der von Darwin seine Geistestaufe empfangen hatte. Und von eben den Naturwissenschaften aus war er denn auch zur Lossagung von allen Dogmen gelangt. Stark lag ihm die künstlerische Erneuerung der Literatur am Herzen; er brachte hierzu den größten Einsatz an beseelter Künstlerpersönlichkeit mit. Schandorph kam von den romanischen Sprachen und legte in die Wagschale seine tiefen Eindrücke unangekränkelter italienischer Natürlichkeit und französischen ererbten Freisinns, zudem seinen ureigenen Sinn für die Wirklichkeit.

Mit dem Zusammenhalt war es in dem kleinen Kreise nicht sonderlich bestellt. Dazu war die Verschiedenartigkeit der Talente zu groß und der Wetteifer zu ausgesprochen. Wenn man von diesem Zusammenhalt wie von einem Mitsammen-Verschworen-Sein zu gegenseitiger Stütze gesprochen hat, so ist dies bis zur Lächerlichkeit unwahr. Es war äußerst schwer, die kleine Gruppe auch nur einige Jahre zusammenzuhalten, und viele gab es, die den einen gegen den andern, zumal die leichter Erregbaren gegen „die Gewaltherrschaft" des Führers hetzten, obgleich es stets unaufgeklärt blieb, worin diese bestand und bestehen konnte. Wenn man von dem Naturalismus als dem Zusammenhaltenden gesprochen hat, so ist dies durchaus irreführend. Drachmann war Lyriker, Jacobsen Stimmungsdichter und Stimmungsmaler; erst bei den frühesten Arbeiten von Schandorph und zum Teil von Skram, die 1876 und 1879 erschienen, oder bei Edvard Brandes' frühestem Schauspiele vom Jahre 1881 konnte von Naturalismus die Rede sein. Von der Zeit aber, wo die Gruppe sich bildete, waren es noch fünf Jahre bis zu dem ersten Auftreten Jacobsens mit „Marie Grubbe", fünf Jahre bis zu Schandorphs Auftreten mit „Aus der Provinz" und zehn Jahre bis zu dem ersten Stück von Edvard Brandes.

Noch unsinniger ist es, daß man der Bewegung ihren Stempel mit dem Worte „Problem-Debatte“ aufdrücken gewollt hat. Der Ausdruck „Probleme zur Debatte bringen“, den die Widersacher der Bewegung tausendemale verhöhnten, wurde von dessen Urheber ein einziges Mal und nicht wieder gebraucht, am allerwenigsten als Losung für Poesie. Er war in der Weise, wie er geäußert worden, vollauf berechtigt und hatte den einfachen Sinn, daß die Literatur nunmehr bedacht sein müßte, von etwas zu handeln, sich auf Ideen aufzubauen, Ideen zu verarbeiten. Er hat übrigens eine tiefere Wirkung bei Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson als sofort in Dänemark hervorgebracht.

Daß es kein von kleinlich beschränkten Lehren eingeengtes Fundament war, welches damals zum Aufbau einer neuen Literatur gelegt wurde, das hat die Zeit bewiesen. Denn ohne einen wesentlichen Wechsel der Strömung hat das dänische Schrifttum durch Begabungen der verschiedensten Art auf allen Gebieten geblüht. Die Anhänger der guten Literatur der Vergangenheit haben natürlicherweise recht, die großen Vorzüge der Poesie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hervorzuheben. Doch ist es unbillig, um ihretwillen die große Fülle der Talente zu übersehen, die seit 1870 und nach der zuerst aufgetretenen Gruppe wucherten.

Einzelne Altersgenossen der ihr angehörigen Männer bekundeten, wie P. F. Rist und Wilhelm Dinesen, erst später ihre Originalität und machten auch spät erst Glück. Zwei so große Talente wie Herman Bang und Henrik Pontoppidan legten alsbald eine völlig verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Erzählerkunst an den Tag. Peter Nansen schrieb seine modernen Bücher, die zahlreiche Leser in ganz Europa fanden; Viggo Holm gab Sitten und Sprache der alten Zeiten wieder. Carl Ewald entfaltete seine vielseitige lyrische, humoristische und journalistische Begabung, Karl Larsen die einer haarscharfen psychologischen und sprachlichen Beobachtung, Sophus Michaëlis wurde allmählich gleich plastisch und malerisch als Lyriker wie als Erzähler. Gustav Wied legte die höchste Kraft im Komischen an den Tag, Emma Gad schrieb leichte Lustspiele und Erna Juel-Hansen ernste Erzählungen. Viggo Stuckenberg, Sophus Claussen, Johannes Jörgensen, die ungefähr um die gleiche Zeit auftraten, haben je ihre eigentümliche lyrische Gesangs- und Stimmungskunst entwickelt. Edvard Blaumüller formte ein

romantisches Gefühlsleben mit geschmeidiger Verskunst. Niels Möller hat sich im Vers wie in Prosa wuchtig und gediegen gezeigt. L. C. Nielsen, Valdemar Rördam, Ludvig Holstein, Aage Matthison-Hansen haben jeder für sich neue Töne angeschlagen, mit reicherer oder minder kräftiger, doch origineller Begabung.

Einar Christiansen, Gustav Esmann und Otto Benzon haben sich mit Glück auf der Bühne versucht. Der letztere bot in seinen „Sportsmännern“ eine Zeitkomödie von Rang. Bei Sven Lange hat sich ein eigenartiges und äußerst fruchtbares Talent im Roman wie im Schauspiel geoffenbart, bei Johannes V. Jensen sich eine brutale, aber ungewöhnlich phantasiereiche Erzählergabe kundgetan. Johann Skjoldborg wurde der Schilderer von Häuslern, Edvard Söderberg drang mit „Gassenliedern“ durch. Unter den jüngeren Erzählern in Prosa und Versen müssen Mylius Erichsen, Louis Levy, Andersen Nexö, Jeppe Aakjaer, Agnes Hennigsen, Jakob Knudsen, Frederik Poulsen, Karl Thalbitzer, Jacob Hansen hervorgehoben werden. Ove Rode hat spielenden Witz und Helge Rode urwüchsige Empfindungsweise an den Tag gelegt.

In nahem Zusammenhang mit der schönen Literatur stehen ferner deren Historiker Vilhelm Andersen, Valdemar Vedel, Poul Levin, C. E. Jensen, die Kunsthistoriker Karl Madsen, Emil Hannover, Th. Bierfreund und der größte dänische Journalist des Zeitalters, Viggo Hörup. Selbst die eigentlichen Geschichtsforscher wie Troels Lund, Erslev, Fredericia, selbst Denker wie Höffding oder Wilckens, ja sogar die jüngeren Sprachforscher wie Kr. Nyrop oder Otto Jespersen haben, wiewohl der Schönliteratur mehr oder minder fernstehend, sich kaum ohne jede Beziehung zu ihr entwickelt.

In Dänemark ist freie Bahn für die Talente.

Dichterische Behandlung von Verbrechen und Strafe

Der Stoff ist so reich, daß er gleichzeitig in allen Literaturen behandelt wird und sich unmöglich auf einmal, in einem einzelnen kritischen Artikel erschöpfen läßt.

Man beginne mit Jupiter, wie die Römer sagten, und so ist es billig, vor allem Anatole France zu nennen. Keiner der Jetzt-

4*

lebenden übertrifft ihn im Gebrauche der Feder. Seine kleine Erzählung „Der Fall Crainquebille“, die in der illustrierten Ausgabe von 80 bis 600 Francs kostet, ist dieser Tage zum erstenmal in Buchform (im Cahier de la Semaine) zum Preise von einem Franc leicht zugänglich geworden. Es sind keine vier Bogen; allein auf diesem engen Raum ist eine Geschichte zusammengedrängt, die mit Anatole Frances ganzer Milde und Einfachheit, Bitterkeit und Schärfe erzählt wird. Aus diesen Blättern weht dem Leser ein Geist entgegen, der dem unserer heutigen Gesellschaft unendlich überlegen ist und, während er sie mit der Geringschätzung eines Anarchisten beurteilt, sie zugleich als Weiser beklagt. Dabei ist die kleine Erzählung durchtränkt von Mitleid mit den Unbeschützten und Wehrlosen.

Die Handlung ist so einfach, daß sie sich in wenigen Zeilen wiedererzählen läßt. Ein braver alter Mann, der einen Straßenhandel mit Gemüse betreibt, ist mit seinem Karren an einem stark belebten Punkt der Straße vor einem Laden stehen geblieben. Er wartet auf seine Bezahlung für verkauften Schnittlauch. Ein Schutzmann fordert ihn auf, die Straße zu passieren, und da er des Alten Gemurmel „Ich warte auf mein Geld“ überhört, wiederholt er seine Aufforderung ein zweites und nach einigen Augenblicken ein drittes Mal, worauf er ihn, wütend über seine „Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit“, verhaftet und vor dem Richter beschuldigt, er hätte gegen die Polizei das beim Volk übliche französische Schimpfwort gebraucht, das jener nicht in den Mund genommen hatte. Der Richter, der der Aussage des Polizeimannes mehr Glauben schenkt als seinem Leugnen, verurteilt ihn zu vierzehn Tagen Arrest und fünfzig Francs Geldstrafe.

Als er aus dem Gefängnis kommt, haben seine Kunden sich inzwischen bei einem andern versorgt und wollen von ihm, dem Abgestraften, nichts mehr wissen. Er sinkt immer tiefer in Armut und Elend, bis er zuletzt, um sich ein Dach über dem Haupte zu schaffen, keinen andern Ausweg weiß, als auf einen Schutzmann zuzugehen und ihm dasselbe Schimpfwort ins Gesicht zu sagen, das ausgestoßen zu haben, er jüngst mit Unrecht beschuldigt worden war. Der Polizist aber, der mit stoischer Ruhe im strömenden Regen an einem Laternenpfahl lehnt, verachtet die Beleidigung und rührt sich nicht von der Stelle, so daß dem Armen selbst diese

letzte Zuflucht versagt bleibt. — Das Ganze ist erzählt, wie eben nur Anatole France zu erzählen vermag. Ehre sei usw.!

Ganz anderartig ist die Kriminalgeschichte, die Gustaf von Geijerstam unter dem Titel „Nils Tufvesson und seine Mutter" herausgegeben hat. Es ist eine Geschichte aus dem wirklichen Leben, die hier wiedererzählt und nur seelisch vertieft ist. Sie hat sich vor kaum einem Jahrzehnt in Schweden zugetragen, und das Grauen, das sie erregte, ist noch in frischer Erinnerung. Geijerstams Aufgabe bestand nicht in der Aufdeckung eines Rechtsirrtums, sondern in der Erweckung menschlicher Teilnahme für die Hauptpersonen eines abscheulichen Blutschande- und Morddramas. Eine Mutter, die seit lange ein Liebesverhältnis mit ihrem Sohne unterhält, ermordet im Einverständnis mit ihm seine junge, unschuldige Frau, die sie ihn, in der Hoffnung, gefährliche Gerüchte dadurch niederzuschlagen, selbst zu heiraten bewog. Geijerstam, der wie kein zweiter die Natur des schwedischen Bauers in Gutem und Bösem kennt und dessen Erzählungen aus dem Volksleben zu den ausgezeichnetsten der schwedischen Literatur gehören, hat die Aufgabe vortrefflich gelöst, uns die Verbrecher leibhaft vor Augen zu stellen, die Entstehung des verbrecherischen Gedankens und den seelischen Zwang nachzuweisen, der sie zu dessen Ausführung treibt. So stark ihn die Untat abstößt, hegt er doch eine gewisse unwillkürliche Bewunderung für die Charakterstärke der Inga Persdotter; sie erscheint ihm als ein Abkömmling der harten, schonungslosen Frauen der Sagas. Man könnte der Erzählung mit vollem Interesse folgen, wäre nicht das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn so widerlich, die Mordtat so empörend, daß man auch nicht das geringste Mitgefühl mit den Verbrechern empfindet. Man versteht sie, das ist wahr; doch es ist hohe Zeit, dem Frauenwort, „Alles verstehen heißt alles vergeben," das Manneswort gegenüberzustellen: Alles verstehen heißt nichts vergeben; mit anderen Worten: Man kann die Ursachen einer Tat begreifen, und sie bleibt dennoch gleich ekelerregend.

Der Roman von Emil Rasmussen „Der Skorpion" wird Aufsehen machen und verdient dies auch, originell und in hohem Grade anregend wie er ist, eine Arbeit, womit der junge, vielseitig begabte Verfasser durchdringen wird. Dieser Roman ist besser komponiert, als seine Erzählungen, von welchen die größte, „Anita",

die einen seltenen Einblick in italienische Verhältnisse, wie kein zweiter Däne sie besitzt, verriet, künstlerisch gänzlich unausgearbeitet, ein förmliches Paket, war. Der „Skorpion“ zeichnet sich überdies durch deutliche und kräftige Zeichnung der verschiedenen Hauptgestalten aus, wobei dem Verfasser insbesondere der Charakter des Helden mit seinen vielverschlungenen Zügen in vollem Maße geglückt ist. Ja, er hat über diesen einen gewissen sympathischen Schimmer zu breiten gewußt, trotz der sich bei ihm immer stärker entwickelnden Unzuverlässigkeit und Lügenhaftigkeit. Diese Gestalt ist mit bedeutender Kunst herausgearbeitet, und daß sie so leibhaft vor uns hingestellt ist, verdient um so größere Anerkennung, als ihre Geschichte nicht um ihrer selbst willen erzählt wird, sondern einzig und allein als Illustration zu dem revolutionären Grundgedanken des Verfassers, um den das Buch sich dreht. Wegen dieses Grundgedankens sollte es von Juristen gelesen und überdacht werden. Es ist der Gedanke, daß das juridische Strafsystem wertlos und vom Übel sei. Die Strafe wird hier gerade als eine der Hauptursachen von Verbrechen hingestellt. Der ganze bis zum Morde führende Lebenslauf des Helden, der ihn zu einem Werkzeuge mordlustiger Anarchisten macht, ist dadurch bestimmt, daß er als halbwüchsiger Bursche eine noch dazu unverdiente Prügelstrafe erlitt. Den in vielfacher Beziehung fortgeschritteneren Personen des Romanes sind Äußerungen in den Mund gelegt, in welchen sich die Grundanschauung des Verfassers wie das Licht in den geschliffenen Flächen eines Steines wiederspiegelt. Hier ein paar Zitate: „Gesetz und Recht! Du gütiger Himmel, Gesetz und Unrecht sollte es heißen. — Wie es dir und mir unmöglich ist zu stehlen, so ist es andern unmöglich, es zu lassen, und seien sie noch so reich. Sie sind wie Raben: es liegt in ihrer Natur. Deshalb nützt es auch nichts, sie zu prügeln. — Sogar Löwen und Tiger zähmt man im guten, und niemand darf ihnen etwas zu leide tun, ja, sie auch nur necken. Die Menschen aber — die Menschen prügelt man.“

Die verständigen Personen des Buches machen geltend, die Strafe wäre so wenig geeignet, zu bessern, daß vielmehr der abgestrafte Verbrecher, der auf die Menschheit losgelassen wird, weit gefährlicher ist, als vor seiner Abstrafung. Als Grundlage unseres ganzen Rechtswesens ergebe sich demnach der Rachegedanke und zwar mit dem Hintergedanken, daß die Rache abschreckend wirken

würde. Der Verfasser will nun an die Stelle der Strafe die bloße Absonderung des gefährlichen Verbrechers setzen, wobei dann der Versuch einer Sänftigung seines Gemüts zu machen wäre. Er will der Auffassung zu Leibe, als ob ein großes Verbrechen eine große Strafe verdiente, will den Unverstand des Wiedervergeltungsprinzips dartun.

Am Schlusse des Buches erklärt sich dessen Titel. Der Rachegedanke ist der Skorpion, von dem das Titelblatt spricht. Das Rachetier habe viele Glieder; das oberste sei die Kirche, die die Religion der Rache verkünde, der Pfaffengott, der Rache nehme bis ins dritte und vierte Geschlecht; das nächste Glied sei die Rechtspflege mit ihren barbarischen Strafen; ein weiteres der Militarismus, der den Rachegedanken zwischen den Völkern aufrecht erhalte. Und der an der betreffenden Stelle Sprechende faßt den Anarchismus, zu dem er sich bekennt, als den Giftstachel des Skorpions auf, der im stande sei, den Skorpion zu töten und sich damit gleichzeitig selbst aus der Welt zu schaffen.

Das Buch hat den sonderbaren Untertitel „An die Unschuldigen von den Schuldlosen". Seiner Ausdrucksweise nach sind die Schuldlosen die von der Gesellschaft selbst zu Verbrechern gemachten, die Unschuldigen die, welche, den Skorpion hütend, ihn als ein nützliches Haustier halten, sie, die mit Vorbedacht die Augen vor allen den Gräueln verschließen, die das Racheprinzip heraufbeschwört.

Wir haben denn hier mehr ein Tendenzbuch als eine eigentliche Dichtung vor uns, und der Verfasser ist auch mehr ein sinniger, selbständiger und kerniger Schriftsteller, als ein Dichter. Nichtsdestoweniger besitzt er eine nicht geringe Gabe der Personendarstellung, selbst dann, wenn er die Tendenz den Kopf ganz aus dem Souffleurkasten hervorstecken läßt.

Es tut wohl, ein Werk vorliegen zu sehen, das keine Nippsache ist, sondern etwas will. Nur wäre zu wünschen, daß der Verfasser gegen sich selbst als Künstler etwas strenger wäre. So ist es recht verwirrend, daß zum Schluß, wo er uns endlich das Rachetier als Skorpion erklären soll, er es in einem Atem einen Bandwurm nennt und diesen Vergleich eine ganze Seite hindurch festhält, bis der Bandwurm plötzlich, wie durch Taschenspielerei, gegen den Skorpion vertauscht wird.

Die eben angeführten Bücher geben neuerdings davon Zeugnis, wie stark das Rechtsproblem die heutigen Schriftsteller aller Länder und aller Altersstufen beschäftigt. „Crainquebille“ ist von einem überlegenen Meister geschrieben, „Nils Tufvesson“ von einem reifen, doch suchenden und fragenden Geist, der „Skorpion“ von einem Anfänger, der auf alle Fragen Antwort zu haben glaubt, doch von einem vielversprechenden Anfänger.

Karl Larsen

Es war eine schwierige Aufgabe, die Karl Larsen sich stellte und löste, als er „Die Beichte einer Frau“ schrieb. Von seiner hervorstechendsten Gabe, der phonographischen, konnte er keinen Gebrauch machen. Die Erzählerin gehörte der Damenwelt an, deren Ausdrucksweise abgeschliffen und in der Regel ohne sonderliche Eigenart ist; auch traten in ihren Mitteilungen keine Persönlichkeiten auf, deren Diktion etwas Bezeichnendes gehabt hätte. Das ganze Gewicht war hier auf die Seelenzergliederung gelegt. Frau Thora Halck erzählte die Alltagsgeschichte ihres äußeren und inneren Lebens, entfaltete ihr Wesen, erklärte dessen Stärke und Begrenzung, zeigte, wie es unter dem Verhältnisse zu dem freidenkerischen Philosophen, ihrem Vater, und der schönen, weltlichen Frau, ihrer Mutter, gediehen war. Sie stellte den Einfluß dar, den die Beziehung zu einem feinen, korrekten Manne mit den Neigungen eines Kunstsammlers, sowie zu einem Sohne, der zum Schmerz der Mutter ihrem Denken und Fühlen fremd blieb und dem Vater nachgeriet, auf sie geübt hatte. Das Ganze gipfelte in der Schilderung, weshalb und wieso sie sich eines schönen Tages zu strenger Religiosität bekehrte, und gestaltete sich dabei zu einer Anklageschrift gegen ihn, den Gatten, der das innerste Verlangen eines Frauengemütes weder zu erfassen noch zu befriedigen vermochte.

Der Reiz des Buches beruhte hauptsächlich auf seiner Doppelnatur. Durch die Geschichte, wie Thora Halck sie übrigens mit vollster Ehrlichkeit erzählte, sah der Leser sie hindurchschimmern, wie sie sich wirklich zugetragen. Hinter der eingefleischten Selbst-

gefälligkeit der Darstellerin empfand er ihre verhärtete Selbstsucht. Hinter den vermeintlichen jähen Wandlungen ihres Wesens konnte er dessen stetigen Zusammenhang verfolgen, hinter ihrer plötzlich auftauchenden Freude an Zerknirschung den weiblichen Drang wahrnehmen nach Unterwerfung unter eine stärkere Macht, der in seinen niedrigeren Formen die Lust ist, sich brutalisieren zu lassen.

Dieses Doppelspiel wirkte um so reiner, als Karl Larsen die Tugend hat, nicht zu übertreiben, ferner die, nicht selbst mitzureden. Nur äußerst selten hörte man seine Stimme heraus, wie da, wo Frau Halck, nach der Bemerkung, es fehle ihr gänzlich an Kunstsinn, doch werde er ihr allgemein zugetraut, weil sie in Bezug auf Kunst die Kenntnis einer Masse von Beiwerk hätte, hinzufügt, so verhielte es sich auch bei den meisten Professoren und Doktoren, die in Dänemark oder anderwärts über Kunst schrieben.

Da der Verfasser nicht mitredete, erschienen die Ausbrüche der unmittelbaren religiösen Eigenliebe oder des als mütterliche Zärtlichkeit vermummten weiblichen Egoismus nie als solche gekennzeichnet. Es fand keine anderartige Entlarvung statt als die, zu der sich der Leser selbst angeregt fühlte, und nichts schmeichelt dem Leser mehr, als zu einer Beteiligung an der Arbeit des Verfassers veranlaßt zu werden, zumal wenn sie keine Schwierigkeiten macht, und diese machte sie hier nicht, da der trockene, allerdings verkappte Humor der Darstellung sie von selbst in Gang brachte. Man hatte das Vergnügen, zu durchschauen; ein weibliches Wesen zu durchblicken, das weder log noch prahlte, noch dumm war und sich für klug hielt oder dergleichen, das aber dennoch sein eigenes Seelenleben mißverstand, um es zugleich anderen unbewußt zu enthüllen.

Das einzige, worüber man sich nicht so ganz klar wurde, das war, inwieferne der musterhafte Gatte der Dame wirklich der langweilige, eklige Geselle war, zu dem ihn ihre Beschreibung gemacht hatte.

Es hatte sein Einladendes für den Verfasser, zu dem Buch ein vervollständigendes Gegenbuch zu liefern. Mußte sich doch der Blick für die äußeren und inneren Vorgänge schärfen, wenn man des Mannes Auffassung des Geschehenen neben die der Frau stellen konnte. Solch ein ausfüllendes Pendantbuch hat denn Karl Larsen unter dem (mit dem Zaunpfahl winkenden) Titel: „Was siehst du den Splitter?“ herausgegeben. Es enthält die Recht-

fertigung des Mannes in Form eines Plaidoyers von seiner Seite und wirkt wie eine Auslegung des vorigen Buches, indem die Art, wie Axel Halck Frau Thoras Wesen auffaßt, hier die Hauptsache ist, während seine eigenen Erlebnisse vor und außer dem Zusammenleben mit der Gattin geringeren Reiz haben.

Die Aufgabe des Verfassers war hier noch schwieriger als in der „Beichte einer Frau", denn Axel ist, wiewohl eine wertvollere Persönlichkeit als Thora, als Stoff weniger interessant. Er ist gebildeter Durchschnitt. Seine trefflichste Eigenschaft ist eine nicht gewöhnliche moralische Reinlichkeit. Er ist ein kenntnisreicher Kunstliebhaber, ausgestattet mit einer weiblichen Empfänglichkeit, übrigens verschlossen, ohne Tatkraft und ohne Schaffenstrieb.

Sehr fein ist er als Kunstkenner charakterisiert. Da er seine unglückliche Brautnacht schildern will, bedient er sich eines Vergleiches mit Böcklin; als er eine Vorstellung von den glücklichen Tagen, die er erhoffe, geben möchte, vergleicht er sie mit Engelsköpfchen, die auf italienischen Bildern eines verklärten Daseins zu sehen sind, eines hinter dem andern, ins Unendliche fort.

Die Lektüre seiner Lebensgeschichte, die ganz regelrecht und leer ist, fesselt insofern nicht in dem Maße, wie die Beschäftigung mit Thoras Bekenntnissen, als hier das Doppelspiel fehlt. Gewiß, auch er sieht sich selbstverständlich in günstigem Lichte, doch klaräugig wie er ist, nährt er keine Illusionen. Der Leser kann seinen bescheidenen Urteilen über sich ruhig beipflichten, hier hat man nichts zu durchschauen, umsoweniger, als Axel nicht nur über sich selbst Rechenschaft ablegt, sondern uns ausdrücklich über das Wesen seiner Frau aufklärt und es uns ausdeutet. Es wird uns sozusagen die Formel für sie geboten.

Sie besaß auch nicht die leiseste Spur einer geistigen Selbständigkeit. Zwar barg sich in ihr eine ganz erkleckliche Summe von Energie, doch diese wurde nur im Verhältnis zu einem andern Wesen rege und war in ihrem innersten Kern unfruchtbar. Als Kind wie als ganz junges Mädchen war sie in ihren großen Vater verliebt, daher ihr fanatischer Fleiß, der sich jedoch nie zu etwas anderm als bloßem Lektionenlernen erhob, gleichwie ihre Musik nie anderes war, als taktfestes, stimmungsloses Klavierspiel. Als junge Frau ist sie zwar nur halb in ihren Mann verliebt, doch immerhin genug, um sich seine Kunstinteressen aneignen zu wollen, was sich

im Lesen solcher Kunstgeschichten, die Jahrtausende umspannen, sowie in der Eintrichterung zahlreicher Namen und Jahreszahlen äußert.

Ihr innerstes unbewußtes Sehnen galt dem Manne, „der ihre trägen Sinne und ihre dürre Seele zu jenem Brande des Fanatismus hätte aufpeitschen können, nach dem ihr Wesen schmachtete". Da ihr Mann weder ihre Sinne zu reizen, noch sich ihr Seelenleben untertan zu machen vermag, kehrt sie sich mit Unwillen und Geringschätzung von ihm ab. Ihr Wirklichkeitssinn stürzt sich nun mit Fanatismus auf ihr einziges Kind, einen Sohn, Als dieser sich mehr und mehr zum Vater hingezogen fühlt, dessen Wesen sich bis zur stillen Sammlermanie in ihm wiederholt, macht sie mit tiefer innerer Logik den Sprung in den ekstatischen Zustand hinüber, der eine neue Religiosität bedeutet. Sie hatte stets nur den Drang, sich ganz berücken zu lassen, hat stets nur eines gewollt: so völlig in Hingebung aufzugehen, daß sie alles andere darüber vergäße. Da ihr dies in keinem weltlichen Verhältnisse vergönnt war, versucht sie es zum letztenmale in einem übersinnlichen, bei dem jedoch der Missionspriester naturgemäß für die unsichtbare Gottheit vikariert.

Sie ist ein unfruchtbares Geschöpf, und er ist es, was er selbst auch davon halten mag, nicht minder. Das Verhältnis zwischen den beiden uninteressanten Menschen ist nichtsdestoweniger interessant, ein typisches Verhältnis, das eine mißglückte Ehe unter vielen erklärt, dies aber in einer Weise tut, durch die eine große Gruppe der vielen mißglückten Ehen ihre Erläuterung findet.

Unter den früheren dänischen Schriftstellern erinnert Karl Larsen in gewisser Hinsicht an M. Goldschmidt. Etwas Verwandtes liegt teils in der Sprachkunst, teils in der auflösenden und zusammenfassenden Behandlung des Seelischen. Der Unterschied in ihrer Anlage, ihrem Wesen ist gleichwohl tief. Auch wo Goldschmidt als reiner Künstler wirkte, wollte er stets etwas mit seiner Kunst, kämpfte für Ideen und Ideale, die außerhalb seiner Kunst lagen. Karl Larsen dient der Kunst ausschließlich um der Kunst willen. Als der Holländer Heyermans jüngst seinen flammenden, herausfordernden Angriff den Anhängern des l'art pour l'art entgegenschleuderte (eine Formel, die er übrigens mit überraschender Beschränktheit auffaßte), hätte Karl Larsen den Handschuh aufnehmen können.

Carl Ewald

Auf allen Gebieten der nordischen, zumal dänischen Literatur, mit Ausnahme des eigentlichen Schauspiels, gibt es im gegenwärtigen Augenblick eine nicht geringe Anzahl Virtuosen, Leute, die nicht bloß Künstler der Anlage und dem Willen nach sind, sondern eine solche Fertigkeit besitzen, in dem Grade ihre Sache können, daß sie sich auf die verschiedensten Stilarten einzulassen und ihnen gerecht zu werden vermögen. Mit solcher Sicherheit beherrschen sie die Sprache. Wie im Spiele lösen sie technische Aufgaben, an deren Schwierigkeit jeder noch so ernste und gewissenhafte Künstler, der kein Virtuose ist, zu schanden würde. So ist der jüngst in Norwegen von Knut Hamsun herausgegebene „Munken Vendt“ eine dramatische Dichtung von mehr als vierhundert Seiten, ganz in gereimten Versen, die, was natürlichen Tonfall anlangt, Ibsens Versen im „Brand“ und „Peer Gynt“ nicht nachstehen. So ist kürzlich in Dänemark von Valdemar Rördam eine nicht minder große erzählende Dichtung „Gudrun Dyre“ erschienen, die, gleichfalls von Anfang bis zum Ende in gereimten Versen, mit einer Virtuosität hingeworfen ist, die verblüfft. Weder Paludan-Müller in alten, noch Holger Drachmann in unsern Tagen hat so ungezwungen zu erzählen vermocht, ohne der Versform zuliebe auch nur ein Wort umzustellen oder umzubilden.

In Schweden ist Strindberg der große Virtuose, der sich nach und nach mit Massenerzeugnissen in allen Kunstarten versucht hat und einen natürlichen Griff besitzt, jede Form zu bewältigen. In dänischer Prosa ist Herman Bang durch seine Gabe, das zitternde Leben des Augenblicks in bewegter, lebendiger Wechselrede wiederzugeben, der typische Virtuose des dramatischen Erzählerstils. Carl Ewald muß vermöge der Geschmeidigkeit, Biegsamkeit, Vielseitigkeit seines fruchtbaren und im Ansatze meistenteils überaus sicheren Talentes zu den Virtuosen gerechnet werden.

Er gehört nicht zu jenen, über die sich bereits ein festes Urteil gebildet hat. Er hat so vieles geschrieben, hat sich zu sehr zersplittert, um dem Publikum ein ganz bestimmtes Bild von sich zu geben. Da Blätter gelesener sind als Bücher und Ewald viel für Blätter schreibt, so dürfte sich bei der Leserwelt die Vorstellung ge-

bildet haben, daß er sich bei seiner leichtfließenden Feder auf das humoristische Fach geworfen habe und die leichten, lustigen Artikel nur so aus dem Ärmel schüttle; daß er bald mehr, bald weniger amüsant schreibe, je nachdem er an dem Tage gelaunt gewesen oder es ihm gerade von der Hand gegangen sei; daß er manchmal flach, manchmal äußerst witzig wäre. Es gehörte ja doch zu seinem Fach als Journalist (wie zu dem des Zirkusclowns), zu unterhalten. Dies ist jedoch nur die eine Seite eines Talentes, das seiner Zeit in den beiden stachellos witzigen Büchern über James Singleton, die „Reise ins Ausland“ und „Die Freude an Dänemark“ zur eigentlichen Entfaltung kam.

In diesen übermütigen Büchern ist eine gewisse spielende Anmut, die zu Ewalds besten Eigenschaften gehört und nicht selten in den verschiedenartigsten Schriften bei ihm auftaucht. So in der langen Reihe seiner ausgezeichneten und durchaus originellen Märchen, von welchen dies Jahr die neunte Sammlung erschien. Diese Märchen sind wohl geeignet, die klassischen für die heutigen Kinder zu werden. Sie bauen sich auf einer geistreichen und feinen Naturbeobachtung auf, verwerfen überlegen den ganzen alten Zubehör von Volksaberglauben und Sagengestalten der Kindermärchen, und haben durch die neckische Menschenkenntnis, die bei der Schilderung des Tier- und Pflanzenlebens zum Ausdruck kommt, zugleich etwas Heiteres, Keckes und Tiefes.

Nie haftet ihnen auch nur der Schatten jener unechten Treuherzigkeit an, die bisweilen, wo er zu sehr in Gemüt, in weichen Empfindungen schwelgt, störend wirkt und ihm auch so manchen herben Tadel eintrug. Sein Gefühl ist allerdings mehr weich als tief; doch hat es nichts Unmännliches. Es ist durch verständigen Rechtssinn und guten Humor temperiert. Carl Ewald ist offenbar nicht bloß ein Kinderfreund, sondern ein Mann mit nicht gewöhnlichem Sinn für das, was es beim Kinde groß zu ziehen, was es zu unterdrücken gilt.

Unter seinen Schriften sind zwei Erzählungen, „Die alte Stube“ und „Cordts Sohn“, die in Ton und Ausdruck schwermütiger sind als die andern und während einer seelischen Krise entstanden zu sein scheinen. Offenbar besaßen sie eine nicht geringe Bedeutung für den Verfasser selbst. Er legt die Flüchtigkeit seines Stils und Wesens ab, um die unerschütterliche Erfahrung der Geschlechter über

den Wert der Selbstbeherrschung und der Treue zwischen Mann und Weib zu betonen. Allein die Bücher wirken seltsam persönlich, haben gewissermaßen nicht das Allgemeine, das der Leser in einem Werke sucht, von dem er Gebrauch machen, worin er Nahrung für sich selbst finden soll.

In einer andern Gruppe seiner Schriften hat er entweder Liebesgeschichten erzählt, wie in „Erotik“, oder Ausnahmsfälle der Leidenschaft dargestellt, wie in „Frau Johanna“, oder auch mit herausforderndem und munterem Trotz die Lebensfreude der freien Liebe auf Kosten der freudenfeindlichen Entsagung verherrlicht. Nirgends hat er dies mit so viel Leichtsinn und so viel Keckheit getan, wie im „Garten der Sulamith“, einem etwas schwächlichen, aber liebenswürdigen Abkömmling des „Decamerone“.

Der Umstand, daß Carl Ewald hier die Frömmelei bekämpfte und überdies in zahlreichen Zeitungsartikeln, sowie in der Erzählung „Pastor Jespersens Christnacht“ den Höllenpredigern tüchtige Feldschlachten lieferte, bewirkte, daß er in verschiedenen Kreisen als eine Art Gegenpol von Pastor Schack und Genossen oder als der dem Protestantismus am fernsten stehende dänische Schriftsteller aufgefaßt wird — eine törichte Auffassung, braucht man doch nicht eben viel von Ewald gelesen zu haben, um Spuren einer ursprünglich ganz christlich gearteten, am nächsten vielleicht der Grundtvigischen verwandten Empfindungsweise bei ihm zu entdecken, eine Grundform des Gefühlslebens, die trotz aller heidnischen Lobpreisung dessen, was der Erde ist, sich im wesentlichen bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

Sie tritt offen und unverfälscht in der ersten der „Geschichten“ hervor, von denen Ewald zu Weihnachten ein Bändchen herausgab. Diese Erzählung „Weihnacht“ ist mit großer stilistischer Feinheit entworfen, mit jener Feinheit, die darin besteht, daß das Entscheidende vom Leser verstanden wird, obwohl es der Schreiber nie genannt hat, was ja nach Schillers berühmtem Kernspruch das eigentliche Geheimnis der stilistischen Kunst ist. Wie bei so vielen modernen Bildern und Büchern wird hier, im hellen Lichte des Heute, Er selbst eingeführt, dessen Geburtsfest am Christabend gefeiert wird, und in ebenso geistvoller, wie gefühlvoller Weise ist die Wirkung seines Erscheinens im Hinblick auf ein zwanzigjähriges Weib, einen weltlichen Bischof, einen Trunkenbold, einen

pharisäischen Priester veranschaulicht. Ein einziger Zug erscheint verfehlt. Es entspricht nicht dem hier angerufenen Ideal, daß der Fremde, dem der Geistliche alle Qualen der Hölle verheißt, wenn er nicht durch Jesum geheiligt werde, dem Priester als Antwort auf den Mund schlägt, daß er zu Boden stürzt. Ein Blick hätte genügt.

Auch die folgende Geschichte, „Der Wein", wird von einer ausgezeichneten Erfindung und von treffender sinnbildlicher Darstellung getragen. Es ist eine Bagatelle, aber meisterhaft, in leicht verschleiernder Weise erzählt. Niedergeschlagen sucht ein Mann in einer Weinstube Zuflucht. Aus dem Weine steigt fürs erste ein Riese, der ihm seine schweren Geldsorgen abnimmt, sich sie auf den Rücken lädt und federleicht trägt; bald darauf kommt ein zweiter Riese zum Vorschein, der ihm auf ebensolche Weise die ehelichen Sorgen abnimmt usw. In einem Zustande des Entzückens kehrt er heim. Doch am nächsten Morgen wird er durch einen Höllenlärm geweckt: es sind die Riesen, die dröhnend an die Tür pochen und ihre schwere Bürde auf den armen Mann abwälzen. Dies schärft die einfachste Wahrheit ein, und ist durch Ewalds gestaltende Gabe dennoch geistreich und neu.

Die dritte Erzählung, „Die Stadt", ist in ihrer Symbolik und Abstraktion etwas schwach. Sie hebt die ganze Unnatur und Häßlichkeit der Stadt und des Stadtlebens hervor, hat aber in der auch von andern zum Ausdruck gebrachten Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur und Idylle auch nicht ein Wort über die potenzierende Kraft der Großstadt.

Der ganzen Beschaffenheit dieses kleinen, in der Hauptsache recht wohl gelungenen Buches nach, gibt es ein gutes Bild dessen, was sein Urheber vermag und außer acht läßt. Er ist reich an künstlerischen Einfällen wie wenige. Wenn die Leserwelt seines Reichtums nicht hinreichend achtet, so kommt es daher, daß er ihn in Scheidemünze ausstreut. Und selbst auf dieser Scheidemünze ist das Gepräge zuweilen nicht scharf genug herausgearbeitet. Es wirkt mitunter flach, weil der Münzmeister sich nicht Zeit nahm, der Profillinie der Prägung volles Leben zu geben, die Physiognomie nicht so stark heraushob und austiefte, als er es vermochte, den Rand der Münze nicht sorgfältig genug riffelte. Ewalds Gestalten, die sinnbildlichen wie die wirklichen, sind ausgezeichnet angelegt, doch nicht hinreichend ins Individuelle getrieben.

Als eines Tages ein Freund mit Henrik Ibsen über eine der von ihm erfundenen Gestalten sprach und nach einigen Einwänden äußerte: Haben Sie den Mann auch recht lebendig vor sich gesehen? fuhr Ibsen auf: Ihn vor mir gesehen! Ich kenn' ihn so, daß ich die beiden Knöpfe vor mir sehe, die hinten an seinem Rock über den Taschen sitzen und die er selbst nicht sieht.

Diese Knöpfe über den Schoßtaschen darf Ewald nicht vergessen.

Herman Bang

In zwei lesenswerten, gut, doch sehr ungleichartig geschriebenen Büchern „Das weiße Haus“ und „Das graue Haus“ hat Herman Bang Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit und seiner ersten Jugend aufgefrischt und ihnen das zitternde Leben seines Innern eingehaucht.

Seine Schreibart war von vornherein stark persönlich. Was ihn ursprünglich zum Schreiben drängte, war das Staunen über sein seltsames Wesen, die Entdeckung seiner persönlichen Eigenart. Eine frühzeitige, doch äußerst altkluge Selbstbespiegelung veranlaßte ihn zur Selbstentfaltung durch Selbstschilderung.

Und die Selbstschilderung war gründlich; sogar sein Äußeres nahm er mit. In seinem Romane „Hoffnungslose Geschlechter“, einem Buche, in dem sich bereits viele seiner besten Eigentümlichkeiten kundgeben, teilte er sich in zwei Personen, William Hög und Bernhard Hoff, um sich schildern zu können, wie er war und wie er früher gewesen. Darin gleicht er, trotz der durchgreifenden Ungleichartigkeit der Talente, Holger Drachmann, der in seiner Dichtung ebenfalls seine eigene Person nicht gern aus dem Gesichte verliert, und der sowohl in seinem Jugendroman „Ein Überzähliger“, sowie in „Verschrieben“, dem Hauptwerke seiner reiferen Jahre, sich in zwei einander nicht sehr unähnliche Romanhelden teilte: das macht einen Eindruck, wie jene Porträts, auf denen mit Hilfe eines gemalten Spiegels die beiden Seiten des Modells gleichzeitig sichtbar werden.

Bei Herman Bang kehrt die dem Dichter entsprechende Gestalt als Herluf Berg in „Stuck“ wieder. In „Das weiße Haus“ kommt er als kleiner Knabe unter dem Namen William, in „Das

graue Haus" als Jüngling unter dem Namen Fritz Hvide vor. Doch während bei Holger Drachmann die Gestalt, in welcher sich der Dichter spiegelt, stets mit der verschönernden Kunst des Idealismus ausgeführt und mit dem veredelten Vorbild, das ihm vorschwebte, in Einklang gebracht wird, ist es bei Bang, der als Künstler mit ganzer Seele nach Wahrhaftigkeit und Wirklichkeitstreue strebt, ganz anders. Mit erstaunlicher Leibhaftigkeit hat er sich, sowohl in dem Buche aus dem Jahre 1898, wie in dem diesjährigen, ohne den leisesten verklärenden Schimmer abgebildet, und auf die nämliche Weise, rücksichtslos wahrheitsliebend bis zur Selbstironie und Selbstverspottung, sich schon in seinem ältesten Romane von 1879—1880 gezeichnet. Høg trifft Hoff, der sich zu einem Ball vor dem Toilettenspiegel pudert und unter den Augen etwas Schwarz auflegt. „Man muß sich schön machen," sagte er. — „Ich begreife nicht, wie du dich dazu entschließen kannst," bemerkte William. — „Mein Lieber, die Striche unter den Augen haben mir mehr genützt, als mein ganzes Talent." — William besann sich ein wenig. „Du bist eigentlich ein Charlatan, Hoff," erklärte er. — „Ja, bester Freund, das weiß ich ohnehin." — Hoff lachte: „Das ist das Unglück." — Es liegt eine nicht geringe Überlegenheit darin, sich so jeder Selbstschonung zu entäußern. Ist die geschilderte Gestalt geschminkt, so ist diese Darstellung Kunst ohne Schminke, leidenschaftlich gewissenhaft, vom Drange der Selbstliebe, den Gegenstand zu veredeln, nicht umnebelt.

Doch die Selbstbespiegelung hat in dem Seelenleben Bangs ihr besonderes Gepräge, das sie von dem Aufgehen so vieler anderer Dichter in sich selbst unterscheidet. Sie ist mit Familiengefühl verwoben. Fast wie die Personen der altgriechischen Tragödie fühlt Bang sich Zeit seines Lebens unter dem Banne eines über das Geschlecht verhängten Schicksals stehen, mit darein verwoben, tragisch davon bestimmt, und aus diesem Gefühl heraus erwächst die Schwermut, von der alles, was er schreibt, durchtränkt ist. Bei ihm paart sich ein — wohl etwas häufig hervorbrechender — Stolz, einer Adelsfamilie anzugehören, die viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat, mit dem niederdrückenden Gefühl, einem im Niedergang befindlichen Geschlecht als ein letzter saftarmer, bleicher Sproß entsprossen zu sein. Mit derselben Intensität wie sein ehrgeiziger Drang, sich als eine ungewöhnliche Persönlichkeit

geltend zu machen, beherrschte ihn auch von allem Anbeginn das Gefühl der Solidarität mit seiner groß angelegten und später entarteten Familie, d. h. das Gefühl, ihr mit Leib und Leben angehörig und dienstpflichtig zu sein. Daher beginnt sein frühester Roman mit den Worten: „Es war ein altes Geschlecht, seit grauer Vorzeit im Lande seßhaft"; daher handelt sein letztes Buch von der Exzellenz, die schon in seinen „Hoffnungslosen Geschlechtern" vorkommt, und darum erzählt er dort auch, wie sich die jugendliche Hauptperson mit Darwin beschäftigt, doch im Darwinismus nicht viel anderes sieht als das Erblichkeitsgesetz; denn dieses leuchtet ihm ein.

Sicherlich hat das viele Grübeln über das Verhältnis zwischen dem Geschlechte und dem Einzelnen überhaupt Herman Bang zu der physiologischen Grundanschauung bekehrt, der er treu geblieben ist. Es hat frühe seinen Zweifel an der überlieferten Lehre von der Willensfreiheit rege gemacht und das seinige dazu beigetragen, ihn so rationell, wie er stets verblieb, zu erhalten, wiewohl manche Anzeichen darauf hindeuten, daß in seinem Temperament ein starker Trieb tätig war, sich auf das Vernunftlose, ja Vernunftwidrige einzulassen. Doch nein, trotz seines überströmenden Gefühlslebens, seiner zitternden Weichmütigkeit, seines Grundhanges, sich in Stimmungen zu wiegen, sich von ihnen emporheben, zumal von ihnen hinabsenken zu lassen in den schwarzen Abgrund der Schwermut, ist er — im Gegensatze z. B. zu Strindberg oder Garborg oder Jörgensen im Norden, Bourget und Huysmans in Frankreich — rationell, vielleicht, um seinen eigenen Ausdruck, so wenig treffend er ist, zu gebrauchen, materialistisch, jedenfalls ausgemacht wirklichkeitstreu geblieben. Seine empfindlichen Nerven sind keine schwachen Nerven.

Doch während Bang so über seinen Zusammenhang mit dem väterlichen, dem „alten" Geschlechte nachgrübelte, wurde sein Gefühls- und Phantasieleben nicht minder stark zu seiner Mutter hingezogen, die ja „neu und fremd" in dieses Geschlecht eintrat. Ihrem Andenken eignete er seinen Roman „Tine" zu, in dessen Einleitung er sie schildert und ihr dankt. Sie kam unter dem Namen Stella, den sie in den neueren Büchern trägt, schon in „Hoffnungslose Geschlechter" vor. „Das weiße Haus" handelt einzig von ihr und schildert sie mit der Liebe und Begeisterung des Sohnes, doch

merkwürdigerweise, was höchst anerkennenswert ist, ohne die geringste Verherrlichung: es wird ihr, außer einer unbestechlichen Wahrheitsliebe, auch nicht eine große Eigenschaft beigelegt. Sie erscheint als ein Bild, von „Jugend und Lächeln, Anmut und Trauer, Freude mit betrübten Augen, Schwermut, die mit gekräuselten Lippen lächelt, hilflosen Händen, die nur anderen in ihrer Not zu helfen wissen, feinen Gliedern, die sich in der Sonne wohlig dehnen und frieren, wenn die Sonne untergeht ... Keine Rose, noch auch eine Lilie. Eine seltsamere Blume mit besonderen Fibern und einem bunten Kelch, der, im Lichte schön entfaltet, scheu zur Abendzeit sich schließt". Lebensvolle Natürlichkeit, ein unterdrückter, aber heißer Unabhängigkeitsdrang, unbefriedigte Sehnsucht nach Liebesglück, Herzensgüte, viel kindliche und kindische Lust, alle Wesen frei sich regen zu sehen, sind die in der Erinnerung des Sohnes an ihr hervorleuchtenden Eigenschaften; daneben sind ihr dann gewisse schneidend wahre, pessimistisch bittere Äußerungen in den Mund gelegt, aus denen man des Autors eigene Anschauungen herausfühlt, ganz so, wie in dem folgenden Buch der Großvater hier und da schwermütig über dänische Politik in Wendungen redet, die jene des Enkels sind. Aber Bang hat seiner Mutter das Denkmal gesetzt, das sie, wie er im Vorwort zu „Tine" erzählt, eines Tages von ihm erbat.

Grüblerisch wie er ist, hat er sich indessen nicht begnügt, sich selbst und sein Schaffen aus der Familie heraus zu erklären. Er hat beides auf Land und Zeit zurückgeführt. Sein Wesen ist ihm hauptsächlich dadurch bedingt, daß er auf Alsen geboren ist, wie durch das Kriegsjahr 1864, das große Erlebnis seines siebenten Jahres, verhängnisvoll eingreifend in das Leben der Familie, die von der Insel vertrieben wurde. Am Schlusse von „Stuck" spricht eine der Personen die wahren Worte über 1864: „Ich glaube eigentlich, daß wir alle irgend ein unsichtbares Glied, Arm oder Bein, verloren haben, heimlich verstümmelt umhergehen und den Blutverlust nie verwunden haben." Einen großen Teil der seitherigen unruhigen Tätigkeit des Landes erklärt er nun folgendermaßen: „Es ist nichts anderes als das Düppeler Wundfieber."

Etwas von diesem Wundfieber liegt Bang im Blute. Im „Weißen Hause" heißt es von der Mutter, „sie litt an Wandersucht". Die Unruhe dieser Wandersucht ist wohl in seinen Stil

5*

übergegangen. Doch durch sein ganzes Lebenswerk ziehen sich auch die Bilder des Krieges, Erinnerungen an die Demütigung und die Niederlage. Treffend und tief hat er selbst daraus seine Neigung abgeleitet, „Zusammensturz, Vernichtung, Tod, Ruin" zu schildern. Auch seine Arbeiten sind ein Glied in der Kette der Anstrengungen, die von verschiedenen Seiten gemacht worden, um dem Lande das Zurechtfinden in der neuen Situation nach dem Zusammenbruche zu erleichtern: sie sind, wie Troels Lund sich jüngst ausdrückte, „eine Einzelschwingung aus der großen Gesamtbewegung in Dänemark nach 1864, deren Ziel die Wiedererhebung und Selbstbehauptung des Volkes ist," nur daß man von Bang keine freudige Zuversicht, sondern einzig Enthüllung erwarten darf.

Insofern Phlegma und kaltblütige Ruhe dänische Eigenschaften sind, muß Herman Bang äußerst undänisch genannt werden. Doch das Weiche und Gefühlvolle an ihm sind dänische Eigenschaften. Seine Sentimentalität ist eine Übertreibung dieser Eigenschaften, wie sie uns bei H. C. Andersen, einem seiner geistigen Stammväter, entgegentritt. Nicht minder ist J. P. Jacobsen, den er so eifrig studierte, in Grund und Boden dänisch. Das Krankhafte an Bang wirkte eine Zeitlang wie Unnatur, weil er es an sich hätschelte. Es ist eine Art Ehrgeiz von ihm, nicht gesund zu sein. Er hat sich nie für das ausgegeben, was der Dichter sonst vor allem scheinen möchte: frisch. Ein gähnender Abgrund liegt zwischen ihm und Geistern wie Poul Möller, Julius Lange oder Henrik Pontoppidan. Letzterer ist sogar, offenbar aus Überdruß über den modernen, auf die Spitze getriebenen dramatischen Stil von Roman und Novelle zu dem altväterischen schlichten Erzählen zurückgekehrt. Bangs nervöser Erzählerstil aber, mit seiner zuweilen verwirrenden Unruhe, hat kein fremdartiges Gepräge: er ist dem Jonas Lies nahe verwandt. Und viele Jahre ist es her, seit sich bei Bang fremde Beeinflussung fühlbar machte; kaum seit er im Einleitungskapitel von „Stuck" die Einleitung zu „Nana" nachahmte.

Eine merkwürdige Eigenheit Bangs als Stilist ist seine Einbildung, Verse schreiben zu können. In einem Lande, in dem die Verskunst so hoch steht, ist es untunlich, Zeilen ohne Wohlklang, ohne Rhythmik, ohne sorgsame Wortwahl für Verse auszugeben. Sie haben von Versen nichts als die Verdrehung der natürlichen Anordnung der Worte. Bang glaubt poetisch zu sein, wenn er

statt zu schreiben: „Doch da traf mein entsetztes Auge ein schrecklicher Anblick“, drucken läßt:

Doch mein entsetztes Auge da
Ein Schreckensanblick traf.

Indes ist das ja nur eine der zahlreichen Sonderbarkeiten, aus denen der Mann und sein Talent bestehen. Wenn Dr. Moreau mit seinem alten Satze: „Das Genie ist eine Nevrose“, recht hat, so ist Bang ein Genie.

Valdemar Rördam

Wenn ein Leser auf einmal in den Besitz sämtlicher Werke von Valdemar Rördam käme, würde er wahrscheinlich zuerst nach den in Prosa geschriebenen greifen und die Verse vorläufig liegen lassen. Ein Roman ist ja zugänglicher, als eine Gedichtsammlung, und begänne er mit Rördams letzter Erzählung „Karen Kjeldsen“, so würde er sich gewiß so lebhaft von ihr gefesselt fühlen, daß er sie mit Genuß zu Ende läse. Sie ist in einer kerndänischen Sprache geschrieben, deren Stärke nicht in der bloßen Rhetorik, sondern in der Fülle der Naturbeobachtungen und Naturbilder liegt, die hier in ursprünglicher Weise in Worte umgesetzt sind. Rein als Schriftsteller betrachtet, gehört Rördam trotz seiner Jugend zu den ausgezeichnetsten des dänischen Volkes. Er hat als Prosaerzähler wenig mehr zu lernen. Was er noch zu seiner vollen Entwicklung braucht, sind vielfältige, bunte Lebenseindrücke, ein weiterer Gesichtskreis, ein höherer Standpunkt; innerhalb seines begrenzten Gebietes aber ist er nicht nur echt, sondern auch sicher.

Er erinnert an niemand anderen; vielleicht hat er einiges von Henrik Pontoppidan gelernt. Indessen dürften es doch nur die ihnen gemeinsamen Freilichterfahrungen sein, die einen bei den ersten Seiten des Buches, nach einer Parallele suchend, einen Augenblick bei dem Namen Pontoppidan verweilen lassen.

Nach einer rein dichterischen, hier und da im Märchenstile gehaltenen Einleitung folgt eine moderne Seelengeschichte, die kräftig empfundene und fein durchgeführte Schilderung des Kindheits- und Jugendlebens eines jungen Mädchens. Dies Mädchen ist mit den

besten Tugenden der modernen jungen Dänin ausgestattet — Stolz, Frische, unabhängigem Sinn — ein vornehmes, seelenvolles Geschöpf, das unter dem Einflusse eines kenntnisreichen, hochgebildeten Vaters eher in religiösem und sittlichem Freisinn herangewachsen, als eigentlich dazu erzogen ist. Als der Zeitpunkt erscheint, da sie liebt und wiedergeliebt wird, erfolgt der unheilschwangere Konflikt, an dem sie reift und zu grunde geht. Der Erkorene ist bei aller seiner Rechtschaffenheit und allen seinen gewinnenden äußeren Eigenschaften so beschränkt, so in Vorurteilen befangen, zudem so religiös veranlagt, daß er es für seine Pflicht hält, sie zum Kirchenglauben zu bekehren. Mit der Energie der Überzeugung und dennoch ohne die geringste Übertreibung läßt der Verfasser aus den Begebenheiten selbst das von dem Helden begangene Unrecht klar hervorgehen.

Seiner ganzen Anlage nach hat das Buch ein starkes aktuelles Interesse für dänische Leser. Es behandelt Fragen, die in Dänemark brennend sind, und wird in den meisten und einflußreichsten Kreisen hierzulande als eine kühne und fast herausfordernde Schrift betrachtet werden. Das ist der beste Maßstab für unser geistiges Niveau. Den Patrioten, die ihre Landsleute durch albernes Preisen der Kulturstufe und hohen Aufklärung, zu der wir uns angeblich emporgeschwungen haben, verdummen, kann es nicht genug eingeschärft werden, daß ein Buch mit so großen künstlerischen Vorzügen wie dieses, vom europäischen Standpunkte gesehen, veraltet, gänzlich altväterisch anmutet, weil es sich um ein ausgefochtenes Problem dreht. In Dänemark hat die Frage noch reges Interesse, die in Deutschland kein Dichter mehr behandelt. Der menschliche Inhalt des Buches wirkt auf einen frei denkenden Leser ungefähr so, wie die verzweifelten Anstrengungen eines russischen Schriftstellers, die Zulässigkeit der Preßfreiheit darzutun, einen Schweizer berühren würden.

Aber vorzüglich geschrieben ist es. Von einem klugen jütländischen Burschen wird gesagt: „Er konnte die zweijährige Fohle dem Tage alten Füllen und die verborgenen Fehler der Stute den Augen des Bauern ansehen.“ Bei Beschreibung des Frühlings heißt es: „Es war so recht ein Frühlingsweg, auf dem sie ritten, so wie ein Weg nur sein kann, wenn die Eiskruste der Erde aufgetaut ist und ein paar Tage lang die Sonne ihn beschien, der Wind darüber hinstrich; noch von Feuchtigkeit durchtränkt, schwarz wie

eine Schwarzamsel, eben wie ein Estrich und so federnd, daß weder Mensch noch Tier, kaum daß sie ein paar Schritte getan, sich enthalten können, darüber zu laufen und zu springen und zu tanzen."

Solche Stellen wecken die Lust, den Verfasser als lyrischen Dichter kennen zu lernen, und manch einer, der „Karen Kjeldsen" gelesen hat, breitet wohl Rördams in gebundener Form geschriebene Dichtungen vor sich aus, schiebt dann den „Bjovulv" beiseite, weil solch eine lange zusammenhängende Mär in Versen über ein ganz unmodernes Thema am passendsten für zuletzt bleibt, und beginnt in den zwei Sammlungen Gedichte „Drei Saiten" und „Dänische Zunge" zu blättern. Er wird es nicht bereuen. Um zur Abwechslung auch einmal chauvinistisch zu sprechen, sei es gesagt, daß, wer die dänische Lyrik der letzten Jahrzehnte liest, mehr als einmal Anlaß finden dürfte, über den Reichtum Dänemarks an künstlerischen Talenten zu staunen. Zeigt sein religiöser Zustand vollauf, wie weit es an Geisteskultur noch zurück ist, so läßt sich dagegen die ganz ungewöhnliche Entwicklung dänischer Sprachbehandlung und Schilderungskunst nicht in Abrede stellen. Zieht man die metrische Kunst allein in Betracht, so darf mit Entschiedenheit behauptet werden, daß es nirgends eine besser geschriebene Lyrik gibt als in Dänemark. Man findet hier eine Fülle verschiedenartiger Begabungen. Die Mängel der dänischen Lyrik sind nicht technischer, sondern allgemein menschlicher Natur. Sie umspannt kein sehr weites Gebiet; sie überrascht nicht, überwältigt nicht; die ausgedrückten Empfindungen sind nicht sehr ungewöhnlich. Diese Lyrik ist weder bizarr, noch schrill, noch wild, noch gewaltig. Aber sie ist fast immer gut und nicht selten vorzüglich.

Prächtig und originell ist die Lyrik in den beiden Gedichtsammlungen Rördams durch dieselben Eigenschaften, die seiner Poesie etwas so Vornehmes geben, Abscheu vor den abgebrauchten Ausdrücken, malerische Kraft, musikalische Anlage, wohltuende Ursprünglichkeit in der Behandlung von Versmaß und Reim, die sich doch nie ins Geschmacklose oder Gesuchte verirrt. Eine poetische Epistel, die sich im vorigen Jahre im Januarhefte des „Tilskueren" fand, wird wohl die Aufmerksamkeit vieler Leser auf sich gezogen haben. Sie war jugendlich, doch sie verriet den künftigen Meister.

Oder richtiger: der sie geschrieben hatte, war bereits ein Meister. Doch um dies zu wissen, mußte man ein Buch gelesen

haben, das nur in 800 Exemplaren gedruckt und nicht ausverkauft ist, obschon es auf dem Tisch eines jeden Hauses liegen sollte, in dem man dänische Poesie zu schätzen weiß. Bessere Verse hat die dänische Sprache nicht aufzuweisen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es korrekte Verse wären, oder Verse, die von seltener Fertigkeit zeugten. Nein! Sie haben alle die erlesensten Vorzüge, die dänische Verse nur haben können. Sie sind volltönig, wuchtig, markig, dem Ohre erquickend, und werden sie auch im Dienste einer fremdartigen, etwas ermüdenden Erzählung gebraucht, so reißen sie doch nicht selten durch ihren Schwung, ihren hohen Flug mit fort. Technisch genommen steht das Werk nicht im geringsten dem nach, was Christian Winthers Dichtung „Des Hirsches Flucht“ für ihre Zeit gewesen.

Wenn „Bjovulv“ nicht sogleich gelesen und gewürdigt wurde, so lag dies eben an dem Stoffe, der schreckte. Man war wohl der Ansicht, daß es einer Umdichtung des alten angelsächsischen Heldenliedes, der ältesten Dichtung der Welt, worin von Dänen die Rede ist, nicht bedürfte. Und die beobachtete Zurückhaltung war nicht so ganz unberechtigt. Der Stoff ist nicht sonderlich günstig, und Nördam hat trotz der Freiheit, mit der er ihn handhabt, sich zu streng an die Sage gehalten, indem er die ganze Reihe von Kämpfen mit dem Troll, mit der Mutter des Trolls, zuletzt mit dem Drachen, aufeinander folgen ließ. Was sollen uns — wird man fragen — diese Kämpfe wider Trolle und Drachen! Noch dazu ist das Sinnbildliche hier nicht mit Klarheit zum Ausdruck gebracht. Doch will der Leser einen guten Rat hören, so überschlage er kühn alles dieses. Es bleibt ihm noch genug, woran er sich erfreuen kann.

Nördams Phantasie sind Troll und Drache nichts ganz Fremdes. In „Karen Kjeldsen“ lautet z. B. eine Stelle: „Kam irgend ein Grübler zum Sumpf, so mochte es geschehen, daß er die Zeit selber drohend ihre Tatze emporrecken sah, sie glotzen sah mit ihrem großen, bösen Auge, einem Auge, schwärzer, grauenvoller lähmend, als selbst der bodenloseste Sumpf der Welt. Viele Helden zogen aus wider den Drachen, stolz und streitbar, bewaffnet mit dem Flammenschwerte ihres Willens, beschwingt mit den Adlerfittichen des Glaubens, doch es öffnete seinen Rachen und verschlang sie. Viele Weise stellten sich ihm entgegen, blickten mit

unerschrockenem Forschermut in das hervorquellende Dunkel dieses Auges usw." Auf verwandte Art ist im „Bjovulv" ein Anlauf zur Auffassung des Riesen Grendel als alles verschlingender Macht des Lichthasses und der Verschlafenheit genommen. Im Lobgesang des Skjalden auf Bjovulv heißt es:

Heil ihm, dem wohnt im Busen
Der Feuerseele Braus;
Ja, Heil ihm, der verjagte
Das Dunkel aus dem Haus!
Schlafrecken hat er erschlagen . . .

Doch wie gesagt, das Sinnbild ist nicht durchgeführt: einzelnes erhebt sich nicht sonderlich über eine Wiedergabe altnordischer Märchenphantasien. Dennoch ist das Märchen so beschaffen, daß ein Vorleser, der das Gedicht vorzutragen versuchte, leicht einen lauschenden Kreis um sich festbannen würde. Die Verse sind so wundergut, daß man diese wechselnde Musik nicht leicht genug bekommt. Da ist z. B. eine Stelle, wo Bjovulv auf seinem Schiffe steht und mit dem Auge die Runenlinien verfolgt, die der hauende Mast in das steingraue Himmelsdach schlägt. Ohne gesprengt zu werden, enthält diese eine Strophe in ihrem Rhythmengang die einander ablösenden Stimmungen der Entsagung und der Hoffnung.

Obgleich der Nibelungenvers der Stamm ist, dem die vielen wechselnden Versmaße des Buches entsprießen, ist die Mannigfaltigkeit des Tonfalls doch hinlänglich groß. Nördam hält sich in einem gewissen Abstande von dem Metrum Christian Winthers und benützt es im Wintherischen Stile nur ein einziges Mal mit andeutender Feinheit.

Vilhelm Andersen legt in seinem Werke über Öhlenschläger an einer Stelle, wo er den greisen Dichter beschreibt, wie er dasitzt, an den alten Saiten fingernd, um von Ragnar Lodbrock zu singen, und den rechten Klang nicht finden kann, eine außerordentliche stilistische Feinheit an den Tag. Denn ohne auch nur ein Wort aus dem Lied vom tapferen Landsoldaten anzuführen, einzig durch die Einflechtung eines Marschtaktes in den Rhythmengang seines Satzes, spielt er hier darauf an, daß man vor Öhlenschlägers Fenstern die Weise sang, die dem damaligen Denken und Fühlen in Dänemark entsprach. Auf ähnliche Weise ergreift es den Leser, wenn Nördam

in dem Abschnitte „Der Isefjord" plötzlich das Christian Wintherische Versmaß anschlägt, und somit andeutet, daß die Fahrt zu Ende geht und die Küste Seelands naht.

Doch nicht in diesen Versen mit ihrem weichen Tonfall ist Nördam am eigenartigsten. Er strebt auch — und man weiß es ihm Dank — die Kraft und Härte an, welche die englische Poesie so oft vor der dänischen voraus hat.

Daß er sich im großen und ganzen an den Gang der Handlung in dem alten Beowulfliede hielt, hat ihm über manche gefährliche Klippe hinweggeholfen. Nur äußerst selten kommen zeitwidrige Züge (wie die schönen Tücher auf den Tischen bei den Trinkgelagen) bei ihm vor, und selten auch fällt er aus dem Ton (wie z. B. wenn er der Küstenwache komischerweise Worte in den Mund legt, die dem modernsten Kopenhagener Jargon entnommen sind — übrigens hielt Runeberg in seinem „König Fjalar" den Ton um nichts besser fest als Nördam hier.

Wie das Einleitungsgedicht besagt, wurde „Bjovulv" auf dem Krankenbett gedichtet. Ein ganzer Kranz von Gedichten in Nördams letzter Sammlung „In dänischer Zunge" mahnt an die Krankheit, das Hospital, den Operationstisch. Das Sprichwort sagt: Krankheit wird über jedermann Herr. Das gilt nicht von den Starken und Begnadeten. Nördams Bücher beweisen, daß er zu jenen gehört, deren Kräfte und Fähigkeiten Krankheit nicht unterzukriegen vermag.

Jütländisches Proletarierleben

Jütland und das jütländische niedere Volk hat nachgerade eine ganze Reihe talentvoller Schilderer bei der jüngern Schriftstellergeneration gefunden. Bei zweien, Johannes V. Jensen und Mylius Erichsen, die beide Jütland genau kennen, ist jedoch die niedere jütländische Bevölkerung unserer Tage nur einer der von ihnen behandelten Vorwürfe. Zwei andere junge Autoren hingegen, Jeppe Aakjaer und Johan Skjoldborg, haben sich voll und ganz der Aufgabe geweiht, sie auf Grund der aufgehäuften Erfahrungen mit naturgetreuer Kraft darzustellen.

Sie sind grundverschieden. Aakjaers Erzählerart ist persönlich; man hört gleichsam beständig seine Stimme. Der Stil, dessen er selbst sich bedient, steht in scharfem Gegensatze zu dem, in dem die von ihm vorgeführten Menschen leben. Er stellt sich über sie, scherzt über ihre Eigenheiten oder fühlt mit ihnen in ihrer mißlichen Lage und ergeht sich zuweilen über sie in Kopenhagener Ironie. Während seine Personen in der Regel ein echteres Jütländisch reden, als bei irgend einem anderen Schriftsteller, Skjoldborg mit einbegriffen, so daß es bei ihm von Ausdrücken wimmelt, die von der Triebkraft der Mundart zeugen, ergötzt er sich daran, sich selbst in überlegen wirkenden Fremdwörtern über seine Gestalten vernehmen zu lassen, spricht von einem Bauernhof, dessen Menage ein Knecht durch ein schlaues Manöver an sich zu reißen hofft, von einem Mädchen, das ein äußerst kompliziertes System von Grübchen hat und dergl. mehr.

In Aakjaer steckt überdies ein Lyriker oder ein Kämpfer, der als Erzähler eine Verkündigung zurückdrängt. Er hat nicht das epische Phlegma. Eine gewisse Ungeduld herrscht in seinem Gemüt, die des streitbaren Schwärmers. Darum versucht er sich nicht in der breiten schildernden Erzählung, sondern schwingt sich am höchsten in der kurzen Novellette auf. Er will nicht einzig Sympathie für seine Personen erregen. Er nimmt sie nicht selten humoristisch, mag sie am liebsten, wenn Leidenschaft, Entschlossenheit in ihnen ist, verhöhnt ihre Gefräßigkeit, belächelt ihre Verliebtheit. Sein Spott ist fein, sein Mitgefühl tief, seine Gabe der künstlerischen Selbstvernichtung nicht groß. Doch in seinen kurzen Erzählungen, wie die der Novellensammlungen „Die Leute im Fries“ und „Die aus Fjand“ ist er um nichts weniger wahr, wenn auch vielleicht etwas weniger sicher, als es Skjoldborg in den kurzen Skizzen ist, die er unter dem Titel „Proletarier“ veröffentlicht hat. Dabei besitzt er gewissermaßen mehr Schönheitssinn.

Johan Skjoldborg hat zwei ausgezeichnete Bücher, „Das Dohlenhaus“ und „Gyldholm“, veröffentlicht. Er ist der echte Epiker, womit nicht allein gemeint ist, er spreche so völlig ohne Mienenspiel, daß er unpersönlich erscheint, sondern seine Anlage führt ihn dahin, ein Bild von Zuständen, von Gemeinschicksalen sogar dann zu geben, wenn er nur von dem Leben einer Einzelfamilie erzählt. Ohne selbst in Breite zu verfallen, geht er als

Erzähler ins Breite, eröffnet uns den Ausblick über die Weiten. Bei ihm werden aus den Einzelnen Typen, wird der Einzelfall aufklärend, ein Ereignis lehrreich wie ein Beispiel von vielen. Er hat uns nicht nur das Alltagsleben des niederen jütischen Volkes mit allen den Brandungen gezeichnet, die unter der unbewegten Oberfläche wirbeln, er zeigt uns auch, wie es in der Zeit, in der wir leben, vorwärts gestoßen wird und Veränderungen erfährt, wobei der Zeitgeist die Triebkraft bildet. Er zeigt uns unter einem die Bewegung der Proletarierwelt um ihre eigene Achse das Jahr über, und die Gewalt, die sie durch den historischen Zeitraum dahin treibt.

„Das Dohlenhaus" lehrte uns auf ruhige und dennoch stets fesselnde Weise, was Konservatismus und Fortschrittsdrang vor etwa zwei Jahrzehnten bedeuteten unter der Häusleransiedlung in den jütischen Dünen, wo es weder Eisenbahn noch Post oder Zeitungen gab. Menschliche Grundeigenschaften und Grundgefühle, Lernbegier und Treuherzigkeit, Engherzigkeit und Kleinlichkeit, Beschränktheit und Halsstarrigkeit, Herzensgüte und Begeisterung waren in ihrer elementaren Einfachheit dargestellt. Der Leser wurde gewahr, wie die ersten Streiflichter sozialer Gedanken und politischer Begriffe in die Dunkelkammer der Unwissenheit und der Vorurteile fielen, erlebte den langsamen aber stetigen Fortschritt. Und wenn nun das Buch damit schloß, daß die Bekehrung des starrsinnigen Greises zu der Anschauungs- und Produktionsweise der neuen Zeit durch seinen Besuch einer Aktienschlächterei besiegelt wurde, so wirkte dieser scheinbar nüchterne Schluß so stark, wie in den Ritterromanen der Sieg und Triumph des Helden über geschlagene Feinde.

Skjoldborgs neues Buch ist jedoch ein noch gediegeneres, noch in höherem Grade künstlerisch ausgearbeitetes Werk. Es ist der erste auf einem Gute spielende dänische Roman, der nicht von dem Leben der feinen Leute handelt, sondern von dem der ländlichen Arbeiter, die, unter schweren Mühen und Entbehrungen, der Herrschaft ihren Lebensunterhalt und Reichtum schaffen. Dieses Buch wirkt durch seine bewunderungswürdige Sachlichkeit. Nicht das geringste ist auf die Spitze getrieben; nicht ein Funke von Pathos im Vortrage, keine Spur von jener Art Tendenz, die den Niederen verherrlicht und den Vornehmen verschwärzt, um ein grelles Bild des sozialen Unrechts zu entwerfen. Die Hauptperson ist anfangs

eine gar wenig ideale Persönlichkeit, die nur langsam durch den Ernst des Lebens gereift wird. Die Erzählungsweise ist geradezu mustergültig. Niemals ein Kommentar. Was mitgeteilt wird, spricht für sich selbst und redet laut, gerade weil der Verfasser schweigt.

Mit höchst ungewöhnlicher Tüchtigkeit hat uns Skjoldborg eine Vorstellung von der einförmigen Frohne des scheinbar geborgenen und doch unsicheren Daseins des Gutshäuslers gegeben und gezeigt, in welchem Schmutz, unter welcher Mühsal er dahinlebt, welche Beschränktheit, welche Laster sich bei ihm entwickeln. Und nicht nur dies. Wir sehen den Herrensitz als einen förmlichen Staat vor uns, der, abgeschlossen von der übrigen Welt, sich aufbaut, Kaste über Kaste, Rang über Rang, in dem auch jede einzelne Gesellschaftsschichte ihre Eigentümlichkeit, ihre Fehler, ihre Neigungen, ihre Moral, ihre Unsittlichkeit hat. Wir sehen, wie der Oberknecht durch sein Untertänigkeitsverhältnis gegenüber dem Gutsherrn demoralisiert wird, wie die Milchmädchen, deren Tugend schon an und für sich nicht groß ist, durch nächtliche Besuche der betrunkenen Gäste des Herrenhofs vollends erniedrigt werden, wie Tätigkeit und Zeitvertreib des Kätners beschaffen sind, und welchen Unglücksfällen ihre besondere Stellung sie aussetzt, wie die Mütter in die Arbeit gehen und ihre kleinen Kinder sich selbst überlassen müssen. Mit großer Kunst wird die Katastrophe des Buches eben durch solch ein von den Verhältnissen herbeigeführtes Unglück gebildet, bei welchem kleine Kinder in dem Hause verbrennen, dessen Bewohner allmählich das ganze Interesse des Lesers in Beschlag nahmen. Endlich wird hier wie im „Dohlenhause" das gesellschaftsumbildende Element auf äußerst wirkungsvolle Weise in Gestalt der Teilnahme der sozialistischen städtischen Arbeiter an der Bestattung der Kinder eingeführt.

Der Gutsherr (der Kammerherr, wie er genannt wird) ist ohne Haß und ohne Übertreibung als ein vermeintlich humaner, in Wirklichkeit halsstarriger und herzloser Mann geschildert. Leider hat Skjoldborg sich eine künstlerische Wirkung, die der Stoff förmlich herausforderte, versagt, indem er es versäumte, uns das Leben im Herrenhause im Gegensatze zu dem Leben in den um ihn her gelegenen Katen auszumalen. Dadurch, und dadurch allein, hat das von ihm entworfene Bild etwas Unvollständiges und Unbefriedigendes

erhalten. Warum soll es nicht ein einziges männliches oder weibliches Geschöpf von Herz oder Intelligenz in dem Herrenhause geben? Oder sollte es dort eines geben, es aber keine Ahnung von dem Schicksale der Häusler haben oder ohne Mitgefühl für sie oder aber gänzlich ohne Einfluß auf den Kammerherrn sein? Daß letzterer so ganz allein in dem mächtigen Schlosse residiert, ist nicht sehr wahrscheinlich. Ist dem aber nicht so, dann hätte die dort drinnen herrschende Gesinnung und Empfindungsweise mit der außerhalb deutlicher verglichen werden müssen.

Wir haben in der dänischen Literatur lustig karikierte Gutsbesitzer kennen gelernt, erst bei Schandorph, dann bei Wied. Wir haben das Leben der Gutsherrschaften wohlwollend und unparteiisch bei Walter Christmas und insbesondere bei Palle Rosenkrantz geschildert gesehen; doch keiner von ihnen zeigte uns den Untergrund von menschlichen Existenzen und Bestrebungen, von dem dieses Leben getragen wird. Ihn hat erst Johan Skjoldborg vor uns aufgedeckt, und es wäre vielleicht zuviel verlangt, daß er uns zugleich auch die Art zu enthüllen vermöchte, wie man im Schlosse denkt und fühlt.

Die heutige Zeit in den Augen der jungen Generation

Je mehr in Dänemark wie anderwärts der Roman nur eine Form des Seelenstudiums wird, desto größeres Interesse gewinnt es, bei jenen jungen Schriftstellern, die unleugbar Talent an den Tag legen, der Grundauffassung der zeitgenössischen Gesellschaft nachzuforschen, die sich hinter der Schilderung birgt. In dieser Hinsicht ist eine Vergleichung zweier kürzlich in Dänemark erschienenen Bücher, „Die Krone“ von Laurids Bruun und „Die alte Welt“ von Karl Thalbitzer, überaus lehrreich.

Laurids Bruun schrieb schon seine sechzehn Jahre lang, bevor er nun zum erstenmal entschieden durchdrang, und hat er auch bisher mit Vorliebe bei Schilderungen des Entwicklungsganges junger Zeitgenossen verweilt, so war doch die Inszenierung des Stoffes eine derartige, daß er in die Wirklichkeit des Alltagslebens

überströmte. Diesmal hat der Verfasser das Bedürfnis gefühlt, zwischen Bühne und Zuschauerraum eine widerstandsfähige Rampe anzubringen, und dies ist ihm zu statten gekommen. Seine Arbeit hat nun jenes Ferne, das sie zu etwas Übersichtlichem, Ganzem macht; sie teilt sich vor dem Auge in klar abgegrenzte Massen, und wiewohl sie weniger Gestalten darstellen, als Lebenserfahrung in Form von Philosophie mitteilen will, stehen die wenigen Hauptpersonen anschaulich und fest da. Es ist ein Buch, das sich nur mittelbar an einen ausgesprochen dänischen Leserkreis wendet, mithin in guter Übersetzung dem deutschen Publikum gewiß zusagen würde, um so mehr, als die Handlung nach einem phantastischen Deutschland verlegt ist und die ganze monarchische Grundlage etwas Deutsches hat. Doch im übrigen ist es ein Buch von allgemein menschlicher Tragweite, gründlich moralisch in Anlage und Bau, insofern es eine unbarmherzige Nemesis ganze Generationen hindurch die Schuld verfolgen läßt, und äußerst trübe in seiner Lebensauffassung, indem es zeigt, daß gerade die Besten vom Verhängnisse ereilt werden müssen, wie die moderne Gesellschaft nun einmal beschaffen ist.

Die entschiedene Abkehr des Buches von den bekannten Verhältnissen der Wirklichkeit hat ihm etwas hochgradig Romanhaftes gegeben, und es berührt daher einigermaßen seltsam, wenn die Namen wirklicher, uns allen bekannter Schriftsteller hineingeschleudert werden, noch besonders vielleicht, weil einige darunter, wie Nietzsche, in einer Weise falsch aufgefaßt erscheinen, daß man glauben sollte, der Verfasser hätte sie gar nicht gelesen. Man kommt auf die Vermutung, in dem ungenannten Lande des Romans müßten die literarischen Erscheinungen sich verkehrt ausnehmen. Mit größerer Kunst sind in Büchern, wie Elemir Bourges „Le crépuscule des Dieux“ und J. H. Rosny's „Une reine“, die ebenfalls an Höfen in einem phantastischen Deutschland spielen, allzu deutliche Wirklichkeitsmomente umgangen.

Wenn dänische Romane in einigem Abstande von der heimatlichen Wirklichkeit gehalten werden sollen, geschieht es übrigens merkwürdig oft, daß sie (von Hauchs „Goldmacher“ an bis zu Drachmanns „Kitzwalde“) nach Deutschland verlegt werden. Allerdings ist der Eindruck der darin auftretenden Gestalten ungefähr der des Kapitäns und der Mannschaft auf dem Dampfschiffe

zwischen Gedser und Warnemünde, seitdem die Edda — wehmütigen Angedenkens! — von den Deutschen angekauft wurde. Nur die Uniform ist deutsch.

Die Furcht, ein von den Damen des Hofes ausgehender Pietismus, der alle Kulturkeime erstickt, werde das Reich und seine Zukunft überfluten, dürfte nicht dem Studium fremder Verhältnisse entsprungen sein, ob auch die Szenerie undänisch ist.

Nach Süddeutschland verlegt war auch der Schauplatz des Romans „Der Letzte des Geschlechts“, mit dem Karl Thalbitzer im Jahre 1900 debütierte, eines harmonisch gegliederten Werkes, einer Studie über seelische Unruhe, über die Weltscheu der seelischen Verfeinerung und ihr Schwanken inmitten der Anziehung entgegengesetzter Pole, das Ganze durchtränkt und getragen von Liebe zur Musik.

Dies Jahr ist der junge Autor mit seiner Erzählung „Die alte Welt“ nach Dänemark zurückgekehrt und hat eine Art Psychologie zweier heimischer Generationen angestrebt, deren Wesen des weitern von der Folie hervorgehoben wird, die ins Ausland versprengte oder aus dem Ausland zurückgekehrte Dänen und Halbdänen abgeben.

Das Wertvollste an dem Buche ist unstreitig das Seelenstudium der jungen männlichen Hauptperson, Otto Felsen, eines Burschen von recht zusammengesetztem Wesen: zurückgeblieben im Wuchs und daher doppelt eitel; zugleich äußerst radikal und äußerst ehrgeizig, bis sein Ehrgeiz seinem Radikalismus den Garaus macht; bis zur Leidenschaft von dem Gedanken erfüllt, Effekt zu machen, und dennoch im tiefsten Innern schlaff, wie es sonst nur die Gemächlichkeit ist. Etwas Typisches wird mit seiner Schilderung zu geben versucht, und diese Absicht ist erreicht.

Mit stärkeren Farben und mit großer Sicherheit in der Pinselführung ist die weibliche Hauptperson, Maud Sperling, gemalt, eine Engländerin, die väterlicherseits dänisch ist. Sie besitzt die wesentlichsten wertvollen Eigenschaften, Ernst des Gefühlslebens, Tüchtigkeit, Entschlossenheit und Hingebung für ihre Ideale. In der sehr bezeichnenden Furcht davor, schal und süßlich zu werden, hat nun der Verfasser dieser seiner Heldin äußerlich abstoßende Eigentümlichkeiten beigelegt, eine lange, knochige Gestalt, gelben, lederartigen Teint, gefärbtes Haar und ein grobes, übelklingendes Lachen. Er hat auch hier seine Absicht erreicht: der Leser sieht die Gestalt leibhaft vor sich.

Allein die Aufgabe hätte darin bestanden, das Charakteristische herauszuarbeiten, ohne so stark zu chargieren. Es ist ja nun einmal weit leichter, das Häßliche als das Schöne zu malen; man sieht dies gleich bei diesem Buche, wo die schöne Kleine, die Dänin Ida, herzlich unbedeutend geraten ist.

Wohlgelungen als leichte, aber bestimmte Risse sind die drei männlichen Vertreter des alten Geschlechts: der gelangweilte konservative Kammerherr, der Vater Mauds, der alte Radikale mit der nicht ganz makellosen Vergangenheit, endlich der leichtsinnig-gleichmütige Provinzlebemann.

Was jedoch an dem Werke — wie auch an dem von Bruun — am meisten interessiert, das ist die zu grunde liegende Lebensbetrachtung, die sich hier als der Zweifel des jungen Geschlechts an dem Werte dessen, was wir europäische Zivilisation nennen, an der mit Unterdrückung und Roheit so stark durchsetzten Kultur äußert. Von letzterer heißt es an einer Stelle mit einem treffenden Bilde: „Ist es das Ererbte, was so schwer lastet? Oder verhält es sich so, daß der Babelsturm der Zivilisation, an dem wir bauen, schief gerät, so daß wir eines schönen Tages den Bau nicht mehr fortzuführen wagen?" Hiervon gilt, was Nietzsche einmal schrieb, daß nichts in so hohem Grade Kultur sei, wie dieser Unglaube gegenüber der Kultur.

Die beiden jungen Wesen, denen die Sympathie des Verfassers gehört, sind jedes in seiner Art Empörer wider die Normen der europäischen Gesellschaft. Der junge Mann, ein uneheliches Kind, hat sich zum Anarchisten entwickelt und ist nach der Teilnahme an einem Attentat nach den Wäldern Australiens entwichen, wo er einen einsamen Tod findet. Das junge Mädchen, das ihn geliebt hat, Maud, macht sich nach dem Whitechapel Quarter in London auf, um ihr Leben der Unterweisung und Aufwieglung seiner zahlreichen armen Bevölkerung zu weihen.

In dem Roman „Die Krone" will die Hauptperson, der uneheliche Sohn eines Königs, die alte Gesellschaft dadurch umgestalten, daß er als Erzieher auf den künftigen König einwirkt. Als es ihm versagt wird und er statt dessen den Pietismus als erziehende und alle wertvollen Kräfte knickende Macht seinen Einzug halten sieht, geht er zu grunde. Er wird zum Mörder und Selbstmörder, tötet sein eigenes Kind in der Absicht, es vor dem Leben

in einer Gesellschaft wie der unsrigen zu behüten, und wird, da sein Selbstmordversuch mißglückt, zum Tode verurteilt, obschon er aller Voraussicht nach der Mann ist, auf dem die Zukunft des Landes beruht.

In Thalbitzers Erzählung „Die alte Welt" stirbt der ausgezeichnetste Mann des jungen Geschlechts in Westaustralien Hungers, nachdem er vergebens den revolutionären Bestrebungen in Europa Vorschub geleistet, und das trefflichste junge Weib opfert sich mit zweifelhaftem Nutzen ähnlichen Bestrebungen, die erst in ferner Zukunft Früchte zeitigen können.

So düstern Blicks betrachten junge denkende Dänen die zeitgenössische alte zivilisierte Gesellschaft.

Norwegische Frauengestalten

Der jüngeren Schriftsteller-Generation Schwedens wurde es leichter, das gesamtnordische Interesse für sich rege zu machen, als der norwegischen. Sie hatte keine so großen und glänzenden Vorgänger. Es gab unter dem älteren Geschlechte niemand, der sie niederdrückte. Nach und nach sind sie alle durchgedrungen, die Künstler des Verses wie die der Prosa, und höchst erfreulich ist der Reichtum an hervorragenden verschiedenartigen Talenten. Erst jüngst bewies Selma Lagerlöfs bewunderungswürdiges Buch „Jerusalem", das die vollendete Reife ihrer Gaben bezeichnet, welche Kräfte das literarische Schweden auch auf der Spindelseite birgt.

Das Unterholz in Norwegen wächst im Schatten einzelner Riesenbäume auf. Amalie Skram und Gunnar Heiberg hatten sich wohl des meisten Sonnenscheines zu erfreuen. Unter den Jüngeren, die noch um Anerkennung ringen, sind Nils Collett Vogt und Johan Bojer.

Ersterer, der jahrelang nur als Lyriker auftrat, hat dieses Jahr eine Erzählung herausgegeben; der letztere, bisher ein geschätzter Romanschriftsteller, führt sich heute mit einem Drama ein. In beiden Arbeiten ist eine Frau die Hauptperson.

Nils Collett Vogt hat unter dem Titel „Harriet Blich" die Geschichte der Entwicklung eines jungen Mädchens geschrieben. Diese Erzählung will nichts anderes sein, als ein Stück Menschen-

leben, eindringlich empfunden, beleuchtet und erfaßt. Sie schildert das innere und äußere Leben eines in der ersten Jugend stehenden norwegischen Mädchens aus der Hauptstadt, das rein individuelle, ohne es als typisch zu bezeichnen, ohne zu leugnen, daß etwas Typisches darin liegen könne, es dem Leser selbst überlassend, aus dem Gang der Handlung eine etwaige Lehre abzuleiten. Die Aufgabe wird durch eine Überfülle von malenden und seelenvollen Einzelheiten gelöst. Nicht nur strömt dem Leser, vermöge einer in diesem Falle höchst ungewöhnlichen Seelenkenntnis, eine Flut von Beobachtungen entgegen, es ist auch Luft um die Figuren. Sei es in der Umgebung Christianias oder in entlegenerer Gegend, immer tauchen sie inmitten der norwegischen Landschaft mit ihrem Schimmer und Duft, oder, wofern es Winterszeit ist, mit ihrem blendenden Schnee und den dahinsausenden Schlitten auf. In gleich vortrefflicher Weise sind in dem Buche der Kindersinn mit seiner zugleich genialen und mißdeutenden Auffassung der Außenwelt, seinen starken und unverstandenen Gefühlen, und die Liebesschwärmereien des jungen Mädchens gezeichnet, die in erotische Erlebnisse übergleiten. In ihrem Schmachten nach einem Liebesleben als dem eigentlichen Inhalt des Daseins gibt die Heldin sich einem jungen Manne, einem Dutzendmenschen, weder schlechter noch besser als der Durchschnitt, hin, wird durch das Verhältnis zu ihm selbstbewußt, kühn und enttäuscht, erhebt sich aber am Schlusse des Buches von ihrer ersten großen Niederlage zu neuer, halb und halb desperater Lebenslust.

Die Arbeit ist auf jedem Punkte künstlerisch ausgeführt, keinen Augenblick ermattet der Verfasser, und keinen Augenblick vergißt er, mit den Augen seiner Heldin zu sehen. Er hat ein wahrhaftiges und gewissenhaftes Buch in dichterisch bewegtem Stil geschaffen. Was diesem fehlt, nachdem alles darin gehört worden, ist eine größere Weite des Blickes, ein bedeutender Grundgedanke, der alles an den rechten Platz stellen würde. Es wirkt beim Lesen der vielen guten Einzelheiten stärker als hinterher. Es wirkt mit anderen Worten nicht sonderlich als Ganzes, schrumpft zusammen und erscheint der Erinnerung geringfügiger, als es eigentlich ist. Da es von keiner bestimmten Idee getragen wird, macht es eher den Eindruck eines künstlerischen Bruchstückes als eines Kunstwerkes.

6*

Haftet der jungen Norwegerin, wie Collett-Vogt sie darstellt, etwas Zufälliges an, so hat Johann Bojer mit seiner „Theodora“ entschieden etwas Allgemeingültiges zu geben versucht, obschon er absichtlich einen außerhalb der Regel liegenden Fall herausgriff und die bedeutende und seltene Ausnahme unter den Frauen zeichnen wollte. Sein Drama ist nicht so dichterisch wie die Erzählung von Collet-Vogt, doch durchdacht und in seiner Anlage darauf berechnet, eine Idee einzuschärfen.

Theodora ist ein junges, unverheiratetes Weib, dreißigjährig, wissenschaftlich veranlagt, mit ungewöhnlichem mathematischem Talent ausgestattet, einem so ausgesprochenen Talent, daß die Kenner meinen, es werde Aufsehen in Europa erregen. Begeistert, wie sie für ihre Wissenschaft ist, will sie nicht, daß das Herz sie ihr abwendig mache, scheut daher die Ehe und die Abhängigkeit von häuslichen Pflichten. Sie ist ein Gehirnmensch und möchte nach eigenem Sinne leben, ist jedoch zugleich Weib genug, um Mutterfreuden zu ersehnen. Das Resultat des Doppelwillens in ihrem Innern ist sonach, daß sie sich dem Manne, der sie liebt und zu dem auch sie Zuneigung hegt, unter der Bedingung hingibt, daß er aus ihrem Leben verschwinde, sobald ihm die Gewißheit wird, Vater zu sein. So absonderlich dies ist, kann es doch keineswegs psychologisch unmöglich genannt werden, und der erste Akt, an dessen Schluß die Liebenden den ersten Kuß wechseln, legt die Zukunft in einer Weise zurecht, daß der Leser darauf gespannt ist, wie die originelle Grundsituation sich weiter entfalten werde.

Sie entfaltet sich dergestalt, daß zu Beginn des zweiten Aktes Theodora guter Hoffnung, zu Beginn des dritten Mutter, zu Beginn des vierten kinderlos ist. Das Stück ist mit sicherer Hand gebaut.

Eines seiner Grundmotive ist: „Wer anders leben will, als es Brauch und Sitte fordern, der wird sein Haus beständig von Wölfen umschlichen sehen,“ das Motiv des Zusammenstoßes mit der Umgebung, deren Vorurteilen die Heldin getrotzt hat und von der sich unabhängig zu machen ihr gleichwohl unmöglich ist. Wir werden der Isoliertheit Theodoras inne, in der nur eine leichtfertige, aber treue und tatkräftige Freundin bei ihr ausharrt, und sehr treffend und ergötzlich ist das Wohlwollen einer Frauenrechtlerin als bedingt von der Erlaubnis dargestellt, Theodora als Reklame zu

benützen, eine Sammlung für sie zu veranstalten und ihr als „Madonna der Zukunft" zu huldigen. Schwebte dem Verfasser bei der Betonung der mathematischen Begabung der Heldin aller Wahrscheinlichkeit nach Sonja Kowalevsky vor, so scheint er bei diesem Punkte an Gabriele Reuter gedacht zu haben.

Weit peinlicher als das Verhältnis zur umgebenden Welt ist das Theodoras zu ihrem Vater, einem alten, ehrsamen, beschränkten und streitbaren Manne, der dem Erblinden nahe ist, auch wirklich erblindet, dessen Forderungen daher doppelt schwer zurückzuweisen sind, und der seine Tochter überdies mit Selbstmorddrohungen schreckt. Ja, sie wird von der Nachricht überrumpelt, er hätte Hand an sich gelegt, als er die Selbstmordgedanken schon aufgegeben hat, um zu ihr seine Zuflucht zu nehmen. So vieles stürmt auf sie ein, daß sie das Gefühl hat, auf dem Boden eines gekenterten Bootes zu sitzen, von dem eine Sturzwelle nach der andern sie wegzuspülen droht.

Zu diesen Qualen kommt das Leid über das Verhältnis zu dem Manne, der ihr teuer war, den sie aber aus ihrem Leben entfernen wollte. Er kann nicht ohne sie sein, leidet schwer unter der Trennung, vernachlässigt seinen Beruf und verfällt. Es ist ja auch nur eine billige Forderung von ihm, nicht gänzlich von seinem Kinde getrennt zu werden, und er liebt Theodora zu innig, um sich mit einer andern verbinden zu können.

Doch der eigentliche Konflikt des Dramas ist der durchaus innerliche zwischen dem intellektuellen Leben der Frau und ihrem Leben als junger Mutter. Schon die mathematischen Pflichtarbeiten, die Theodora nach der Geburt des Kindes ausführt, um ihr Brot zu verdienen, zehren an ihrer Gesundheit und machen sie ärmer an Milch. Doch in ungleich höherem Maße greift sie ihre eigentliche Geistesarbeit, die Abfassung der von ihr geplanten epochemachenden Abhandlung an. An dem Tage, an dem sie, nach einer Anstrengung, die ihr die Eßlust und den Schlaf raubte, jene Abhandlung vollendet, erkrankt der Säugling. Als er stirbt, erscheint ihre ganze Lebensführung ihr als Selbstbetrug; sie ist zerschmettert. Das Kind war ihr ein Hindernis, so lange sie schrieb. Seine bloße Existenz störte sie in der Arbeit, erschwerte es ihr, sich so energisch zu sammeln, wie es, um Ausgezeichnetes zu leisten, stets erforderlich ist. So war sie nahe daran, das Kind als dasjenige

Element zu hassen, das ihr höheres Leben untergrub. Bei seinem Tode aber ist ihr, als habe ihre Arbeit, ihr Manuskript es getötet, und alle Ehre, die sie erntet, tröstet sie so wenig, daß sie sich vernichtet fühlt. Als sich ihr nun der Vater des Kindes nähert und sie mit tiefer, ehrlicher Zuneigung auffordert, das Leben neu zu beginnen, flackert wohl die Lebenslust einen Augenblick in ihr auf. Sie will mit allem brechen, was sie an die Vergangenheit mahnt, wirft sogar das Manuskript, das unlöslich mit ihrem wissenschaftlichen Wirken und ihrem Ruhm verbunden ist, ins Feuer, weil es ihr Kind getötet hat. Doch da bricht sie zusammen und sieht keinen andern Ausweg als den Tod.

Das Drama ist als die Tragödie der intellektuell-genialen Frau in der modernen bürgerlichen Gesellschaft gedacht; sie scheitert an dem Versuche, die Ehe zu umgehen. Dasselbe Problem ist soeben auch von der österreichischen Schriftstellerin Grete Meisel-Heß in der Erzählung „Fanny Roth“ behandelt worden. Bezeichnend für das Verhältnis zwischen Norwegen und Süd-Europa ist wohl, daß das geniale Weib in Österreich weit heißblütiger ist: im übrigen gibt sich das Buch als ein offener und kecker Angriff auf die Institution der Ehe, während Bojers Drama als Schauspiel ja doch mehrdeutig ist.

Collet-Vogt hat uns das norwegische junge Mädchen von zwanzig Jahren in seinem reizenden und schwachen, sehnsüchtigen und kecken Wesen als Durchschnittsgestalt geschildert; Johan Bojer stellt uns die dreißigjährige Norwegerin als selbständig und hochbegabt, als Ausnahmefigur dar.

Per Hallström

Ein in Dänemark sehr bekannter Gelehrter, der kürzlich verstorbene Professor Carl Lange, behauptete hartnäckig, die Schweden wären das begabteste Volk der Welt. Er begründete dies nicht in einer für Nicht-Schweden hinreichend überzeugenden Weise, so daß der Satz auf sein Konto gestellt werden muß; doch dürfte er recht wohl gewußt haben, was er sagte.

Sicher ist, daß die Schweden ausgezeichnete Künstler sind und einen sehr hohen Rang in der Poesie und in der bildenden Kunst einnehmen. Unter den Dichtern haben in den nordischen Landen insbesondere Strindberg und Geijerstam, Heidenstam und Levertin verdiente Anerkennung errungen. Per Hallström und Tor Hedberg sind vielleicht minder bekannt, sollten jedoch ebenso aufmerksam gelesen werden. Per Hallström, der vor kurzem nicht geringes Aufsehen mit seinem lustigen Intriguenstück „Eine venezianische Komödie“ erregte, beginnt auch außerhalb Schwedens durchzudringen.

Die venezianische Komödie zeigt, so graziös sie angelegt und so gewandt sie geführt ist, sein Wesen nur von einer oberflächlichen Seite. Weit mehr kann von demselben in seinem bedeutsameren und ernsteren Buche „Thanatos“, das er im Vorjahre herausgab, zu tage. Er hat überhaupt schon an ein Dutzend Bände hinter sich.

Er debutierte mit Versen, und wer im Herzensgrunde Verse der Prosa vorzieht, bei dem wird keines seiner späteren Bücher die Erinnerung an die malende Kraft und die einschmeichelnde Melodie dieser Gedichte zu verdrängen vermögen. Sie sind höchst verschiedenartig, bald künstlerisch anschaulich, wie Gedichte von Gautier, bald stimmungsvoll und schwärmerisch, bald satirisch-schelmisch, und die schalkhaften sind vielleicht die für Hallström bezeichnendsten. Ein wahres Meisterwerk ist darunter das Gedicht „Ein Kirchenbesuch in Amerika“, das den nüchternen amerikanischen Gottesdienst, mit seiner verständigen Predigt, dem Kirchenkonzert, das Applaus zu heischen scheint, und dem eifrigen Geldeinsammeln rings in der Kirche schildert.

Für die nicht geringe Zahl derer, die für schöne und ergreifende oder begeisterte Verse eingenommen sind, sei noch auf die Gedichte „Der Falkonier“, „Die wunderbare Harfe“ und „Es lebe Irland“ hingewiesen.

Bezeichnend für Hallströms Farbenfreude ist der Titel „Purpur“, den er einer Sammlung von Erzählungen gab. Der Titel entspricht dem Buche, das u. a. eine kleine Geschichte von wenigen Blättern „Der Falke“ enthält, die von bleibendem Werte ist. Sie handelt nur von einem armen Burschen mit Rittergelüsten, der, aus Begeisterung für das Tier, den Edelfalken eines großen Herrn stiehlt. Der Falke ist er selbst, seine eigene Seele, seine eigene Sehnsucht mit breiten Schwingen und mit dem siegestrunkenen Blick in den

Augen, „die von Freude und der goldenen Sonne der Heldensage leuchten“. Als der Diebstahl entdeckt wird, läßt man ihm zur Strafe von dem ausgehungerten Falken das Herz aus der Brust hacken, nachdem man ihm zuvor die Haut aufgeschlitzt hat. Das ganze Mittelalter mit seinen Idealen und seiner Grausamkeit liegt darin.

Mit Ausnahme der Gedichte von 1891 (Lyrik und Phantasien) und dreier Schauspiele, hat Hallström nichts als kürzere oder längere Erzählungen verfaßt. Die Sammlung „Thanatos“ ist eine Gruppe von acht Novellen und Novelletten, die, wie die griechische Bezeichnung es besagt, den gemeinsamen Titel „Der Tod“ führen. Die meisten spielen in dem Schweden unserer Tage, zwei in Florenz im Mittelalter, eine in Frankreich während der großen Revolution. Sie schillern in allen Farben des Regenbogens, sind hell und düster, einfach und verwickelt, handeln von Leid, Rache, Festesfreude, Fühllosigkeit, Grausamkeit, Schüchternheit, Menschenliebe, Mut und Ritterlichkeit, Armut und Demütigung, von der Kinder Stutzen über den Tod und der Raschheit, mit der sie den Toten vergessen, von der Art, wie ein kleines, durch Siechtum von der Welt ausgeschlossenes Mädchen sich die von ihm halbverstandenen Verhältnisse zurechtlegt, von eines Löwen majestätischem und eines Kuckucks halbtragischem Tode. Der Geist des Verfassers kreist mehr um den Todesgedanken als die Würze des Lebens, als um den Tod als das Aufhören. Vom Tode selbst gilt ja das Wort des alten Griechen, der ihn als etwas, das ihn nichts anginge, bezeichnete: „Bin ich, so ist er nicht, und ist er, so bin ich nicht“; doch kann ja die Vorstellung vom Tode befruchtend auf das Leben wirken.

Die erste kleine Erzählung „Thanatos“ hat eine Stimmung von hinreißender Zartheit. Während in Abwesenheit der Eltern die Kinder auf dem Lande versammelt sind, langt zu Pferde ein Besucher an, der die vor Monaten verstorbene älteste Tochter des Hauses geliebt hat. Er hat sich im Auslande aufgehalten, ahnt nichts von dem Geschehenen, hofft seine Geliebte mit den andern vom Spaziergang heimkehren zu sehen, als das zweitälteste kleine Mädchen, ein reizendes Kind, ernst und schmetterlinghaft, den Fremden, um ihm die Zeit zu kürzen, hinaus an den Kirchhof führt und ihm dort das Grab der Schwester zeigt. So erfährt er

plötzlich sein Schicksal. Alle Kinder umstehen ihn und sind Zeugen seines Schmerzensausbruches. Mit einer sichern Anmut, die Charles Nodiers Schilderung solcher Gestalten übertrifft, ist hier das kleine, kaum halbwüchsige Mädchen gezeichnet. Man fühlt förmlich ihre kindliche Unbefangenheit, ihren Ernst, der jedoch den Eindruck des Todesfalls längst abgestreift hat, ebenso wie etwas Leichtes, Hinfälliges in ihrem Wesen ahnen läßt, daß sie ihrer Schwester bald nachfolgen werde. Ein Gegenstück zu ihr bildet die kranke Kleine in „Dornröschen“, die Tochter eines Fabrikarbeiters, die ihr ganzes Leben bettlägerig war, ohne sich doch eigentlich unglücklich zu fühlen, und in halb abenteuerlichen, halb der Wirklichkeit entsprechenden Vorstellungen der Außenwelt lebt, so etwa: Der Bäcker ist weiß und dick, der Metzger ist blutig und wild und prügelt mitunter sein Weib, das sich aber diese Behandlung gern gefallen läßt, weil sie so viele rote Kleider von ihm erhält. Dieses kleine Mädchen hat eine ältere Schwester, die vor vielen Jahren aus dem väterlichen Hause verschwand und die der Vater ihres Lebenswandels wegen nie mehr vor sich sehen will. Eines Tages kommt nun diese Schwester, abgezehrt, unglücklich, totkrank zurück, klopft schüchtern an und trifft das kranke kleine Mädchen mit den jüngeren Geschwistern allein zu Hause. Als der Vater halbbetrunken heimkehrt und, im Zorn über das Wiedersehen, seine verlorene Tochter schilt und schlägt, wird die Kranke, in der Reinheit und Zartheit ihres Wesens, das versöhnende Element.

Von jeher hat Hallströms dichterisches Schaffen sich zum guten Teil auf italienischem Boden bewegt. Er wie so viele andere trösten sich im Regengestöber des Nordens, inmitten des formenarmen und charakterlosen Lebens der heutigen Zeit, mit dem Florenz, dessen Andenken sie im Herzen tragen. Ist doch allen, die Athen nicht gesehen haben, Florenz der ewige Ausdruck des Warmen, Trockenen und Feinen in Kunst und Leben, das Sinn und Auge erfreut. Von den beiden in Florenz spielenden Geschichten ist die eine, die offenbar nur eine alte italienische Chronik nacherzählt (wie sie seinerzeit Beyle wiedergab), eigentlich nur eine gewissenhafte Studie; die Geschichte vom Löwen ist jedoch weit mehr, ist eine wahre Wiedergeburt des Geistes des mittelalterlichen Florenz, höchst poetisch erfunden und in großem Stil. Vortrefflich und tiefsinnig ist die Schilderung der Haltung des Löwen, der seinem Käfige ent-

sprungen ist. „Er lag, wie er zu liegen pflegte, den Kopf sehr hoch, den Blick sehr fern. — Träumte er, dachte er? Hatte er sich umgesehen und gemerkt, wie alle diese grauen Häuser den Gesichtskreis nach allen Richtungen versperrten, so daß kein Ausweg daraus zu finden und die Welt verwandelt war, nicht mehr gemacht, in ihr zu atmen, nicht seine Welt mehr? War Wehmut in seinen großen goldenen Augen mit dem messerschmalen Blinken, war es Sehnsucht nach großen goldenen, leuchtenden Weiten, die längs einem Blau eine unendliche Linie umrahmte, flammend von sprühenden Lichtern, in Purpur und Kupferglut getaucht? War es Stolz, großer und offener Stolz, der in einer Welt von eitel Kleinigkeit aufhört, zu wollen, alles neben sich versinken läßt und träumt, ohne es der Mühe wert zu achten, seinen Traum auch nur zu formen?“

Äußerst ansprechend ist ferner die kleine Geschichte aus der Revolutionszeit von dem jungen, republikanischen Schreiber, der unter Lebensgefahr einem vornehmen jungen Mädchen, dem im Falle der Entdeckung das Schaffot droht, Obdach in seiner einfachen Kammer gewährt. Ritterlich, ohne leiseste Zuvorkommenheit, geschweige denn Zudringlichkeit, ihrer Person gegenüber, teilt er mit ihr das Zimmer und wird hierdurch ihr Retter. Als er aber nach überstandener Gefahr den Antrag erhält, Hand und Reichtum der Dame entgegenzunehmen, schlägt er ihn aus, um seinem Wesen treu zu bleiben und seinen Glückstraum nicht zu entweihen.

Ist Hallström auch keineswegs ein Pessimist, vielmehr einer von denen, die einer fröhlichen Lebensanschauung huldigen und nicht aus Mißmut zur Feder greifen, so scheint er dennoch geneigt, die Potenzierung des Lebensgefühls, die man Glück nennt, als etwas besser in der Hoffnung oder der Erinnerung als im wirklichen täglichen Leben Gedeihendes aufzufassen, so daß auch vom Glücke das Wort des Griechen gelten könnte: „Wo es ist, bin ich nicht, wo ich bin, ist es nicht.“ Unter seinen Gedichten befindet sich ein ganz vortreffliches, „Glück“ betitelt, in dem der Dichter sein Glück, sein fernes Glück, das Traumgesicht seliger Stunden, anredet und es als das Dornröschen des Märchens schildert, schlummernd im Lichte farbiger Scheiben, unter dem Dufte zahlloser Rosen, das zu wecken ihm nie vergönnt sein wird. In seinen Erzählungen wird das Glück als etwas Flüchtiges, stets Bedrohtes

gekennzeichnet, doch ohne längeres Verweilen bei dem Schmerzlichen dieser Tatsache. Hallström schreibt aus einem Vollgefühle der Gesundheit heraus, das an und für sich die Bedingung und Grundlage des Glückes bildet, einer Lebensauffassung, die je nach der Beschaffenheit des Stoffes kühle, schalkhafte Überlegenheit oder stark bewegte Sympathie ist, kraft einer Betrachtung des Todes, die so wenig ein Starren auf den Totenkopf mit den gekreuzten Knochen bedeutet, daß diese Betrachtung vielmehr erhöhte Freude an dem Licht der Sonne auslöst.

Kulturkampf

Ein junger finnisch-schwedischer Schriftsteller, Michael Lybeck mit Namen, der bisher nur als Lyriker und Novellist aufgetreten ist, hat einen Roman, „Der Stärkere", herausgegeben, der wegen seines Stoffes und dessen Behandlung Aufmerksamkeit verdient. Ich erzähle zunächst den Inhalt. Ein junger Mann sieht sich in kurzer Zeit durch den Einfluß eines klugen, rohen, temperamentvollen Tartuffes, der übrigens so wenig wie der Molières ein eigentlicher Geistlicher ist, erst seiner Mutter beraubt, mit der ihn ein langes geistiges Zusammenleben in Freisinn vereinte, dann seiner Braut, eines jungen, schönen Mädchens von künstlerischen Anlagen, mit der er lange in Liebe verbunden war. Die Mutter ist als eine ungewöhnliche Frau von starkem Charakter, entwickeltem Verstand mit einem Anflug von Größe gedacht. Dennoch erliegt sie in ihrer Vereinsamung, während der Abwesenheit des Sohnes, von Alter und Kränklichkeit geschwächt, dem versuchten Mord ihrer Vernunft. Das junge Mädchen hat sich, so hübsch und frisch seine äußere Erscheinung ist, von Kind auf ungesund entwickelt. Sie ist mit lauter lebensfeindlichen Vorstellungen großgezogen, später von einer religiös-hysterischen Schwester beeinflußt, endlich durch einen furchtbaren Unglücksfall, bei dem beide Eltern umkamen, in ihrem Nervensystem erschüttert worden: in dieser Verfassung ist sie, so keck sie scheint, sehr geeignet, sich von einem Bußprediger impo-

nieren und hypnotisieren und dem großen, wohlbekannten Sünderspittel einverleiben zu lassen. So wird sie dem Manne, den sie bisher liebte, entrissen.

Die Behandlung des Stoffes ist gut, kann aber nicht ganz befriedigen. Der Verfasser ist seinem Thema nicht auf den Grund gegangen. Die Gestalt des jungen Mädchens mußte uns eine feinere, tiefer dringende Entwickelung der Seelenvorgänge zeigen. Ich hätte auch gewünscht, den Stärkeren, der sein Opfer in einem einzigen Gespräch bezwingt und dessen Leben völlig umgestaltet, mit sieghafter Kraft begabt zu sehen. Herr Lybeck hat uns zwar eine Vorstellung davon beizubringen vermocht, welche unheimliche Macht für unselbständige Naturen in seinen Geberden und seinen Phrasen, seinem Selbstvertrauen und seiner Bibelberedsamkeit liegt. Doch da der Verfasser ihn uns zugleich als dem Trunk und den Weibern ergeben schildert, so daß Kurt Hedelius an das Mitgefühl und die Nachsicht appellieren muß, statt, wie er möchte, Ehrfurcht, Scheu und blinde Ergebenheit einzuflößen, hat er sich selbst Schwierigkeiten bereitet, die er nicht ganz bewältigt.

Auch die anmutige Gestalt des jungen Mädchens ist, wie ich schon andeutete, allzu flüchtig skizziert. Was sie an Kurt fesselt, ist nur, daß sie in ihm findet, was ihr der Geliebte, als rechtschaffener Mann, nicht war, nicht sein konnte: eine Autorität, die sich obendrein noch jeden Augenblick auf eine höhere, auf die höchste Autorität berufen kann, in deren Namen sie spricht. So verliert das Mädchen alle Widerstandskraft und wird Kurts und der Seinen Beute; sie bleibt es, selbst als sie den Trunkenbold und Frauenjäger in ihm entdeckt. Aus einer Andeutung geht hervor, daß sie nicht mehr zurück kann. Besser und klarer ist der verlassene Bräutigam gezeichnet. Er ist der typische moderne Mann der Wissenschaft. Techniker; ein fester Charakter, schlicht in seinem Auftreten, doch bei seinem ehrlichen Geständnis, nicht alle Weisheit in sich aufgenommen zu haben, der Gefahr ausgesetzt, den Kürzeren gegenüber einem Herrn zu ziehen, der mit übernatürlicher Machtvollkommenheit und rücksichtsloser Frechheit ausgestattet ist.

Der finnische Dichter brauchte uns seinen Laienprediger nicht als einen Säufer und Heuchler vorzuführen, um ihn uns widrig zu machen. Wenn er es dennoch tat, so geschah es natürlich, um zu zeigen, daß der fromme Herr, wie die Gemüter im Norden nun

einmal beschaffen sind, recht gut ein Lüdrian sein kann, ohne deshalb an Macht über die Seelen einzubüßen. Der Fall wäre jedoch interessanter gewesen, wenn die Persönlichkeit nicht als eine so erbärmlich lasterhafte gezeichnet wäre. Das Hauptinteresse des Buches beruht eben darauf, daß es das Grundproblem der heutigen Kultur (darf ich sagen: des bißchens von heutiger Kultur?), die eigentliche Kulturgefahr berührt.

Wie lange soll die religiöse Erziehung, die Allgewalt der sogenannten Offenbarung, ihre Protektion von oben, ihre Unterstützung aus den Reihen des dumpfen Mittelstandes noch währen? Wie lange sollen noch Frauen und Kinder, Bauern und Fischer der frommen Seelenfänger Opfer werden? So lange es in den meisten Ländern einen weltlichen Unterricht noch gar nicht gibt, sondern Generation auf Generation den Kindern vom zartesten Alter an zwei- bis dreitausendjährige, alte Vorstellungen vom Übernatürlichen eingebläut werden, ist auch nicht die geringste Aussicht auf eine gründliche Besserung des geistigen Besitzstandes vorhanden. Und wir dürfen nicht auf eine durchgreifende Umgestaltung des Unterrichtswesens hoffen, so lange die Machthaber sich überall auf die Seite der Unwissenheit stellen.

Im achtzehnten Jahrhundert sah es bekanntlich ganz anders aus. Der größte Herrscher des Jahrhunderts, dem andere Fürsten nacheiferten, Friedrich von Preußen, gab das Beispiel einer Freigeisterei, die kein Blatt vor den Mund nahm. Er gesellte für Mit- und Nachwelt seinen Namen dem Voltaires. Katharina von Rußland dachte wie er und beschützte Diderot. Josef II. von Österreich war sein Bewunderer. Ringsum, in allen Ländern, waren die leitenden Minister vom selben Geist beseelt. Sogar in Dänemark tauchte er in Gestalt eines Ausländers auf, dem dann freilich auch auf dem Nörrefaelled Hand und Kopf abgehauen wurde. Das wichtigste aber war: ein König trat mit seinen Ministern auf die Seite der Freidenker. Das ist heute undenkbar. Friedrich der Große war kein Christ; Wilhelm der Zweite aber ist der frömmste Sohn der Kirche. Und selbst Bismarck, der in mancher Hinsicht mit den Überlieferungen seiner Zeit brach, erklärte sich in seiner militärischen Fachsprache stets für „einen strammgläubigen Christen“. Im Norden haben sich Könige und Minister immer durch eine „tiefe und echte Religiosität“ ausgezeichnet.

So lange der gemeine Mann noch gläubig war, konnten Adel und Bürgertum sich einen liebenswürdigen und scherzhaften Unglauben gestatten. Seit aber die Organisation der Handwerker und namentlich der Industriearbeiter auch zu einer Organisation des Kampfes der untersten Schichten für Geistesfreiheit ward, ist es aus mit dem liebenswürdigen Scherz, und die herrschenden Klassen, die ihre Interessen bedroht fühlen und aller Mittel zu ihrer Verteidigung bedürfen, haben sich auf die Religion geworfen und sie als Bollwerk zu benutzen versucht. Die religiöse Renaissance bei Adel und Großbourgeoisie ist nichts anderes als ein Produkt der Angst des Kapitalisten vor dem drohenden Gespenst des Sozialismus. Der Kapitalismus, der schon längst — von 1830 an — das Königtum in seinen Dienst gezwungen hatte, machte ungefähr von 1870 an sich die Religion nutzbar und hat die nordischen Länder mit Kirchen, Frankreich mit geistlichen Stiften und Ordenshäusern bedeckt. In den romanischen Ländern ist der Jesuitismus erstarkt. In den lutherischen Reichen — am wenigsten in Deutschland als dem aufgeklärtesten Lande, am meisten in Skandinavien und Finnland — ist die lichtscheueste Form des Protestantismus allmählich zur Herrschaft gelangt; von den höfischen Damen reicht ihr Einfluß bis hinab zum gemeinen Mann. Überall lehren die Obskuranten, die Leidenden seien an ihrer Qual selbst schuld; überall betäubt und entnervt ihre selbstbewußte, salbungsvolle, mystisch dunkle Rede die schwachen, leicht erschreckten Gemüter. So haben wir erlebt, daß selbst Phantasien, die dem Gehirn eines hottentottischen Henkers entsprungen scheinen, wie die von den ewigen Qualen, noch heutzutage von Kanzelrednern verkündet und von Bischöfen aufrechterhalten werden, und daß Kultusminister, die jeden Ketzer mit der Entamtung bedrohen, geachtet bleiben, trotzdem sie solchen Hottentottenglauben bekennen und ihm Vorschub leisten.

Mit Romanen ist der Wurzel des Übels nicht beizukommen; daß aber Romanciers sich an so heikle Stoffe wagen, ist ein gutes, tröstliches Zeichen, ein eben so gutes, wie das von den Goncourt in Madame Gervaisais und von Daudet in der Evangelistin gegebene, zwei Romanen, von denen der erste eine Bekehrung zum Katholizismus, der zweite eine zum Protestantismus behandelt. In Frankreich aber gibt es, wie in allen romanischen Ländern, doch wenigstens zwei Lager: das der kirchlichen Gewalt und ein anderes,

das mit ihr in offener Fehde liegt. In den nordischen Ländern gibt es nur ein Lager und etliche Unbewaffnete, die sich außerhalb und in gebührender Entfernung davon halten.

Isländer

In einer jüngst von Professor Finnur Jonsson gehaltenen Rede, die von größtem Wohlwollen und wärmster Zuneigung für Dänemark zeugte, äußerte er, daß bei den heutigen Beziehungen zwischen Island und dem Mutterlande wohl Kultur der mannigfachsten Art von Dänemark nach Island kommen könnte, nicht aber umgekehrt. Dazu wäre Island zu schwach bevölkert und zu rückständig.

Diese Äußerung ist viel zu bescheiden. Man muß sich auf diesem Gebiete wie auf allen anderen vor Nationalismus hüten. Es ist keineswegs bloß seine älteste Literatur, für die Dänemark Island Dank schuldet. Auch in neueren Zeiten sind geistige Werte von hohem Rang aus Island zu uns gekommen, und es werden ihrer fortan immer mehr kommen können. Oder hat man vergessen, daß Dänemarks berühmtester Künstler väterlicherseits ein Isländer war? Wohl wahr, er ist nicht der isländischen Kultur, sondern isländischem Blute entsprossen; seine Größe hängt von dem offenbaren Zufalle ab, daß sein Vater Gotskalk Thorvaldsen von seinem Vater nach Kopenhagen gesendet und er dann dort geboren wurde; so wurde ihm eine Erziehung zuteil, die ihm den Weg nach Rom eröffnete. Doch Bertel Thorvaldsen ist nichtsdestoweniger aus Island in die dänische Kultur gesickert und hat eine Bedeutung wie wenig andere für sie erlangt.

Oder um ein weniger erlauchtes Beispiel und eines aus unseren Tagen zu wählen, Professor Finsen, der das Lichtinstitut gründete, ist auf den Faröern als Sohn einer isländischen Familie geboren und auf Island erzogen.

Es kann also recht wohl auch heutigen Tages Kultur nach Dänemark aus Island kommen, was durchaus nicht immer auf literarischem Wege zu geschehen braucht.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die von einem der Zahl nach schwachen Volksstamm getragene und nicht viel über ein Jahrhundert alte neuisländische Literatur unter dem Einflusse südlicheren Geisteslebens (übrigens mehr des norwegischen als des dänischen) steht, ohne noch selbst einen Einfluß üben zu können. Doch erstreckt sich ja das Leben der Völker über Jahrtausende, und je mehr sich Islands materielle Wohlfahrt entwickelt und festigt, was ja, so langsam es auch gehen mag, kommen muß, je mehr wird es auch geistig solche Fortschritte machen, daß eine Wechselwirkung zwischen den dortigen Erzeugnissen und denen des übrigen Nordens sich recht wohl denken läßt, ja unausbleiblich ist.

Die dänische Gesellschaft für germanische Philologie hat ein Buch herausgegeben, das ein ansprechendes Bild der heutigen isländischen Poesie gibt, nämlich „Zwei Erzählungen aus Island“ von Einar Hjörleifsson.

Einar Hjörleifsson ist gegenwärtig ein Mann von 41 Jahren. Er trat zuerst mit Hannes Hafstein, Gestur Pálsson und Bertel Thorleifsson im Jahre 1882 in einer gemeinsam von ihnen in Kopenhagen herausgegebenen Zeitschrift „Verdandi“ auf. Zwei von jenen jungen Männern sind schon gestorben. Der arme Thorleifsson, der so weich und liebenswürdig war, tötete sich selbst. Hjörleifsson, der 1881 als Gymnasiast nach Kopenhagen gekommen war und einige Jahre später Nationalökonomie an der Universität studierte, wanderte hierauf nach Manitoba in Kanada aus, wohin die Unzufriedenheit mit dem dänischen Regiment 20000 Isländer, also weit über ein Viertel der ganzen Bevölkerung der Insel getrieben hat. In der Hauptstadt Winnipeg gab er ein Blatt heraus, bis er 1895 nach Island zurückkehrte, wo er seither in Reykjavik als Journalist lebt.

Seine erste Erzählung „Auf und Nieder“ aus dem Jahre 1882 erweckte nur Hoffnungen; es war eine kleine Skizze, ungefähr wie eine von Kiellands Novelletten aus jener Zeit, doch unbedeutender als diese. Sie gibt uns einen Einblick in das bewegte Seelenleben eines jungen, begabten Isländers. Gunlög aus Hvam ist ursprünglich feurig, hochstrebend, freigesinnt; er verliebt sich heftig in ein schönes, junges Mädchen, Sigurbjörg aus Hol, die ihm in jeder Beziehung hochstehend dünkt. Sie treffen sich in Reykjavik, und in täglichem Verkehr mit ihm scheint Sigurbjörg ihren Bräutigam, an den sie sich gebunden hat, ehe sie Gunlög kannte, zu vergessen.

Als sich aber der frühere Verlobte wieder einfindet, um sie zur Hochzeit heimzuholen, geht sie mit ihm — wie es scheint — aus Scheu vor dem mit einem Bruche verbundenen Skandal. Dieser Punkt bleibt nämlich gänzlich unaufgeklärt. Allein dieser Vorfall ruft eine Umwälzung in Gunlögs innerem und äußerem Leben hervor. Er verfällt, stumpft sich ab und läßt sich schließlich zum Priester weihen, um eine Lehre zu verkünden, an die er stets und noch kurz zuvor nicht zu glauben erklärt hatte.

Die Geschichte ist weder neu, noch besonders gut erzählt; nur die isländische Lokalfarbe gibt ihr Interesse.

Dafür ist die zweite kleine Novelle „Hoffnungen" (aus dem Jahre 1890) eine Perle. Sie hat keine zwei Bogen, doch auf diesem engen Raum entfalten sich zwei Menschenwesen und Menschenschicksale voll und ganz vor uns, und dies in einer Form, die makellos ist. Die Schilderung ist die eines Meisters. Das Ganze ist im Grunde nur eine einzige Situation, doch eine unvergeßliche; die Ankunft eines jungen isländischen Bauernburschen in Winnipeg in Kanada, wohin er gereist ist, um Helga, seine Braut, die vor ihm auswanderte, zu treffen. So unvollkommen die Erzählungsweise in der ersten Erzählung war, so klassisch ist sie hier; nicht ein Wort zu viel und nicht eines, das nicht ins Schwarze träfe. Olav hat, brav und verständig, doch unbeholfen und klotzig wie er ist, sein Lebelang die schöne und kokette Helga geliebt. Sie steht nicht über ihm an Stand oder Vermögen; doch sie kann ihn um den Finger wickeln und hat ihn gar oft zum besten, wenn sie mit anderen liebäugelt. Ja, sie macht sich ganz gehörig über ihn lustig, entschädigt ihn aber dann manchmal wieder im stillen durch Liebkosungen. Sie schmieden Pläne, mitsammen nach Amerika auszuwandern, um dort so viel zu verdienen, daß sie sich heiraten können. Helga aber beredet den verliebten Olav, ihr allein seine sämtlichen Sparpfennige, die für zwei nicht ausreichen, zu überlassen, damit sie voraus hinüber kann, während er später nachkommen soll.

Zwei Jahre darauf unternimmt er in Gesellschaft älterer isländischer Auswanderer die Bahnfahrt nach Winnipeg. Es folgt die Schilderung der Ankunft, wie sie aus den Wagen strömen, ernsthaft, ermüdet, von fremdartiger Erscheinung, nicht wie Leute, die aus einem fremden Weltteil, sondern von einem anderen Welt-

körper kommen. Die Männer in der sengenden Sommerhitze mit wollenen Halstüchern und schauerlich sitzenden Friesanzügen, die Frauen, noch seltsamer anzuschauen, einige mit großen Reithüten mit langen, über den Rücken herabhängenden Schleiern, andere mit Troddelmützen, die schief auf der einen Wange oder hinten im Nacken sitzen, die Dritten barhäuptig, zerzaust, in strammen isländischen Wämsern oder weiten, farbigen Nachtjacken, um die Lenden schwere plumpe Röcke. Sie werden von gutmütigen, lächelnden Landsleuten empfangen, die längst akklimatisiert sind, englisch sprechen, wohlgekleidet, wohlhabend und in dem neuen Lande und milden Klima vom Druck der Heimat befreit sind. Olav wird im Schwarm ein junges Mädchen gewahr, das Helga schwach ähnelt, aber doch unmöglich sie sein kann, denn sie ist weit bleicher und feiner und schöner, hat ein weißes Kleid und einen weißen Hut mit roter Feder und spricht die ganze Zeit mit ihrer Umgebung englisch. Sowie sie ihn wiedererkannt hat, sucht sie ihm auszuweichen. Doch nun erkennt auch er sie, eilt ihr nach, holt sie mit Mühe ein.

„Eine Zeitlang ging er nun neben ihr her, und beide schwiegen mausestill. Sie nahmen sich unleugbar recht seltsam aus, wie sie so auf dem Fußweg nebeneinander herschritten. Er lang, mit krummem Rücken in gebückter, schrecklicher Haltung; eine isländische Friesmütze auf dem Kopfe, um den Hals ein Wolltuch geschlungen, die Friesjacke und Frieshosen ohne Schnitt an, und die isländischen Lederschuhe an den Füßen. Sie klein, gedrungen, schmuck, im weißen Sommerkleide nach dem letzten Modeblatt, den schneeweißen Sonnenschirm mit langen Fransen über dem Kopf."

Nach kurzem Hin- und Widerreden gibt sie ihm zu verstehen, daß er in ihren Augen ein widerwärtiger Tölpel sei. So fällt das Wiedersehen aus, um das sich sein Leben gedreht hat. In seiner Verzweiflung wandert er hinaus ins Blachfeld, wirft sich draußen auf den Boden und weint wie ein Kind.

Das ist so trefflich gemacht, wie dergleichen nur gemacht werden kann.

Und da ich nun bei der isländischen Literatur bin, so will ich auch die Gelegenheit wahrnehmen, um von einem dänisch noch ungedruckten Schauspiel, das mir vorliegt, zu sprechen. Es ist Indridi Einarssons historisches Schauspiel „Schwert und Krummstab", Der Verfasser, der 49 Jahre alt und seiner Lebensstellung nach

Landrevisor in Reykjavik ist, hat schon vorher vier Dramen veröffentlicht, von denen das erste aus dem Jahre 1871 nicht weniger als achtzig, das zweite aus dem Jahre 1873 wohl an zwanzig Aufführungen auf Island erlebt hat.

Der Titel „Schwert und Krummstab" ist insofern irreführend, als man von dem Stücke nur in einem ganz äußerlichen Sinne sagen kann, daß es einen Kampf zwischen der Häuptlingskaste und der Kirche auf Island behandelt. Sein eigentlicher Inhalt ist eine Blutrache-Saga in altisländischem Stil. Der Stoff ist geschichtlich, und die Handlung spielt um 1244. Die Echtheit der Diktion, der Personen und der Vorgänge ist nicht genug zu rühmen. Es läßt sich nicht leugnen, daß wenn moderne Isländer wie Mathias Jochumsson oder Indridi Einarsson sich die Dramatisierung von Sagas und Sagagestalten zur Aufgabe machen, sie es kraft einer Vertrautheit mit jener Welt, einem nachfühlenden Verständnisse dafür tun, wie sie in Dänemark nicht anzutreffen sind, ja nicht einmal in Norwegen. Nie ein Zug oder ein Wort, die als modern oder fremdartig verletzen würden, und diese strenge Echtheit wirkt wohltuend.

Ein Fehler Einarssons ist seine allzugroße Sachlichkeit. In dem ganzen Schauspiel kommt nicht eine Wendung vor, die darauf hindeuten würde, daß es im letzten oder vorletzten Jahre erzeugt wurde. Es wendet sich in nichts an die Jetztlebenden, sucht uns auch nicht durch einen uns teuern oder uns erwärmenden Grundgedanken zu ergreifen. Die Figuren stehen wie in Granit gehauen da, und das Schauspiel wirkt ganz wie eine Saga auf uns, eine Erinnerung an Zeiten, Personen, eine Art und Weise des Fühlens und Handelns, die entschwanden und uns in keinem anderen Sinne mehr angehen, als in dem einen, in dem man von allem Menschlichen sagen kann, daß es uns angehe. Weder die norwegischen „Kronprätendenten" noch der dänische „Asgerd" halten sich, ungeachtet alles sorgsamen Studiums, auf dem sie aufgebaut sind, auf solche handfeste Weise an die Sache. Der isländische Stoff liegt in ihnen umgeschmolzen und umgegossen vor, für einen neuzeitlichen Zuschauer oder Leser zurechtgelegt. Sie sind auch nicht so durchgehends feierlich, wie „Schwert und Krummstab", das im Vergleich mit ihnen steif wirkt.

Doch die Gestalten sind sicher gezeichnet und sind manches Mal grandios. Der Dialog hat durchweg Kraft, und die Handlung

7*

ist gut geführt. Mit Kunst und Feinheit ist insbesondere eine der weiblichen Hauptpersonen, das Weib des Häuptlings, Frau Helga, dargestellt. Sie hat den edelsten Häuptling der Zeit zum Manne und ist ihm ein gutes Gemahl. Von diesem Manne, seiner Ermordung und der dafür genommenen Rache handelt das Stück. Doch das Verhältnis zwischen ihm und seinem Eheweibe offenbart sich dem Leser nur in dem Eifer, mit dem sie, so lange er lebt, sein Wohl zu fördern, und da er tot ist, ihn an dem Feinde zu rächen sucht. Kein zärtliches Wort wird zwischen den Gatten gewechselt, nur würdevolle, aus denen sich allein des Weibes umbegrenzte Hingebung herausfühlen läßt. In allem, was geschieht, ist Haltung.

Eine sehr schöne und wirkungsvolle Szene geht der Tötung Thoralvs vorauf. In der Höhle, in der ihn seine Feinde überraschen, tritt ihm vor ihrem Erscheinen ein Geächteter mit Namen Isegrim entgegen, der sich allmählich als Odin offenbart. Man denke nicht an Auden in „Hakon Jarl". Einarsson ist meilenweit von Öhlenschläger entfernt. Die Idee zu dem Auftritte hat der Verfasser einer Note zur Sturlungesaga entnommen. Doch ist die Szene dichterisch empfunden und daher wirkungsvoll.

Da das Leben auf Island in jener fernen Zeit so wenig verwickelt war, sind die hervortretenden Charakterunterschiede notgedrungen einfach, der zwischen mutigeren und friedliebenderen Naturen, der zwischen Häuptlingstrotz und Pfaffenschlauheit, zwischen rücksichtslosem Ehrgeiz und hingebender Liebe, teils als tiefeingewurzelter Leidenschaft, teils als selbstaufopfernder Gattentreue. Sogar in den übrigens ganz vortrefflich ausgeführten Kindergestalten spiegelt sich der einfache Gegensatz, der tiefste der Zeit und des Landes, der zwischen der wilden, derben Kampfesfreude einer- und der vom Süden kommenden Zahmheit andererseits. Alles in allem weht einem ein Hauch von der Frische der alten Zeiten aus dem Stücke entgegen.

Es wäre interessant, den Verfasser ein modernes Thema behandeln zu sehen; denn diese historischen Schauspiele können doch, auch in Island, nur der Weg sein, auf dem man zu seiner eigenen Zeit gelangt.

Ein Motiv bei Paul Bourget

Während Paul Bourget in den leitenden Kreisen der französischen Gesellschaft allgemach zu immer größerem und größerem Ansehen gelangte, Mitglied der Akademie wurde usw., hat umgekehrt in den letzteren Jahren die Kritik sich immer weniger und weniger wohlwollend gegen ihn gezeigt. Es genügt schon, daß ein Schriftsteller nach außen hin Glück hat, um Menschen zu verstimmen. Und schon allein die große Zahl von Büchern, die er während einer langen Reihe von Jahren geschrieben hat, legt dem Leser die Beschuldigung auf die Lippen, daß er sich wiederhole, selbst wenn sich dies keineswegs mit Recht behaupten läßt; über seinen Schatten kann er denn doch nicht springen. Hierzu aber kommt bei Paul Bourget noch, daß er sich das Wohlwollen so manchen Lesers durch die Wandlung verscherzt hat, die sich im Laufe der Jahre in seiner Lebensanschauung vollzog, indem er, der einstige Schüler Spinozas und Bewunderer Taines, allmählich in immer wärmere Beziehungen zur katholischen Kirche trat. Ohne daß er sich unmittelbar darüber ausspräche, merkt man an dem Gewicht, das in seinen Büchern auf die Worte und Handlungen der Diener der römischen Kirche gelegt wird, welche Ehrerbietung, ja mitunter sogar Ehrfurcht ihm würdige Vertreter der Kirche einflößen. Er vermeidet überdies in seiner Darstellungsweise immer mehr alles, was die weibliche Pruderie oder vielmehr die männliche, die, wie die Erfahrung lehrt, die heiklere ist, verletzen könnte, wie auch seine grundsätzliche Auffassung der behandelten Lebensverhältnisse eine immer strengere geworden ist, ohne daß sie darum inhuman wäre.

Für einen Kritiker kann indessen keiner dieser Umstände maßgebend sein. Er hat die Bücher lediglich vom Standpunkte ihres künstlerischen Wertes und Interesses zu beurteilen. Und hier muß ich die Ketzerei bekennen, daß sämtliche drei Bände, die Paul Bourget im Laufe von nur 14 Monaten veröffentlicht hat, mich angeregt und unterhalten haben. Ja, das letzte vor einigen Tagen erschienene Buch hat mich geradezu gefesselt.

Der erste dieser drei Bände, „Familiendramen" betitelt, enthielt als Haupterzählung die Novelle „Der anderen Luxus", die

eine meisterhafte und ausführliche Schilderung eines ehrenwerten, doch äußerst mittelmäßigen französischen Journalisten und Schriftstellers als Familienvater, d. h. als Beute der Eitelkeit und Habsucht seiner Frau gibt. Es liegt eine ganz außerordentliche Seelenkenntnis und Feinheit in der Art und Weise, wie dieser Mann in seiner Schwäche, seinem redlichen und angestrengten Fleiß, seinem geknickten literarischen Ehrgeiz, seinem Leben unter dem Pantoffel gezeichnet ist, ohne je lächerlich zu wirken. Eine andere kleinere Erzählung des Bandes, „Der Verfallstag", ist mit jenem dramatischen Talent erfunden und ausgeführt, das französische Erzähler beliebig an den Tag zu legen vermögen, das aber bei nordischen Erzählern so selten ist.

Kurz darauf folgte der Band, der nach der darin enthaltenen Novelle „Ein Geschäftsmann" heißt. Auch in diesem liegt ein kräftig erfundenes und komponiertes Drama. Alles gipfelt in einem Auftritte, in dem der Vater, ein brutaler Geschäftsmann bürgerlicher Abkunft, der sich an seiner Frau und deren übrigens edlen und feinen Cicisbeo, die beide alt und grau geworden sind, dadurch rächt, daß er dem jungen Mädchen, das als seine Tochter gilt, mitteilt, sie sei nicht sein Kind, und sie auf diese Weise dahin bringt, sich seinem Willen gemäß zu opfern, um ihn so für das Wohlleben schadlos zu halten, das sie mit Unrecht in seinem Hause genossen hat. Darin liegt eine Familientragödie von nicht geringem Wert. Ein Fehler ist es nur, daß das junge Mädchen, wie es letzterer Zeit Bourgets junge Mädchen alle sind, allzu engelgleich, übermenschlich feinfühlend ist. Doch die Ingénue-Tradition ist ja nun einmal die zäheste und populärste der französischen Gesellschaft.

Der neue Roman „Das Schattenbild" (Le fantôme) ist jedoch weit bedeutender und in seiner Anlage durchaus originell; nicht als ob sein Motiv neu wäre. Es ist ein in den Literaturen aller Länder, zumal in der französischen, häufig vorkommendes. Doch kann das nicht wundernehmen, denn es behandelt etwas, worauf jeder, der sich im Leben umgesehen hat, öfters gestoßen ist, daß nämlich ein Mann, der eine Frau geliebt hat, zehn Jahre darauf (etwas früher oder später) ihre Tochter liebt. Das Motiv ist hier dergestalt festgehalten, daß Etienne Malclerc, der mit 25 Jahren heimlich von der Mutter, Antoinette Duvernay, einer jungen Witwe

geliebt wurde, ohne doch jemals ihr Haus betreten zu haben, im Alter von 34 Jahren zum erstenmal ihre einzige Tochter Eveline sieht, sich infolge ihrer außerordentlichen Ähnlichkeit mit der jung verstorbenen Mutter, die er nie vergessen konnte, in sie verliebt, sofort das Herz des jungen Mädchens gewinnt, sie heiratet und dadurch unsäglich unglücklich wird.

Wie gesagt, dem Motiv begegnet man in der Literatur wie in der Geschichte. Es spielt mit hinein in ein vor wenigen Tagen erschienenes hervorragendes dänisches Drama, Helge Rodes, „Die Kämpfe im Hause Stephan Borgs". Es kommt, was Frankreich anlangt, wo nicht in Molières Werken, so doch in seinem Leben vor, indem er sich mit der Tochter seiner Geliebten verheiratete. Wenn seine Ehe keine glückliche war, so dürfte dieses Verhältnis doch kaum von Einfluß darauf gewesen sein, worüber sich freilich nichts Bestimmtes sagen läßt.

Octave Feuillet hat seiner Zeit in „Monsieur de Camors" den Vorwurf von der Seite gefaßt, daß eine ausgezeichnete Frau, die durch ihre Ehe von dem Manne, den sie liebt, getrennt ist, einen Trost darin findet, ihm ihre Tochter zur Gattin zu geben, ein im Leben wie in Büchern nicht selten vorkommender Fall. Wenn die Ehe in Monsieur de Camors mißglückt, so kommt dies jedoch nicht von der Doppelstellung des Mannes zu Mutter und Tochter. Die Mutter hat ihm nie angehört. Weit häufiger wird in der französischen Dichtung der Fall behandelt, daß der Geliebte der Mutter unmittelbar dazu übergeht, der Gatte der Tochter zu werden. Es scheint ein in der französischen Gesellschaft recht häufiges Vorkommnis zu sein; man hat sogar den zynisch scherzhaften Ausdruck dafür: „seinen Schwiegersohn probieren". Zola hat das Thema öfters berührt, zuletzt nahm er es in seinem Romane „Paris" auf. Guy de Maupassant führt den Vorwurf mit seiner herben Laune in seinem berühmten Romane „Bel ami" durch.

Doch in allen diesen früheren Darstellungen ist die Erscheinung fast nur als Tatsache behandelt, ohne Vertiefung in ihre Psychologie. Ja, diese letztere wird selbst in Maupassants doch sonst so ergreifender Durchführung des Motivs in seinem meisterhaften Romane „Stark wie der Tod" im Grunde nicht berührt. Das Tragische liegt hier in Wirklichkeit nur in der hoffnungslosen Liebe des älteren Mannes zu einem ganz jungen Mädchen. Der Umstand,

daß es die Tochter seiner Geliebten ist, gestaltet sich nur für die Mutter zu einem gewichtigen Moment, erlangt aber für sein Seelenleben keinerlei Bedeutung, bildet auch keineswegs den Grund seiner Verzweiflung. Sein Gefühl würde genau dasselbe sein, wenn das junge Mädchen nicht die Tochter, sondern eine um vieles jüngere Schwester der Frau gewesen wäre, mit der er solange auf vertrautem Fuße gelebt hat, ja selbst, wenn es in gar keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu ihr gestanden hätte.

Das psychologische Problem wird denn auch bei Maupassant eigentlich nur gestreift.

Im wirklichen Leben wird das Verhältnis sofort bei seinem Entstehen in den verschiedenen möglichen Fällen verschiedene Formen annehmen. Mitunter sind Mutter und Tochter, ihrer größeren oder geringeren äußeren Ähnlichkeit ungeachtet, im Innersten als Frauen völlig gleich organisiert, so daß sie gleichartige Eindrücke von denselben Erscheinungen, menschlichen wie künstlerischen, empfangen. Wenn demnach die Mutter einen Mann geliebt hat, und die Tochter, die nichts davon weiß, nach Verlauf von etlichen Jahren demselben Manne begegnet, so kann es geschehen, daß genau dieselbe Gemütsbewegung bei ihr entsteht wie dereinst bei der Mutter, daß sie dieselbe Zuneigung empfindet, dieselbe Leidenschaft hegt — natürlich am leichtesten dann, wenn der betreffende Mann etwas jünger war als die Mutter, so daß sein Alter kein Hindernis in den Weg legt. Da kann es wohl auch geschehen, daß den Mann ein Gefühl beschleicht, als käme ihm die Geliebte verjüngt und verschönt entgegen, daß ihn dieselben Empfindungen für sie ergreifen, wie vor Jahren für die andere, und der Konflikt ist da.

Verbindet sich jedoch mit größerer oder geringerer äußerer Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter eine große seelische Verschiedenheit, so wird der von der Mutter Geliebte, besonders wenn er etwas bei Jahren ist, der Tochter bald verhaßt als Geliebter und noch widerwärtiger als Gatte werden, und der Konflikt ist somit unter anderer Form gegeben.

In Bourgets neuem Roman ist der erstere Fall behandelt. Der Tochter bemächtigt sich dieselbe Leidenschaft, wie seiner Zeit der Mutter für eben denselben Mann, der sich seinerseits so unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlt, daß trotz seines inneren Kampfes eine Ehe zustande kommt.

Nun kann man wohl die Behauptung wagen, daß noch nie mit solcher psychologischer Vertiefung und so sicherer Hand wie hier alle Folgerungen dieser Lage gezogen wurden, wohlgemerkt, wie diese von einem ungewöhnlich feinfühlenden und hochentwickelten Mann würden empfunden werden. Etienne Malclerc hat in Wahrheit nur in den anderthalb Jahren gelebt, in denen er die ihm durch einen plötzlichen Tod entrissene Antoinette gekannt hat. Darum zieht es ihn leidenschaftlich zur Tochter, in der er sie wiederfindet, hin. Solange er nur verlobt war, flossen die beiden Erscheinungen, die in Zügen, Blick und Ausdruck so übereinstimmend waren, für ihn in eins zusammen. Er konnte sie nicht unterscheiden, obschon die eine ihm eine Erinnerung, die andere nur eine Hoffnung bedeutete. In dem Augenblick, wo Eveline wirklich seine Gattin wird, sondern sich die beiden verschmolzenen Persönlichkeiten voneinander, und er hat das Gefühl, einen Inzest zu begehen. Und von nun an tritt das Schattenbild beständig zwischen ihn und Eveline. Er hatte gehofft, mit ihr noch einmal das Liebesleben seiner Jugend zu durchleben, sein müdes Herz galvanisieren zu können. Doch nur der Teil seines Herzens, der leidet, wird wieder zum Leben erweckt; der andere, der Glück fühlte, ist tot wie seine Jugend und die Freundin seiner Jugend. Die einstige Liebe zur Mutter hindert ihn, die Tochter einfach und glücklich zu lieben. Die Ehe mit der Tochter macht es ihm unerträglich, der Liebhaber der Mutter gewesen zu sein. Es peinigt ihn, über diesem Geheimnis zu brüten: es peinigt ihn doppelt, weil er wohl weiß, wie schmerzlich es seine Frau berührt, ihn etwas vor ihr verheimlichen zu sehen, wodurch er gegen sie erkaltet, so daß sie sich in ihrem Kummer zwar bedauert, doch nicht geliebt fühlt; es peinigt ihn dreifach, weil er zuletzt die Vorstellung nicht los zu werden vermag, die tote Antoinette sei Zeugin seines Lebens und leide darunter; seine Ehe sei eine Art Hölle für die Tote.

Doch der ganze Inhalt des großen Romans läßt sich ja nicht in wenige Sätze pressen.

Welche Wohltat aber, wenn man von nordischen Büchern kommt, wieder ein Buch zu lesen, das komponiert, d. h. mit romanischer Rhetorik entfaltet ist; ein Buch, das nicht von einem Dutzend Dingen, sondern von einem einzigen handelt; ein Buch, das einen Stoff aufnimmt, einen allbekannten, der schon hundert-

mal behandelt scheint, und sich darin mit solcher Leidenschaft vertieft, daß man entdeckt, er sei noch nie zuvor behandelt worden. Durch die Kunst der Analyse erweist sich das scheinbar so enge und leere Motiv unerschöpflich, wie der Hut eines Taschenspielers. Das ist die französische Kunst der Analyse, die kein Mittelglied überspringt, sondern die ganze innere Logik der Gefühle wiedergibt, die verborgene Logik jener Gefühle und Leidenschaften, die Überraschungen bereiten. Es ist die Kunst, die schon in Racines vorzüglichsten Trauerspielen zum Durchbruch kommt, die Voltaires philosophische Erzählungen aufgebaut hat und die der Hauptreiz eines guten französischen Romans von gestern ist, wie dieses letzten hier von Paul Bourget.

Weichenwechsel

Die alte begeisterte Losung der französischen Revolution, „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit", konnte nie etwas anderes als eine schön klingende Formel sein, da Freiheit und Gleichheit einander ausschließen. Allein diese Losung drückte auf unklare Weise ein Streben nach den Idealen der Unabhängigkeit, Gerechtigkeit und gegenseitigen Hilfsbereitschaft aus. Dieser Dreiheit gegenüber steht die der katholischen Kirche, Zucht — Rangfolge — Barmherzigkeit, die den Vorteil hat, sich nicht in solchem Maße zu widersprechen, sowie den weiteren, in den Gemütern tiefer Wurzel gefaßt zu haben und hiedurch in der bestehenden Gesellschaft zu teilweiser Verwirklichung gelangt zu sein. Die Revolution und der Konservatismus bedienen sich noch heutigentags dieser Formeln und haben je ihre Vorkämpfer, die sich zu ihnen bekennen.

Seit der Zeit ungefähr, da die Republik das hundertjährige Jubiläum des Ausbruches der großen Revolution feierte, gehört Paul Bourget zu den Vorkämpfern des Konservatismus in Frankreich, und gleichzeitig begann er, dessen Jugendwerke durchaus weltlicher Art waren, von der katholischen Kirche mit immer größerer Ergebenheit und Bewunderung zu sprechen. Er hatte der Zeit vergessen, da er Spinoza bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit zitierte. Der überwältigende Reiz, den die Eleganz der

vornehmen Gesellschaft auf ihn, den etwas snobistisch veranlagten Mann von bürgerlicher Herkunft übte, trug das Seinige dazu bei, ihn zur Annahme der Anschauungen, ja der Vorurteile dieser Gesellschaft anzuspornen. Denn erst durch diese gehörte er ihr voll und ganz an. Um nichts weniger imponierend wirkte jedoch auch die machtvolle katholische Kirche auf ihn. Niemand, der Bourget aufmerksam studiert, wird den geringsten Zweifel hegen, daß sich bei ihm eine wirkliche Bekehrung vollzogen hat, wofern man unter Bekehrung eine Unterwefung des ganzen Seelenlebens unter die Zucht der Kirche versteht. Als Frankreich jüngst eine so heftige Kulturkrise durchmachte, erfuhr Bourget dieselbe Erschütterung wie sie alle, denen er sich Schritt für Schritt genähert hatte, und die auf die Forderung der Gerechtigkeit für einen Unschuldigen mit dem Feldrufe: „Das französische Vaterland über alles!" antworteten. Nun hat er dieser Tage ein Werk herausgegeben, worin er seine Feder als Kampffeder unbedingt in den Dienst der alten Staatsform und der kirchlichen Gewalt stellt. Noch nie hat Bourget so tapfer dreingeschlagen, seit langen Jahren nicht so viel taktisches Geschick, so viel künstlerischen Scharfsinn an den Tag gelegt, wie diesmal. Sein neuer Roman „L'étape" ist mit der Tüchtigkeit eines alten Romanschriftstellers und der Intelligenz eines hohen katholischen Prälaten aufgebaut. Er wird ab und zu süßlich und predigerhaft, er verliert sich immer wieder in Nebenbemerkungen, welche die Handlung auslegen und erklären sollen, damit der Leser ja nicht der Moral verlustig gehe; doch ist er äußerst wertvoll als Ausdruck der von den geschlagenen aristokratischen Parteien und der offiziellen katholischen Kirche vertretenen Anschauungsweise. Auch hätte keiner der großen Herren, wie keiner der angestellten Bischöfe, diesen Anschauungen eine so unterhaltende und gediegene Form zu geben vermocht. Seit den Tagen Joseph de Maistres dürfte keine katholische Kampfschrift von solchem Range erschienen sein, und recht ergötzlich ist es, den schmachtenden Kenner, den Fachmann in elegantesten Ehebrüchen in der Uniform des päpstlichen Zuaven anzutreffen.

Fast alles in diesem Buche ist ebenso sinnreich wie falsch. Der Grundgedanke selbst ist gut. Er geht dahin, daß eine Familie, die sich von ihrer Klasse losreißt und mit einem Schlage zu einer höheren erheben möchte, sich großen Gefahren aussetzt und leicht

hierdurch zu grunde geht. Das Kind des Landmannes, der als Städter leben soll, wird dem Boden, in dem es wurzelt, entrissen. Die Versuchungen, die an den jungen Männern und Frauen aus alten Familien machtlos abprallen, wirken übermächtig auf die Kinder des entwurzelten, verpflanzten Vaters. Diese Kinder passen nicht in die neue Umgebung, entbehren der ererbten Pflichtbegriffe, geraten allzu leicht in den Bann extremer, ungesunder Lehren und werden unglücklich, irregeleitet, zu Verbrechern. Der Baum wird ein Spiel der Winde, wenn seine Wurzeln zu wenig Erdreich umgibt.

Von dieser Grundanschauung aus läßt nun Bourget, wie von den Zinnen eines Kastells, seine Geschütze spielen gegen alle modernen Lieblingsvorstellungen von Staat und Gesellschaft, Religion und Moral. Die Handlung des Romans ist nur die Illustration von Theorien; das Wesentliche an dem Buche sind die Ausfälle aus dem Kastell, und sie werden ebenso kühn als planmäßig ausgeführt.

Da Bourget die angestammte Rangfolge in der Gesellschaft als etwas Heilsames, etwas gegen Anarchie Sicherndes betrachtet, hegt er keinerlei Bedenken, den freiwilligen Verzicht des Adels auf seine Vorrechte 1789 als das schmählichste Aufgeben einer sozialen Sendung, als ein Abstreifen sozialer Verpflichtungen zu bezeichnen. Er will zwar nicht die Gesellschaft ohne weiteres in ihrem jetzigen Zustand erhalten, wohl aber in der Art behandelt wissen, wie die Physiologie den menschlichen Körper zu behandeln lehrt, auf dem Wege der Erfahrung. In der Politik aber besteht, seiner naiven Behauptung nach, unsere Erfahrung in der Überlieferung, und diese laute: Vaterland, Familie, Religion. Darum will sein Held, den der Vater nicht einmal taufen ließ, Katholik sein, wie es seine Vorfahren seit mehr als einem Jahrtausend gewesen; er will seine Stärke darin suchen, daß er „hinabtaucht in das tiefste Frankreich“.

Zwei moderne Ideale erscheinen Bourget ganz besonders als Gift für die Gemüter: Die unbedingte Gerechtigkeit und die allgemeine Wohlfahrt. Die Forderung nach größerer Gerechtigkeit führe geradewegs zur Anarchie; denn was sei diese Gerechtigkeit? Was der zufällige einzelne dafür halte. (Siehe die Dreyfus-Angelegenheit!) Alle sozialen Errungenschaften, die Frucht hundertjährigen Schaffens des Menschengeschlechtes, wäre an dem Tage in Gefahr, an dem die Fanatiker der Gerechtigkeit mit der Geistes-Aristokratie zusammenprallten. Die fanatische Forderung nach

Gerechtigkeit werde denn auch fast nur von Protestanten und Juden erhoben, die, möge ihre Absicht auch eine gute sein, nur Schaden anrichten, indem sie außerhalb der nationalen Tradition stehend und voll Groll seien über das ihnen in alten Tagen zugefügte vermeintliche Unrecht. Aber auch die Forderung nach allgemeiner Wohlfahrt sei von gleich verderblicher Natur. Seien doch zwei der Grundeigenschaften der Gesellschaft Ungleichheit und Qual. Sie ließen sich nicht aufheben, und nur die Kirche biete dagegen Trost. Nicht um Umwälzung handle es sich, sondern darum, mit seinen Toten zu leben und sich in seiner ganzen Deutung des Daseins nach ihrer Erfahrung zu richten. Daher wird auch Tolstoj von Bourget „der unheilbringende russische Utopist" genannt, der aus Hochmut „der verbrecherische Lehrer der Anarchie ward".

Die tiefe Kluft zwischen den Klassen sei zum Heile. Das sicherste Mittel, die Menschen einander zu nähern, bestehe darin, sie nicht zu vereinen. Die neumodische Anarchie fände ihren Ausdruck in „der künstlichen Annäherung zwischen den Arbeitern des Geistes und jenen der Hand". Es sei der Geist der Anarchie, der über den „zusammenhanglosen Eintagsschöpfungen", den sogenannten Volks-Universitäten schwebe. Der Arbeiterstand sei unempfänglich für eine unparteiische Aufstellung eines Grundprinzips, zudem von so rohem Haß gegen die Geistlichkeit und die Wohlhabenden erfüllt, daß seine Aufklärung unmöglich sei. Jene katholischen Geistlichen, die von einer Versöhnung des Katholizismus mit dem fabeln, was sie die Wissenschaft und die Demokratie nennen, seien gutmütige, aber arme, irregeführte, unnütze Tröpfe. Mit der Wissenschaft bedürfe der Katholizismus keiner Versöhnung, herrsche doch kein Widerstreit zwischen ihnen, da sie keinerlei Berührungspunkte hätten — etwas, worüber Katholiken und Protestanten stets einer Meinung gewesen sind. Und was die Demokratie anlangt, so lasse die Wissenschaft sich erst recht nicht mit ihr versöhnen, denn die Wissenschaft kenne zwei Grundgesetze, Zusammenhang und natürliche Zuchtwahl, die Demokratie aber zwei Grund-Ungereimtheiten, Gleichheit und Mehrheitsentscheidungen. In der Form des Sozialismus seien die volkstümlichen Lehren „so kindisch, daß ihre Durchführung Frankreich zu einem Irrenhause ohne Wächter machen würde".

An starken Worten ist, wie man sieht, kein Mangel, und die in ihnen enthaltenen spärlichen Wahrheitselemente sind ausschließlich

bei der Kritik über die Vergangenheit zu finden, während es völlig an Zukunftsperspektive gebricht. Frankreich bleibt ein Klassenstaat und wird aufs neue durch und durch katholisch, oder es geht zu grunde als „der Knecht unter den Völkern Europas".

Dem Buche liegt fürs erste Taines Schilderung der Verirrungen der französischen Revolution und das geringe Zutrauen Renans zur Volkssouveränetät zu grunde, des weiteren aber auch jener Ausbruch von Fremdenhaß, Vaterländerei, Verherrlichung des Heeres und Unterwerfung unter Rom, der vor einigen Jahren den Bestand der Republik bedrohte und dessen Krater noch immer höchst unruhig ist. Er gab sich in der Literatur bei nicht wenigen hervorragenden Schriftstellern wie Huysmans, Lemaître, Coppée, Barrès, Brunetière kund, bei keinem aber in so vielfacher Beziehung wie nun bei Bourget.

Während Huysmans sich von der Welt zurückzog und Lemaître wie Barrès in nationalistischer Politik aufgingen, hat Bourget, gleich Brunetière, doch mit weit größerem Talent als dieser, das in Bewegung begriffene Geistesleben über einen Weichenwechsel zu lenken versucht.

Der Weichenwechsel, auf den kommt es nämlich beim Geistesleben wie bei allem Verkehr auf den Bahnen einzig an. Nichts ist von so folgenschwerer Bedeutung wie dieser. Ein richtiger Weichenwechsel im rechten Augenblicke bedeutet des Zuges Sicherheit und Rettung, ein unrichtiger seinen Untergang. Und ganz so verhält es sich mit dem Geistesleben.

Sollte es Männern, wie den genannten, wirklich gelingen, das französische Geistesleben auf das Geleise zu treiben, für das sie ihm die Weiche gestellt, so wäre dies mit seinem Niedergange und seiner Vernichtung gleichbedeutend. Die Arbeit des achtzehnten und die beste des neunzehnten Jahrhunderts wäre umsonst. Glücklicherweise haben Politiker wie Waldeck-Rousseau, Jaurès und Clemenceau, in der Literatur Männer wie Anatole France und Emile Zola dafür Sorge getragen, daß das französische Geistesleben nicht aus dem Geleise komme.

Journalistische Porträtkunst

Ganz Aug' und Ohr — welch vortrefflicher und bezeichnender Titel für ein Buch, das Schilderungen von Zeitgenossen enthält! Ein französischer Journalist, der ausgezeichnetste Reporter Frankreichs, Jules Huret, hat ihn als Aufschrift für eine Sammlung verschiedener seiner bestgeglückten Interviews und Skizzen aus den letzten zehn Jahren gewählt. Hier wie in seinen früheren Werken dieser Art (über die literarische Entwicklung, über die soziale Frage) bekundet er eine erstaunliche Gabe, ein Menschenwesen wiederzugeben, die Person leibhaft auf die Beine zu stellen, ihr Mienenspiel, ihre Ausdrucksweise aufzufassen, selbst den Klang der Stimme aufzufangen und sie uns in dem Gesagten vernehmen zu lassen. Eine solche Gabe würde jedoch nur eben hinreichen, uns eine gefällige Augenblicksphotographie des Betreffenden zu bieten.

Noch einer anderen und größeren aber bedarf es: der Gabe, Fragen zu stellen, die den Angeredeten dahin bringen, sich zu verraten, die Maske abzuwerfen, seinen Haß, seine Eitelkeit, seine Dummheit, seine fixe Idee zu offenbaren, oder die ihn umgekehrt vermögen, sein Schweigen zu brechen, für einige Augenblicke sein Inneres zu erschließen, seine Schamhaftigkeit zu vergessen, so daß das Beste in seinem Wesen zu Tage kommt, uns das Ideal entgegenschimmert, das ihm vorschwebt, und wir erfahren, worin er seine Stärke hat.

Der hervorragende Reporter muß hypnotisieren können wie ein Untersuchungsrichter, ein so feines Gehör haben wie ein dramatischer Schriftsteller und scharfsichtig sein wie ein Irrenarzt. Endlich muß er schreiben, d. h. sich so ausdrücken können, daß nichts dem Gegenstande eigentümliches in seiner Darstellung verloren geht. Er muß jede schlappe, abgegriffene, farblose Ausdrucksweise vermeiden, und die Fähigkeit besitzen, in jedem dunkeln Gemach den Knopf zu finden, durch dessen Berührung sich die Lampen entzünden.

Die literarische Gabe, ein Porträt auszuführen, ist in der europäischen Journalistik nichts weniger als häufig. Sie ist selbst in der französischen selten, weil, so groß auch das Talent dazu sein mag, die Parteileidenschaft es gar oft zu nichte macht; sie ist gering, weil nicht erfordert, in der deutschen oder österreichischen Journalistik:

sie ist merkwürdig stark bei der polnischen entwickelt, insbesondere in Krakau, und ist nur schwach bei der Tagespresse des Nordens. In Dänemark gibt es wirkliche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die die Kunst des Porträtierens aus dem Grunde verstehen, Karl Larsen, Sven Lange, Frau Agnes Heningsen z. B., in Norwegen hat Christian Krogh als Journalist ein ungemein großes photographisches und phonographisches Talent an den Tag gelegt; in Dänemark besitzt u. a. Henrik Cavling große Vorzüge; in der Presse als Ganzes aber ist die Gabe, ganz Auge und Ohr zu sein, nicht groß. Kaum einen hervorragenden Zeitgenossen hat z. B. die dänische Presse in tüchtigen Porträts geschildert und wiedergegeben. Die Reporterkunst befindet sich in diesem einen Punkte noch in ihrer Kindheit.

Selbstverständlich trifft auch hier die Parteileidenschaft ein gut Teil der Schuld. Man wird Schmähungen, Angriffe, Karikaturen oder Lobeserhebungen, Rechtfertigungen, Ausbrüche der Bewunderung die Menge finden, doch äußerst wenige Porträts.

Wenn diese aber auch dort schlecht sind, wo die Parteileidenschaft verstummt oder verschwunden ist, so müssen die Ursachen tiefer liegen.

Die erste Ursache ist der Überlegenheitstrieb, der Hang zu dem berühmten und berüchtigten „Hohnlächeln". In allen größeren Städten, ganz besonders aber vielleicht in Kopenhagen, hat man Angst, sich der Bewunderung für irgend etwas verdächtig zu machen. So wird man nicht leicht die zur Aufmerksamkeit und Beobachtung erforderliche Wärme aufbringen. Man tut die Erscheinung allzurasch ab, äußert ein nachlässig anerkennendes oder schneidig wegwerfendes Urteil, fertigt mit einem Witz ab, waffnet sich mit Ironie, und hält sich so stets obenan, unter allen Umständen, gegen wen es auch sei, seine Überlegenheit als guter Kopf behauptend. Die Folge ist, daß der Journalist seinen Lesern keine wirkliche Vorstellung von der Persönlichkeit beibringt. Sie lebt nicht in dem sie betreffenden Artikel; in diesem lebt einzig sein Verfasser.

Eine weitere Ursache bildet der Untertänigkeitsgeist, der, um nichts weniger verbreitet als der Überlegenheitsgeist, in Wahrheit weit mächtiger ist, als das „Hohnlächeln" und weit interessanter zu studieren als dieser. Denn daß jemand, der schreibt, sich gerne überlegen zeigt, ist leicht begreiflich, daß er aber daran Gefallen

findet, die Haltung eines Lakaien einzunehmen, so daß dieser Hang ihm die Lösung seiner feinsten Aufgabe als Journalist, Interviewer, Reporter, ein lebensvolles, treues Abbild zu geben, unmöglich macht, das scheint auf den ersten Blick schwerer verständlich.

Man muß, um es zu fassen, der Befriedigung des Genusses eingedenk sein, den die menschliche Natur in der Untertänigkeit findet. Man wäre geneigt, sich einzubilden, daß die Freiheitsliebe weit stärker sein müsse, als der Untertänigkeitsgeist. Denn der Vorteil, frei zu sein, liegt auf der Hand, die Freude aber an der Haltung eines Untergebenen scheint gering. Nichtsdestoweniger ist die Freiheitsliebe in den allermeisten Fällen äußerst schwach, und der erste Gebrauch, den Menschen von ihrer Freiheit machen, ist in der Regel nur der, als Freie andere zu unterdrücken. Millionen Menschen, die die Freiheit nicht missen, nicht ersehnen, sind dagegen von Untertänigkeitsgeist durchdrungen, und selbst bei Männern, die von leidenschaftlicher Freiheitsliebe erfüllt waren, kann diese von der Lust zu dienen besiegt werden. Napoleons alte Garde, die mit Begeisterung für ihn in den Tod ging, bestand aus lauter ehemaligen Revolutionsmännern. Das freiheitsliebendste junge Mädchen sieht man zuweilen, wenn es verliebt ist, völlig aufgehen in Unterwerfung unter den Angebeteten. Der deutsche Schulknabe sehnt sich nach dem Tage, an dem er dem Schulzwange entwachsen sein wird. Doch kaum Student und Burschenschafter, legt er sich freiwillig solchen Zwang auf, daß er auch nicht einmal sein Bierglas ohne Kommando zu leeren wagt. Kurz, sich zu unterwerfen, ist für die große Mehrzahl der Menschen eine wahre Wollust.

Man spürt dies u. a. bei der nordischen Journalistik. Es hindert sie, ganz Auge und Ohr zu sein. Wenn sie nicht witzig oder spöttisch ist, so ist sie ein für allemal voll Bewunderung und Sentimentalität. Es gibt Journalisten, die nicht die Ziffer von viermalhunderttausend Kronen aussprechen können, ohne daß die Stimme vor Gemütsbewegung und Ehrfurcht zittert. Es gibt andere, die der bloße Anblick eines Prinzen, eines Ministers, eines Bankdirektors oder eines Professors so begeistert, daß ihre Feder kleckst, wenn sie ihn beschreiben wollen. Sie können nichts dafür. Es pflegt ja vorzukommen, daß der Journalist, wenn er von der Betreffenden spricht, sich recht humoristisch ausdrückt und es mit dem Respekt dann seine guten Wege hat. Greift er aber zur Feder,

so hat ihn auch schon der Untertänigkeitsgeist bei der Hand gefaßt, und er schreibt, als führte sie ihm jemand, wider Willen um einen oder etliche Grade begeisterter, als er irgend empfindet. Und diese Begeisterung wirkt wie ein leichter Rausch, die Nüchternheit ausschließend, die unentbehrlich ist, um ein wohlgetroffenes Porträt zustande zu bringen. Jene Porträts in der dänischen Journalistik, die nicht vom Parteihaß entworfene Zerrbilder sind, haben denn unabänderlich jenes schreckliche Lächeln, jenes süßliche, jenes widerliche Lächeln, das die Sentimentalität verleiht und das der Snobismus Bankdirektoren wie Schauspielerinnen breit übers ganze Gesicht legt. Wird eine beliebte Schauspielerin geschildert, so ist sie ganz Lächeln.

Es gibt indessen in der Porträtkunst, wie in allen anderen Künsten noch mehr Stilarten, als die witzige und die widerliche.

Vor 1850 gab es in Dänemark z. B. nichts, das moderne Journalistik genannt werden könnte. Will man wissen, wie Öhlenschläger, Steffens und Grundtvig, Johan Ludwig Heiberg und Henrik Hertz oder Stemann und Anders Sandoe Örsted im Alltag gingen und standen und redeten, so gibt die Tagespresse keinerlei Aufschluß darüber. In der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nimmt die Presse dort wie anderwärts einen großen Aufschwung. An feiner, lebhafter Menschenschilderung aber wird die Nachwelt in den zeitgenössischen Blättern allzu wenig vorfinden. Eine vortreffliche journalistische Lösung wäre daher die: Ganz Auge und Ohr!

Das Genie in italienischer und französischer Auffassung

In der neuesten italienischen und französischen Schönliteratur finden sich zwei Werke, die eine Psychologie des dichterisch wie überhaupt künstlerisch schaffenden Genies zu geben versuchen und, trotz ihrer großen Mängel, beide den Vorzug haben, Gedanken anzuregen. Es sind dies Gabriele d'Annunzios „Feuer" und Léon Daudets „Der schwarze Stern". Der Verwandtschaft der Stoffe ungeachtet, unterscheiden sie sich scharf voneinander, unter anderm dadurch, daß d'Annunzio leidenschaftliche Sympathie für seine Haupt-

person, Daudet kalte, widerstrebende Bewunderung für die seine hegt. Beide Bücher aber enthalten scharfsinnige, mitunter äußerst treffende Bemerkungen über die Genialität.

Während das Buch Léon Daudets streng sachlich auftritt, ist das von d'Annunzio rein persönlich, eine rückhaltlose Selbstschilderung und Selbstverherrlichung. Populär ist es bekannt als der Roman über sein Verhältnis zu Eleonora Duse. So indiskret es genannt werden muß, ist es doch mit tiefer Bewunderung für die große Künstlerin geschrieben, und so frei seine Sprache ist — besonders an den Schicklichkeitsbegriffen eines nordländischen Puritanismus gemessen — so frei ist es gleichwohl von jeder Spur von Leichtfertigkeit, ein rein künstlerisch komponiertes Werk, strotzend von Stimmungen, Schwärmereien und Gedanken. Rein äußerlich betrachtet, handelt das Buch von dem Leben einer leidenschaftlich empfindenden, alternden Frau, die sich ängstigt, den Geliebten die Neigung eines jungen reizenden Weibes der ihren vorziehen zu sehen, in Wahrheit aber von dem gegenseitigen Sichbefruchten zweier Genies, wie von dem Wesen der Genialität als Lebensmacht.

Gabriele d'Annunzio ist im gegenwärtigen Augenblicke unzweifelhaft die repräsentative Persönlichkeit Italiens. Man kann darüber streiten, ob er die größte Begabung des Landes sei, doch nicht über die Tatsache, daß die Umstände im Vereine mit seinem Talent ihm eine Führerstellung verliehen haben. Er ist der auf künstlerischem Gebiete für Italien Denkende, wie es Tolstoi auf dem sozialen und religiösen Gebiete für Rußland ist. Anscheinend geht er in herausfordernster, mitunter unleidlichster Weise in sich auf, doch liegt das Entschuldigende in seinem Selbstgefühl, daß er sich als eine Inkarnation auffaßt. Ihm unterliegt sein Recht keinem Zweifel, weil er sich als der Wortführer und Dolmetsch der lateinischen Rasse fühlt. Was Richard Wagner für den deutschen Volksgeist war, der Mann, der kraft der uralten Instinkte der Rasse die Wiedergeburt des Volkes in Großtaten vorahnte und ihm eine neue Kunst bescherte, das hofft d'Annunzio für den italienischen Volksgeist zu werden, der Erwecker, der Befeuerer, der Wiederbeleber, der dem Volke das Bewußtsein des inneren Reichtums und der künstlerischen Überlegenheit des lateinischen Stammes wiedergibt, zumal alles dessen, was ihr eigentümlich und daher den Barbaren (Deutschen, Engländern, Russen, Skandinaviern usw.) fremd ist. Er möchte ein Theater auf

der Janiculumhöhe in Rom gründen, wie Wagner sein Theater in Bayreuth gründete.

Da Italien ihm das Schönheitsland und Schönheit dessen Wesen selbst ist, wird man den Einfall begreiflich finden, auf den er vor einigen Jahren kam, sich nicht bloß in seiner Eigenschaft als Ästhetiker, nein als Reichstagsabgeordneter mit dem schnurrigen Ausdruck „Vertreter der Schönheit“ zu bezeichnen.

Doch ist er allzu sehr von sich eingenommen, um sich nicht häufiger als Genie denn als Inkarnation zu fühlen, und es hat sein Interesse, zu sehen, wie er den schöpferischen Geist auffaßt, insbesondere sein eigenes Genie.

Wenn seine Seele sich der der Massen mitzuteilen vermag, so daß die Menge — wenn er spricht — für eine Stunde von ihm mit fortgerissen wird, die Welt mit seinen Augen zu betrachten und wie er zu empfinden, so beruht dies auf der ihm eigenen Lebensfülle und Lebensfrische. Er schafft Freude — das ist überhaupt das sicherste Kennzeichen göttlicher Überlegenheit. Er verkündet die aufrührerische Lehre, daß Genuß das sicherste von der Natur uns dargebotene Mittel der Erkenntnis sei. Sein Leben geht in einem dionysischen Kraftrausche dahin. Vor sich sieht er den Weg zum Siege, die Kunst, die so lang, das Leben, das so kurz ist. In jeder Stunde gelte es denn, zu arbeiten, zu kämpfen, sich gegen Vernichtung, Verkleinerung, Überwältigung, Ansteckung zu sichern, das Auge unverwandt auf das Ziel gerichtet. Sieg ist ihm so unentbehrlich wie das Atmen. Die Form seines Wesens ist Ehrgeiz. Keinen Augenblick vergißt er, daß es Taten, Eroberungen gelte, daß Träume zu verwirklichen, das Schicksal zu bezwingen, Rätsel zu lösen, Lorbeern zu pflücken die Aufgabe sei. Sein eigentliches Wesen ist aber ein grenzenloser Lebensdurst, als sei ihm jeder Augenblick der letzte, als sei er jeden Augenblick in Gefahr, aller Freude und Qual des Daseins Lebewohl sagen zu müssen. Er ist der, dem Verzicht unmöglich ist, wodurch er bisweilen wider Willen grausam erscheint.

Sein Sinnenleben ist tausendfach reicher, stärker, feiner als das der andern. Er vernimmt alle Stimmen des Weltalls rings umher, sogar des Windes Stimme, die er in Musik setzt; er lebt und schwelgt in Farbenlust, fängt jede Abschattung der Farbe auf, empfindet sie allein schon als Naturjubel. Doch der Gewalt, mit

der die umgebende Welt mittelst der Sinne seinen Geist überströmt, entspricht dessen selbsteigene Kraft. Er hat die Gabe, Gesichte zu sehen, unerwartete, bestimmte, klare und hinreißende. Sein Geist ist mythenbildend, wie es der Geist der ursprünglichen Menschengeschlechter war, und die Mythen, die er bildet und von denen er Proben gibt, sind phantasievoll, tiefsinnig und schön. Eine der schönsten ist die vom Winde, den man einfing und der sich befreite, der, den Flug der Schwalben lenkend, Ornitio genannt ward, um seines Verhältnisses zu den Vögeln willen.

Die Raschheit, mit der seine Gefühlsweise umschlägt, die mannigfachen Wandlungen, zu denen seine Denkweise neigt, machen sein Wesen vielen unbegreiflich. Allein die herrlichsten Frauen fühlen sich ihm gegenüber bereit, wie ein schöner Bogen, der von des Starken Hand gespannt zu werden lechzt. Die ihn liebt, will ihm ganz zu Diensten sein, und je größer und erlesener sie ist, desto unbedingter. Sie ist sein, „wie ein Ring an seinem Finger, wie ein Wort, das man aussprechen oder verschweigen, wie Wein, den man trinken oder verschütten kann".

Er kann kalt und schneidend sein, ist aber niemals unaufrichtig. Wiewohl er auf seine Weise hart ist, hat er nichts von der Gefühllosigkeit der Harten. Als Zeugin der Seelenqual, in die ihn der wirre Aufruhr der schöpferischen Kräfte in seinem Innern versetzt, erfaßt das Weib ein ehrfurchtsvolles Mitleid mit ihm, wenn es sieht, was dieser sensitive Körper bei der Empfängnis von Gedanken und Motiven leidet. Allein er genießt auch der echten Schöpferfreude, und er versteht das Motiv zu finden, das fruchtbare, die Quelle von hundert Flüssen, das Saatkorn, dem Wälder entsprießen.

Selbst primitiv, vermag er das primitive Wesen bei anderen zum Leben zu erwecken. Eine große Künstlerin wird in seiner Nähe der animalischen Tiefe inne, der ihre künstlerischen Offenbarungen entsprangen. Selbst die Tiere fühlen sich in seiner Gegenwart belebt; der Grundinstinkt des Jagdhundes, zu verfolgen und zu töten, wird heftiger, wenn er ihn liebkost.

Für sich allein in der Natur, unter dem dichten Laubdach der Bäume, sich kugelnd im Grase, in den Blättern, ist ihm, als würde er zum Satyr, als verwandelte er sich zu einem halb tierischen, halb göttlichen Wesen, als schmelze er in eins zusammen mit der ihn umgebenden Natur. Mit einem Worte, er führt ein vielgestaltiges und übermächtiges Leben.

Als Geist ist er romanisch und mit Stolz sich dessen bewußt. Der Tonfall der Worte, die von seinen Lippen strömen, reißt ihn selbst mit fort. Die plastische Schönheit der Form, die malerische Pracht des Wortes, die musikalischen Geheimnisse des Wohllautes sind die Mittel, durch die er wirkt und bezaubert. In dem rauhen Pochen nordischer Völker auf den Wert des Inhaltes im Gegensatze zur Form konnte er als echter Romane nie etwas anderes als Barbarei erblicken. Noch gibt es in seinen Augen einen Ort, der so die Tatkraft eines starken und ehrbegierigen Geistes zu befeuern vermöchte, wie Venedig oder Rom. Diese Städte beseligen ihn. Er ist ganz erfüllt von ihren Denkmälern, von ihrer Geschichte, ihren großen Persönlichkeiten, ihren Kunstschätzen und ihrer Musik. Daher vermag er auch wie kein anderer den Jahrhunderte alten Bauten ihr einstiges Leben zurückzugeben, die Bildwerke ihrer Künstler, vom Gemälde bis zur Medaille, nachzuempfinden und die Stimmungen im heutigen italienischen Volke wachzurufen, durch die dieses sich als Erbe und Fortsetzer der großen Vergangenheit fühlt.

Von der Frau, die ihn liebt, fordert er denn mehr als Liebe; sie soll für seine Sache oder, wie er sich bezeichnend ausdrückt, für seinen Ruhm wirken. Denn die Sache und sich vermag er nicht zu unterscheiden. Seine eigene Ehre und die Italiens schmelzen in eins zusammen.

Hält man nun d'Annunzios Lebenswerk mit seinen Anforderungen an das lateinische Kunstwerk zusammen, so fühlt man sich unleugbar betroffen, es so viele höchst unlateinische Merkmale aufweisen zu sehen, Einflüsse aus Rußland, Deutschland und England, Schwärmereien und Grübeleien statt sicherer Umrisse, Weitschweifigkeit an Stelle der lateinischen Bündigkeit, ein ewiges Vernünfteln über Kunst und Poesie, fast wie es bei Tieck vorkommt, statt der Kunst selbst in ihrer keuschen Festigkeit. Die Selbstbespiegelung, die das Werk verunstaltet, ist ebenfalls wenig lateinisch.

Doch es handelt sich ja nicht um die Frage, inwieweit d'Annunzio persönlich seiner Grundauffassung des romanischen Genies entspricht, sondern wie er das Genie überhaupt auffaßt. Wie der Leser finden dürfte, ist seine Auffassung interessant, und insbesondere ist es lehrreich, sie mit jener zu vergleichen, die Léon Daudet vor einigen Jahren in Frankreich entwickelte.

* * *

II

Da Stelio Effrena, der Held in Gabriele d'Annunzios Buch „Feuer“, mit dessen Verfasser bis in die kleinsten Einzelzüge zusammenfällt, so versteht es sich von selbst, daß der Roman, der Vertiefung in das Seelenleben ungeachtet, alles enthält, was sich nur zur Verteidigung eines Genies dieses Schlages, sowie zu seiner Verherrlichung vorbringen läßt. Sachlichkeit ist hier nicht zu finden. Will man in dem Buche eine sachliche Studie der Genialität finden, so muß man sich in die Schilderung der weiblichen Hauptperson versenken. Sie enthält zahlreiche ausgezeichnete Züge für das Verständnis der inneren menschlichen und künstlerischen Lebensführung einer großen Schauspielerin, zumal für das ihrer Entwicklungsgeschichte. Die Seite der Genialität, die in Selbstumgestaltung, Vervielfältigung, künstlerischer Verstellung, Maskenbildung besteht, ist festgehalten und mit Kraft vor Augen geführt. Auch die Traumesgewalt, das Gefühl, durch sie die Erkorene und Vornehme zu sein, wie der durchaus weibliche Zustand von Angst und fieberischer Unruhe, unter dem die innere Empfänglichkeit so glühend wird, daß sie sich plastisch gestalten läßt wie geschmolzenes Glas — auch diese Seite der Genialität ist rein sachlich dargestellt. La Foscarina ist jedoch als geniale Persönlichkeit Effrena nicht ebenbürtig. In ihrer Eigenschaft als Schauspielerin fühlt sie sich nur als ein dienendes Wesen, das sich dem schöpferischen Geiste unterwirft. Endlich ist, durch ihr Liebesverhältnis zu Effrena, auch sie unter den Gesichtswinkel rein persönlicher Auffassung gerückt.

In dem Romane Léon Daudets „Der schwarze Stern“ wird hingegen eine völlig sachliche Auffassung des Genies versucht. Die Hauptperson hat ihrer ganzen Anlage, ihrem Wesen nach nicht das geringste mit dem Verfasser zu tun, und während d'Annunzio seinen Helden mit all der Zärtlichkeit umfängt, mit der man sich selbst liebt, hegt Léon Daudet für den von ihm gezeichneten im tiefsten Innern Abscheu und Haß. Gleichwohl ist dieser letztere in seiner Anlage sich weit größer auszunehmen bestimmt, als Stelio Effrena, wie er auch einen ganz andern Platz in dem öffentlichen Leben der zivilisierten Welt einnimmt. Er ist nicht nur der künstlerische Repräsentant eines einzelnen Landes, er

ist in der ganzen Welt berühmt und wird, so weit die Kultur reicht, studiert, beurteilt, zum Vorbilde genommen und bekämpft.

Obschon Daudet, in starkem Gegensatze zu d'Annunzio, ehrlich bemüht war, sein Modell unkenntlich zu machen, indem er den Geburtsort der Hauptperson, ihre Verhältnisse, ihr Privatleben, ihre künstlerische Laufbahn und die Wendepunkte in ihrer Geschichte von denen des Modells so stark als möglich abweichen ließ, schimmert dieses doch recht deutlich hindurch. Es ist niemand geringeres als Victor Hugo. Bekanntlich hatte Léon Daudet das Enkelkind Victor Hugos geheiratet, wodurch ihm eine ungewöhnliche Gelegenheit geboten war, sich in die schwachen, abstoßenden Seiten eines Weltgenies zu vertiefen. Man hat indes keinen Anlaß zu irgend welcher Entrüstung über Indiskretion; denn Malauve steht Hugo so fern, daß dieser nicht getroffen wird. Hingegen hat man allerdings Ursache, über die durch und durch kleinliche und boshafte Grundanschauung unangenehm berührt zu sein. Man kann sich eines Gefühls von Ekel nicht erwehren, ein Genie, das der Annahme nach Ruhm und die Huldigung aller zivilisierten Länder errungen hat, als Zerrbild, ohne einen Funken von Humor wiedergegeben und es als Kulturmacht nur deshalb mit kalter Anerkennung dargestellt zu sehen, damit es als Mensch mit um so größerer Verachtung gebrandmarkt werden könne.

Was jedoch im Vergleich zu der zeitgenössischen italienischen Schilderung des Genies interessiert, ist die hier zu grunde gelegte Auffassung von dem Wesen der genialen Persönlichkeit. Die Züge sind offenbar von vielen Seiten hergeholt.

Immerhin hat Léon Daudets Malauve den Nachteil, eine konstruierte Gestalt zu sein, der verschiedenartige Anlagen beigelegt sind, wie sie sich wohl noch nie vereinigt geoffenbart haben; er ist nämlich zugleich Philosoph und dramatischer Dichter. Letzteres ist jedoch die Hauptsache; was von Malauves Philosophie erzählt wird, ist teils unklar, teils zu wenig ursprünglich, um zu fesseln. Die Gabe der Philosophie scheint ihm nur geworden, damit zwischen ihm und dem Modell ein Abstand entstünde und er jenen Stempel von Allseitigkeit erhielte, der Daudet als das Grundmerkmal des Genies erscheint.

Der Verfasser läßt ihn die Erziehung eines John Stuart Mill empfangen haben; Griechisch, Latein, Hebräisch, Sanskrit, die lebenden

Sprachen, alles in der Jugend angeeignet. Zugleich Geologie, Botanik, Insektenlehre, im Freien studiert. Das Hirn mit bestimmten und genauen Tatsachen von Kind auf erfüllt, wodurch der Grund zu der umfassenden Kenntnisfülle des reiferen Alters gelegt ist. Diese Wissensmasse ist durch philosophische Erziehung, unter Vertiefung in Cartesius, Spinoza und Kant geordnet und befruchtet worden, so daß Malauve sich imstande sieht, jede Erscheinung (wie dies Goethe vermochte) zugleich gefühlvoll, naturwissenschaftlich und philosophisch aufzufassen. Und sein Geist entwickelte, sein Stil bildete sich durch die Aneignung von Äschylos, Dante, Shakespeare, Pascal. Gebrach es ihm an Farbensinn, so war sein Sinn für die Zeichnung um so feiner, und sein ganzes geistiges Leben ist von Musik durchtränkt, von Musik bestimmt worden.

Er hat weite Reisen unternommen, um die Essenz der verschiedenen Länder einzusaugen; er lernte Feinheit in Frankreich, kam nach Norwegen, eben als Kunst und Literatur in diesem Lande ihre Wiedergeburt feierten; er lernte Staatskunst in England, bildende Kunst in Holland, Metaphysik und Gelehrsamkeit in Deutschland und kehrte nach dem kleinen, winzigen Lande, aus dem er stammt, als ein ausgesprochener Nordländer heim, von Italien und Griechenland angewidert, etwa wie es Goethe zu der Zeit war, als er seine Prosahymne an den Straßburger Dom schrieb.

Späterhin ergeht es ihm wie Goethe in Italien, er schlägt um, betet an, was er verleugnet hatte, vergöttert die Antike und die Renaissance des Südens, wobei er alle die empfangenen Eindrücke mit den tiefen, der Heimat verdankten, zu verschmelzen sucht.

Malauves Vaterland ist nämlich ein winziges Ländchen, Seneste genannt, nördlich zwischen Deutschland und Frankreich gelegen, ein Phantasieland, dessen eigentümliche Merkmale übrigens scharf und umständlich beschrieben werden. Es entspricht einigermaßen in seinem Umfange Luxemburg, erinnert jedoch in anderen Beziehungen an Belgien, vor allem in dem offenbar von dem belgischen General Brialmont und seinen Festungsanlagen genommenen Motive, daß es einen großen Artilleristen und Festungserbauer besitzt. Es ist Malauves Stärke, in einem so kleinen Lande geboren und gleichsam eine Personifikation von dessen Eigenart zu sein. Die Bevölkerung stammt von einer Elite mißvergnügter französischer und deutscher Emigranten ab, und eine äußerst verfeinerte Kultur hat sich dem-

zufolge bei ihr entwickelt. Besonders aber durch Malauves Einfluß ist Seneste allmählich ein Kulturmittelpunkt, der Ort geworden, der genau den intellektuellen Glockenschlag von ganz Europa angibt. Malauve steht im Briefwechsel mit allen den hervorragendsten Persönlichkeiten des Zeitalters. Etwas Englisches, Französisches, Italienisches, Deutsches und Norwegisches liegt in seinem Wesen. Doch der Kern in ihm entstammt gleichwohl Seneste, in dessen eigenartigem, erlesenem Bildungsgrunde er aufs tiefste wurzelt. Zugleich aber ist er die höchste Blüte dieses Bodens, in deren Aroma sich der Duft einer Fülle von Pflanzen mischt.

Der Roman hebt mit dem Tage an, da das Land Malauves sechzigjährigen Geburtstag mit Festlichkeiten feiert, an denen sich alle, von der Regentin, die platonisch, aber eifersüchtig in ihn verliebt ist, bis zu den Niedersten des Volkes beteiligen. Aus allen Ländern strömen Freunde des Denkers und Dichters zur Feier des Tages herbei. Hinter sich hat er eine Zeit des Kampfes, wie eine, wo er der anerkannte geistige Herrscher war. Jetzt ist er der Patriarch. Er steht auf der Höhe. Da zeigt nun das Buch, wie die Anbetung, deren Gegenstand er ist, sowie die Leidenschaften, zu deren Entfaltung Natur und Verhältnisse bei ihm zusammenwirkten, ihn von seiner Höhe stürzen, so daß er der Gegenstand des allgemeinen Unwillens und der Geringschätzung wird, bis er am Schlusse des Romanes, nachdem sein kleines Vaterland durch Eroberung seiner Selbständigkeit verlustig gegangen ist, mit Verleugnung der stets von ihm verfochtenen Ideale Aussicht hat, das Ziel seines Ehrgeizes auf dem Boden des französischen Eroberers zu erreichen.

Indem er dem Rufe des Eroberers folgt, verleugnet er in der Tat Ideale. Denn nicht nur hat Malauve einen so schöpferischen Geist, daß er in seinem Lebenswerke „eine Festung errichtet hat, aus der die ganze gebildete Welt sich Munition zu geistigen Kämpfen holt"; nicht nur ist er ein so großer Stilist, daß jedes Wort aus seiner Feder die Festigkeit eines Diamanten hat und jeder Satz im Geiste des Lesers Ringe zieht wie ein Stein im Wasser, er hat auch eine Leidenschaft für Gerechtigkeit an den Tag gelegt, die ihn zum Fürsprecher aller Unterdrückten machte, ja er betrachtet sich selbst als eine irdische Offenbarung des Gedankens der Gerechtigkeit. Seine Flugschriften sind von jedem gefürchtet, der sich an dem Rechte der Völker und der Einzelnen vergreift. Der Verfasser hat ihm

Gaben und eine historische Rolle wie die Voltaires verliehen. Und um seine moralische Erbärmlichkeit sich von dem leuchtenden Hintergrunde seines Ruhmes so recht abheben zu lassen, hat Daudet die Ehren der verschiedensten großen Geister auf Malauve gehäuft. Wie Richard Wagner, verfügt er über sein eigenes Theater, von der Fürstin seines Landes für ihn gegründet, ein Theater, das seinen Namen führt und dessen Repertoire seine Dramen füllen; wie Tolstoi wird er in der ganzen Welt gelesen und studiert, und Gesellschaften bilden sich zum Studium seiner Schriften in den verschiedensten Städten. Trotzdem jedoch Daudet in Malauve willkürlich die Eigentümlichkeiten und Triumphe verschiedenartiger Wesen vereinigte, bringt er doch energisch das Typische an ihm zur Geltung: „Er erinnerte an die Genies aller Zeiten und aller Völkerschaften. Diese Menschen bilden inmitten der Menschenrassen gleichsam eine Rasse für sich, bei der die verwandten Züge ausgeprägter sind, als bei irgend einer anderen Gruppe, so daß man ihre Angehörigen alle zeichnet, wenn man sich in einen von ihnen vertieft. Sie weisen moralische Unterschiede auf, die Geistesanlagen aber sind dieselben. Wer sähe nicht, wie viel Aristoteles, Leonardo und Goethe miteinander gemein haben."

Und nun, welche moralische Häßlichkeit und Abscheulichkeit hat nicht andererseits Léon Daudet bei diesem Wesen aufgespeichert, dem er die Maske Victor Hugos gab, und das er mit verschiedenen Zügen ausstattete, die im Privatleben bei Hugo abstoßend wirkten! Malauve ist erschreckend geizig und im Innersten vollkommen fühllos, während er heftig bewegte Dichtungen schafft. In der Härte der Tochter gegenüber, wie in vielen anderen Einzelheiten hat Daudet, so ziemlich unverkennbar, Züge darstellen wollen, die auf Hugo passen. In seiner Eitelkeit und seiner Todesfurcht gemahnt er einigermaßen an Andersen. Im übrigen aber gibt es kaum ein Laster, das ihm nicht eigen wäre. Er ist gesund und rüstig, ein starker Esser, der auch einen guten Schlaf hat, zur Schwermut geneigt, mit Anfällen von lärmender Lustigkeit. Im täglichen Leben aber ist er grausam und boshaft. Das Kampftemperament seiner Jugend hat sich zu lauter Eitelkeit, zum unerträglichsten Hochmut ausgewachsen. Er ist durch und durch falsch, voll Verstellung, um sein wahres Wesen zu verdecken, voll Haß und Groll gegen jeden, der Talent hat und in dem er einen Rivalen wittert. Seinen Schülern gegenüber ist er schlimmer als Baumeister Solneß, un-

abläſſig bedacht, die Aufſtrebenden zu vernichten. Gegen jene, deren Bewunderung er einmal gewonnen hat, iſt er gleichgültig, übrigens in ſeinem grenzenloſen Ehrgeiz jeder Zoll ein Heuchler, ein boshafter Affe, ſelbſt auf der Höhe ſeines Einfluſſes, da dieſer dem eines Kaiſers oder Papſtes zu vergleichen iſt. Nie iſt er ärger, als wenn er Gott, Zukunft und Nächſtenliebe im Munde führt, nie abſcheulicher, als wenn er ſegnet. Und er ſegnet beſtändig.

Gegen die Mutter, die ihn vergötterte, war er der liebloſeſte Sohn, hatte in vollen zehn Jahren kaum dreimal das Verlangen, ſie zu ſehen, obſchon ſie in ſeiner Nähe wohnte. Seine Roheit gegen ſeine Frau iſt empörend; er verweigert ihr in ſeinem Geiz das notwendigſte Wirtſchaftsgeld, ſo daß ſie von allen Seiten borgen muß. Er iſt herzlos gegen ſeine Tochter und wird zum Verbrecher an ſeinem Sohne. Er nützt ſeine Anhänger aus, und ſelbſt Fremden fällt es auf, daß, ſo bewundert er auch ſei, ihn niemand liebe, wie er ſelbſt niemanden liebt. Von Seite der Frauen iſt er der Gegenſtand großer Schwärmerei und noch größerer Eiferſucht; er ſelbſt aber hegt eine bloß ſinnliche Neigung zu ſeiner koketten Schwiegertochter, die ſeinen Sturz durch einen Skandal veranlaßt, welcher das Signal zur Exploſion alles Haſſes gegen ihn gibt. Zuletzt zeigt ihn uns der Verfaſſer bei einer Schlacht, die in meilenweiter Entfernung geſchlagen wird, ſo feige, daß er daran denkt, ſich unter den Tiſch zu verkriechen.

Während alſo d'Annunzio das Genie als eine wohltätige und berechtigte Naturmacht darſtellte, wollte Daudet uns die Kehrſeite der Medaille der Genialität zeigen. D'Annunzios Buch entſtrömt ſeiner Feder; Daudet hatte offenbar viele Mühe an das ſeine gewendet, um den unlöslichen natürlichen Zuſammenhang zwiſchen großen Geiſtesgaben und abſtoßenden moraliſchen Eigenſchaften bei einer repräſentativen Perſönlichkeit nachzuweiſen. Er hat viele richtige Einzelzüge hervorzuheben gewußt. Doch teils iſt es ihm nur unvollkommen gelungen, das Genie zu veranſchaulichen — alles, was Malauve im Buche ſagt, iſt klebrig — teils fehlt es an dem inneren Zuſammenhang. Die Vorder- und die Rückſeite der Medaille gehören nicht zuſammen.

Alles in allem genommen, iſt die Stärke und Schwäche des Genies in einer einzigen hamletiſchen Replik unlöslicher vereint, als in dem ganzen, mühſam zuſammengezimmerten Werke Léon Daudets.

Gabriele d'Annunzio

Die Lektüre von d'Annunzios Büchern macht auf das Gemüt einen Eindruck, als würde vor den Augen ein ganzes Stück Atlas entrollt. Sie ergötzt und ermüdet, doch neben dieser italienischen Prosa erscheint jede andere grau.

Unter den jetztlebenden Schriftstellern ist d'Annunzio Erbe, wie keiner sonst. Seine Stärke liegt darin, die italienische Kunstkultur der letzten 800 Jahre ererbt und in Besitz genommen zu haben. Er kennt natürlich auch die Kostbarkeiten, die hinterlassenen Schätze des römischen Altertums. Doch nicht sie leben in ihm fort, sondern all das, was Italien an heidnischer und christlicher Kultur vom Anbruch des Mittelalters bis in unsere Tage schuf.

Die ganze vergangene und jetzige Schönheitswelt Italiens ist in ihm, wie in keinem zweiten Jetztlebenden, sich ihrer selbst bewußt geworden. Er trägt die italienische Landschaft in sich, ihre Beleuchtung, ihre Haine und Gärten, ihre Paläste und Villen, in sich die italienischen Städte mit ihrer Architektur und ihren Denkmälern, ihren Bildsäulen und Gemälden, Bronzen, Tapeten, Schreinen, Vasen und Kristallen, Möbeln und Teppichen und allen den Gebilden der Kunst, die so klein an Umfang sind, daß sie die Höhlung einer Hand umfaßt.

Mehr als durch gestaltende Phantasie wirkt er durch seinen Schönheitskultus, seine Schönheitsliebe, die die Liebe eines Geweihten, nicht die eines bloßen Kenners ist.

Er ist ebenso weitschweifig wie üppig; er ist von überströmender Beredsamkeit, so daß er die von ihm selbst geweckte Sehnsucht nach künstlerischer Vollendung unbefriedigt läßt, er ergeht sich zu sehr in Aufschlüssen über Namen und Daten und dergleichen mehr. Seine Kunst zerfließt, wo sie geschlossen sein sollte. Er bringt jedoch, wenn er in nordische Sprachen übersetzt wird, einen starken Hauch aus dem Lande der schönen Linien und der strahlenden Farben mit.

In seinem Wesen ist etwas Süßliches, was abschreckt, und etwas Salziges, was reizt. Doch wie an einer Stelle seines Buches jemand ausruft, der in der Stille der Nacht der Musik des Meeres und einer Quelle lauscht: „Die salzigen und die süßen Wasser singen miteinander."

Der Inhalt seines Romanes „Lust“ ist weniger interessant als dessen Schilderungen, denn das Seelenstudium geht in der Ausmalung landschaftlicher und menschlicher Schönheit unter. Indessen hat er doch seine Idee.

Andrea Sperelli ist ein junger vornehmer Römer, dessen Grundwesen Genußsucht ist. Er besitzt einiges Talent zum Verseschreiben und zum Radieren, doch nicht Willenskraft genug, um Ehre damit einzulegen. Hunger und Durst nach Genüssen verschlingen seine Energie. Vorurteile sind ihm verächtlich, er hat Liebe und Verständnis für jede Art Kunst, Musik sowohl wie Gedichte und Bilder. Im übrigen aber füllen die Frauen sein Leben aus. Seine Beziehungen zu ihnen haben in so ungünstiger Weise auf ihn eingewirkt, daß seine schönheitsuchende Natur die vollste Unaufrichtigkeit in ihm groß gezogen hat. Selbst wenn seine Leidenschaft echt ist, betrügt und lügt er, um zu betören. Seine Triebe haben ein Chamäleon aus ihm gemacht, im Momente lebend, im Momente wechselnd.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Zuerst sehen wir Andrea in den Banden der Elena, einer römischen Schönen, die in seinem Leben dem entspricht, was auf Tizians Bild „die irdische Liebe“ genannt wird. Wir verfolgen seine Verbindung mit ihr, von der Stunde, wo sie sich knüpft, bis zu der, wo sie sich löst. Elena ist eitel Eigenliebe, und ihre durch ungesunde Lektüre erhitzte Einbildungskraft wird beständig vom Geschlechtsleben entflammt. Ihre Vorzüge sind ästhetischer Natur. Sie ist schön in jeder Stellung und jeder Bewegung, bietet dem Auge stets das harmonischste Zusammenspiel von Linien, Farben und Formen.

Im Duell verwundet, macht Andrea eine lange Rekonvaleszenz durch, deren Schilderung den zweiten Abschnitt des Buches ausfüllt. Er genest im Zusammenleben mit dem Meer, dessen tiefen, ruhigen Takt sein Atem unwillkürlich annimmt, im täglichen Verkehr mit der Natur, die das eitle, lügnerische Wesen von ihm abstreift. Doch auch mitten unter all diesem Sich-versenken in die verschiedenen Landschaften, die er umprägt, ja fast erschafft, beängstigen ihn seine wechselnden Stimmungen, sowie das Schamgefühl über seine Vergangenheit.

Ein Drang erwacht in ihm, sich einem Wesen hinzugeben, das höher und reiner ist als er selbst, ein Drang, einmal gehorsam

einem Weib zu sein, der Drang, in seinem geistigen Streben verstanden zu werden und dafür mit demütiger Anbetung zu danken. Da tritt in seinem Dasein das Weib auf, das „der himmlischen Liebe“ entspricht. Sie ist wahrhaftig, sie bringt ihm ein großes, tiefes Gefühl dar, sie hat Seelenadel. Beseligt von seinem Verhältnis zur Natur und zu ihr, kehrt er zur Kunst zurück, die als die Quelle reinster Freuden in beredten Worten von d'Annunzio verherrlicht wird. Besonders wird die Versform gepriesen: „Fester ist der Vers als Marmor; weicher als Wachs, zitternder als eine Saite, leuchtender als ein Juwel; duftend wie Blumen, scharf wie eine Klinge, biegsam wie eine junge Pflanze, sanft wie eine Liebkosung und furchtbar wie Donnerrollen. Alles ist der Vers, alles kann er.“

Die neue reinere, vornehmere Frauengestalt wird nun gezeichnet, in Wendungen, die voll Feinheit sich kehrreimartig wiederholen. Ihre Heimat ist Siena, wie die der früheren Geliebten Rom war. Ihr Gesicht ist ein längliches Oval mit dem Ausdruck der schmerzensreichen Gottesmutter. Ein weicher, schwacher Schatten, wie mit durchsichtigem Blau und Violett lasiert, liegt unter ihren Augen, die goldbraun sind gleich jenen dunkelhaariger Engel. Ihren feinen Kopf beschweren Haare von dichtester Fülle, Haare, so schwer, daß ihre Wucht dem Drucke einer göttlichen Strafe gleicht.

Ihre Stimme ist von wundersamer Bildung, wie von zweierlei Geschlecht. Der männliche Klang ist tief und gedämpft. Mitunter aber wird er heller und klarer und schwingt in harmonischen Übergängen in weibliche Töne hinüber. Wenn sie singt, verschmelzen die beiden Klangfarben sich zu tönend biegsamem Metall.

Langsam, vermöge eines heftigen und echten Gefühls, und doch auch vermöge der Vorspiegelung eines Ernstes und einer Festigkeit, die Andrea nicht besitzt, glückt es ihm, sich dieses Weib ganz zu erringen.

Als sie genötigt ist, ihn für einige Zeit zu verlassen, fällt er in das ausschweifende Leben seiner Jugend zurück. Und als seine erste Geliebte, die sich wieder vermählt hat und nichts von ihm wissen will, neuerdings auf den Schauplatz tritt, taumelt er in heißer Begier zwischen ihr und Maria hin und her. Elena gleicht ihm selbst; sie ist genußsüchtig und falsch wie er. Zu seiner Strafe begegnet er denn hier dem eigenen Ich in Frauengestalt. Nach

und nach überwältigt das Verlangen nach ihr ihn so völlig, daß er sogar in Marias Armen von ihr träumt und Maria wie sich selbst durch sein Doppelspiel herabwürdigt. Immer tiefer versinkt er so in Selbstverachtung und der Ohnmacht, sich zu einem reineren und kraftvolleren Dasein zu erheben. Er lebt schamlos und fühlt sich über seine Schamlosigkeit tief elend.

Doch wie gesagt, nicht das Moralische ist das eigentlich Wertvolle in dieser Erzählung. Die Mißbilligung von Andreas Auftreten macht keinen überzeugenden Eindruck. Es ist der glühende Schönheitssinn und Schönheitskultus, die einzig fesseln.

Im einzelnen erinnert manches an französische Schriftsteller. Kleine Züge in der Schilderung des verderbten Lord Heathfield sind Georges Schwyn aus Goncourts „La faustin" entnommen. Die Szene der Versteigerung von Marias Mobiliar, mit der das Buch schließt, ist stark von der Auktion der Möbel der Frau Arnoux in Flauberts „L'éducation sentimentale" beeinflußt. Endlich finden sich die sieben witzigen Kernsprüche, die in dem Auftritte mit den leichtlebigen Damen vorkommen, ausnahmslos in dem Buche von Bergerat über Théophile Gautier, Seite 113 und 114, ja einen, den d'Annunzio dort nicht verwenden konnte, hat er für später aufgespart, um ihn von Andrea Musellaro gegenüber gebrauchen zu lassen. Dergleichen beweist u. a., welchen bestrickenden Zauber die französische Literatur auf d'Annunzio übte, als er seine dichterische Laufbahn begann.

Wo der Verfasser eine Vorstellung von dem Streben seines Helden als Radierer geben will, sagt er, sich einer höchst seltsamen Wendung bedienend, daß er darauf abzielte, „mit Rembrandts Lichtwirkungen der eleganten Zeichnung der florentinischen Präraphaeliten Farbe zu geben". Man begreift schwer, wie dabei etwas Gutes herauskäme. D'Annunzio selbst aber ist da, wo er seine Feder in einen Pinsel verwandelt, ein größerer und ursprünglicherer Meister als seine Hauptperson.

Bewunderungswürdig ist er als Darsteller der malerischen Schönheit der Stadt Rom. Sie ist kaum je so empfunden und verherrlicht worden wie von ihm, weder von Malern noch von Poeten. Es lassen sich aus seinem Buche eine Reihe leuchtender, lebensvoller Bilder Roms ausscheiden — Rom in seiner Frühlingsschönheit, wo „die gelbe Kalksteinstadt Licht trinkt wie ein Wald" —

Rom, wie es sich in seinem Reichtum offenbart, wenn man durch die geöffnete Pforte eines Palastes in einen säulen- und statuengeschmückten Hof blickt — Rom im Regen, der die Bäume der Alleen peitscht, wenn die Kuppel der Peterskirche eine ungeheure Wolkenbank berührt und ein losgerissener Wolkenfetzen durch die Regenstreifen sich wie durch zitternde Stahlsaiten windet — Rom, majestätisch, feierlich im Mondenschein, wenn Häuser und Kirchen fahl erscheinen wie eine Wildnis und die Höhen sich wie in Silbernebel verlieren, während die Springbrunnen Diamantstielen und die Obelisken leuchtenden Stengeln von Granit gleichen.

Kein jetztlebender italienischer Schriftsteller steht nordischen Gepflogenheiten und nordischen Anschauungen so fern wie Gabriele d'Annunzio. Er hat sich zwar in seinen Romanen zu einem äußerst scharfsinnigen Psychologen, einem solchen Künstler in der Auflösung von Gemütszuständen entwickelt, daß man deren leise Modulationen beobachten kann, wie sie von Augenblick zu Augenblick vorüberhuschen. Doch ist er ohne Vergleich großartiger als Maler italienischer Natur und als Apostel italienischer Kunst. Er ist ein Kind der Sonne.

Anatole France

Der letzte Band von Anatole France, das feine ergötzliche Buch „Herr Bergeret in Paris" ist nicht das glänzendste von den vier Büchern, welche die Reihe seiner Romane aus unseren Tagen bilden. Keines von diesen dürfte sich an blendendem Witz und abgrundtiefer Ironie mit dem dritten, dem unvergleichlichen Romane „Der Amethystring" messen können. Das letzte Werk ist auch nicht eigentlich eine Dichtung; die Romanform ist nur als Fassung für die Gedanken des Autors über das Bleibende und das Zeitliche, die unveränderlichen Züge der Menschheit und die politischen Erscheinungen des Tages gebraucht. Gleichwohl hat das Buch an 50000 Käufer gefunden und wird ihrer noch ebenso viele hinzubekommen, wird auf der ganzen Erde die Menschen erfreuen und entzücken.

Seit Renans Tode ist ja Anatole France in Europa der einzige wirkliche Erbe seiner Weisheit und seiner Ironie. Ihm fiel die Schleuder zu, mit der Renan Riesen zu Boden streckte, und

er schwingt sie mit gleich sicherer Hand. Er hat Renans schreckliche Sanftmut und seinen vitriolartig ätzenden Scherz geerbt.

Wie das Buch sich gibt, könnte es als ein bescheidener Beitrag zur Tagesgeschichte gelten, der auf tückische Weise Nationalisten und Antisemiten, allen jenen, die in der Dreyfussache die Partei der Ungerechtigkeit nahmen und die seit deren Abschluß gegen die Republick agitierten, lächerliche Rollen zuteilt. Im innersten Kerne aber ist es weit mehr, ist es das Glaubensbekenntnis eines weisen und tapferen Mannes.

Es ist kein Zufall, daß der Hund Herrn Bergerets, der gute Riquet, einen so breiten Raum zu Beginn der Erzählung einnimmt. Mit der anscheinenden Naivetät, die seine starke Seite ist, hat Anatole France die Religion der Ungerechtigkeit und die Anbetung des äußeren Glanzes beim Hunde ganz wie bei den heutigen Militaristen Frankreichs nachgewiesen. Und dennoch ist der Hund ebenso gut wie er dumm ist, und man kann sich nichts Reizenderes denken, als Bergerets Zwiegespräche mit Riquet, wenn er ihn mit Sanftmut auf seine Fehlgriffe und Mißverständnisse aufmerksam macht.

Obgleich Anatole France, als er in den Jahren, in denen Frankreich seine Krise durchmachte, aus seiner Zurückhaltung heraustrat und als Volksredner wirkte, sich selbst einen Sozialisten genannt hat, obgleich er sich offenbar in der Frage des Eigentums auf die Seite der Sozialisten stellt, zeigt er sich in seinen Büchern und Artikeln doch keineswegs als Demokrat. Niemals jedoch hat er hinsichtlich dieses Punktes so wenig ein Blatt vor den Mund genommen, wie in diesem letzten Buche der Romanserie. „Morgen,“ sagt Herr Bergeret zu seinem Hunde, „kommst du nach Paris. Das ist eine berühmte und edelmütige Stadt. Die Wahrheit zu gestehen, ist dieser ihr Edelmut nicht unter alle ihre Einwohner verteilt. Er ist im Gegenteil nur bei einer ganz kleinen Anzahl von Bürgern zu finden. Allein eine ganze Stadt, ja ein ganzes Volk, begreift einige wenige Menschen in sich, die kräftiger und richtiger denken als die andern.“ Und ebenso erklärt er an einer spätern Stelle des Buches dem Hunde, der mit aufgerissenem Rachen und flammenden Augen dem klugen, mit dem Aufstellen von Bergerets Bücherregalen beschäftigten Arbeiter an die Fersen fährt, daß der Ruhm der Nationen nicht auf den albernen Hurrarufen beruht, die auf Plätzen und Straßen gebrüllt werden, sondern auf dem

stillen Gedanken, der, in irgend einem Bodenstübchen geboren, eines Tages die Physiognomie der Länder umgestaltet.

France teilt nicht die Furcht der Reaktionäre vor der Volksgewalt. Allein wenn er sie nicht fürchtet, so geschieht dies nicht um der Vernunft des Volkes willen. Es geschieht im Hinblick auf dessen Furchtsamkeit. Er weiß, daß der Schrecken vor dem Unbekannten das allgemeine Stimmrecht zu einer durchaus ungefährlichen Institution gestaltet. Er hat zu guten Gebrauch von seinen Augen und seiner Denkkraft gemacht, um größere Ehrfurcht vor der Volkssouveränität als vor allen den andern Souveränitäten zu hegen, denen man im Laufe der Zeiten gehuldigt und geschmeichelt hat. Er weiß, daß die Wissenschaft souverän ist, nicht das Volk. Er weiß, daß eine Dummheit eine Dummheit bleibt, und pflichteten ihr auch zwei Millionen oder vierzig Millionen Menschen bei, daß aber die Wahrheit unwiderstehlich ist und sich zum Herrn der Welt aufwirft, selbst wenn sie nur ein einziger Mensch erschaut und ausspricht, ja Millionen sich zusammenrotten, um gegen dieses Einzigen „Individualismus“ im Chor zu zetern.

Er hat keine rosige Lebensanschauung. Denn er hat zu viel Niedergang und zu viel Abfall rings umher in Frankreich und Europa gesehen, um an die Sage von dem ununterbrochenen Fortschritt zu glauben. Er hat Zeiten der allgemeinen Schlaffheit und des allgemeinen Stumpfsinns erlebt, wo kein Sporn die Gemüter zur Vernunft, geschweige denn zum Handeln zu stacheln vermag. Wenn diese nach Ungerechtigkeit hungern und dursten, so nützt es wenig, ihnen den Labetrunk der Kultur zu reichen. Wie es in seinem Buche vom Volke heißt: „Es ist nicht leicht, einen Esel zum Trinken zu bewegen, der nicht durstig ist.“ Er weiß auch, was Volksgunst bedeutet. Nicht ohne Grund läßt er eine seiner Hauptpersonen äußern: „Wenn Sie der Hause jemals vernarrt auf seine Arme hob, werden Sie bald Gelegenheit gefunden haben, seine maßlose Feigheit und Ohnmacht zu entdecken.“

In seiner gelassen witzigen Weise erklärte er demgemäß an einer Stelle folgendermaßen, wie es kam, daß der nationalistische Gemeinderats-Kandidat gewählt wurde, der republikanische aber durchfiel. Der nationalistische Kandidat war mit den in Rede stehenden Fragen ganz und gar nicht vertraut, und diese seine Unwissenheit kam ihm höchlich zu statten, seine Beredsamkeit wurde

9*

hierdurch entfesselt und beschwingt. Der Republikaner hingegen verlor sich in sachliche Erörterungen, in Einzelheiten. Wiewohl er sein Publikum kannte, machte er sich über die Intelligenz seiner Wähler immerhin einige Illusionen, hatte ein wenig Respekt vor ihnen, scheute vor allzu plumper Phrasenhaftigkeit zurück und gab eine ordentliche Erklärung ab. Folglich fand man ihn kalt, unklar, langweilig und ließ ihn fallen.

Andrerseits ist France aber auch kein Schwarzseher. Er weiß und sagt von dem jetzigen Frankreich: „Die Schwachen haben unrecht. Das ist unsre ganze Moral, mein Lieber! Glauben Sie, wir sind für Polen oder Finnland? Nein, nein! Wir zupfen nicht die Saiten dieser alten Guitarre." Allein er weiß, daß die Welt nicht auf die Dauer der bewaffneten Roheit gehört. Einsam, wehrlos und nackt ist der Gedanke stärker als alles und alle. Die Starken und Gewalttätigen werden von ihm gestürzt. Er trifft die Ungerechtigkeit und streckt sie nieder. Das Wort gestaltet die Erde um. Nichts kann den Zusammenhang zwischen starken Gründen und hohen Gedanken zum Reißen bringen. Der stille Gelehrte Bergeret ist von dem endlichen Siege der Vernunft unverbrüchlich überzeugt: „Die Träume der Denker haben zu allen Zeiten Männer der Tat erweckt, die die Ideen der Denker ins Werk setzten. Unsere Gedanken schaffen die Zukunft. Die Staatsmänner arbeiten nach den Plänen, die wir bei unserem Tode hinterlassen."

Allerdings ist uns die Zukunft verborgen. Doch wir müssen, wie es im Buche heißt, an ihr arbeiten, wie die Weber an Gobelintapeten, ohne die Bilder zu sehen, die sie weben. Ja, es ist nicht einmal so ganz wahr, daß die Zukunft verborgen sei, oder wenn sie dies auch für uns ist, so lassen sich doch entwickeltere Wesen denken, für welche Zukunft von Vergangenheit und Gegenwart sich nicht mehr wesentlich abscheidet. Wir können uns um so leichter Wesen denken, die Erscheinungen, die uns durch lange Zeiträume getrennt dünken, gleichzeitig auffassen, als ja wir selbst bereits, wenn wir zum Nachthimmel aufschauen, mit einem Blick Lichtstrahlen auffangen, die in Zwischenräumen von hunderttausenden von Jahren von den verschiedenen Weltkörpern ausgingen.

So greift der Seher der Zukunft vor.

„Klio“

Sollte nicht der Sommer die Zeit des Jahres sein, in der am meisten gelesen wird? Der Teil der Bevölkerung, der ein paar Wochen Ferien zu halten vermag, hat dann zum mindesten die Mußestunden zum Lesen, an denen es ihm sonst gebricht. Und nirgends wird das Buch zu einem so lieben Begleiter, wie im Bahncoupé, auf dem Dampfschiff und während des Aufenthaltes unter fremder Umgebung. Einen ganzen Pack Bücher nimmt man zuweilen auf die Reise mit, mit denen man daheim seit lange, durch Monate, Jahre sogar, liebäugelte, ohne doch Zeit zu ihrer Lektüre zu finden.

Man genießt das Buch doppelt, über das man die Zwischenakte einer Reise vergißt. Man wird doppelt kritisch einem Buche gegenüber, für das man stets aufs neue Überfracht bezahlen muß. Enttäuscht es die Erwartungen, so hat man ein Gefühl, als sei man vom Verfasser genarrt worden.

Georges de Porto-Riche hat seine Liebesdramen unter dem Titel „Théâtre d'amour“ gesammelt. Sie haben viel Witz und der Aufbau der Stücke ist nicht übel, doch ihre Eintönigkeit wirkt peinlich. Es ist immer dieselbe Geschichte, immer dieselbe männliche Hauptperson von unwiderstehlich reizendem Wesen, doch ach! so treulos; oder lieblos und unerhört empfindlich, doch oh! so unwiderstehlich reizend. Man empfängt den Eindruck, es käme Porto-Riche nur darauf an, dem Leser von dem Verfasser dieser Schauspiele die Meinung beizubringen: ein im Verkehr äußerst unzuverlässiger Herr und treulos von Profession, doch ein Herzenbändiger, wie es noch keinen zweiten gab. Und es verdrießt, Übergewicht gezahlt zu haben, nur um zu dieser Ansicht zu gelangen.

Historische Werke sind in der Regel eine vortreffliche Reiselektüre, wofern sie was anders und mehr sind, als bloße Nachschlagebücher. Ein Werk wie Burkhardts „Kultur der Renaissance“ ist gewiß weit mehr als dies. Doch zur Reiselektüre taugt es nicht, auch dann nicht, wenn man es schon früher gelesen hat. Es behandelt einen Stoff der Weltgeschichte, interessant wie kaum ein anderer; es ist gelehrt, geistvoll, gibt eine den Stoff erschöpfende Übersicht. Es erfordert jedoch eine Besinnung, die man auf Reisen nicht hat, um

genossen zu werden, und es ist nicht künstlerisch genug geschrieben, um in der Darstellung zu unterhalten. Keine einzige Physiognomie sieht man vor sich.

Um wie viel mehr vom Genius der Geschichte ist da nicht in einer einfachen Sammlung dichterischer Schilderungen wie „Klio" von Anatole France! Das Buch ist durch seine gleichzeitigen Darstellungen aus dem Leben der Gegenwart in den Hintergrund gedrängt worden. Doch es steht keinem von diesen irgend nach. Anspruchslos wie es ist, gelassen und undramatisch, ist es ein wahres Meisterwerk an divinatorischer Geschichtsauffassung. Vielleicht wird mancher nicht eben viel an dem finden, woran France seine ganze Kraft gewendet hat, und unter den fünf Erzählungen des Buches sind ja auch in der Tat ein paar, die Kleinigkeiten genannt werden können. Dennoch liegt allen ein gründliches, hinlängliches Studium zu grunde. Ein historischer Lichtblitz blitzt vor dem Leser auf, der ihm ein ganzes Zeitalter erhellt, seine Phantasie und seine Urteilskraft in Tätigkeit versetzt, ihn anregt, Fragen an sich zu richten und nachzusinnen. Denn nicht nur, daß ihnen ein hinlängliches Studium zu grunde liegt, auch die Ausführung, sie sei nun knapp oder reich, auch sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie eine hinlängliche ist. Das Unzulängliche ist ja eben das Merkmal des Nächstbesten, des nicht völlig Geglückten. Die Hinlänglichkeit ist das Kennzeichen des Meisterwerkes.

So schlicht „Klio" seinem Inhalte nach ist, werden doch in dem Buche, das den Namen der Göttin der Geschichte trägt, einige der größten Persönlichkeiten der Weltgeschichte, wie Homer, Cäsar, Dante, Jeanne d'Arc, Napoleon, berührt. Unmittelbar werden indes nur Homer und Napoleon eingeführt.

Als „Der Sänger von Kyme" vor etwa fünf Jahren in „Kosmopolis" erschien, hatte die Erzählung für manchen etwas Willkürliches. Weshalb die Überlieferung von dem blinden oder halberblindeten Greis wieder aufnehmen? Weshalb dieser unbedeutenden Gestalt, diesem armen Teufel, der von Ort zu Ort zieht, um mit seinen Gesängen sein Brot zu verdienen, einen Namen geben, so überwältigend wie diesen, Homer? Bei erneuter Prüfung erkennt man, wie richtig France gesehen und welche Weisheit sich hinter der Erscheinung birgt. Der Sänger stimmt hier ja ganz vortrefflich mit den Schilderungen des homerischen Gedichtes von Sängern

am Hofe überein, und nur natürlich ist es, daß sein Haus eng und nieder gewesen im Vergleiche mit dem prächtigen des berühmten Wahrsagers nebenan.

Das Geheimnis der Kunst des historischen Vortrages von France liegt darin, daß er wie ein Zeitgenosse der geschilderten Epoche spricht, ihre Anschauungen zu teilen scheint, auf ihren Glauben und Aberglauben, ihre Vorurteile und Vorstellungen eingeht, ohne Ironie wie ohne falsche Treuherzigkeit, doch mit einer Technik, die den Gegensatz zwischen der Denkweise jener Zeiten oder Himmelsstriche und der unseren stark einleuchtend macht.

So zum Beispiel hier, wo er dem Leser seine Auffassung von der Art, wie die homerischen Gesänge entstanden, durch die Schilderung mitteilt, die er von dem Vorgehen des alten Sängers entwirft. Als ihn ein König auffordert, er möge singen, doch wahrheitsgetreu, entgegnet er: „Was ich von den Helden weiß, das habe ich von meinem Vater, den es die Musen selbst lehrten; denn vormals besuchten die Musen die göttlichen Sänger in Höhlen und Wäldern. Ich werde keine Lügen in die alten Berichte einstreuen.“ Und der Verfasser fügt hinzu: „So sprach er aus Vorsicht. Denn zu den Liedern, die er in der Kindheit gelernt hatte, pflegte er Verse zu fügen, die er anderen Gesängen entnommen oder in seinem Innern gefunden hatte. Doch er gestand nicht, daß sie sein Werk waren, aus Furcht, man möchte es ihm verübeln. Die hohen Herren baten ihn insbesondere oft um die alten Erzählungen, die sie von einem Gotte diktiert glaubten, und hegten gegen die neuen Gesänge Mißtrauen. Daher verbarg er sorgsam den Ursprung der selbsterfundenen. Und da er ein sehr guter Dichter war und Brauch und Sitte streng beobachtete, unterschieden seine Verse sich in keiner Hinsicht von jenen der Vorfahren; sie waren ihnen an Form und Schönheit gleich und bei der Empfängnis schon unsterblichen Ruhmes wert.“ Wie man sieht, wird der Sänger hier um eben jener Eigenschaften willen gerühmt, durch die er nach modernen Begriffen verliert, und er verbirgt nach Kräften seine Originalität.

Auf eben diese Weise gibt France dem Dialoge „Farinata degli Uberti Relief“. Mit seinem sicheren kritischen Instinkt hat er aus Dantes „Hölle“ diejenige Gestalt herausgegriffen, die an Interesse alle die anderen überragt. Und dabei wohnt der Gestalt ein bei Dante fehlendes Element inne, der polare Gegensatz zwischen

Farinatas Anschauungen und den unsrigen. Heutigen Tages gilt es als ehrenvoll, für seine Landsleute gegen fremde Truppen zu kämpfen, doch für abscheulich, einen Bürgerkrieg anzuzetteln. Wo es Farinata zu rechtfertigen versucht, daß er sich auf die Seite Sienas gegen seine florentinischen Landsleute gestellt habe, sagt er: „Natürlich wäre es besser gewesen, den Zwist unter uns Florentinern auszukämpfen. Der Bürgerkrieg ist etwas so Schönes, Adliges, etwas so Vornehmes, daß man womöglich vermeiden sollte, fremde Hände sich einmischen zu lassen ... Ich möchte nicht das nämliche über Kriege nach außen hin behaupten. Es sind nützliche, zuweilen notwendige Unternehmungen, die man ins Werk setzt, um die Grenzen des Staates zu sichern oder zu erweitern, oder um den Warenhandel zu fördern. In der Regel aber ist weder großer Vorteil noch sonderlich viel Ehre dabei zu ernten, diese groben Kriege in Person anzuführen. Ein vernünftiges Volk zieht es vor, sie von Miethstruppen ausfechten zu lassen, an deren Spitze man erfahrene Hauptleute stellt, die mit einer kleinen Truppe viel auszurichten verstehen."

Um eine Vorstellung von diesen Dialogen zu geben, kann man auf die entsprechenden versificierten von Robert Browning hinweisen, in denen altitalienische Leidenschaft zu Worte kommt. Brownings Ausdrucksweise hat etwas Leidenschaftlicheres als die von France, mehr das Stoßartige, Sprunghafte der mündlichen Rede. France wirkt fast immer nur durch den Gegensatz zwischen der inneren Logik der Empfindungen in fernen und in unseren Zeiten.

Am vollsten ausgearbeitet ist die Erzählung, die den Titel „Der Atrebate Komm" führt: sie stellt die Lebensführung eines Gallierhäuptlings zur Zeit Cäsars dar. Obwohl die Schilderung anscheinend ebenso frei ist wie im „Sänger von Kyme", hatte France hier doch ganz bestimmte Anhalspunkte für seine Dichtung. Wer Cäsars Aufzeichnungen über den gallischen Krieg in frischer Erinnerung behalten hat, der wird sich wohl auch seiner Mitteilungen über den Atrebatenkönig Commius entsinnen. Die als Quelle dienenden Stellen seien hier für denjenigen angegeben, dem es Vergnügen machen sollte, Cäsars Text mit der Dichtung zu vergleichen: 4. Buch, 21. Kapitel; 7. Buch, 76. Kapitel; 8. Buch, Kapitel 23, 47, 48. Was France daran anzog, das war die Vertiefung in eine Barbarenseele jener Zeit: Komm's ursprünglich

sorgloses Häuptlingsleben; wie er anfangs von den Römern gewonnen wird und sich geschmeichelt fühlt, als Cäsars Freund zu gelten, dann den Verlust der Freiheit als Schmach zu empfinden beginnt, bis allmählich sein Gefühl für die Römer sich in den wilden Haß des Barbaren wandelt. Die meisten Leser werden erst, wenn sie mit dieser Erzählung Bekanntschaft gemacht haben, eine klare Vorstellung von dem Gegensatze zwischen römischer und barbarischem Kriegführung gewinnen, zumal von der den kleinen braunen Soldaten beigebrachten Ingenieurkunst, durch die sie mehr mit Hacke und Spaten als mit dem Wurfspieß und dem Schwerte kämpften. Meisterlich ist die Zeichnung des Staunens und Schreckens des Barbarenkönigs, als er, in seine kümmerliche Hauptstadt Nemetocenne (das jetzige Arras) heimkehrend, sie von den Römern in den wenigen Jahren zu einer Prachtstadt mit Tempeln und Bogengängen umgeschaffen sieht, so daß er glauben muß, sie besäßen Zauberkraft. Man folgt mit Spannung seiner Wanderung durch die Straßen, als Bettler verkleidet, seiner Verwunderung bei den Gemälden an den Häusern, von deren Gegenständen er nichts versteht, seiner Ermordung des jungen Römers, der im Amphitheater sitzt und lateinische Verse in einem griechischen Versmaß an seine Phöbe dichtet. Auch hier wirkt France wieder durch das schweigende Hervorheben der Denkweise der damaligen Zeit in ihrem Gegensatze zu der unsrigen. So heißt es von dem Präfekten der römischen Kavallerie, Cajus Volucenus Quadratus, der den Entschluß faßt, Komm zu einer freundschaftlichen Begegnung einzuladen, ihm die Hand zu reichen und ihn gleichzeitig meuchlings niederhauen zu lassen:

„Er war ein guter General, der Mathematik und Mechanik trieb. In Friedenszeiten besprach er sich auf seiner Villa in Campanien unter Terebinthen mit Personen der hohen Obrigkeit über Gesetze, Sitten und Gebräuche der Völkerschaften. Er rühmte die Tugenden vergangener Tage, pries die Freiheit und las die Werke griechischer Historiker und Denker. Sein Geist zeichnete sich durch Adel und Eleganz aus. Und da der Atrebat Komm ein Barbar und der Sache des Römervolkes fremd war, fand er es richtig und vernünftig, ihn ermorden zu lassen."

Kommt auch nur eine leichte Silhouette Cäsars vor, so empfindet man es doch hier wie anderwärts, daß er Anatole France nicht wenig beschäftigt hat. France bewundert ihn ohne wärmere

Sympathie. Seinen Abbé Coignard, der über Cäsar nachgrübelt, stößt dessen Grausamkeit ab; er denkt natürlich an die abgehauenen Hände der Gallier bei Uxellodunum. Gleichwohl war Cäsar milder als jeder andere römische Heerführer. Doch seiner Gepflogenheit nach stellt France in dem einen Buche alles dar, was für, in dem andern alles, was gegen Cäsar spricht.

Genau so ist er auch Napoleon gegenüber vorgegangen. In der „Roten Lilie" verweilt er bei den Äußerlichkeiten von Napoleons Wesen, so zwar, daß der klägliche Napoleon III. ihn an Interesse überragt. Hier in der Erzählung „La Muiron" (das Schiff, das Bonaparte von Ägypten nach Frankreich führte) wird insbesondere der Hang des jungen Obergenerals zur Mystik, sein geheimnisvoller Glaube an seine Zukunft betont, und France legt ihm die tiefen Worte in den Mund: „Man entgeht seinem Schicksal nicht. Brutus, der ein mittelmäßiger Kopf war, glaubte an die Willensstärke. Ein überlegener Geist gibt sich keinen solchen Illusionen hin. Er erkennt die ihn beschränkende Notwendigkeit. Kinder sind störrisch. Ein großer Mann ist es nicht. Was ist ein Menschenleben? Die Kurve, die ein Projektil beschreibt." Dies sagt Bonaparte, gerade als er sich, im festen Vertrauen auf sein Glück, aufs Mittelmeer, mitten unter die englischen Kreuzer hinauswagt. Die ganze kleine Skizze ist wie getragen von der Ahnung künftiger Größe.

Doch hier wie überall umgeht France mit der Sicherheit des außerordentlichen Schriftstellers den billigen Effekt. Mit dem Wischer in der Hand überprüft er alle Konturen, wischend, abtönend.

Salambo

Seltsam berührt es, Salambo auf Dänisch vor sich liegen zu sehen. Dachte man sonst des Buches, so klang einem eine getragene Sangessprache in steigenden und fallenden Rhythmen auf französisch im Ohr, wobei jeder Satz seine romanische Melodie und jedes Wort des Satzes seinen unabänderlichen Platz hatte. Nun hat Sophus Michaëlis die ungeheuer schwierige Aufgabe gereizt, die Tonwogen dieses Wohllautstromes ins Dänische hinüberzuleiten, sie wiederzugeben

in der Sprache mit den vielen klanglosen e- und ae-Lauten. Wenn irgend einer, so war er der Mann, dieser Aufgabe gerecht zu werden, er, der in so hohem Maße Künstler des Wortes ist, und in dessen Stil so besonders das Würdevolle, etwas Feierliche liegt, wie das vom Farbenschimmer entschwundener Tage Überhauchte. Er hat denn auch mit sicherem Takt den Ton getroffen. Oftmals muß man seine Feinheit bewundern, so wie wenn er in dem großen Auftritt zwischen Matho und Salambo das Wort Soldat mit dem edleren Krieger übersetzt: mitunter versagt sein Instinkt, wie da er den Häuptling geradeswegs seiner Nase nachgehen läßt. Dergleichen fällt aus dem Stil, der bei Flaubert wie bei dessen Meistern Chateaubriand und Gautier das Platte scheut.

Flaubert gegenüber ist das Gefühl aller Kundigen ein Respekt, der an Ehrfurcht grenzt. Niemand hat je seine Kunst ernster und gewissenhafter genommen als er, niemand es sich so wenig leicht gemacht, sich seinem Schaffen mit vollerer Hingabe geweiht. Man kann es der Übersetzung anfühlen, mit welcher Pietät Sophus Michaëlis zu Werke ging. Die Schwierigkeit beruhte für ihn nicht bloß in der Aufgabe, den Ton der Urschrift festzuhalten, sondern in der noch größeren, Worte für die Überfülle von Bezeichnungen für fremde, unbekannte Gegenstände, Stoffe und Vorstellungen ausfindig zu machen. Diesen Teil der Aufgabe kann man als glänzend gelöst bezeichnen.

Es ist das alte Karthago aus den Jahren 241—237 vor unserer Zeitrechnung, das Flaubert hier vor unseren Augen hat neu erstehen lassen — eine Zivilisation und ein Volkstum, worüber wissenschaftlich äußerst wenig bekannt ist. Das Rom der ersten Kaiserzeit oder das alte Ägypten in Romanform zu schildern, ist ein Kinderspiel dagegen. Kritikern von geringem Verständnis wie Sainte-Beuve oder querköpfigen Archäologen wie Fröhner gegenüber wies Flaubert darauf hin, daß er sich bei jeder Einzelheit in seiner Schilderung auf eine Stelle aus einer Quellenschrift, eine Überlieferung aus dem Altertum oder den Augenschein an Ort und Stelle berufen könne. Trotzdem war es selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit für ihn, auf dem Wege der Phantasie Karthago so aufzuführen, die Kriegsereignisse in Nordafrika genau so darzustellen, wie sie vor mehr als 21 Jahrhunderten tatsächlich waren. Doch was ihm in geradezu bewunderungswürdiger Weise gelang,

das ist die Schöpfung eines gewaltigen Ganzen, bei dem kein Zug an die moderne Welt erinnert, und wo alle Gruppen des menschlichen Daseins, die Religion, die Staatskunst, die Kriegführung, der Handel, die Gewerbtätigkeit, das Sklavenwesen, das Verhältnis zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern, miteinander im Einklange stehen. Der Aberglaube entspricht der Unwissenheit, die Grausamkeit dem Aberglauben, die Habsucht der Reichen der Kriegführung durch Miettruppen, der Krämerstolz der Eifersucht auf die höchsten Beamten und nominellen Regenten des Staates. Gegenüber der üppigen und grausamen punischen Zivilisation steht die Roheit und Gedankenlosigkeit der barbarischen Miettruppen; gegenüber der Schlauheit der Punier der Mietlinge tierische Wildheit und Kraft; gegenüber dem von astrologischen Priestern systematisierten Aberglauben der unsicher tastende der fremden Soldateska.

Das Viele, das sich in dem Werke zum Städte- und Kulturbild, sowie zur afrikanischen Kriegsgeschichte gestaltet, ist mit einer vollendeten Anschaulichkeit aller Einzelnheiten dargestellt, die einen förmlich überwältigenden Eindruck macht, die fesselt, aber zugleich ermüdet. Der Dinge, die nichts mit Gemütsbewegungen zu tun haben, sind gar zu viele. Wie es Flaubert, als er fertig war, selbst empfand, der Sockel ist zu groß und gewaltig geworden im Verhältnis zu den Figuren. Doch in diese Figuren hat Flaubert seine weise Einsicht in menschliches Seelenleben hineingelegt. Er hat das zusammengesetzte Wesen eines antiken Barbaren verstanden. Sein Matho ist ein Meisterwerk. So gewalttätig Matho auch ist, seine Roheit ist im innersten Kern edel, und er ist so empfänglich für Eindrücke, daß sie sein ganzes Wesen in Schwingung versetzen. Es liegt eine tiefe Wahrheit in der Schilderung, wie die ursprünglich rein geistige Liebe zu Salambo sich immer tiefer in ihn einwühlt, er immer mehr davon besessen ist, bis bei der Begegnung im Zelte die bloße Berührung ihrer kühlen Haut mit seinem Finger einen solchen Taumel der Sinne in ihm heraufbeschwört, daß es keinen Widerstand mehr gibt. Und dennoch ist der Dichter in dieser Zeltszene keusch. Wie schmählich ungerecht war doch seiner Zeit Sainte-Beuve, als er das Geschlechtliche in Salambo angriff! Diese Szene, eine Judith-Szene ohne Mord, ist das Vorbild der dies Jahr so viel bewunderten Zeltszene in Maeterlincks „Monna Vanna“.

Salambo macht keinen so überzeugenden Eindruck wie Matho;

dennoch ist die Gestalt schön und wie aus einem Guß geformt, diese junge Jungfrau, die Tanit-Priesterin, die in tiefster Unwissenheit alles anderen als der gottesdienstlichen Zeremonien erzogen ist und die sich widerstrebend, unter streitenden Empfindungen, vornehmlich des in Liebesleidenschaft und Bewunderung sich wandelnden Hasses und Abscheues, zum Weibe entfaltet.

Salambo ist das Werk des letzten großen französischen Romantikers mit all der feurigen Liebe der französischen Romantik zu Farbe, Glanz, Glut, Pracht und Klang. Und es ist das Werk des ersten großen französischen Naturalisten mit all dem Verweilen eines tiefschauenden Pessimisten bei der unersättlichen sinnlichen Begierde, den unbändigen Trieben, dem vernunftfressenden Aberglauben und der abscheulichen, wollüstigen Grausamkeit, die sich zu tiefst in der Menschennatur birgt. Ein flammendes Buch. Sein Schöpfer ist ein Dichter, den seine Einbildungskraft mit machtvoller Sicherheit in die Himmelstriche versetzte, wo im Altertume der Moloch angebetet wurde, des Feuers verzehrender Gott, der Menschenopfer heischte und erhielt. Unter dem Zeichen des Moloch steht das ganze Buch. Die Goldglut aus Karthagos Schatzkammern und die Sonnenglut, die auf die Sandwüsten Afrikas niedersengt, ist darüber ausgegossen, die Glut des Fanatismus, in dessen Flammenlohe man die erstgeborenen Säuglinge warf, die Glut der Sinnenlust, die im volksbeliebten Dienst der Astarte loderte, die flammende Wut, das Rasen des Hasses in jahrelangen Kriegen und die heiße Lust am Foltern, an der Züchtigung der Besiegten.

Wie durch Zauber ist hier eine Welt heraufbeschworen worden, die früher niemand kannte und deren Übereinstimmung mit einer längst entschwundenen Wirklichkeit niemand zu kontrollieren vermag, und die doch voll exotischen Lebens ist — eine Welt, in der das Blut in Strömen fließt und das Menschenleben gering geachtet wird, die aber, trotz der Helle, mit der sie sich unter der Sonne Afrikas breitet, ihre geheimnisvolle religiöse Nachtseite hat, den frommen Tanitkultus, der der wilden Molochanbetung entspricht. Tanits Priesterin Salambo lebt fort in der Erinnerung, bleich und leicht, wie der Mond selbst, in ihrem weißen Gewande, durch Fasten und Reinigungen geläutert und fleckenlos; doch an dem einen denkwürdigen Tage versengt, auch sie, von Molochs Feuerbrande, damals, als des Kriegers Küsse sich wie Flammen über sie ergossen.

Jeanne Marni: Alte Frauen

Von der Bedeutung, die es für die Frau hat, alt zu werden, von dem verschiedenartigen Wesen alter Frauen aller Stände handeln die neunzehn kurzen, kernigen, dramatisch bewegten Gespräche, aus denen Frau Jeanne Marnis vor kurzem erschienenes Buch „Alte Frauen" besteht.

In keinem Lande ist wohl das Weib in so hohem Grade Weib wie in Frankreich, daher auch in keinem Lande mit solchem Scharfsinn und Verständnis dargestellt werden dürfte, was altern für ein geschlechtsbestimmtes Wesen heißt. Die Tragikomödie des ganzen Menschenlebens liegt darin.

Frau Marni hat ein männliches Talent und einen unerschrockenen Blick, doch das gute Herz einer Frau. Daher mischen sich Wehmut und Mitgefühl in ihren Witz. Nur in allzu vielen schriftstellernden Frauen Frankreichs steckt eine Komödiantin: viele schmeicheln einem Vorurteil oder schreiben zugunsten einer Partei. Frau Marnis echte Menschlichkeit wirkt wohltuend. Sie wagt sich zuweilen auf Gebiete, die zu betreten die Zimperlichkeit verbietet; doch so verschieden die Stoffe seien, die sie wählt, sie ist in ihrer Behandlung gleich sicher und fein. Rein stilistisch, als Muster von Kernigkeit, Gedrängtheit und epigrammatischer Kraft, verdienten ihre Bücher von jedem studiert zu werden, der Dialoge schreibt.

Frau Marni, die vor nicht gar langer Zeit in der Sammlung „Stille Existenzen" eine Gruppe der Trefflichsten ihres Geschlechtes dargestellt hat, kann bei dem neuen Buche nicht der Verherrlichung ihres eigenen Geschlechtes geziehen werden. Die Wesen, die sie hier vorführt, sind zum guten Teil Ungeheuer, die in mannigfacher Beziehung komisch, zuweilen abschreckend wirken. Da ist die unleidliche Mutter und Schwiegermutter, die das junge Paar die pekuniäre Abhängigkeit, in der es sich ihr gegenüber befindet, durch anspruchsvolle Gereiztheit fühlen läßt. Da ist die Neunzigjährige, die ihrer Gesundheit lebt und selbst bei der Nachricht vom Tode ihres Enkels nur an ihren Magen denkt. Da ist die alte Portiersfrau Madame Porte, wohlbekannt aus Frau Marnis früheren Werken, die nach einem mit erotischem Zwischenhandel verbrachten Leben nunmehr so unselig war, sich in vorgerücktem

Alter selbst zu verlieben, und der ihr erkorener Louis eines schönen Tags unter Mitnahme ihrer sämtlichen Ersparnisse durchgegangen ist. Da ist die Gräfin, die schon 30 Jahre auf allen vornehmen Privattheatern auftritt, und die noch, als ihre Reize über alle Ufer quellen, die Rolle der Galatea im Trikot singen möchte — wie deren noch mehr sind, die ein mit Mitleid gemischtes Lachen erregen. — Der Auftritt, in dem die Portiersfrau das Verschwinden des Geliebten mit den anvertrauten Geldern entdeckt und, aus ihrer Ohnmacht erwachend, nach dem Doktor schickt, ist eine Perle der Komik.

Eine weitere Gruppe bilden die in mannigfacher Beziehung unglücklichen alten Frauen: Die mit einem jüngeren Manne Vermählte, die all ihre Zeit und Kraft daran wenden muß, ihn durch Toilettenkünste noch eine Weile zu fesseln; die alte Schauspielerin, die zu dem Theater zurückkehrt, an dem sie einst glänzte, um womöglich eine kleine Nebenrolle in dem Stücke zu ergattern, dessen Heldin sie einst creierte, und die, von dem Lakaien übersehen, außer stande, auch nur ein einzigesmal bei dem Direktor oder jenen Schriftstellern Einlaß zu erlangen, die vor 25 Jahren ihr nichts abzuschlagen vermochten, in ihrer Armut, ihrem Alter, gedemütigt, zu Fuß in den Galoschen nach Hause waten muß, die sie im Strickbeutel bei sich hatte. Da ist die häßliche Arbeiterin, die niemals etwas erlebt hat und vergebens zum Stelldichein sich einfindet, wenn in den Zeitungsanzeigen uneigennützige Liebe gesucht wird. Da ist die brave Frau aus dem Bürgerstande, die ihr Lebelang eine Treue bewies, an die sich niemand kehrte, und nun, an der Schwelle des Alters, heftig verliebt, sich beherrscht, um nicht als zu alt verschmäht zu werden. Da ist ferner die noch ältere Frau, die, alleinstehend und kinderlos, in Schmerzen der Zeiten gedenkt, wo es noch einen mit Sehnsucht und Spannung entgegengesehenen Brief von der Post zu erwarten gab, während jetzt das Kommen des Postboten sie so unsäglich gleichgültig läßt; wie auch die lockeren Frauenzimmer nicht fehlen, die in Stiften landen, in Eifersüchteleien und Gekeife aufgehen, unter ewigem Beklagen des einstigen Komforts.

Doch schildert sie auch die ruhigen, vernünftig zufriedenen älteren Frauen, die mit oder in ihren Kindeskindern leben, sowie das einst getäuschte, schließlich gefaßte Weib, das entsagt hat und den vormals Treulosen, der sich nun als Freund anbietet, stolz

mit den Worten abweist, als Liebhaber möge er ja vortrefflich sein, als Freund aber sei er ganz abscheulich und lächerlich — eine Wendung, aus der man die Stimme der Verfasserin selbst heraushört.

Sie stellt die kluge Frau dar, die sich die Liebe eines Mannes lange zu bewahren weiß, doch die Verbindung mit ihm, so sehr er auch in sie dringt, nicht durch eine Ehe legitimieren mag — offiziell aus Gründen, die sich hören lassen, heimlich, weil sie bei einer Vermählung ihren Taufschein vorlegen müßte.

In einem ganz meisterhaft ausgeführten kleinen Auftritt hat Frau Marni die Gemütsbewegung gezeichnet, mit der eine Mutter, die bereits drei erwachsene Söhne hat, sich in einer zweiten, höchst glücklichen Ehe wiederum Mutter fühlt. Sie hat ihre Söhne um sich versammelt, sie hätte ihnen eine Mitteilung zu machen: sie befände sich nicht ganz wohl. Mit vollendeter Kunst wird nun gezeigt, wie ihrer Zurückhaltung gegenüber die Unruhe der Söhne wächst: sie kommen allmählich zu der Überzeugung, daß sie irgend ein unheilbares Unterleibsleiden habe, daß ihr Leben bedroht sei, bis der eine von den Söhnen, der Arzt ist und die Sache durchschaut, ihr das Geständnis, das sie voll Scham ablegen will, erleichtert und dasselbe nur Jubel bei den drei erwachsenen Söhnen hervorruft: das ist besser als Krebs.

In einem kleinen Schauspiel, das bei einem Fest im Justizministerium aufgeführt wurde, ist die alte Arbeiterin gezeichnet, die Mutter von zwei Töchtern ist, von denen die eine eine Plättstube hat, die andere aber, die sich nicht an den geraden Weg der Tugend hielt, ein eigenes Haus und Garten und Lakaien besitzt. Das Neue an der Ausführung besteht darin, daß die rechtschaffene junge Arbeiterin im übrigen nicht eben liebenswürdig, die Kurtisane nicht eben verderbt und die Mutter, die es nicht über sich gewinnen kann, im Hause der letzteren zu leben, weniger stolz als instinktiv reinlich und rechtlich, gleichwohl aber die Nachsicht selbst ist.

Ganz bewunderungswürdig ist endlich das Bild der Frau, mit der die Stufenleiter der Vortrefflichkeit hier in dem Buche ihre oberste Sprosse erreicht, das eines alten Mädchens, das die Verbrecherinnen im Hospitale des Saint-Lazare-Gefängnisses besucht. Die Erzählung heißt „Fräulein Rosas Freundinnen“ und zeichnet fürs erste die verschiedenen Kindesmörderinnen, Giftmischerinnen u. a., deren Freundin die stille alte Dame ist; hierauf tritt ihre eigene

Gestalt hervor, mit wenigen Strichen ausgeführt, frei von jedem Hauch von Empfindsamkeit, von jeder Spur von Muckerei, — Frl. Rosa ist keine barmherzige Schwester — menschlich wahr und schön.

Frau Marni gereicht dies Buch demnach zur Ehre, wie nicht minder die vorhergehende ergötzliche bunte Sammlung „Bei Tische", die allerlei Personen und Vorfälle in Beziehung zu der Mahlzeit schildert, die eben eingenommen wird.

Sie gehört nicht zu den Schriftstellerinnen, die über eigene Erlebnisse schreiben; sie verschanzt sich stets hinter verantwortliche Persönlichkeiten. Dennoch kann man sie aus ihren Schriften herausfühlen, selbst wenn man nicht das Vergnügen hat, sie persönlich zu kennen. Für den Kritiker, dessen stetes Streben es ist, aus dem Studium der Kunstwerke der Vergangenheit heraus sich eine Vorstellung von dem intimeren Wesen ihrer Urheber zu bilden, ist es eine Aufmunterung und ein Zeugnis, daß es ihm nicht an dem in seinem Fache notwendigen Blick gebricht, wenn der Versuch ihm einem Zeitgenossen gegenüber glückt, über den ihm nichts bekannt ist. Ist er bei einem solchen doch ganz in derselben Lage, wie bei den Persönlichkeiten früherer Zeiten, deren innerer Lebensgang unbekannt ist. Solch ein Zeugnis empfing ich von Jeanne Marni im Jahre 1898, als ich noch nichts über sie wußte.

Damals sprach ich nach der Lektüre der hundert verschiedenen Auftritte, die Frau Marni, ohne je im eigenen Namen zu reden, wiedergab, in einem Artikel die Ansicht aus, ihr eigenes Wesen dürfte sich in den beiden Frauen spiegeln, die den Namen Marie-Anne führen und in den Gesprächen „Ehrlicher Versuch" (die Sammlung „Droschken") und „Aus Liebe" (Sammlung „Wie sie sich hingeben") vorkommen. Bald darauf erhielt ich einen Brief, worin die Verfasserin nicht geringe Überraschung an den Tag legte, in allem und jedem die ausgesprochene Vermutung bestätigen zu müssen.

Ivan Strannik

Es ist erstaunlich, welchen Umfang die von Frauen verfaßte Schönliteratur heutigen Tages erreicht hat, und dies nicht bloß in England und Amerika, den klassischen Ländern der Frauenliteratur. In ganz Europa erscheint jetzt unstreitig so ziemlich die gleiche

Anzahl Romane und Novellen von Frauen wie von Männern, von der Übersetzungsliteratur, die seit lange das Arbeitsgebiet der Frauen bildet, ganz zu geschweigen. In Deutschland und Österreich haben sie sich überdies fast gänzlich der Lyrik bemächtigt, und zwar von der durch einige norddeutsche Dichterinnen wie Marie Madeleine und die Verfasserin von „Dolorosa" vertretenen kräftig sensuellen oder pervers sensuellen bis zu der eigenartig spiritistischen Lyrik, die Klara Eysell-Kilburger pflegt.

Eine junge Schriftstellerin, die in deutscher Sprache schreibt, obwohl kein deutsches Blut in ihren Adern fließt, Elsa Asenijeff, eifert in ihren Schriften dagegen, daß die Frauen, wenn sie öffentlich auftreten, die Männer nachzuäffen streben, indem sie von der Ansicht ausgeht, in Wahrheit bestände ein durchgreifender Unterschied zwischen ihrer Gefühls- und Denkweise und der des männlichen Geschlechts. Sie zieht die Grenzscheide schärfer als die Natur; denn einzelne sehr hervorragende Schriftstellerinnen, wie Amalie Skram, die nicht der Nachäffung beschuldigt werden kann, erinnern in ihrer Darstellungsform an einen Mann. Indessen sollte man meinen, Elsa Asenijeff müßte mit der neueren Frauenliteratur zufrieden sein, denn mag nun diese mehr oder weniger ansprechend sein, jedenfalls unterscheidet sie sich außerordentlich von der vom männlichen Geschlechte hervorgebrachten, womit nicht gesagt sein soll, daß sie im Durchschnitt besonders wertvoll wäre.

Unter den schriftstellernden Damen muß auf eine aufmerksam gemacht werden, der man bisher keine sonderliche Beachtung schenkte, für deren zukünftigen Ruf jedoch ein Kritiker einstehen darf. Es ist die Russin, die ihre in französischen Zeitschriften erscheinenden Essays über Kunst und Literatur mit Ivan Strannik zeichnet, unter diesem Pseudonym auch den Roman „Der Ruf der Wasser" (l'Appel de l'Eau) herausgab und mehrere andere vollendet hat, die dem Schreiber dieser Zeilen in der Handschrift bekannt sind; selbst in der reichen russischen Literatur ist dieses Talent eine Ausnahmeerscheinung.

Ivan Strannik kann übrigens der letzteren nur uneigentlich zugezählt werden, denn sie schreibt französisch, hat es bei ihrer ungewöhnlichen Energie, unterstützt von dem slavischen Sprachtalent, dahin gebracht, die französische Sprache wie ihre Muttersprache zu beherrschen. Der Widerwille, ihre Schriften der Zensur unterwerfen

zu lassen, hält sie ganz und gar davon ab, russisch zu schreiben, ja auch nur ihre Schriften ins Russische zu übersetzen.

Sie ist eine jener Frauen, die in hohem Maße Rasse haben, ist von edlem Geblüt und gehört einer in der Geschichte Rußlands berühmten Familie an. Nachdem sie mehrere Jahre hindurch bestrebt war, ihre Anlagen zur Malerei zu entwickeln (Anlagen, die sich in ihrer Art zu sehen und zu beschreiben verraten), gab sie die Malerkunst für die Literatur, für die sie einen ausgesprochenen Beruf hatte, auf. Als Kunstkritikerin besitzt sie einen so eigenartigen Kunstsinn, daß angesehene französische Zeitschriften sie die Ausstellungskritik zu übernehmen baten (im vergangenen Jahre war sie als Kunstreferentin für das Journal „Art et Decoration" tätig). Welch feinen Blick sie als Literaturkritiker besitzt, hat sie unter anderem durch die Einleitung zu ihrer Übersetzung von Gorkis Erzählungen, wie durch viele kleinere Essays bekundet, in denen die Schärfe und strenge Richtigkeit ihrer Urteile überrascht. Auffallend ist die Vielseitigkeit ihrer Bildung. Sie hätte nicht minder leicht in englischer wie in französischer Sprache als Schriftstellerin auftreten können. Mit der Kultur beider Länder ist sie vertraut, nur von der deutschen blieb sie bisher unberührt. Allein sie hat die vollendete Geistesentwicklung und Geistesfreiheit, den erlesenen Sinn für das Gedämpfte, der ein charakteristisches Merkmal der besten russischen Bildung ist. Auszeichnend ist für sie jenes Leben in der Darstellung, welches darauf hindeutet, daß die Seelenmoleküle sich während der Ausarbeitung in einem Zittern befanden, gleich dem der Stäubchen eines Sonnenstreifens, und dieser Lebendigkeit ungeachtet, die vornehme, gleichsam stolze Haltung des Stils. Ihre Schriftstellerpersönlichkeit gemahnt an eine Alabasterlampe, durch deren Seiten das Licht hindurchschimmert.

Die Handlung ihres Romans spielt in Rußland, wie Ivan Strannik sich überhaupt am liebsten an die Schilderung russischen Lebens hält, obwohl sie Paris nicht weniger gut kennt als Petersburg. Es ist eine alltägliche Handlung, auch treten nicht eben viele Personen auf. In ihrem äußeren Zuschnitt hat sie nichts Auffallendes, und der gewöhnliche Leser dürfte kaum etwas anderes als einen einfachen Damenroman darin sehen. Der Tieferblickende wird von der Schärfe der Beobachtung, der Feinheit der seelischen Analyse und der vornehmen Anmut des Vortrags überrascht sein.

10*

Ein alter Meister wie Ludovic Halévy war bei dem Erscheinen der Erzählung von deren Vorzügen so durchdrungen, daß er sich der Verfasserin mit seinem Einflusse zur Verfügung stellte, und ein Kenner ohnegleichen wie Anatole France äußerte sich eines Abends in einem großen Pariser Zirkel in den stärksten Ausdrücken über die hier an den Tag gelegten außerordentlichen Gaben, ja, er hielt einen förmlichen kleinen Vortrag über dieses Buch.

Es ist die einfache Geschichte einer jungen russischen Gutsbesitzerin, die so ungewöhnlich veranlagt ist, daß sie ihrer Umgebung bald lässig, bald seltsam erscheint und sich nach und nach im Leben immer überflüssiger fühlt. Ihr Gatte, dessen Gestalt mit sicherer Kunst gezeichnet ist, erweist sich als ein Dutzendmensch von lautem, flüchtigem Wesen; voll Feuer und Flamme für wechselnde Pläne, gibt sein Enthusiasmus sich in häuslicher Beredsamkeit, nie in Taten kund. Er fühlt sich immer stärker von seiner Gattin weg zu einer jungen Verwandten hingezogen, die auf dem Lande bei ihnen im Hause wohnt und gesund, kräftig, tüchtig, vulgär ist. Mit größter Gemütsruhe sieht Dolly, die ihren Mann nicht liebt, wie die beiden einander nach und nach unentbehrlich werden. Zwischen ihr und ihrer Mutter, die nach mehrjähriger Trennung auf Besuch kommt, herrscht keine tiefere Sympathie. Deren Wohlwollen hat Herzenskälte förmlich erstarren lassen, und ihre vorsätzliche Bigotterie, ein Ausfluß ihres Snobismus, entfremdet sie der Tochter noch mehr, so daß sie das Gut baldigst verläßt und Dolly auch von dieser Seite isoliert ist. Der Reiz, den sie auf den Gutsnachbar Uvarof, einen stattlichen, beleibten, verständigen, etwas cynischen Mann übt, bietet ihr keine andere Befriedigung als die, ab und zu ein paar Worte mit einem vernünftigen Menschen wechseln zu können.

Sie bricht mit der Cousine nach Petersburg auf. Ihr dortiger Aufenthalt inmitten der höheren Gesellschaft, die weltlichen Triumphe, die sie feiert, das Wiedersehen mit dem einzigen Manne, zu dem sie sich, bevor er als Marineoffizier zur See mußte, einen Augenblick leidenschaftlich hingezogen gefühlt, und ihre tiefe Enttäuschung bei seiner Haltung ihr gegenüber, bilden die nächste Partie des Buches. Hierauf das ausgezeichnete, genial erfundene Kapitel, in dem Katia, die sie nicht leiden kann und von ihrem sonderbaren Wesen nichts versteht, bei ihr einen Irrenarzt einführt, den sie für den Bruder einer Freundin ausgibt. Vortrefflich ist das Gespräch zwischen ihm und

Dolly, die nicht ahnt, wer er ist, ihre Entdeckung der Wahrheit und die Angst, die sie bei der Erwägung befällt, wie viele abnorme Wesen sich unter ihrer nächsten Verwandtschaft befinden. Das Gefühl, von Katia auf Schritt und Tritt beobachtet, belauert zu werden, macht sie doppelt nervös. Als sie bei der Abreise von Petersburg ihr Söhnchen, das sie mit mütterlicher Zärtlichkeit liebt, dort zurück läßt, damit es von den Gespielen, deren Gesellschaft ihm eine Freude ist, nicht getrennt werde, steht ihr die vollständigste Vereinsamung vor Augen.

Durch das ganze Buch zieht sich Dollys Verkehr mit dem Flusse Bistraja, der durch ihr Gut läuft und ihr von dem Tage zu einer Art lebendem Wesen wird, an dem es ihren kleinen Knaben dünkt, der Fluß leide und wehklage. Stets hatte sie die Empfindung, als riefe er sie, und nun sie weiß, daß ihr Platz im Leben so leicht und rasch ausgefüllt sein werde, wie ein in Flugsand gegrabenes Loch, widersteht sie nicht länger dem Rufe; — eine Schilderung, in die sich auch nicht der leiseste Anflug von Empfindsamkeit mischt, in die ihres Todes so wenig wie in die Darstellung ihres Lebens.

Einer so flüchtigen Skizze läßt sich keinerlei Vorstellung von der eigentlichen Art des Buches entnehmen. Es könnte dies ebensogut ein ganz schlechter wie ein ungewöhnlicher Roman sein. Was dem Buche seinen Wert gibt, ist das Seelenstudium, die unzähligen beobachteten und wiedergegebenen kleinen Züge der Regungen des Seelenlebens, endlich die Vornehmheit, die sich in der Verachtung von Gefühlsschwelgerei und Effekt äußert.

Ivan Straniks Talent ist nicht umfangreich, nicht mannigfaltig. Wahrscheinlich wird alles, was sie schreibt, eine gewisse stille, leise Schwermut durchziehen. Doch ihre schon bei dem ersten Versuch bekundete intense Beobachtungsgabe wird an Intensität beständig gewinnen, und sie wird stets den Takt bewahren, der für die echte Künstlerin bezeichnend ist.

Gegenseitige Hilfe

In einigen Reiseerinnerungen aus London wurde schon vor sieben Jahren von mir die Bemerkung gemacht, wenn Saint Simon, der bei seiner Abreise von England im Jahre 1800 enttäuscht ausrief, nicht einen neuen Gedanken hätte er dort auf Lager gefunden,

heute dahin käme und seinen Blick nur auf die eine Artikelreihe fiele, die Peter Krapotkin in den Jahren 1890—96 im Nineteenth Century unter dem Titel Mutual Aid veröffentlicht hat, so würde er den neuen Gedanken finden, den er suchte.

Nun sind diese Artikel, durchgesehen und vermehrt, in Buchform erschienen, und das Buch hat den Titel „Gegenseitige Hilfe" beibehalten. Es dürfte eines der schönsten und lehrreichsten der Gegenwart sein und sollte, wie die Selbstbiographie des Verfassers, rasch in alle Sprachen übersetzt werden. Denn es hat noch größeren Wert als seine Selbstbiographie, so trefflich diese auch ist. Es enthält einen größeren Teil seines geistigen Wesens, einen Teil dessen, was die wohltuende Originalität seines Wesens ausmacht, und wird es einst durch eine Schrift vervollständigt, in der er seine Ideen über Bedeutung, Recht und Anspruch des Einzelnen niederlegt, so wird Krapotkin der Leserwelt nicht nur eine Bereicherung an Kenntnissen, sondern das allseitige geistige Bild eines der edelsten und selbständigsten Männer des Zeitalters geschenkt haben.

Krapotkin beginnt sein Werk mit der Mitteilung, daß er bei den Reisen, die er in seiner Jugend in Ostsibirien und der nördlichen Mandschurei unternahm, zwei starke Eindrücke empfangen hat. Der eine war der der ungeheueren Verheerungen, denen das Pflanzen- und Tierleben infolge der Rauheit der Natur und des Klimas, zumal der furchtbaren Schneestürme, ausgesetzt ist. Der andere, ein negativer, bestand darin, daß er hier, selbst an den wenigen Punkten, wo das Tierleben üppig gedieh, den erbitterten Kampf um die Subsistenzmittel unter Tieren derselben Gattung nicht fand, der von den meisten Darwinisten als der Grundzug im Kampf ums Dasein wie als Haupttriebfeder der Entwicklung betrachtet wird.

Da nun Armut an Leben, Entvölkerung für Nordasien charakteristisch ist, so faßten ihn ernstliche Zweifel hinsichtlich des tatsächlichen Bestehens jenes als Glaubensartikel angenommenen furchtbaren Kampfes um Nahrung und Dasein innerhalb jeder einzelnen Gattung, die bei der Ausgestaltung neuer Arten eine so vorherrschende Rolle spielen sollte. Er beobachtete in vielen Fällen, daß Tiere, die unter Nahrungsmangel zu leiden haben, aus diesem Fegefeuer sämtlich so geschwächt an Gesundheit und Kraft hervor-

gehen, daß keine fortschreitende Artentwicklung sich auf solche Zeiträume scharfen Wettstreites gründen könne.

Als später Krapotkins Aufmerksamkeit auf das Verhältnis zwischen dem Darwinismus und der Gesellschaftslehre gelenkt wurde, fand er es zwar in allen den Schriften, die dieses Verhältnis behandelten, zugegeben, daß der Mensch, vermöge seiner Vernunft und Einsicht, den Krieg aller gegen alle in der Menschheit mildern könnte, doch wurde dieser Kampf um den Lebensunterhalt an sich als ein Naturgesetz betrachtet. Krapotkin vermochte hierauf nicht einzugehen, überzeugt, daß die Annahme eines solchen unbarmherzigen inneren Krieges der Arten teils nicht immer mit den Tatsachen in Übereinstimmung stand, teils unmöglich eine Bedingung des Fortschrittes sein konnte.

Eine Vorlesung des russischen Naturforschers Keßler brachte ihn auf den Gedanken, daß, außer dem Gesetze des wechselseitigen Kampfes, es in der Natur auch das Gesetz der wechselseitigen Hilfe gebe, das in Bezug auf Entwicklung und Fortschritt von weit größerer Wichtigkeit als das erstere sei.

In früheren Werken anderer ist der Trieb der Tiere, sich zusammenzuschließen, als ein bloßes Zeugnis der vormenschlichen Entstehung der moralischen Instinkte aufgefaßt worden. Bei Krapotkin ist gegenseitige Hilfe bei Tieren als Äußerung eines Naturgesetzes und als ein Faktor der Entwicklung dargestellt. Er führt ihren Geselligkeitstrieb keineswegs auf Liebe oder Sympathie zurück, sondern gibt ihm eine weit breitere Grundlage, und ebenso zeigt er, daß die Hilfsbereitschaft bei Menschen nicht auf der Liebe zu dem oft gar nicht gekannten Nächsten beruht, sondern auf dem weit allgemeineren Gefühl des Zusammenhaltens und auf Gemeinsinn.

In den ersten Kapiteln bespricht der Verfasser, teils auf Grund eigener Beobachtungen, teils an der Hand der von anderen Männern der Wissenschaft gemachten Erfahrungen, Beispiele von Hilfsbereitschaft bei Tieren, von denen niederer Gattung angefangen, bis hinauf zu den am höchsten stehenden. Hierauf kommt er zu den zahlreichen Institutionen für gegenseitige Hilfe bei Wilden und bei Barbaren. (Hinsichtlich der Frage des Ursprungs der Familie steht er auf Seite Mac Lennans und Morgans im Gegensatz zu Starcke und Westermarck). Er weist derartige Einrichtungen sowohl im Clan-Zeitalter des Menschengeschlechts wie zur Zeit der Dorf-

gütergemeinschaft nach, und der Einfluß, den die gesellschaftlichen Einrichtungen der ältesten Zeiten übten und noch lange nachher üben, führt ihn dazu, seine Untersuchungen in die historische Zeit überzuleiten. Er studiert die freien Republiken des Mittelalters, das Gilden- und Zunftwesen mittelalterlicher Städte, das Verhältnis zwischen den Städten und den Bauern, den Städten und den Herren, die Gestaltung des modernen Staates und die Institutionen für gegenseitige Hilfe in diesem, die zahllosen Vereine, Gesellschaften, Klubs zu gegenseitigem Schutz oder zur Förderung gemeinsamer Ziele.

Selbstverständlich gibt Krapotkin zu, daß gegenseitige Hilfe, sei sie auch eine der Grundkräfte der Entwicklung, nur eine Seite der menschlichen Verhältnisse darstelle und daß eine andere vorwärtstreibende Grundkraft in der Selbstbehauptung des Einzelnen liege, gerade gegenüber den Institutionen der gegenseitigen Hilfe: Stamm, Geschlecht, Dorf mit Selbstverwaltung und gemeinsamem Grundbesitz, Stadt, Staat, deren aller Fesseln der Einzelne zu lockern oder zu sprengen versucht. In diesem Werke aber verweilt Krapotkin nur bei dem ersten Element und findet es doppelt notwendig, dies zu tun, weil man seit undenklichen Zeiten nichts beschrieb und verherrlichte als die Einzelnen oder Gruppen Einzelner in ihrem Kampf für oder gegen Priester- oder Kriegerherrschaft, Alleinherrschaft oder Massenherrschaft. Fast nur davon handele ja das, was wir Weltgeschichte nennen, während die von der gegenseitigen Hilfe gebildete Grundkraft der Entwicklung bisher völlig hintangesetzt und übersehen wurde, besonders bei den letzten Generationen, deren Denken und Sinnen ganz von der Härte des Kampfes ums Dasein beschlagnahmt war.

Unstreitig kann ein einziger Krieg mehr Schaden anrichten als ein Jahrhundert gegenseitiger Hilfe Ersprießliches zu leisten vermag, doch selbst bei ungehemmtem Wettkampf oder offenem Krieg zeigt es sich, daß die Stärke der siegreichen Partei im Verhältnisse zu der Entwicklung stand, die das Prinzip der gegenseitigen Hilfe in ihrer Mitte gefunden hatte.

Krapotkin behauptet, das Studium des inneren Lebens in den Städten des griechischen Altertums und des Mittelalters belehre darüber, daß eine Verbindung zu gegenseitiger Hilfe, wie diese innerhalb des griechischen Clans und der mittelalterlichen

Gilde geübt wurde, mit einer reichlichen Initiative, die dem Einzelnen und Gruppen von Einzelnen hier gelassen war, der Menschheit die beiden größten Perioden ihrer Geschichte geschenkt habe: die des griechischen und die des mittelalterlichen Stadtstaats, wie er in den Namen Athen und Florenz begriffen ist. Er behauptet ferner, daß der überwältigende industrielle Fortschritt des letzten Jahrhunderts, der im allgemeinen als der Triumph der freien Konkurrenz und des Individualismus betrachtet wird, weit tiefer und zwar in den Entdeckungen des 14. Jahrhunderts wurzle, und er meint, daß die ethischen Folgen der Entdeckung der Dampfkraft, die sich naturgemäß aus der des Luftdruckes ergab, ganz andere gewesen wären, wenn das mittelalterliche Städtewesen noch bestanden hätte. Die Vernichtung der freien Städte, die einen ungeheueren Rückgang der Betriebsamkeit und Kunst nach sich zog, habe, seiner Auffassung nach, sowohl die Konstruktion der Dampfmaschine, wie die neuere Entwicklung verzögert. James Watt verlor zwanzig Jahre seines Lebens, weil er im achtzehnten Jahrhundert nicht finden konnte, was er im Florenz oder Brügge des Mittelalters gefunden hätte, Handwerker, die im stande gewesen wären, Metallarbeiten mit der Feinheit und Genauigkeit auszuführen, die eine Dampfmaschine erfordert.

Krapotkin erinnert zum Schlusse daran, daß jedesmal, wenn das Menschengeschlecht zum Prinzip der gegenseitigen Hilfe zurückkehrte, diese Grundidee eine Erweiterung erfuhr. Nach und nach wurde der Rachegedanke völlig aufgegeben. Gutes für Gutes und Böses für Böses wurde nicht mehr als eine schuldige Vergeltung betrachtet.

Es hat sich ein höherer Begriff als das bloße Gleiches für Gleiches, dieses Prinzip einer beschränkten Gerechtigkeit, gebildet — ein Begriff, der dahin führt, teils keine Rache für begangenes Unrecht zu nehmen, teils aus freien Stücken weit mehr zu geben, als wir erwarten können, von unserem Nächsten zu empfangen. So wird denn auch das allen unseren Moralbegriffen zu grunde liegende Prinzip gegenseitiger Hilfsbereitschaft die beste Gewähr für eine künftige höhere Entwicklung des Geschlechtes bieten.

Der Dramatiker Bernard Shaw

Der englische Schriftsteller Bernard Shaw, ein jetzt sechsundvierzig Jahre alter Ire, der als Musikkritiker für Richard Wagner, als Literaturkritiker für Henrik Ibsen in England gekämpft hat, ist ein vielseitiger Mann. Er hat nicht nur ein volles Jahrzehnt hindurch Kritiken geschrieben, sondern ist auch während eines noch längeren Zeitraumes als sozialistischer Agitator, erst der marxischen Richtung, später britisch-parlamentarischen Stiles aufgetreten. Er ist ein Bewunderer der italienischen Renaissance, war der Anwalt der englischen Präraphaeliten und ist heute der eigenartigste Schauspieldichter des Inselreiches. Englische Schauspiele werden selten auf den Kontinent eingeführt. Manchmal eine Posse, wie „Charleys Tante“, ein vereinzeltes wertvolles Drama wie Arthur Pineros „Zweite Frau Tanqueray“, sentimentale Winzigkeiten geringen Gehaltes wie „Trilby“ und ähnliches. Es wäre gut, wenn ein paar Stücke von Bernard Shaw im festländischen Norden aufgeführt würden; dann erst bekäme man einen Begriff von dem modernen Drama der Briten, die auf so vielen anderen Gebieten voranschreiten. Siegfried Trebitsch hat Shaw ins Deutsche übersetzt.

Hinter Shaw steht Ibsen. Doch so starke Gemütsbewegungen er ursprünglich wohl in Bernard Shaw bewirkte: im einzelnen kann von einer Beeinflussung nicht die Rede sein. Dazu ist Shaw zu originell und zu grundenglisch. Von Ibsen, dessen Herold er war, empfing er zunächst wohl nur die Anregung, sich in das Persönlichkeitsleben sehr zusammengesetzter Menschenseelen zu vertiefen, und den fortwirkenden Impuls, der ihn trieb, allgemein anerkannte Vorurteile, dramaturgische wie menschliche, abzuschütteln. Sonst sind Form und Gedankeninhalt bei Shaw von denen Ibsens wesentlich verschieden. Dem ersten Blick fallen die ellenlangen Einleitungen auf, die der Dichter den Akten vorausschickt. Da spricht er als Regisseur und schreibt genau vor, wie Mienenspiel und Gebärde zu wechseln habe und welche Ausdrucksnuance jedem Wort zu geben sei. Manchmal redet er auf eine uns höchst seltsam dünkende Weise mit. Ein Beispiel. An einer Stelle, die bestimmt, was während einer Aufbruchspause auf der Bühne zu geschehen habe, lesen wir: „Frau Dudgeon, nun eine Fremde in ihrem eigenen Hause, steht

unbeweglich. Sie fühlt ihre eigene Bedeutungslosigkeit, denn leider war um diese Zeit Mary Wollstonecraft erst ein Mädchen von achtzehn Jahren, und noch müssen vierzehn Jahre vergehen, bevor sie ihr Buch über das Recht der Frau schreiben kann." Diese Manier hilft Shaw auch über eine andere Klippe hinweg. Er will nicht oder kaum verständliche Repliken, wie sie im Leben vorkommen, im Drama bieten und erklärt sie, in Klammern, dem Leser. Beispiel: „Nicht . . . (sie meint: Sie dürfen nicht scherzen!)"

An der Wahl der Stoffe erkennt man den modernen Kritiker, dessen Geschmeidigkeit sich in die verschiedensten Zeiten und Volkspsychen hineinzufühlen vermag. Shaw schildert nicht nur zeitgenössische Engländer, sondern auch Amerikaner von 1777 und Bulgaren von 1885.

Aus dem Jahre 1894 stammt ein Stück, dessen nicht seichte Lustigkeit auf der Bühne gewiß Beifall fände. Es ist eine echte Charakterkomödie und dennoch theatralisch im guten Sinn des Wortes. Die Handlung spielt unter den gegen Serbien siegreichen Bulgaren und verspottet sehr glücklich die Pose unechten Heldentumes und die ungesunde Kriegsromantik, in der manche Frauen schwelgen. Das Stück heißt „Die Waffe und der Mann" (nach den ersten Worten in Vergils Äneide: Arma virumque cano); Hauptpersonen sind: eine junge Bulgarin, deren Vater und Bräutigam, beides Offiziere, doch kaum mehr als Dilettanten des Kriegshandwerkes, und ein Schweizer, der als Berufssoldat in serbische Dienste getreten ist und mit der kraftvollen Einfachheit seines Wesens, mit überlegener Einsicht und derbem Frohsinn im Mittelpunkte der Handlung steht. Fein ist, daß die bulgarischen Offiziere, die im Schatten der Hauptperson wandeln, nicht Prahlhänse sind, sondern tüchtige Männer, die sich nur ein bißchen aufblasen, wenn es sie kleidsam dünkt. Der jüngere ist freilich recht beschränkt und von etwas schlotteriger Haltung (leider ist er auch vom Dichter etwas schlotterig gehalten). Alles aber, was wir sehen, ist eigenartig: ein Milieu, in dem (durch des Dichters zu deutliche Ironie) die vornehmsten Leute stolz darauf sind, daß sie sich „fast täglich" waschen und eine Bibliothek haben, die einzige in der ganzen Gegend. Alles gibt sich als Balkanprodukt, bis herab zu Jungfer und Diener mit ihrem halbasiatischen Wechsel zwischen Frechheit und Servilität. Und weder an Spannung noch an Humor fehlt es dem Drama.

Am tiefsten graben und mit dem geringsten Kraftaufwand auskommen wollte Bernard Shaw in „Candida". Hier erinnert die ruhige, sich in Gespräche auflösende Handlung an Ibsen. In dem Drama lernen wir einen englischen Pastor unserer Tage, seine vortreffliche junge Gattin und einen achtzehnjährigen adeligen Poeten kennen, den der Pastor ins Haus genommen und der sich in die Hausfrau verliebt hat. In diesem Stück ist viel Tiefsinn und eine Seelenkenntnis, der das Spiel an der Oberfläche nicht genügt. Der Pastor ist ein Christlich-Sozialer, der immer Reden hält, immer predigt, — die wandelnde Fachsimplerrhetorik, dabei aber herzensgut und von ernstem Sinn. Die Gemeinde verhätschelt, vergöttert ihn; aber er bewahrt sich den klaren Blick für den Wert seiner Frau, ohne die er nicht leben kann, und das Gefühl, daß sie ihm unentbehrlich ist, siegt am Ende über das professionelle Schauwesen. Der Dichter ist ein unreifer Knabe; weltfremd, unfertig, furchtsam, schüchtern, befangen und unverschämt, eingebildet und genial, — mit einem Wort: unausstehlich. Als er merkt, daß die Pastorin ihren Mann liebt, zieht er sich mit männlicher Seelenstärke zurück. Wir fühlen: Der bringt's zu was in der Welt; und Shaws Stück brauchte nicht mit der Parenthese zu schließen: „Candida und James umarmen einander, aber das Geheimnis im Herzen des Dichters kennen sie nicht."

Das liebste unter den Dramen des Iren ist mir „The Devils Disciple". Ein Meisterwerk; gleich stark als Seelenstudie wie als Theaterstück. In guter Darstellung müßte es Furore machen. Es spielt zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in einer Kleinstadt der Vereinigten Staaten. Der Dichter hält sich von Vorurteilen so frei, so streng objektiv, daß man einen Nordamerikaner eher als einen Briten in ihm vermuten könnte. Freilich: dieser Brite ist ein Ire. Ganz vorzüglich ist alles Historische behandelt. Die zeitlich bestimmte Form des Puritanismus, der Zusammenprall altenglischer Staats- und Militärmacht mit neuenglischem Temperament, Empfängnis und Geburt des modernen Amerikanismus: das alles ist prachtvoll geschildert. Höchster Bewunderung würdig, zum Beispiel, die Skizze des englischen Generals Burgoyne; in dieser Gestalt ist ein Leben, ein sprühendes Feuer, das nur der Atem großer Dichter zu schaffen vermag. Die Hauptperson ist ein Jüngling, der, wie einzelne junge Helden Sheridans und anderer Komödien des älteren

England, wegen lockeren Lebenswandels und einer Rücksichtslosigkeit, die in diesen puritanischen Kreisen Furcht und Grausen erregt, berüchtigt ist. Dabei schmücken ihn (wie den Schweizer in dem Bulgarendrama) alle Mannestugenden, auf die der Verfasser Wert legt. Diesen Leichtfuß, vor dessen Spott niemand sicher ist, ziert prunklosestes Heldentum. Eine Verkettung seltsamer Umstände zwingt ihn, sich, statt des puritanischen Ortspfarrers, der als Empörer erschossen werden soll, verhaften zu lassen. Der Pastor kann fliehen. Die fromme Frau Pastor lernt allmählich den Ehemann verachten und den Retter, den sie bisher haßte, lieben. Tiefes Gefühl mischt sich in der Darstellung dieses Sinnenwandels mit überlegener Ironie und einer Kenntnis des Frauenherzens, die jeden Zuschauer erfreuen muß. Und die Freude wächst, da wir erkennen, daß der Pfarrer nicht, wie es schien, aus Feigheit die Ideale seines Lebens verleugnet hat. Die Gefahr hatte ihn zu einem praktischen Mann, einem Soldaten gemacht, der sich nicht unnütz opfern mag. Durch Energie, Verschlagenheit und Mut rechtfertigt er unsere frühere gute Meinung und gern sehen wir ihn, der nun erst seinen wahren Beruf gefunden hat, das Priesterkleid für immer ablegen.

Das Stück ist bunt und an Effekten überreich; es bringt eine Testamentseröffnung, eine Verhaftung, ein Kriegsgericht, sogar den Galgen auf die Bühne und bietet zugleich der großen Menge und den feinsten Geistern Befriedigung. Wäre es nicht an der Zeit, den unseligen „Kean" und ähnliche Greuel vom Teufelsschüler holen zu lassen?

Gykia

Kaiser Konstantin VII. Porphyrogennetos erzählt am Schluß des Buches, in dem er 952 seinem Sohn alle für die Verwaltung des byzantinischen Reiches wichtigen politischen, historischen und geographischen Kenntnisse übermittelte, auch einiges von der griechischen Stadt Cherson in der Krim. Sie lag ungefähr an der Stelle, die jetzt Sebastopol einnimmt, und barg in ihren Mauern den Artemistempel, dessen Priesterin Iphigenia war. Er berichtet ausführlich von Kriegen, die Chersons Bewohner mit den sarmatischen (slavischen) Fürsten des Bosporus an der Ostseite der Krim,

in der Gegend des heutigen Kertsch, führten. Als das bosporische Volk, erzählt er, im Kriege mit den Chersoniten Niederlagen erlitten und ein großes Stück seines Landes verloren hatte, schmiedete es Rachepläne. Die Bosporer stellten sich, als sehnten sie eine Versöhnung herbei, und schlugen den Bewohnern von Cherson vor, Gykia, die Tochter des Lamachos, des ersten Beamten der Stadt, solle mit dem Sohne des Bosporerkönigs Asander den Ehebund schließen. Die Chersoniten willigten unter der Bedingung darein, daß der Bräutigam unter ihnen wohne und bei Todesstrafe nie wieder in die Heimat zurückkehrte. Unter diesen Bedingungen wurde die Ehe geschlossen. Während jedoch Asanders Sohn sich scheinbar fügte, suchte er nur eine Gelegenheit, Cherson an seine Landsleute zu verraten. Nach zwei Jahren starb Lamachos; und Gykia, die Erbin seiner Reichtümer, beschloß, sein Andenken alljährlich mit einem Fest zu feiern, bei dem die Bürger bewirtet und Tänze, Spiele, gymnastische Wettkämpfe veranstaltet werden sollten. Doch ließ ihr Gatte von Zeit zu Zeit eine Anzahl junger Leute vom Bosporus kommen, die unter dem Vorwande, Gaben aus ihrer Vaterstadt zu überbringen, über die Grenze ritten. Vom Dunkel der Nacht gedeckt, blieben sie dann auf dem Heimweg im Lande; sie gingen im Hafen Leimon (vielleicht das jetzige Balaklava) in Booten an Bord; heimlich wurden sie dann nach Cherson zurückgebracht und in den Gewölben des Schlosses verborgen. Nach zwei Jahren hatte sich so eine Schar von zweihundert Männern zusammengefunden, die bereit war, am Lamachosfest, wenn die Chersoniten wehrlos, vom Wein berauscht, in tiefem Schlaf lägen, aus ihrem Versteck hervorzubrechen und die Stadt anzuzünden.

Am Vorabend des Festes aber ließ ein zum Dienst herangezogenes Mägdlein, das man irgend eines Versehens wegen in eins der Zimmer gesperrt hatte, die über dem Versteck der bosporischen Männer lagen, die Spitze ihrer Spindel in eine Ritze des Fußbodens gleiten. Um sie herauszuholen, hob sie einen Stein hoch und sah nun, daß der darunter befindliche Raum von bewaffneten Männern besetzt war. Sie meldet der Herrin ihre Entdeckung, und als Gykia sich selbst von der Richtigkeit der Behauptung des jungen Mädchens überzeugt hat, läßt sie heimlich die vornehmsten Bürger der Stadt zu sich berufen und befiehlt ihnen, das Fest wie gewöhnlich abzuhalten, doch darauf zu achten, daß sich

das Volk nicht dem übermäßigen Genuß berauschender Getränke hingebe, und bei einbrechender Dunkelheit rings um die Mauern des Palastes Brennstoffe aufzustapeln. Sobald sie selbst heraustrete, sollten sie dann die Massen in Brand stecken.

Das Fest wurde den Anordnungen Gykias gemäß abgehalten. Sie feuerte ihren Gatten an, dem Wein reichlich zuzusprechen, und ging ihm mit dem Beispiel voran: häufig leerte sie einen purpurfarbigen Becher, der freilich nur mit klarem Wasser gefüllt war. Als ihr Mann sich in seine Gemächer zurückgezogen hatte, um bald darauf an der Spitze seiner Landsleute hervorzubrechen, kam Gykia mit all ihren Frauen und ihrem ganzen Gesinde aus dem Tor geschritten. Die Scheite wurden alsdann angezündet und das Schloß mitsamt seinen Insassen verbrannt. Die Chersoniten wollten es auf öffentliche Kosten wieder aufbauen; Gykia aber lehnte das Anerbieten ab und setzte durch, daß die Stätte, wo man Verrat gegen das Vaterland gesponnen hatte, zum Abladeplatz für den Dünger und die Abfälle der Stadt gemacht wurde. Ihre Landsleute hatten ihr gelobt, sie als Wohltäterin des Staates innerhalb der Stadtmauern zu bestatten. Eine solche Bestattung war in der heidnischen Zeit in der Regel streng verboten, wurde jedoch als ein Vorrecht angestrebt, ursprünglich in der Absicht, die Gebeine und die nachgelassenen Kostbarkeiten gegen die häufig vorkommenden Gräberplünderungen zu sichern. Ein paar Jahre darauf, zu der Zeit, wo Stratofilos, der Sohn des Filomusos, Archont war, beschloß sie, zu erproben, was das ihr geleistete Versprechen wert sei: sie gab sich für tot aus und wurde sofort vor das Stadttor hinausgebracht, um dort auf dem gewöhnlichen Begräbnisplatz beigesetzt zu werden. Da erhob sie sich von der Bahre und schalt der Landsleute Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit so beredt, daß die Männer sie einstimmig baten, ihnen zu vergeben und sich sofort in einem ihr beliebenden Teil der Stadt selbst eine Grabstätte auszusuchen. Um aller Ungewißheit für die Zukunft enthoben zu sein, ließ sie das Grabmal zu ihren Lebzeiten bauen. Dort wurde, obwohl ihr auf öffentlichen Plätzen schon zwei Denkmäler ragten, eine Bronzestatue der Heldin aufgestellt.

Zwei Züge besonders zeigen, daß diese Erzählung aus dem klassischen Altertum kommt. Erstens die Geschlossenheit in Gykias Denken und tatkräftigem Handeln; kein Schwanken zwischen ehe-

licher Liebe und patriotischer Pflicht. Sie kommt, sieht und beschließt. Schon am nächsten Tage läßt sie den Verräter mit all seinen Mannen im Feuer umkommen und betreibt die Sache so gründlich, daß sie nicht einmal den Wiederaufbau des Schlosses gestattet. Antik ist ferner das Gewicht, das sie auf ihre Bestattung legt. Diesen der Antike eigentümlichen Zug finden wir noch heutzutage bei den unteren Volksschichten.

Der englische Dichter Sir Lewis Morris hat den Stoff zu einer Tragödie benutzt und die Geschichte in die Zeit um 970 verlegt. So spielt sie, merkwürdig genug, elf Jahre nach dem Tode des Kaisers Konstantin, der sie uns überliefert hat. Dieser Kaiser selbst nimmt an, die Begebenheit habe sich mehr als sechshundert Jahre früher, etwa um das Jahr 380, zugetragen. Erst jetzt ist es gelungen, das richtige, viel frühere Datum festzustellen. Der Mann, dem wir diesen Fund zu danken haben, ist einer der gelehrtesten und feinsten Schriftsteller Englands, Richard Garnett, der frühere Oberbibliothekar im Britischen Museum.

Gykia, sagt er, kann nicht im vierten Jahrhundert gelebt haben, wo das Christentum die Staatsreligion war. Denn das Christentum jener Tage würde ihr nicht gestattet haben, eine Gedächtnisfeier für ihren Vater mit Tänzen und Belustigungen zu veranstalten; es hätte die Anwesenheit von Priestern und Choralgesang gefordert. Auch hätte sie damals sicher gewünscht, in irgend einer Basilika zu ruhen, und sich nicht mit dem vagen Verlangen begnügt, innerhalb der Stadtgrenze begraben zu werden. Die Geschichte gehört also der heidnischen Zeit an. Dazu kommt noch, daß die angeführten Namen mit dem vierten Jahrhundert gänzlich unvereinbar sind: Lamachos, Asander, Filomusos, Stratofilos. Mit Filos und Stratos gebildete Namen sind in der besten Zeit Griechenlands sehr häufig, sehr selten aber im vierten Jahrhundert und entsprechen keineswegs den unzweifelhaft echten Namen, die Konstantin aus Cherson anführt: Chrestus, Papias, Themistus, Byskus usw. Lamachos ist ein alter Athenername, vom peloponnesischen Kriege her berühmt. Asander ist ein mazedonischer, der unter Alexander dem Großen in Aufnahme kam. Doch haben beide Namen einen alten Zusammenhang mit chersonesischer Geschichte. Lamachos kommt in des Fotus Abriß der Geschichte von Heraklea, die ursprünglich von Memnon aufgezeichnet war, als Name eines der einflußreichsten

Bürger von Heraklea zur Zeit des Mithridates vor; Asander ist der Name eines Bosporerkönigs, der von 47 bis 16 vor unserer Zeitrechnung regierte. Der Name eines anderen Königs Asander ist uns auf keiner Münze bewahrt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es also dieser König, den Konstantin erwähnt und dessen Lebenszeit er unrichtig bestimmt. Diese Annahme wird durch eine Bemerkung gestützt, die, ohne allen Zusammenhang mit der Geschichte Gykias, in Boekhs Werk über griechische Inschriften zu finden ist: nämlich, daß die Chersoniten vom Jahre 36 oder — wahrscheinlich — 21 an, sich einer eigenen Zeitrechnung bedienten. Beide Daten aber fallen in die Regierungszeit Asanders. Schon Boekh zog daraus den Schluß, daß jenes Datum einen Wendepunkt in der Geschichte Chersons bezeichnet haben müsse, vermutlich den, wo die Stadt, die den Königen von Pontus unterworfen gewesen war, ihre Freiheit wiedererrang. Asander, der nur Vizekönig war, hatte sich, nachdem er seinen Herrn Pharnazes ermordet hatte, unabhängig gemacht. Die Wahrscheinlichkeit spricht nun dafür, daß die Chersoniten den Zeitpunkt, wo statt der mächtigen pontinischen Könige ein kleiner König über sie herrschte, benutzten, um das drückende Joch abzuschütteln. Wir können demnach die Geschichte Gykias mit ziemlicher Sicherheit auf die Zeit Asanders (zwischen 36 und 16 vor Christus) zurückführen. Und mit dieser Datierung stimmen die Namen und die in der Erzählung beschriebenen Sitten überein.

Jetzt können wir auch erklären, wie der Irrtum Konstantins entstand. Asander war der Mörder und Nachfolger des Pharnazes; allein die Geschichte von seinem und seines Sohnes Komplott folgt in Konstantins Buch unmittelbar auf die Schilderung des chersonitischen Sieges über einen König von Bosporus, Pharnakus. Augenscheinlich hat die Ähnlichkeit der Namen Konstantin verführt, die Geschichte Gykias falsch zu datieren.

Wer Gykia liebgewonnen hat, weil sie ein Weib nach seinem Sinn war, wird Richard Garnett Dank wissen, daß er ihr einen festen Platz in der Geschichte angewiesen und es unmöglich gemacht hat, sie eine Sagengestalt zu nennen. Und wer Richard Garnett liebgewonnen hat, wird sich freuen, an diesem Manne wieder einmal den Scharfblick eines Dichters und Philologen bewundern zu dürfen. In der ganzen heutigen Literatur Englands gibt es keine

feinere Gelehrtenphysiognomie. Garnett vereint einander scheinbar widersprechende Eigenschaften. Als Lyriker (Poems) ist er unter den jetzt Lebenden einer der ersten, an Melodiefülle reichsten; als Übersetzer von Gedichten (die Sonette von Dante, Petrarca, Camoens) hat er spielend ungemeine sprachliche Schwierigkeiten überwunden; als Novellist (Twilight of the Gods) bleibt er mit seinem Griechengeist und seinem Witz nicht hinter den besten Hellenisten und muntersten Spaßvögeln zurück; als Literarhistoriker (die Geschichte der italienischen Literatur, die Werke über Carlyle, Emerson, Milton, Essays eines Exbibliothekars) ist er zugleich gelehrt und schlicht. In allem aber, was er schreibt und sagt, ist er der Mann, den Shelley zum Denker und Dichter geweiht hat. Es war eine Wonne, im British Museum zu studieren, wenn man von Garnetts Händedruck und Lächeln empfangen wurde. Seit er dort nicht mehr sein Königsrecht übt, einem stillen Prospero auf einer verzauberten Insel gleich, ist es, als hätte der herrliche Ort, der Quell so reichen Wissens, seine wertvollste Anziehungskraft verloren. Ich kenne im Norden einen Mann, der mit Wehmut daran denkt, das Museum wiederzusehen und Garnett dort nicht mehr zu finden.

Roy Devereux

Der Sage nach war die Königin von Saba das Ideal aller weiblichen Schönheit, das Weib sonder Makel, an Vorzügen überreich, in jeder Hinsicht das bezauberndste Wesen und, ob auch Salomon alle ihre Rätsel erriet, ebenso klug wie schön. Im ersten Buch von den Königen erscheint sie auf einem Untergrunde von hundertundzwanzig Zentnern Goldes und wie in einer Wolke von Wohlgerüchen: „Es kam nicht mehr so viel Spezerei, wie die Königin vom Reich Arabien dem Könige Salomo gab.“ Die Araber wollen wissen, daß sie Balkis oder Belkis hieß, und unter diesem Namen wurde sie zu einer Fee, die viele Dichter, unter ihnen Charles Nodier, besangen. In Flauberts „Versuchung des Heiligen Antonius“ tritt sie als der Inbegriff berückender Schönheit auf.

Kommt nun, wenn so die Männer unter sich sind, die Rede auf die Königin von Saba — was zu geschehen pflegt, so ist es ein großes Vergnügen für einen armen Sterblichen, sagen zu können: „Ich kenne sie; ich habe sie gesehen.“ In London sind die Herren aus dem Bekanntenkreise der Frau Roy Devereux daran zu erkennen, daß sie bei solchen Gelegenheiten sich ganz in diesem Sinne äußern und nachher ihren Namen nennen. Sind Damen zugegen, so spielen sie zwar auch darauf an, daß sie einmal das Glück hatten, die Königin von Saba zu schauen; doch lassen sie dann wohlweislich den Namen in blanco, um der Phantasie freien Spielraum zu eröffnen, die Möglichkeit durchschimmern zu lassen, daß besagte Königin nicht fern sei, und so der Gefahr zu entgehen, zu kränken, zu beleidigen.

Frau Roy Devereux ist eine Engländerin, halb schottischer, halb spanischer Abkunft; und kein Zweifel, daß die Blutmischung äußerst glücklich ausfiel. Die Dame hat zu vielen Träumereien und Schwärmereien Anlaß gegeben; sie selbst aber ist gar weit davon entfernt, eine Träumerin oder Schwärmerin zu sein. Ob es sich übrigens bei den sehr schönen Frauen nicht fast immer so verhält? Sie sind gewöhnlich die nüchternsten Geschöpfe auf der weiten Welt. Die poetische Schwärmerei schlägt ihren Sitz mit Vorliebe in der Seele irgend einer kleinen Unholdin auf. Die Töchter Aphrodites haben kalte Köpfe und feste Herzen. Die Königin von Saba des Altertums war, nach dem Zeugnis der Bibel, selbst nichts weniger als erotisch; eine Pallas Athene an Scharfsinn, eine Sphinx, die Rätsel zu raten gab, eine Dame, die den Kopf auf dem rechten Fleck hatte. Die späteren Königinnen von Saba haben diese Gaben von ihr geerbt.

In ihrem ersten Buche über das Emporkommen der Frau hat Frau Devereux ihr innerstes Wesen zu erkennen gegeben. Der Kern des Buches wird durch das Renan entnommene Motto angedeutet, das den zweiten Teil einleitet: „Einer in die Tiefe tauchenden Philosophie ist die Schönheit nicht etwa ein oberflächlicher Vorteil, eine Gefahr, ein mißlicher Umstand, sondern eine Gabe Gottes wie die Tugend. Sie hat denselben Wert wie diese; das Weib, das schön ist, bringt eins der Ziele der Gottheit ganz ebenso zum Ausdruck wie der geniale Mann oder das tugendhafte Weib. Das Weib, das sich schmückt, übt eine Pflicht, eine feine Kunst, in gewissem

11*

Sinne die hinreißendste aller Künste.“ In diesem Worte des frommen alten Zweiflers ist die Religion der Frau Devereux ausgedrückt.

So selbständig sie ist, kann sie, wie alle weiblichen Schriftsteller, die über ihr eigenes Geschlecht schreiben, natürlich doch nicht umhin, mit der Erklärung zu beginnen, daß die Männer keine Ahnung davon haben, was ein Weib sei und was wirklich im Weibe vorgehe. Schrieben die Männer über Frauen, so hätten sie nie eine andere Quelle als jene Frauen, die sie kennen lernten, was nicht viel sagen wolle, und schnappten sie ja einmal, dank dem seltenen Zusammentreffen eines gewissen Zuges von Weiblichkeit und eines schlichten männlichen Herzens, etwas Richtiges und Wesentliches über das Weib auf, so plauderten sie es nicht aus — oder höchstens vielleicht nach einem guten Diner — und schrieben es unter keinen Umständen nieder. Frau Devereux will uns denn das neue Weib (wie man im Englischen sagt), das Weib unserer Tage, das Weib der jüngeren Generation offenbaren, wie es wirklich ist, und sie tut das in einem vortrefflichen Stil, in dem klarsten, schneidigsten Englisch, mit einer durch Feinheit gedämpften Kühnheit und einem Witz, wie er in dieser Art auf dem Festlande gar nicht vorkommt; er ist durchaus national. Sie meint zum Beispiel, es wäre ebenso notwendig, eine Frau aufzustellen, um eine Frau zu erfassen, wie es (zuweilen) nötig ist, einen Dieb aufzustellen, um einen Dieb zu ertappen.

Obgleich Roy Devereux zu den unbedingten Anhängerinnen der Frauenbefreiung zählt, entwirft sie doch kein ideales Bild von dem neuen Weibe, wie es heutzutage ist. Diesem Weibe bedeutet, ihrer Ansicht nach, die Liebe nicht mehr dasselbe wie dem früherer Zeiten. Der Mann habe ihrem Appetit nach Liebe nur dieselbe Kost zu bieten, die er von je her stets und immer wieder bot. Sie ist die einzige, die er zu bereiten verstehe; und nun habe das Weib zum erstenmal darauf keinen Appetit. Daß das Gericht schlecht gekocht sei, daß es allzu lange gekocht habe, falle dem Manne gar nicht ein. Zu der einen Schwierigkeit, dem Geliebten zu trauen, einer Schwierigkeit, die auch vergangene Zeiten nur zu wohl kannten, sei für die Frau nun die neue erstanden, noch weniger sich selbst trauen zu können. Sie fühle keinen Treueinstinkt mehr in sich, wie die frühere Frau. Was sie unterhalte, sei, angebetet zu werden. Daran erquicke sie sich, wie eine Katze,

die sich sonnt. Roy Devereux zeigt ferner, daß das neue Weib dem Manne immer mehr zuwider wird, je mehr es seine Laster und Redeweise, seinen Gang und seine Kleidung annimmt und parodiert: deshalb möchten selbst die einst begeisterten Verfechter der Frauenrechte das Weib jetzt lieber holdselig als frei sehen.

In ihrem letzten, wertvolleren und äußerst lehrreichen Buch über Südafrika entfaltet Roy Devereux alle Gaben ihres rein männlichen Geistes. Man glaube nicht, hier eine empfindsame Reisebeschreibung, Schilderungen landschaftlicher Schönheiten, statt praktischer Beobachtungen, zu finden. Sie bietet zwar ab und zu meisterliche Stimmungsbilder, wie das, wo sie die Schönheit der Nächte am Mozambique schildert; im ganzen aber ist diese Schriftstellerin praktisch wie selten ein Mann. Sie versteht sich auf Zahlen und Geld und Finanzoperationen wie der geriebenste Bankier. Wer den Mund, mit dem sie spricht, die Hand, mit der sie schreibt, gesehen hat, wird nicht genug darüber staunen können, daß Steuerberechnungen und Vergleiche verschiedener Steuersysteme aus diesem Munde hervorgingen, diese Hand die Zahlen niederschreiben konnte, die uns über die Geldspekulationen und Aktienunternehmungen der Chartered Company belehren. Die sie näher kennen, waren freilich nicht davon überrascht; ist es ihnen doch nichts Neues, daß die Londoner Börse so wenig Geheimnisse für diese merkwürdige Frau hat wie die ausgesucht feinste Damentoilette.

Mrs. Devereux ist im Gefolge von Cecil Rhodes als Spezialkorrespondentin der Morning Post nach Afrika gereist. Sie hat das Kapland, Transvaal, den Oranjefreistaat, das Bechuanaland, Rhodesia, das portugiesische Territorium kennen gelernt, hat sich auf dem von den Franzosen eroberten und verwüsteten Madagaskar, in dem britischen und dem deutschen Ostafrika aufgehalten. Nicht ihren glänzenden Empfehlungen nur, auch ihrer Schönheit öffneten sich dort unten alle Pforten. Es gibt in diesen Staaten keinen bedeutenden Mann, er sei ein Engländer oder Holländer, ein Deutscher, Araber oder Portugiese, mit dem sie nicht gesprochen, den sie nicht beschrieben hätte. Eine beigegebene Karte bezeichnet ihre Reiseroute.

Das Hauptinteresse werden wohl ihre Äußerungen über die lebenden Persönlichkeiten, über Männer wie Paul Krüger und Cecil Rhodes erwecken. Roy Devereux ist eine unbefangen

urteilende Engländerin. Sie nennt den Imperialismus eine Mischung von erhabenem Ideal und albernem Trug (that blend of sublime ideal and fatuous sham), sie hat überhaupt einen scharfen Blick für alle schwachen Seiten der Engländer; doch teilt sie vollkommen die Grundanschauung ihrer Landsleute vom Wesen der Buren, und jede Beobachtung, die sie unmittelbar vor Ausbruch des Krieges an Ort und Stelle machte, bestärkt sie darin. Nur in einem Punkt macht sie ein Zugeständnis. Die Ausländer im Transvaal haben ihr einstimmig erklärt, daß ihnen nicht das Mindeste an dem Stimmrecht gelegen sei, das zwischen Briten und Buren zum Zankapfel wurde; ihr einziger Gedanke sei, Geld zu verdienen und als Nabobs heimzukehren. In allen anderen Beschwerdepunkten gibt sie England recht. Ihr verfeinerter Sinn für Schönheit und Eleganz hat sicherlich viel dazu beigetragen, ihr Krüger so antipathisch zu machen. Sie schildert mit Abscheu das große, kahle Gemach mit den garstigen, mit Roßhaar gepolsterten Mahagonimöbeln, wo er sie empfing. Am äußersten Ende des Zimmers kam, in einem Armstuhl sitzend, die schwerfällige Gestalt eines alten Mannes, die Augen von riesigen blauen Brillen bedeckt, zum Vorschein. Er begrüßte sie mit einem Händedruck, bot ihr einen harten Sitz an seiner Seite, und das Gespräch begann unter Beihilfe von Dolmetschern. Das ist eine schlechte Art, sich zu unterhalten. Daß Ohm Paul so oft den Spucknapf benutzte, hat ihm in den Augen von Roy Devereux sicherlich eben so sehr geschadet wie nur irgend eine der ausweichenden Antworten, die er gab. Ihm fehlt jede Würde und Feinheit, sagt sie und schildert ihn als einen unwissenden Bauern, der über wohlerzogene Leute ein unleidliches, kleinlich nörgelndes Regiment führte. Seine ganze Stärke schien ihr darin zu wurzeln, daß er stillsitzen und ausharren konnte, — weil es ihm eben an Kenntnissen und beweglicher Einbildungskraft fehle. Da sie uns aber auch allerlei verbürgte Anekdoten von der wahrhaft abenteuerlichen Verwegenheit seiner Jugend, von seiner Fertigkeit in allen Leibesübungen und beim Waidwerk erzählt, muß man sich wundern, daß sie so gar keinen Blick für die großen Eigenschaften dieser Gestalt hat, um so mehr, als sie mit förmlicher Begeisterung von Steijn, dem Präsidenten des Oranjestaates, spricht. Dessen herkulische Gestalt, patriarchalische Würde und vollendete Bildung haben einen starken Eindruck auf sie gemacht.

Beträchtlich wertvoller, ja, in ihrer Art meisterhaft ist ihre Charakteristik von Cecil Rhodes, den sie allerdings auch ungleich genauer kennt. Sie beurteilt ihn unparteiisch, so sehr sie auch seine Tatkraft und seine Begabung bewundert. Zur Unparteilichkeit mag wohl auch ein Umstand beigetragen haben, den ihre schönen Lippen einmal also anzudeuten versuchten: Cecil Rhodes hat nichts von alledem, womit man Frauen gefällt." Sie hört ihn vor einer Schar politischer Gegner, ja, vor erbitterten Feinden, im Bechuanalande eine Rede halten. Oratorisch ist sie so schlecht, wie sich nur denken läßt. Er hat keine Spur, keinen Funken von Beredsamkeit; weder Satire noch Begeisterung stehen ihm zur Verfügung. Dennoch strömt etwas von der Kraft und Energie des Mannes in diesen Staffato-Ausbrüchen über die Versammlung hin.

Die wider den Eroberer von Rhodesia erhobenen Beschuldigungen sind seiner Reisebegleiterin natürlich zur Genüge bekannt. Allein sie warnt ihre Landsleute davor, einen Großen der Tat mit dem Maße des Moralisten und nicht mit dem des Philosophen zu messen, und sagt, daß kaum ein einziger großer Eroberer oder Politiker vertragen würde, mit jenem Maße gemessen zu werden. Sie meint, daß der Engländer ganz besonders geneigt sei, die Männer kleinlich zu beurteilen, die Englands Größe schufen: und in gewisser Beziehung hat sie recht, denn eine schändlichere und dümmere Haltung, als sie England Männern wie Lord Clive, später Warren Hastings gegenüber, nach ihrer Rückkehr aus Indien, annahm, ist höchstens noch bei kleinen Nationen zu finden. Sie zeigt, daß das englische Volk zuletzt doch stets dahin gelangte, solche Männer zu rühmen und den Wahlspruch des englischen Wappens „Gott und mein Recht" des Löwen und des Einhorns Raubtierinstinkten als Schild vorzuhalten, Instinkten, die doch nun einmal ausgesprochen englisch seien. In ihrer Charakteristik von Cecil Rhodes hebt sie neben seinem unstreitigen finanziellen Talent ein Element von wirklicher Größe hervor: der Gedanke, Englands Namen einst quer über Afrika hingeschrieben zu sehen, ist für ihn ein Kultus, nicht ein Steckenpferd. Er hat ein ungeheures Vermögen gesammelt, um es seinem Ehrgeiz dienstbar zu machen, um das Gold als Waffe zu gebrauchen, wo keine andre Waffe hindringen würde. Er bekennt sich zu der tief wurzelnden Überzeugung, daß die Menschen am leichtesten durch ihre Laster zu regieren sind, und mit Hilfe solcher

Laster anderer regiert denn auch er selbst. Sein Geist ist nicht original; alle seine Ideen hat er von anderen übernommen. Roy Devereux aber findet, echt englisch, daß eine originelle Idee wenig bedeute im Vergleich zu der Kraft, sie auszuführen, und diese wirksame Kraft besitze Rhodes in so hohem Maße, daß sie bei ihm einen dramatischen, beinahe heroischen Charakter annehme. Sie gibt zu, daß bei ihm der Zweck das Mittel heiligt; daß ihm die Gabe, Sympathien zu gewinnen, fehlt, Anmut, Humor ihm vollständig abgehen, daß die leiseste Kritik ihn peinlich berührt und er von seiner Umgebung den Glauben an seine unbedingte Unfehlbarkeit fordert. Doch behauptet sie, das schlimmste, was die Historiker der Zukunft ihm nachsagen könnten, werde sein, daß er nicht nach rechts noch links geschaut habe und gegen die moralische Beschaffenheit einer Handlung vollkommen gleichgültig gewesen sei, wenn sie nur dazu beitrug, Afrika England zu unterwerfen. Darin sieht sie ein starken Mannesehrgeizes nicht unwürdiges Ziel; und diesem Ziel habe Rhodes mit einer Seelen- und Willensstärke entgegengestrebt, die man in Ermangelung eines besseren Namens Genie zu nennen pflege.

Wie heißt es doch in dem Buch der Könige? „Da aber die Königin vom Reich Arabien sahe alle Weisheit Salomons, und das Haus, das er gebaut hatte, und die Speise für seinen Tisch, und seiner Knechte Wohnung, und seiner Diener Amt und ihre Kleider usw., da konnte sie sich nicht mehr enthalten und sprach zum König: Es ist wahr, was ich in meinem Lande gehöret habe von deinem Wesen und von deiner Weisheit." Das Gold, das Salomon in einem Jahre einnahm, wog 666 Zentner. Was ist das gegen das Gold, das jährlich Cecil Rhodes zuströmt, und was ist das kleine Palästina, das Salomo bei seinem Tode geteilt hinterließ, an Umfang gegen das Reich, das Cecil Rhodes geeint hinterlassen wird! Damit soll nicht gesagt sein, Cecil Rhodes sei so interessant wie König Salomo oder an geistiger Bedeutung könne Rhodesia neben Palästina in Betracht kommen. Diesmal aber war es die Königin von Saba, die das Rätsel des Herrschers, bei dem sie zu Gast war, riet: das Rätsel seines eigenen Wesens.

Reisen um die Welt

(Paul Goldmann: Ein Sommer in China; Karl Graf Lançkoronski: Rund um die Erde)

Bei dem beständig gesteigerten Interesse für fremde Gegenden und ferne Weltteile, besonders bei dem im Augenblicke so lebhaften Verlangen nach der Kenntnis Chinas, erhalten zwei an und für sich vortreffliche Reisebeschreibungen eine neue Anziehungskraft. Die Chinareise Paul Goldmanns wurde voriges Jahr von ihm herausgegeben und erscheint 1901 in zweiter Auflage; des Grafen Lançkoronskis Reise um die Welt kam 1891 heraus und ist eines jener Bücher, die durch die ungewöhnliche Persönlichkeit des Verfassers ihren Wert bewahren.

Von diesen beiden Werken ist das erstere das leichter zugängliche: ein Buch von schmeichelndem Reiz. Sein Verfasser, Paul Goldmann, ist Journalist von Fach, das wahre Muster eines Journalisten, insofern er ein offenes Auge für alles hat, was um ihn vorgeht, einen scharfen Verstand, es aufzufassen, und eine geschmeidige Feder, es wiederzugeben. Doch braucht man nicht erst viele Seiten gelesen zu haben, um wahrzunehmen, daß er im tiefsten Innern ein Gefühlsmensch ist, ein goldenes Herz, wie man in alten Tagen sagte, und glücklicherweise einer jener Gefühlsmenschen, deren Empfindungen nur als eine leichte Wallung, eine sanfte Laune, eine leise stets bereite Selbstironie zu Tage treten.

Er hat zwei stattliche Bände über die Reise nach China verfaßt, über den Aufenthalt in allen den chinesischen Städten, über die verschiedensten hohen Beamten dort drüben, über das städtische Leben und das Flußleben, die chinesischen Eisenbahnen, die Zeitungen usw., in alle dem aber, trotz seiner fachmännischen Sachlichkeit, doch sich selbst geschildert, und man gewinnt den Verfasser lieb, wo er sich gibt, wie er ist, in seiner Liebe zu Kindern, in seinem deutschen Nationalgefühl, in seinen duldsamen Urteilen, in seinem Scherz, der immer einen Fond von Wehmut und Entsagung enthält, endlich in seinem Enthusiasmus, der nie

dem gilt, was keiner Begeisterung wert ist. Reizend geschrieben ist z. B. der letzte Abschnitt, der das Wiedersehen Europas schildert. Das Einlaufen des Schiffes in den Golf von Neapel, den Anblick Capris, Amalfis, Sorrents, das Abschütteln des chinesischen Alps, das Schwelgen in der hohen Kunst Europas, nachdem man so lange nur den Anblick der Fratzen des Ostens vor sich hatte: der Besuch der Kapelle des heiligen Januarius, womit das Buch seinen Abschluß findet.

Es ergriff mich, daß es gerade mit dieser weltberühmten Kapelle, die mir so teuer ist, schließt. Es ist die alte Familienkapelle der Carafas. Ich bin mit deren Bewahrer, dem Herzoge von Andria-Carafa, nahe bekannt und finde eine heitere Ironie des Schicksals darin, daß dieser feine Weltmann und Poet der Inhaber eben dieser Kapelle ist, in welcher das Blut des heiligen Januarius mehrmals des Jahres so freundlich ist, von gestocktem zu flüssigem Zustande überzugehen. Wenn jedoch Goldmann in seiner Freude, den Boden der italienischen Renaissance wieder zu betreten, die lebensgroße Statue des Kardinals Oliviero Carafa für ein Werk von Michelangelo selbst hält, so befindet er sich entschieden auf falscher Fährte. Michelangelo hat schwerlich mehr als die eine zertrümmerte und vernichtete Porträtstatue Julius II. vollendet, und keinesfalls ist die erwähnte von ihm. Sie wird Tommaso Malvito zugeschrieben, woran ja an und für sich nicht das mindeste in der Welt läge, endete das Buch nicht mit den Worten, es sei wie ein Wunder, ein glückliches Wunder, aus dem entlegensten Osten von Völkern ohne Größe, Ländern ohne Schönheit, zu Michelangelo zurückzukehren. Der Name ist hier zwar unrichtig angewendet — im übrigen aber dennoch an seinem Platze, denn es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß dieser Name der größte und vornehmste in der neueren künstlerischen Kultur von ganz Europa ist.

In dem Buche kommt eine für den Verfasser höchst bezeichnende Stelle vor: es ist die Wiedergabe eines Gespräches mit dem hochgewachsenen, grauharigen englischen Kapitän des zwischen Hongkong und Kanton verkehrenden Dampfers, der schon Jahre und Jahre, sein halbes Leben lang, zwischen den beiden Städten hin und her und her und hin segelt und völlig vereinsamt unter den tausend oder zweitausend Chinesen lebt, die er jedesmal an

Bord hat. Auf die Frage, ob er sich nicht nach England heimsehne, erwidert er: „Ich möchte natürlich gern heimkehren, muß aber dableiben.“ Er sagt dies ohne Bitterkeit, mit ruhiger Ergebung in sein Geschick: er hat ausgerungen, sich gefügt, und tröstet sich damit, daß es da durchaus nicht gar so einförmig sei, und daß dem — im großen ganzen genommen — ja eigentlich überall so sei. Und Goldmann verdolmetscht hier die Gedanken des Kapitäns und unterschiebt dessen Geist die seinen in einer kleinen philosophischen Abschweifung, daß unser äußeres Leben im Grunde überhaupt nur solch eine Fahrt hin und zurück zwischen zwei Punkten desselben Flusses sei, und was solcher Betrachtungen mehr sind. Auch in ihm ist etwas von dieser Resignation, und habe er gleich als reisender Journalist im Alter von 35 Jahren die meisten Länder der Erde gesehen. Er war lange Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Paris und ist gegenwärtig der Vertreter der Neuen freien Presse in Berlin.

Ein ungemeiner Abstand besteht zwischen der Art, wie das Buch Goldmanns und wie das des Grafen Lançkoroński geschrieben ist. Goldmann ist als Schriftsteller Fachmann. Er ist sich stets und jeden Augenblick bewußt, für einen großen und gemischten Leserkreis zu schreiben. Nie verliert er diesen aus den Augen, legt alles für ihn zurecht, strebt unausgesetzt darnach, klar, deutlich, anschaulich, unterhaltend zu sein, ist stets auf die Gemächlichkeit des Lesers bedacht, macht ihm alles durch Schilderungen und Beispiele faßlich, lebensvoll durch eingestreute Gespräche, lehrreich durch genaue Angaben und regt ihn durch eine Anekdote an, wenn er ein Erschlaffen der Aufmerksamkeit befürchtet. Dies ist die volkstümliche Schreibweise, zu der jeder sich bequemen muß, der sich an ein unübersehbar großes Publikum wendet, und dessen Profession das Schreiben ist.

In alten Tagen schrieb man minder volksmäßig, mehr für sich selbst und Seinesgleichen, wenn man solche hatte. So ist Lançkorońskis Reise „Rund um die Erde“ geschrieben. So prachtvoll das Buch auch ausgestattet ist, so viele ausgezeichnete Illustrationen es enthält, so war es doch ursprünglich nur eine Sammlung von Aufzeichnungen, Tag für Tag während der Reise zur Lektüre für den Freundeskreis des Verfassers vorgenommen. Es entstand ein Buch für das große Publikum daraus, weil Graf Lançkoroński,

wie er mit gesundem Selbstgefühle in der Vorrede erklärt, zu dem Resultate kam, lägen auch noch so viele Reisebeschreibungen vor, ein neuer Reisender sähe die Welt doch wieder mit neuen Augen.

Da mir von alledem, was der Autor schildert, nichts aus eigener Anschauung bekannt ist, will ich lieber, statt den Inhalt des Werkes wiederzugeben, ein wenig bei dessen Verfasser verweilen.

Graf Karl Lançkoronski ist ein österreichischer Pole, in Wien ansässig, ein Kunstkenner und Kunstsammler in großartigem Stile, bei Hofe äußerst beliebt (ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß der jetzige Kultusminister Österreichs seine Stellung größtenteils Lançkoronskis Einfluß verdanke). Er war seinerzeit ein Gönner Makarts, den er ein wenig zu überschätzen scheint. Sein Haus in der Jacquingasse, in Wirklichkeit eher ein Palast als ein Haus zu nennen, ist, was die innere Einrichtung betrifft, wohl eins der schönsten, die ich in meinem Leben gesehen habe. Es ist durchaus nach den Zeichnungen des Besitzers ausgeführt. Das Arbeitszimmer, in das man vom Erdgeschosse aus tritt, macht einen imposanten Eindruck: es ist ein ungeheuer großer, aber reich möblierter Saal mit durchbrochener Decke und hat somit die ganze Höhe des Hauses, in dessen obere Stockwerke man über eine Wendeltreppe und Galerien gelangt. Was dieses Haus an antiken und modernen Kunstschätzen birgt, ist außerordentlich. Einzig die Sammlungen der großen englischen Lords können füglich daneben in Betracht kommen, denn alles ist hier auserlesen, Gemälde, große wie kleine, Tapeten, Teppiche, Kamine. Stück für Stück des Mobiliars ist von künstlerischem Wert. Aus allen Weltteilen sind hier schöne Seltenheiten zusammengetragen. Die Familienporträts im Parterre versetzen den Beschauer Jahrhunderte zurück unter die Vorfahren des Besitzers, während in der ersten Etage sich u. a. ein Rembrandt und ein wundervoller Holbein befinden. Dreimal hat Graf Lançkoronski Reisen nach Kleinasien unternommen, um selbst griechische Altertümer auszugraben, und in einem mächtigen Saale werden alle die Herrlichkeiten aufbewahrt, die er in der Erde fand und durch allerlei diplomatische Kunstgriffe auf ein österreichisches Schiff in Sicherheit brachte. Der Geschmack, mit dem alles aufgestellt ist, berührt wohltuend, läßt er doch die Kunstgegenstände zu ihrem vollen Rechte kommen. Die Decke des Antikensaales ist mit ausgezeichneten

Kopien der Raphaelischen Planetenbilder aus der Kapelle Chigi der Maria del Popolo-Kirche in Rom dekoriert, eine Dekoration, die von hinreißender Wirkung ist. Hoffentlich erscheint bald eine Beschreibung dieses einzig schönen Gebäudes und seines Inhaltes.

Wie schon erwähnt, schreibt dieser Autor, wie wir wohl alle am liebsten schrieben; indem er die Eindrücke hinwirft wie sie kommen, sich auf frühere Erlebnisse und Eindrücke beruft, ohne sonderliche Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, daß auch der Leser ähnliche empfangen. Da er so ziemlich alle zugänglichen Gegenden gesehen hat, so pflegt ihn die eine an die andere zu erinnern. In der Umgebung von Bab-el-Mandeb schreibt er z. B.: „Bewölkter Himmel, stahlblaues Meer; man könnte sich zwischen Bergen und Trondhjem wähnen."

Eine Landschaft in Indien erinnert ihn an eine spanische, Kapellen eines Buddhistenklosters rufen ihm die Höhlen bei Subiaco in Rom ins Gedächtnis usw.; er setzt in der Regel all das, was er selbst kennt, als bekannt voraus. In seinem weltmännischen Ton und seiner Wißbegier hat er etwas dem Fürsten Pückler Verwandtes, nur daß er sich weit weniger hingibt und weit wortkarger ist; in seiner selbstbewußten Art, sich über dies und jenes Rechenschaft zu geben, gemahnt er an einen andern großen und ausgezeichneten Kunstliebhaber und Mäcen, den Brüsseler Advokaten Edmund Picard. Dessen Reise in Marokko „El Moghreb-Al-Aksa", scheint mir ein Seitenstück zu Lançkoronskis Buch, das ihm am nächsten steht, zu sein, obschon Picard ultraradikal und Lançkoronski ein Hofmann ist.

Merkwürdigerweise ist diesem Schriftsteller ganz wie Goldmann — der Sehnsucht ungeachtet, den ganzen Erdball kennen zu lernen, Italien die Heimat seines Herzens. In der Einleitung zu seinem Buche sagt er: „Ich freue mich auf Indien, aber mein Herz gehört doch der großen Landzunge zwischen dem adriatischen und tyrrhenischen Meer. Mit Robert Browning kann ich sagen: Öffne mein Herz, und auf der Innenseite wirst du geschrieben sehen: Italien. Er überschätzt auch nicht die Kenntnisse, die sich durch eine Reise um die Welt erringen lassen, ja er sagt geradezu, daß es, alles in allem genommen, auf unserem Planeten doch einförmiger sei, als man meine, nur daß der Beschauer stets ein anderer sei, ob auch scheinbar derselbe. Unser Herz würde uns,

wenn wir es, wie Dinge außer uns, beobachten könnten, vielleicht mehr Überraschungen bieten, als eine Weltumseglung.

So lakonisch auch der Stil geflissentlich ist, wäre es doch ein großer Irrtum, zu glauben, der Verfasser sei kein Künstler. Das glänzende Gedicht, worin er mit malerischer Kraft und sicherem Humor die Gegend und das Hotelleben von Colombo beschreibt, zeugt von seiner Herrschaft über die Sprache. Seine Beschreibungen der Kunstwerke, denen er unterwegs begegnet, sind eines Jakob Burckhardt würdig, und man merkt den guten Schriftsteller an der Sicherheit, mit der er die verschiedenen nationalen Typen, europäische wie asiatische und afrikanische zeichnet.

Politische Betrachtungen kommen nicht häufig vor, doch sind sie gesund und in der Regel richtig. Darunter ist natürlich nichts anderes gemeint, als daß der Rezensent mit dem Verfasser eines Sinnes ist. Wiewohl spätere Begebenheiten manches in den Betrachtungen Lançkoronskys über das England von einst und jetzt widerlegt haben, so ist die Grundanschauung doch eine überraschend treffende. Ich pflichte durchaus seiner Ansicht bei, daß Gladstone eine Gefahr für England als Weltmacht bedeute und betrachte gleich ihm die Politik für England als verderblich, die dahin führen würde, Indien aufzugeben, um ein paar Schillinge weniger Steuer entrichten zu müssen. Käme sie zum Durchbruch, sie würde Britannien zu einem Holland machen. Im Gegensatze zu Lançkoronski ehre ich hingegen an Gladstone die große Menschenliebe und den wohltuenden Gerechtigkeitssinn, aber es gibt nun einmal in unseren Tagen nur die eine große politische Grundfrage: England oder Rußland als die erste Macht der Erde. Und Gladstone hat sich nur allzu häufig, wie damals, als Österreich Bosnien und die Herzegowina eroberte, so verblendet gezeigt, Rußland zu unterstützen. Lord Beaconsfield hatte in der Regel den richtigen Blick dafür, welche Bahnen die äußere Politik Englands einschlagen müsse, Gladstone nicht.

Doch ich entferne mich allzu weit von meinem Gegenstande. Die beiden Persönlichkeiten, deren Werke ich berührt habe, sind Gegensätze. Goldmann ist untersetzt und breitschulterig, Lançkoronski hünenhaft und schlank. Der eine ist ein Journalist, der andere ist ein Aristokrat, beide aber sind echte Menschen, beide haben Augen, die sehen, und Ohren, die hören, und beide sind sie dem Drange gefolgt, mit ihren Sinnen den Erdball in Besitz zu nehmen.

Avetis Nazarbek

(Trough the Storm. Pictures of Life in Armenia. London 1899)

Avetis Nazarbek, aus dessen Feder wohl die lebendigste und richtigste Schilderung des Lebens in Armenien stammt, ist ein junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit mit kohlschwarzem Haar und Bart. Krieger und Poet, Herausgeber der Zeitschrift „Hentschak“ (Die Glocke), des Organs der armenischen Revolutionspartei, hat er sein Leben der Sache seines Volkes geweiht und es so manchesmal in deren Dienst aufs Spiel gesetzt. Als es Nazarbek im Laufe der Zeit unmöglich wurde, sich auf türkischem Gebiete, wo er allzu bekannt war, auch nur vorübergehend aufzuhalten, da nahm seine junge Gattin die Aufgabe auf sich. Sie trennten sich 1895 im Piräus. Sie segelte nach Ägypten, um von dort nach Kleinasien zu gehen, einzig aufrecht erhalten von dem Glauben an ihr Ideal, während ihr noch die Stimmen ihrer Kinderchen im Ohr klangen, des kleinen Mädchens, das beim Abschied gerufen hatte: „Mutter, vergiß nicht, mir eine Puppe mitzubringen!“ wie des Bübchens: „Und mir Bilder, Mutter!“ Doch sie sollte und wollte den steinigen Pfad nach den Schreckensorten wandern, sollte mit Schwierigkeiten kämpfen, die unüberwindlich schienen, Pläne ausführen, so kühn, daß man sie für verrückt hätte halten mögen, und sich Gefahren aussetzen, die förmlich über ihrem Haupte schwebten. Und dabei dachte sie unausgesetzt an die Kleinen, die sie krank zurückgelassen hatte, und ward von der Furcht gequält, ihr Zustand könnte sich verschlimmert haben. Angst und Sorge der mannigfachsten Art befiel sie. Sie sah die bleichen Gesichter der Kinder vor sich, sah im Geiste die Verzweiflung ihres Mannes, der zur Untätigkeit verurteilt, in Griechenland hatte zurückbleiben müssen. Sie konnte es kaum fassen, daß sie sich mit Begeisterung von den Kleinen hatte trennen können, vielleicht für immer, und zwar Menschen zuliebe, die sie nie gesehen hatte, die weder jene noch sie kannten. Wie sollten sie auch nur ahnen, welche Opfer sie ihnen brachte. Wer weiß, ob sie ihr nicht mit Undank begegnen würden. Und dennoch setzte sie ihre Reise fort, um das ihrige beizutragen, auf

der Erde das neue Freiheitsleben zu begründen, sie zum gelobten Lande freier Menschen zu machen. Sie glaubte daran, inmitten all ihres Kummers, wohl wissend, daß an dem Tage, an dem ihr Ideal sich seiner Verwirklichung nahte, sie und die ihren längst eine Handvoll Staub sein würden. Sie saß an den Ufern des Nils und horchte auf das metallisch klingende Summen der Moskitomassen in der Luft. Und dieser Laut, der sich mit den mannigfachen Stimmen der Zeit des Sonnenunterganges verwob, tönte ihr wie eine barbarische Hymne, die empor zum Himmel, zu den geheimnisvollen Sternen stieg. Und endlich war ihr, als hörte sie in all diesen fernen Lauten, verzweifelt, herzbrechend, das Stöhnen, Schreien und Schluchzen eines ganzen, unglücklichen, jammervollen Volkes, das über die Erde hin um Hilfe rief, zum Himmel um Befreiung schrie, mit Heldenmut für die Sache der Freiheit litt und stritt. Sie hörte in diesem Dämmerungssummen den Ruf der Stimmen. Und so geschah es, daß sie wie in Verzückung, doch mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin handelte. Sie gelangte nach Jean d'Acre, verschaffte sich, unter den tollsten Vorwänden und durch Bestechungen, Zutritt zu den fürchterlichen Gefängnissen, befreite nicht wenige der Gefangenen, tröstete andere und sprach in einer Freimaurersprache mit den Gefesselten unter den Augen ihrer Kerkermeister. Von da ging sie nach Cilicien und trug durch ihre Energie bei, den Aufstand daselbst zu organisieren. Als im Herbste 1895 der ruhmvolle Aufstand in Zeitun losbrach, der Monate hindurch den türkischen Truppen und kurdischen Banden Niederlage auf Niederlage beibrachte, da hatten dort, wie in einigen anderen cilicischen Gegenden, die armenischen Regimenter ihren Namen angenommen. Diese Waghälse und Freiheitsträumer zeichneten sie mit allen den Ehren aus, die Aufständische zu verleihen vermögen.

Das von Avetis Nazarbek herausgegebene Werk über sein Vaterland ist kein Roman, wiewohl die Namen, soweit sie sich auf noch Lebende beziehen, nicht die richtigen sind. Jetzt würde er, bei einer neuen Ausgabe, wahrscheinlich schon überall die wahren angeben können. Eine Reihe von Wirklichkeitsschilderungen, die ein hinlänglich anschauliches Bild all der in Armenien vor Ausbruch des Aufruhrs herrschenden Lebensverhältnisse geben, sind frei aneinander gereiht und nur die Hauptpersonen treten immer wieder auf. Von einer eigentlichen Sprachkunst kann hier nicht die Rede

sein, da der Verfasser, wiewohl in London lebend und in der englischen Sprache wohlbewandert, nicht englisch zu schreiben versteht und genötigt war, sein Buch in französischer Sprache zu verfassen, aus dem es dann ins Engliche übertragen wurde. Nur in den lebensvollen Beschreibungen und dem natürlichen Fluß der Gespräche vermochte er daher Kunst an den Tag zu legen. Am höchsten jedoch steht bei ihm unstreitig die Personenschilderung mit ihren Gegensätzen zwischen den Menschen der herrschenden und jenen der unterdrückten Rasse, sowie zwischen den untertänigen, dem Sultan gegenüber „loyalen" Mitgliedern dieser letzteren, und den anderen, denen es unmöglich ist, sich in alles zu finden. Sein Herz blutet bei dem Gedanken an das Schicksal seiner Landsleute! Allein er schont sie nicht. Alle Typen von Armeniern kommen in seinem Werke vor: die harten und feigen Geldleute, die Matadore, obenan jener Finanzmann, der, um sein Ansehen höheren Orts nicht aufs Spiel zu setzen, seinen eigenen Sohn als Mitglied der Revolutionspartei angibt; der seichte, läppische, armenische Journalist aus Konstantinopel, der seine Rede mit französischen Brocken spickt und die Unterwerfung anempfiehlt; der alte Bauer, der, obgleich zur Auswanderung gezwungen, mitten im Elend des Wanderzuges seine Söhne als Empörer verhöhnt, die mit ihrer Handlungsweise alle nur doppelt unglücklich machten: Arussiak, das junge Mädchen, das seinen Geliebten verläßt, weil es nicht den Mut hat, den Eltern zu trotzen und sich mit einem feigen und friedlichen Manne vermählt. Und wie fast immer im Leben, behalten die Spießbürger, die Wucherer, die Abtrünnigen, der laue Journalist und das charakterlose junge Mädchen recht. Die Besseren gehen alle schmählich zu grunde.

Auch viele edle und entschlossene Männer kommen in dem Buche vor: Dockarbeiter und Gelehrte, Krieger und Schullehrer, die durch Jahre als erprobte Soldaten kämpfen. Es gibt darin ergötzliche humoristische Schilderungen unwissender, brutaler und bestechlicher türkischer Beamten, und es gibt grauenvolle Beschreibungen der Torturen, welche die Kurden bei ihren Steuereintreibungen anwenden oder die Türken auf dem Polizeiamte bei den mit den Armeniern angestellten Verhören ausüben. Und dennoch sind Türken wie Kurden ohne Haß, eher mit einem überlegenen Gefühl von Mitleid mit ihrer Unwissenheit und Rohheit dargestellt,

eine anklägerische Haltung wird nur gegen die Regierung angenommen, die diese Halbwilden auf ein hochbegabtes kleines Volk losließ.

Es kommen wilde Kampfszenen vor und wuchtige, gedankenreiche Dialoge, die alle die Grundfragen aufwerfen, welche sich, solchen Ereignissen und Schicksalen gegenüber, dem Denkenden heutzutage aufdrängen.

Doch nichts von all dem Guten und Schönen, das die Armenier geschrieben haben, hat vorläufig der Ausrottung ihres Volkes Einhalt zu tun vermocht.

Frederik Dreier (1827—1853)

Es sind nun an 50 Jahre her, seit Frederik Dreier starb, und noch ist nicht das geringste geschehen, das Andenken an ihn aufzufrischen und zu bewahren. Und dennoch war niemand unter seinen dänischen Zeitgenossen dem Manne überlegen, der im Alter von nur 21 Jahren der fortgeschrittenste Geist des Landes war, und, in seinem 25. Jahre vom Tode hinweggerafft, mehr moderne Gedanken und tiefergehende ausgesprochen hatte, als alle seine Landsleute miteinander. So groß ist die Ungerechtigkeit der Verhältnisse und der Stumpfsinn der Menschen.

Was zu geschehen hätte, ist folgendes: Einer der vielen jungen Leute, die sich mit Literatur befassen, möge während eines halben Jahres, statt wie gewöhnlich seine Stimmungen in Verse zu bringen — die Stimmungen werden sich wohl wieder einstellen — eine neue sorgfältige Ausgabe von Frederik Dreiers gegenwärtig ganz unzugänglichen Arbeiten veranstalten. Seine Papiere, die in der königlichen Bibliothek aufbewahrt sind, müssen auf das sorgsamste durchgesehen, und was davon bleibenden Wert hat, aufgenommen werden. Die Nachschrift zu seiner Abhandlung „Der Gespensterglaube und das freie Denken" gibt einen Wink über das, was sein Nachlaß enthält, und zwar einen vielverheißenden Wink. Nicht alle Artikel aus der Zeitschrift „Reform der Gesellschaft" brauchten neuerdings abgedruckt zu werden, so daß sich wohl das Ganze in

einem einzigen großen Bande zusammenfassen ließe, und Frederik Dreier erhielte den Platz unter den klassischen Schriftstellern Dänemarks, den er verdient. In der Schar der vielen artigen, gesellschaftserhaltenden, schöngeistig angekränkelten Skribenten würde er sich wahrlich prächtig ausnehmen, dieser eine wilde Vogel mit dem Falkenblick und dem scharfen Schnabel. Und die radikale Jugend würde zu einem Stammvater aufschauen können, der jung war wie sie und verständiger als sie.

Frederik Dreier, der den 16. Dezember 1827 geboren wurde, gehörte seiner Abkunft nach den höheren Gesellschaftsschichten an; sein Vater war Obergerichtsrat. 1844 legte er an der Metropolitanschule seine Abiturientenprüfung ab, kam an das Valkendorfer Kollegium, studierte Medizin und nahm als Unterarzt an dem Kriege von 1848—1849 teil. Er bedeutet für Dänemark das leibhafte System jener sozialen Gedanken, die im Jahre 1848 auf dem europäischen Festlande zum Durchbruch kamen. Schon als Schulknabe sendete er dem „Korsar" Artikel ein; als Fuchs trat er dem Handwerkerbildungsvereine bei, der damals als äußerste Linke galt, später war er Mitglied des radikalen Vereins zur Förderung des Arbeiterwohles und gründete hierauf selbst eine Reformgesellschaft, mit der ein Konsumverein behufs Beschaffung billiger Lebensmittel für die Arbeiter in Verbindung stand. Das Vorbild gaben die Rochdale Pioneert, Owens Gründung in England, ab. Nach Dreiers Tode bemühte sich Gerhard Plong, ein Bruder des Redakteurs Plong, um den Fortbestand des Konsumvereins. Doch Dreiers Pläne fielen in jener Zeit auf allzu unfruchtbaren Boden. Ein Menschenalter später hatten sie sich Bahn gebrochen.

Höchst bezeichnend ist, daß er seine zwei ersten Schriften 1848 veröffentlichte. Ihre Titel sind: „Die Zukunft der Völker" von einem Freidenker, und „Die Volkserziehung der Zukunft" von einem Sozialisten. Seine Teilnahme an dem Kriege unterbrach seine schriftstellerische Tätigkeit. 1851 folgte dann sein „Blick auf das weltgeschichtliche Werk Clara Raphael". 1852 gab er „Der Gespensterglaube und das freie Denken", die hervorragende und witzige Schrift „M. A. Goldschmidt, ein Literaturbild mit einem Anhang über Hr. E. Meyer und die Tiere", sowie durch zwei Quartale 1852—1853 seine Wochenschrift „Reform der Gesell-

12*

schaft" heraus, die er ganz allein schrieb, ohne Mitarbeiter und so gut wie ohne Abonnenten. Im Frühling 1853 promovierte er als Arzt. Am 9. Mai 1853 machte er selbst seinen Tagen ein Ende.

Dies ist ein kurzer Lebenslauf und ein reiches Leben.

An Schärfe des Gedankens und Folgerichtigkeit steht Friedrich Dreier niemandem nach, und sein Denken ist durch die Doppelnatur seiner Bildung, die naturwissenschaftliche und die sozialökonomische, solid unterbaut. Er ist chemisch rein von Unklarheit und Empfindelei: wir haben im ganzen Norden keinen minder weichlichen und im höheren Grade männlichen Schriftsteller. Woran seine Geistesbildung krankt, das ist deren Einseitigkeit, das Wort in etwas anderem als dem üblichen Sinn genommen. Dreier ist ein kritischer Denker hohen Ranges, aber er denkt niemals dialektisch.

Die Hegelsche Philosophie ist heutigen Tages so veraltet, daß die Jugend sie weder kennt noch achtet, und was die dialektische Methode dieser Philosophie anlangt, so wird sie heutigen Tages mit einigem Recht nahezu als eine historische Merkwürdigkeit betrachtet. Dennoch wird niemand, der damit aufwuchs, sich verhehlen können, wie vielen Dank er ihr dafür schuldet, von vornherein seinen Geist so geschult zu haben, daß die Begriffsgegensätze sich ihm nicht gegenseitig ausschlossen, sondern mitsammen verschmolzen und neue Gegensätze auslösten, die in ein Verhältnis der Wechselwirkung zu einander traten. An dieser Zucht und Gymnastik des Denkens fehlt es Frederik Dreier gänzlich; er packt die Begriffe ungeschlacht an und wird nie ihrer Zweiseitigkeit inne. Wenn sich z. B. die Idee des Weltbürgertums seiner bemächtigt hat, so eifert er unausgesetzt gegen die Nationalitätsidee. Für ihn gibt es nur eins von den beiden, entweder man muß Weltbürger oder national sein.

Hierzu kommt, daß er bei seinem Abscheu vor all dem Gewäsch, das poetisch genannt wird, so wie vor aller faselhaften Stimmungsumnebelung, das Kind mit dem Bade ausschüttete und im Grunde ganz unempfänglich für Kunst und Poesie war. Er dachte im innersten Herzen mit einem seiner großen Lehrer, Bentham, daß Poesie falsche Darstellung wäre und nichts weiter.

Hier liegen seine Grenzen; doch innerhalb derselben war er ein Genie. Man richte nur sein Augenmerk auf seine Bekämpfung der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten seiner Zeit, Orla Lehmann,

H. C. Ørsted, Goldschmidt, J. L. Heiberg, Sören Kierkegaard, Grundtvig. Er überragt sie alle um Kopfeslänge, und es ist sein tragisches Geschick, daß er allein steht mit seinem sicheren Blick für das dem Zeitalter Wesentliche und das Interesse dafür vollständig verdrängt sieht von der leidenschaftlichen Voreingenommenheit für Fragen, die ihm nicht bloß von untergeordneter Bedeutung, sondern geradezu als Hemmnisse und einzig als solche erscheinen.

Die mächtige europäische Bewegung, die 1848 über die Länder dahinfuhr, war zum Teil politisch — Abschaffung der unbeschränkten Alleinherrschaft, zum Teil sozial — Auftreten des vierten Standes mit seinen Forderungen, zum Teil rein geistig — Freidenkerei gegen die Herrschaft der Kirche, Naturwissenschaft gegen Phantasterei, — endlich zum Teil national, insofern sie für eine Menge unterdrückter Nationalitäten einen Freiheitskampf bedeutete.

Von allen Elementen dieses vielfach zusammengesetzten Stromes machte nur das politische und das nationale Element sich in Dänemark geltend, das letztere noch dazu derart, daß das Nationalbewußtsein nicht in aufrührerischer Weise zur Betätigung kam, sondern umgekehrt, um einen Aufruhr niederzuschlagen, wodurch es in die Lage geriet, einen freiwilligen oder unfreiwilligen Bund mit den reaktionären Gedanken der Zeit einzugehen.

So konnte denn Dreier im Nationalgefühl nur einen Feind erblicken, den es zu bekämpfen galt. Was ihm am Herzen lag, die Befreiung der Geister und die Reform der Gesellschaft, interessierte in Dänemark keine Katze. Und so kam es, daß er, der allein von den Grundgedanken der Zeit durchdrungen war, der vor 1850 nicht bloß Strauß und Feuerbach, nicht bloß Max Stirners merkwürdiges Buch „Der Einzige und sein Eigentum“, nicht blos Karl Vogt, Engels und Karl Marx, sondern James Mill und John Stuart Mill kannte, und der, Darwin vorahnend, dessen ganze Entwicklungslehre bis in Einzelheiten, wie die Abstammung des Menschen und Affen von einer gemeinsamen Grundform, skizzierte — so kam es, daß er, wie eine Kassandra, unverstanden und vergebens, seinen Zeitgenossen bald mit Ernst, bald mit überlegenem Scherz vorhielt, sich mit nichts als veralteten Dingen zu befassen, während er selbst ungehört und unbeachtet, unausgesetzt hinwies auf die notwendigen Umgestaltungen im Ökonomischen, in Erziehung und Unterricht, in

der Stellung des Arbeiters und der Frau, in dem Verhältnisse zwischen den beiden Geschlechtern und in dem der Einzelnen zu Staat und Kommune.

Man lese nur seine zwei kleinen Fehdeschriften, die eine gegen Goldschmidt und Edvard Meyer, die andere gegen Clara Raphael und Heiberg, um diesen 24jährigen Jüngling die Tonangebenden seiner Zeit zerpflücken zu sehen, so daß keine Faser an ihnen ganz blieb, und dies mit einer so ungeheueren geistigen Überlegenheit, daß ein paar mitunterlaufende kleine Irrtümer oder Geschmacklosigkeiten federleicht ins Gewicht fallen.

Er ragt in der Literatur jener Zeit mit ihrer gleichförmigen Bildung als eine vereinzelte originale Erscheinung hervor, er, der das „Système de la nature" gelesen und aus dem Werke gelernt hatte, er, der vertraut war mit Marx und mit Mill. Er durchschaut die Schellingsche Unklarheit Örsteds, er greift Kierkegaard wegen dessen reaktionärer Abfertigung der größten Reformgedanken der Zeit als bloßen „Lärm der Äußerlichkeit" voll Ingrimm an. Er weist das Erbärmliche der Haltungslosigkeit Goldschmidts nach, er verspottet das widerwärtige Geschwätz Clara Raphaels von der „Emanzipation der Damen" und setzt „Befreiung der Frau" an dessen Stelle. Sein Lebenswerk ist ein Fehdebrief gegen alle Theologie, ein Kriegsgeschrei gegen Heuchelei und Versumpfung. Und er hat vorzügliche Kampfmittel zu seiner Verfügung: Frische und Klarheit der Sprache, übermütige Satire, ein Geschütz von ausgezeichneten Kenntnissen, die Feuerwaffe der Reformbegeisterung und die blanke Waffe des Witzes.

Troels Lund: Lebensbeleuchtung

Alltagsleben im Norden während des 16. Jahrhunderts

Diese merkwürdige und originelle Schrift bildet zu gleicher Zeit einen Bestandteil des großen Werkes des Verfassers über die Geschichte Dänemarks und Norwegens im 16. Jahrhundert, von dem er nun in zwanzigjähriger rastloser Arbeit Band um Band ver-

öffentlicht hat, und ein Ganzes für sich, dessen Hauptpartie außerhalb des Rahmens des Werkes fällt.

Troels Lund stellt hier folgende Fragen: Wie nahm sich den damaligen nordischen Geschlechtern das Leben aus? Welcher Schimmer lag ihnen über alles gebreitet und woraus setzte dieser Farbenschimmer sich zusammen? Und um sie zu beantworten, geht er, von Assyrien und Babylon aus sich über Persien, Indien, China, Ägypten, Palästina, Griechenland und Rom verbreitend, die ganze Geschichte der Menschheit durch, zeigt, wie das Christentum und der Islam entstanden ist, verweilt bei den Grundanschauungen des Mittelalters, der Renaissance und der Reformation, um zu den eine neue Zeit begründenden Geistestaten des Kopernikus und Giordano Bruno zu gelangen. Von dem etwa 400 Seiten starken Buche nimmt somit das 16. Jahrhundert kaum den vierten Teil ein.

Doch der Leser hat sich nicht darüber zu beklagen, denn ein unterhaltenderes historisches Werk ist nicht leicht zu finden.

Der Verfasser geht von dem Standpunkte aus, daß Empfänglichkeit für Lichteindrücke und Ortsempfindungen die beiden ursprünglichsten und am tiefsten liegenden Äußerungsformen der menschlichen Intelligenz seien. Er greift die Auffassung des Unterschiedes zwischen Tag und Nacht und des Abstandes oder der Wechselwirkung zwischen Himmel und Erde auf und schildert ihre geschichtliche Entwicklung im Zeitenlaufe. Mit einem jener geistvollen Vergleiche, die seine Stärke bilden, erklärt er: „Wie in der menschlichen Wohnung die Entwicklung des Fensters von kahler Wand zur Holzluke, zum Fellrahmen, zur Glasscheibe stattfindet, so machte auch im menschlichen Geiste die Lichtöffnung ihre Entwicklung durch."

In den ältesten Kulturen, jenen Assurs und Babylons, wie übrigens durch Jahrtausende bis zum Jahre 1600, wird der Himmel als Decke und die Erde als Boden aufgefaßt; unter der Erde ist der dunkle Keller, die Unterwelt. All dies ist fest, die Fixsterne sind am Himmelsgewölbe befestigt. Es gibt nur ein einziges unruhiges Element, das sich in willkürlichen Bahnen zu bewegen scheint und also auch die Kraft besitzen muß, die wechselnden Menschenschicksale heraufzubeschwören: die sieben Planeten, zu welchen an Stelle der Erde die Sonne gerechnet wird. Von ihnen stammt die heilige Siebenzahl, stammen die sieben Tage der Woche usw.:

sie spinnen das Gewebe des Erdenlebens. Alle höhere Erkenntnis beruht demnach auf Sternendeutung, und eingehend weist der Verfasser nach, wie der Glaube an die Möglichkeit einer solchen Deutung allmählich alle Kulturen erobert und sich bis zu Tycho Brahes und Keplers Zeiten erhält. Es gibt ja doch einen Stern, der den heiligen drei Königen den Weg zur Krippe Christi weist; so hat denn selbst das jüdische Volk, so energisch es sich stets gegen die Sterndeutung sträubte, sich ihrer, als es aufhörte ein Volk zu sein, nicht erwehren können.

Der Glaube an Licht und Finsternis als an zwei kämpfende Mächte, deren Ringen mit jenem zwischen Gut und Böse identifiziert wird, wobei es Pflicht des Menschen ist, sich auf die Seite des Guten zu stellen, entstammt der Religion der Altperser. Von ihnen rührt denn auch der Teufelsglaube her und der Glaube an ein künftiges tausendjähriges Lichtreich, der in die jüdische Weltauffassung Eingang fand. Von den Ägyptern kam der Glaube an einen Gott der Sonne, der sich auf Erden gebären ließ, an eine Sonne, einen Gott, der des Nachts in das Totenreich herniedersteigt und, abwechselnd siegreich und leidend, der Herr der Welt und ihr Erlöser ist, an einen unsichtbaren Gott, der jedoch sichtbar wurde, und an dessen zwei verschiedene Naturen.

Von den Griechen, von Epikuräern und Stoikern, kam die Vorstellung einer allgemeinen Verbrüderung, bei der es nicht darauf ankam, ob man Grieche oder Barbar, Mann, Frau oder Sklave war. Von den Stoikern insbesondere kam die Bezeichnung Gottes als „unser Vater" und die Vorstellung, daß nicht Brandopfer oder Speiseopfer, sondern persönliche Hingebung der einzige würdige Ausdruck für das Verhältnis des Menschen zur göttlichen Macht sei.

Kurz, alle die Elemente, aus denen die christliche Lebensanschauung des 16. Jahrhunderts bestand, werden untersucht und in ihrem Mischungsverhältnis angegeben.

Betrachtet man das ganze Werk im Hinblick auf seinen Vorwurf, das 16. Jahrhundert, so läßt es sich kaum leugnen, daß allzu viele und allzu weithergeholte Voraussetzungen (die chinesische Kultur z. B.) einbezogen sind. Im Grunde handelte es sich doch nur um Erklärung des eingefleischten Teufelsglaubens des Jahrhunderts und dessen Sterndeutung, endlich um den ungeheueren Eindruck, den es auf die Gemüter machen mußte, als der Fixsternenhimmel gesprengt und die

Entdeckung gemacht wurde, daß nichts anderes um uns sei, als Raum und Weltkörper, Raum und immer neue Weltkörper ins Unendliche. Doch wie es sein selbständiges Interesse hat, den ganzen Entwicklungsgang bis dahin dargestellt zu sehen, so ist man dem Verfasser auch für die Offenheit und den Freimut dankbar, womit er die Folgen nachwies, die des Kopernikus' Entdeckung und die ihr von Giordiano Bruno gegebene Auslegung — die Erkenntnis, daß die Erde keineswegs der Mittelpunkt des Weltalls sei — für die Stellung unseres Zeitalters aller Mythologie früherer Zeiten gegenüber, notgedrungen haben mußten.

Diese Auseinandersetzungen, die sich in keiner Hinsicht sei es herausfordernd oder willfährig gebärden, sind eines reifen und erfahrenen Mannes Darlegung der Resultate eines Denker- und Forscherlebens.

Über den Vortrag und Stil des Werkes wäre viel zu sagen.

Der Vortrag ist vor allem außerordentlich geistvoll. Der Verfasser versteht es, uns die Anschauungen entschwundener Zeiten, durch Parallelen aus unserer eigenen Zeit zu verdeutlichen. Er zeigt z. B., daß für den Teufelsglauben jenes fernen Zeitalters die ganze Welt ein fürchterlicher Raum war, worin der wahrhaft Sehende wie ein Deliriumskranker überall Fliegen, Satansfliegen sah und dahin kam, sich alles mit Billionen von boshaften Teufeln erfüllt zu denken. Das erscheine uns verrückt, und doch faßten wir selbst eben jetzt Krankheit als Wirkung von Billionen von Bakterien und Bazillen auf, die in unendlicher Zahl die Luft und unseren eigenen Körper erfüllend, Ansteckung und Verderben verbreiten. Ganz ebenso weist er bei der Sternendeutung nach, sie sei ein Versuch gewesen, das Leben als Einheit zu begreifen. Jede Bewegung ging von Gott aus, der über dem achten Himmel thronte, und verpflanzte sich durch die sieben Himmelssphären auf die Erde herab, wo sie alle die unendlich vielen Bewegungen, den Wechsel der Jahreszeiten, Ebbe und Flut, das Steigen und Sinken der Lebenssäfte, hervorrief. Doch genau so behaupten auch die Denker der Jetztzeit, daß es nichts anderes wirkliches gebe, als Bewegungen, und daß alles, was wir Leben nennen, sich auf Ätherschwingungen zurückführen lasse. Mit anderen Worten, er besitzt im hohen Grade die Gabe, Lehrer zu sein, zu erklären.

Hiermit hängt die Eigenart seiner Sprache zusammen; sie ist eine Bildersprache. Nun gibt es aber zweierlei Arten von Bildern. Die eine ist die des Dichters, die unwillkürlich durch die Fülle der seinem Wesen innewohnenden Phantasie entsteht; diese Bilder haben das Eigentümliche, mit vollster Natürlichkeit, doch stets jählings, blitzartig eine Sache zu beleuchten und zu offenbaren. Die zweite Art sind die Gleichnisse des Lehrers, die Professorengleichnisse, die nichts anderes bezwecken, als zu erklären und begreiflich zu machen, die mit Fleiß gesucht werden und daher mitunter gesucht erscheinen, nicht eigentlich in das Gebiet der Phantasie, sondern in das des Unterrichtswesens gehören, daher festgehalten, ausgesponnen und ausgequetscht werden, bis all die Belehrung herausgepreßt ist, die sich herausquetschen ließ.

Troels Lund, der zugleich dichterisch und lehrhaft veranlagt ist, verfügt in seinem Buche in reichem Maße über beide Arten von Gleichnissen.

Er hat vortreffliche, bündige, poetische Gleichnisse. Hier einige Beispiele. Der Teufelsglaube machte den griechischen Gedanken wurmstichig. — Der aufgepfropfte Teil des Gottesbegriffs der Juden, der Glaube an den Nationalgott, trieb einen kräftigen Wurzelschoß, der Messiasgedanke war entstanden. — Die Griechen waren im Rücken von Bergen gedeckt, die zugleich Mauern gegen Feinde und Simse für Bienenkörbe und Weinstöcke bildeten. — Christi Liebeslehre war zur Theologie verwandelt. Nur gegen Vorweisung der vom Glauben verteilten Almosenscheine erhielt man Zutritt zum Festspiel des Lebens. Und dieses bestand in dem Anblick des göttlichen Gladiatorenspiels, des Opfertodes Christi. Während der Renaissance wurde das natürliche Denken und Fühlen der jungen Völkerschaften von mehr als einer Überschwemmung überflutet. Zugleich erfolgte ein Dammbruch. Mit unaufhaltsamer Kraft ergossen sich über Europa alle die lang verhaltenen Triebe und zurückgedämmten Neigungen. Wie rauschende Wildwasser, wie dampfender Gischt umwirbelten sie alle Verhältnisse. — Wie der Schatten von Mühlenflügeln huschte die Teufelsfurcht über das sonnbeleuchtete Fenster des Gemüts dahin, unruhig, unablässig. Man hätte toll werden können!

Dergleichen ist genial geschaut, frisch empfunden, vorzüglich geschrieben.

Doch finden sich andererseits auch Professorengleichnisse, die zuweilen drei, vier, fünf Seiten lang festgehalten und nach zehn Seiten nochmals aufgegriffen werden, damit sie dem Schüler nur ja nicht entfallen. Manchmal sind sie an und für sich ganz gut. So ist es ergötzlich, wenn die Entdeckung der Reformation, daß sich das der römischen Kirche Wesentliche (Papst, Meßopfer, Fegefeuer, Ablaß) im Neuen Testamente nicht erwähnt fände, folgendermaßen gekennzeichnet wird: Das Hauptbuch stimmte mit dem Kassenbestande nicht überein. Späterhin wird das Gleichnis, übrigens nicht ohne Humor, in allen Einzelheiten ausgeführt. Und noch nach zehn Seiten hat es der Verfasser derart in mente, daß er (ohne es an dieser Stelle im geringsten vorbereitet zu haben) schreibt: Während der Teufel vor der Kirche stand und auf die verlorene Seele wartete, schob man sie mit Hilfe der Messe rasch durch ein Loch in der Wand aus der Filiale ins Hauptbureau hinein.

Auf ähnliche Weise hantiert der Verfasser mit dem Bilde, daß zur Reformationszeit von allen Ecken und Enden der erschrockene Ruf der Menge erscholl: die Kirche brennt. Nachdem er dies umständlich erklärt hat, fährt er fort: Die drei Hauptleiter der Löschungsarbeiten waren in gerader Linie nach Norden aufgestellt: der Papst, Calvin und Luther. Auch dies findet seine umständliche Erklärung. Doch noch nach vier Seiten heißt es: Sie waren ja die Feuerwehr der Kirche, die den Schlauch der Rechtgläubigkeit handhabende Mannschaft usw., was nun aufs neue ausführlich auseinandergesetzt und erklärt wird.

Durch die außerordentliche Leichtigkeit, mit der er sich bildlich ausdrückt, läßt der Verfasser sich dazu verleiten, bald seine Bilder zu Tode zu hetzen, bald in bildliche Form zu bringen, was sich ganz und gar nicht dazu eignet. Er sagt z. B.: Mit kühler Ruhe konnten Epikuräer und Stoiker sich an der Antwort genügen lassen. Sie genossen deren gewölbte Glätte, ohne von deren aufreizendem Schweigen in Feuer und Flamme versetzt zu werden. — Die gewölbte Glätte einer Antwort; wenn dies kein Gongorismus ist, was wäre es denn!

Oder er schreibt: Hier lag eine Aufgabe vor, so großartig und

dringend, wie kaum eine zweite. Mit Hilfe der Himmelskörper das Maß der ganzen, ungeheueren Erde zu nehmen, die Länder zu zeichnen, dem Meer den Stempel der Zeit aufzudrücken, und die ganze gewaltige Kugel zum Niederknien auf einer Fläche zu zwingen. — Der Verfasser muß bei der nächsten Auflage diese kniende Kugel Schande halber zurücknehmen. Er darf es nicht zulassen, daß sein Stil mit dessen großen und seltenen Vorzügen so zur Manier ausarte.

Wenn man das Buch schließt und zurückblickt auf seinen Inhalt, so fühlt man sich dem Verfasser zu Dank verpflichtet. Etwas ganz Eigenartiges hat er hier geschaffen und nicht bloß ein Buch verfaßt, sondern eine Tat vollbracht.

Es fehlt mir an Gelehrsamkeit, um das Werk im einzelnen zu beurteilen. Meinem Dafürhalten nach ist Troels Lund einigermaßen traditionell in seinem Sprachgebrauch, womit ich nicht etwa meine, daß er zuweilen Zoroaster für Zarathustra u. dgl. m. schreibt. Was mich ein wenig stutzig macht, das ist die Art und Weise, wie er von Moses als historischer Persönlichkeit spricht. Von Holger Danske oder Wilhelm Tell würde er wohl nicht so schreiben. Gefreut hat es mich, daß er sich bei seiner Behandlung der Griechen das meisterhafte Werk „Griechische Denker“ von Gomperz zu nutze gemacht hat, und die Vorliebe zu verfolgen, mit der er die griechischen Philosophen und ihre ewig bewunderungswürdige Genialität behandelt. Nur allein dies eine, daß Aristarchos aus Samos 250 Jahre vor unserer Zeitrechnung erkennt, die Sonne bilde den Mittelpunkt unseres Systems, und die Erde sei ein Planet wie andere auch! Vertieft man sich in die Schrift Troels Lunds, so sieht man die Anschauungen aller Zeitalter und aller Länder über das Verhältnis zwischen Himmel und Erde an dem Auge vorübergleiten.

Der Verfasser schließt mit einer in warmempfundenen und dennoch fein skeptischen Worten gehaltenen verherrlichenden Schilderung des Entwicklungsglaubens, der heutigen Tags den Dogmenglauben früherer Zeiten abgelöst hat. Er erblickt in dem großen Mitleid die vorwärtstreibende Kraft der Entwicklung, merkwürdigerweise ohne auch nur mit einem Wort der warnenden Stimmen zu gedenken, die sich in der neuesten Zeit gegen eine Überschätzung des Mitleids erhoben, wofern das Ziel der Aufschwung der Menschheit

zu höherer Kultur sein soll. Doch ist der Schluß seines Buches sehr schön, das Testament eines Geistes, der, nachdem er sich über seine Erfahrungen und die der Menschheit ausgesprochen hat, zuletzt auch darlegt, woran er noch glaubt und was er liebt.

Troels Lund

Gesundheitsregeln im Norden im 16. Jahrhundert

Troels Lund hat die Gabe, unterhaltende, lehrreiche und erziehende Bücher zu schreiben. Kein dänischer Historiker ist so sehr Erzieher wie er. Andere stellen dar, was Jahr für Jahr in der Zeitenfolge geschehen ist, schildern die Personen, verbreiten sich über ihre Anlagen und Schwächen, ihre Tugenden und Laster, verweilen jedoch vor allem bei ihrer Politik und zeigen dem Leser die Folgen dieser Politik, als Proben auf deren Berechtigung oder Unvernunft. Sie wollen erzählen und wirken nur ganz indirekt erzieherisch.

Troels Lund hat sich auf das Studium eines einzigen Jahrhunderts des Nordens geworfen und stellt es stets im Querschnitt dar. Er zieht den einen Querschnitt nach dem andern durch das Zeitalter, in dem er besonders zu Hause ist, und läßt uns so die Menschen jener Zeit unter immer neuen Gesichtspunkten sehen. Hat er seinen Standpunkt eingenommen, seinen Gesichtswinkel gewählt und angelegt, so geht er in der Weise vor, daß er mit wenigen Worten, mit mustergültiger Klarheit eine einleitende Übersicht über die Art gibt, wie man vor drei- bis vierhundert Jahren in Bezug auf das vorliegende Problem dachte und fühlte, und hat er dann die Rahmen als eine Art geistigen Klaftermaßes aufgestellt, so füllt er sie bis zum Bersten mit Stoff an, häuft in jedem der Rahmen, fast ohne vermittelnde Übergänge, Vorfälle, Beispiele, bezeichnende Anekdoten auf, die alle die aufgestellten Behauptungen bekräftigen oder beweisen; ohne Verbindungsglieder liegen sie da, wie Scheite zwischen den Holzrahmen oder wie Steine ohne Mörtel in einer kyklopischen Mauer, so daß man sich darnach sehnt, wieder einmal den Historiker selbst reden zu hören, der vor

lauter Zitaten so lange nicht zu Worte kam. Hat er nun aber, breit und dicht, den halb unterirdischen Unterbau für seinen Rednerstuhl hergestellt, breiter noch, als es der doch mächtige der Rostra gewesen, der Rednerbühne auf dem Forum des alten Rom, so spricht er im eigenen Namen als der philosophische und erziehende Historiker, der er ist; versucht zweifelnd, fragend, prüfend, zuletzt entscheidend, aus all dem Unterhaltenden, das er mitgeteilt hat, eine Lehre zu ziehen.

Seltsam und stark wirkt hierdurch der folgende Gegensatz: Der von Troels Lund behandelte Stoff, zumal der der vorliegenden Schrift, ist grell, barock, unleidlich, bald Abscheu erregend, empörend, erschreckend als ein Berg von Aberglaube und Dummheit. Der ganze Stoff erscheint in schreienden Farben, die grell gegeneinander abstechen und das Auge verletzen. Der Ton hingegen, in dem der Führer durch diese Stoffwelt spricht, ist glatt und geschliffen, so geschliffen, daß man die Rede in Facetten spielen zu sehen glaubt. Die Stimme ist stets gedämpft; der Vortrag bewegt sich durchgehends in einer leichten, scherzenden Ironie, die steigt und sinkt in leisen Übergängen; die zahlreichen Gleichnisse, die niemals Visionen gleich denen eines Dichters, sondern aufklärende Illustrationen wie die eines vortrefflichen Lehrers oder Erziehers sind, werden mit Vorbedacht den einfachsten Lebensgebieten entnommen und sind um so trefflicher, je einfacher sie sind. Kurz, ein ausgeprägterer Gegensatz, als es hier zwischen dem mitgeteilten Stoffe und der Art seiner Mitteilung besteht, ist nicht leicht zu finden.

Um einen Augenblick bei der Formseite des Buches zu verweilen, noch dies: die vielen Gleichnisse sind in der Regel ebenso ergötzlich als schlicht. Mitunter aber spinnt der Verfasser sie zu weit aus und ist so eifrig in seiner Bilderjagd, daß die Feder ausfährt und spritzt.

Hier ein neuer, komischer Vergleich. „Das Leben war ein Spiel, bei dem Gesundheit und Glück der schwarze Peter waren. Die Pflicht erheischte, sie durch Aufopferung und Entsagung beständig an andere weiter gehen zu lassen. . . . Weh dem, der schließlich darauf ertappt wurde, mit dem schwarzen Peter dazusitzen.“ — Ein anderer Vergleich über die Sternendeutung lautet in gedrängterer Form folgendermaßen: „Sie betrachteten den Himmel als ein Ziffer-

blatt, darauf berechnet, unten auf der Erde abgelesen zu werden. . . . Von einer unsichtbaren Kraft, dem göttlichen Willen, getrieben, bewegen sich hier die Zeiger der Planeten umher und befruchten die Zahlen der Fixsterne." Die Himmelsuhr hat nicht wie ein gewöhnliches Zifferblatt nur zwei Zeiger, sondern die sieben der Planeten. Noch auch stehen die Ziffern am Rande des Umkreises, sie füllen die ganze Scheibe. Bis dahin wäre alles vortrefflich. Doch nun heißt es weiter: „Abwechselnd weisen auf sie die sieben Zeiger, die eben nicht immer die gleiche Länge haben, sondern bald auf ihren Bahnen so zusammenschrumpfen, daß sie ganz klein werden, bald wieder sich in ihrer ganzen Länge ausdehnen." Ist dies noch ein Gleichnis? — An anderer Stelle ist von Büchern die Rede, bei denen man keine Bürgschaft in betreff der Richtigkeit des angegebenen Schriftstellernamens habe, und da heißt es: „Die Nachfrage hat den Brauch, einen solchen anzunehmen, rasch entwickelt, zu einer Zeit, wo Urheberrecht ein unbekannter Begriff und ein Schriftstellername ein herrenloses Gut war, zu freier Benutzung für Freund und Feind, ein Baum an der Landstraße, in dessen Schatten jeder ruhen, in dessen Rinde jeder seinen Namen ritzen konnte." — Hier ist denn ein Name ein Baum geworden, in den man einen Namen ritzt.

Wenn man dies Buch nach beendeter Lektüre schließt, so kann man sich eines Gefühles von Entsetzen über das, was die Menschheit war und ist, nicht erwehren. Daß sie zweitausend Jahre nach Perikles, Sokrates, Aristophanes da hielt! Daß sie mit dem, was sie vor dreihundert bis vierhundert Jahren war, noch so viele verwandte Züge hat! Kaum eine Ansicht, eine Grundanschauung erwähnt das Buch (das sich obendrein nur mit den Gebildetsten jener Zeit beschäftigt), die sich heute noch anderswo als in einem Irrenhause fänden. Und diese Ideen beherrschten die Zeit; kraft derselben wurde das ganze Jahrhundert hindurch regiert, gepredigt, gelehrt, verurteilt, verbrannt und kuriert.

Die arme Menschheit versucht das Weltall und sich selbst zu erfassen; es ist, als sollte sie eine senkrechte Felswand hinanklimmen. Nicht nur, daß sie bei den Versuchen immer wieder abstürzt, sie wird mit Gewalt von allen den Obrigkeiten, die sie sich selbst bestellt hat, hinabgezerrt. Welches Schauspiel!

Ihre Versuche, die Entstehung der Krankheiten zu erfassen,

sind ja nur ein Beispiel, doch ein unendlich fruchtbares. Ob diese nun von Gott, vom Teufel, von den Sternen oder von allen miteinander hergeleitet werden, das Resultat ist Wahnsinn und Schrecken: Massensterben, dem man durch Massengebete an den Bußtagen in den Kirchen oder durch Massenverbrennungen von Hexen und Zauberern auf den Scheiterhaufen zu begegnen sucht.

Doch die ungeheure Dummheit oder ungeheure Grausamkeit ist nur der dunkle Hintergrund, von welchem die verschiedenen tastenden oder allzu verwegenen Versuche, die Geheimnisse des Naturalls zu durchdringen, sich in hellem Lichte abheben. Gesunde Wissenschaft war von den Griechen ererbt und im Mittelalter von den arabischen Weisen und Ärzten weiter entwickelt worden. Allein diese Wissenschaft verknöchert, als die Renaissance über sie hereinbricht, rasch zur Autorität, wirkt, fast im selben Grade wie die Theologie, hemmend und lähmend auf die Freiheit der Forschung. Die Theorien, vermöge deren man durch Brechmittel, Abführmittel und ewiges Blutabzapfen heilt, werden unmethodisch gebildet, auf die unzulänglichsten apriorischen Einfälle hin, die sich auf die Entdeckung überraschender, doch zufälliger und nichtssagender Analogien stützen. Und als man teilweise sich von der mittelalterlichen Grundauffassung loszumachen wagt, geschieht es nur, um dem Traum nachzujagen, sich mit einem Griff des Geheimnisses des Allebens bemächtigen zu können. Man sucht das Lebenselixier, den Stein der Weisen, Aqua vitae, das Gegengift wider alle Gifte, das Universalheilmittel, und in seiner tiefen Unwissenheit im Dunkel tappend, glaubt man die vornehmsten Heilkräfte in den kostbarsten Metallen und Edelsteinen, im Golde und in Smaragden zu finden. Einem sterbenden Papst gibt man ein Diamantenpulver ein.

Dennoch ist es ein erhabenes Schauspiel, den Forschergeist erwachen, ringen, trotzen und jubeln zu sehen — zu frühe jubeln, insofern er nur die ersten Schritte tut, aber mit Recht, insofern diese ersten Schritte die schwierigsten waren und sie die Bahn angaben, auf welcher alle die späteren großen Resultate gewonnen wurden.

Von der Bildfläche des Jahrhunderts lösen sich, in Troels Lunds Darstellung sicher gezeichnet und höchst fesselnd, zwei gewaltige Gestalten ab, auf welchen der Blick zuletzt haften bleibt: Paracelsus und sein Schüler Tycho Brahe.

Das große Publikum kennt den Namen des Paracelsus aus Holbergs Komödien und seine Gestalt nach dem Zuschnitt, den ein Dichter der Gegenwart ihr gegeben hat, aus Arthur Schnitzlers schönem Schauspiel; der wirkliche Paracelsus war eine Persönlichkeit in großem und extravagantem Renaissancestil. Dieser Schweizer, Theophrastus von Hohenheim, der die Heilkunde und Alchimie mit heiligem Eifer studierte, der dann von seiner Genialität und Abenteuerlust von Land zu Land herumgetrieben wurde, ebenso stark ruhmredig wie stark begabt, gleich sehr Bombastus wie Paracelsus, der als Feldscher Feldzüge nach Neapel und den Niederlanden mitmachte, in Dänemark Sigbrit besuchte und das Heer Christian II. nach Stockholm begleitete, um vorläufig, im Alter von 33 Jahren, als Professor der Physik und Medizin an der Universität von Basel zu landen, ist einer der ausgeprägtesten Typen der Zeit. Nur ein Jahr lang ließ man ihn in Basel in Frieden; denn seine Vorlesungen waren so ganz anders, als die seiner Zeit; er verwies auf die Beobachtung der Natur, nicht auf die arzneiwissenschaftlichen Schriftsteller der Griechen und Araber. Ja, an einem Johannisabende verbrannte er öffentlich die Werke der größten alten Autoritäten. Auch sprach er nicht latein, sondern deutsch. Und er heilte mittels wunderbarer und unbekannter Kuren haufenweise die Kranken, die von allen Seiten herbeiströmten, und nahm selten oder nie Bezahlung von ihnen an.

Eine schreiende Ungerechtigkeit in dem Auftreten der Obrigkeit gegen ihn vertrieb ihn von Basel, und von 1528 bis 1541 durchzog er aufs neue Europa, als ein begeisterter Apostel der Natur und des Naturevangeliums, nichtsdestoweniger von religiöser Menschenliebe durchdrungen, unruhig, vagabondierend, renommierend, überzeugt, daß ein Arzt ein Landstreicher sein müsse; denn die Krankheiten fuhren ja selbst weit und breit umher und hatten in jedem Lande einen anderen Charakter: „Die Natur ist ein Buch, das zu Fuß gelesen wird. Mit jedem Lande, das du siehst, schlägst du ein Blatt um im Gesetzbuche der Natur.“ Treffend sagt Troels Lund von ihm, daß er „freigebig, genügsam, unklar, aufgeblasen und verlottert, zwischen den beiden Extremen, ein Heiliger oder ein Marktschreier zu sein, beständig hin und her pendelte.“ Er fand den Tod 1541. Es wird behauptet, daß einige von mißgünstigen Ärzten gedungene Wegelagerer ihn von einem hochgelegenen Punkte in die Tiefe stürzten, so daß er zerschmettert unten liegen blieb.

Andere glauben, daß sein Tod durch einen zufälligen Sturz veranlaßt wurde.

Paracelsus sah in dem Arzte die ganze Naturforschung, betrieben zu dem Zwecke einer Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschheit, verkörpert. Darum verherrlichte er ihn. Nichts könne sich dem kundigen, gelehrten Arzte vergleichen, er begreife das Wesen aller Glieder des großen Weltkörpers; in der Kenntnis des Naturlebens besitze er die Schlüssel zu dem Reiche Gottes; seine Kunst sei die höchste; in ihr werde der Mensch Gott ähnlich.

Mit Feinheit macht Troels Lund darauf aufmerksam, daß diese Vergötterung des Naturforschers nicht um ein Haar lächerlicher ist als jene, zu deren Gegenstande die Romantik in den ersten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts den Dichter machte.

Die Grundanschauung des Paracelsus begegnet uns in Dänemark in der größten Gestalt der dänischen Wissenschaft, Tycho Brahe.

Ihm ist die Chemie und die Astronomie eng verbunden, die Chemie nur die irdische Seite der Sternkunde: „Das Leben ist der Strom, der von Gott ausgeht und zu Gott emporsteigt. Die Astronomie sieht die Tropfen, wie sie, aus vollen Schalen von oben dicht zum Strom gesammelt, über den Absturz gleiten. Die Chemie sieht sie von unten, wie sie, zum Schaumgebrause zerstäubt, aufs neue emporstreben. Es ist ein und desselben Lebens Strom. Jeder einzelne Tropfen spiegelt den ganzen Himmel."

Was er auf der Insel Hveen gründen wollte, war eine Heimstätte für die beobachtende Naturwissenschaft, nicht für die Himmelskunde allein, sondern für die Mathematik, die Chemie und die Meteorologie. Sein Drang, der Einheit des Weltalls inne zu werden und den Eindruck der Ganzheit zu empfangen, war ebenso stark wie sein Trieb nach Beobachtung und eigener Anschauung im einzelnen. Und Scharen von Schülern sammelten sich um ihn. Während die Kopenhagener Universität eine Kirchenschule war, in der sich der ganze Unterricht auf Autorität aufbaute, und in welcher Lehrer und Schüler über scholastische Albernheiten in barbarischem Latein dozierten und disputierten, tat Tycho Brahe auf Hveen jedem weit die Tore auf, der etwas lernen wollte, gleichviel, ob er ein Examen hinter sich hatte oder nicht. Er nahm nicht nur Mathematiker und Chemiker auf, sondern auch junge Seeleute, welche die Steuermannskunst, junge Landwirte, welche die Gartenkunst er-

lernen wollten, Laien wie Gelehrte, Frauen wie Männer. Er gründete eine Schule für erwachsene, denkende Menschen, in der keine andere Autorität anerkannt wurde als die Erfahrung, eine Art Volkshochschule, in einem Stile allerdings, wie keiner der dänischen Grundtvigianer je eine solche anlegte.

1596 hatte Tycho Brahe noch als Gast der Krönung Christians IV. beigewohnt, das Jahr darauf war er ein vertriebener, vom Könige verhöhnter Landflüchtiger, sein Lehen ihm genommen, der Aufenthalt auf Hveen ihm unmöglich gemacht. Ja, man hatte ihm verboten, von einer Bastion auf dem Westwalle Observationen anzustellen, wie chemische Versuche in seinem eigenen Hause in Kopenhagen vorzunehmen.

Was war der Grund? Der Verfasser antwortet mit diesem meisterlichen Passus: „Vergebens sucht man ihn allein in Brahes Starrsinn, dem Einflusse seiner Gegner, dem Brotneide der Ärzte, den Klagen der Bauern, dem Verfall einer Kapelle, der schlechten Bedienung eines Leuchtturmes, der Empfindlichkeit eines jungen Königs: alles derartige war nur Anlaß gebend. Der eigentliche, tiefe, entscheidende Grund, der mit Notwendigkeit seinen Sturz herbeiführte, war das unausgleichbare Mißverhältnis zwischen ihm und alle dem, was die Grundpfeiler des Bestehenden bildete. Dieser ‚gelehrte Arzt', der Vertreter der unabhängigen Naturforschung im Bunde mit Gott, dieses rein Menschlichen, keck und zuversichtlich, war in unlöslichem Widerstreit mit König, Kirche, Adelstand und Universität . . . Da zog denn Tycho Brahe heimatlos gen Süden, der Verbannung und dem Tode entgegen. Ein Stern erlosch am wissenschaftlichen Himmel des Nordens, der leuchtendste, der je dort funkelte. Doch niemand achtete dessen. Nur ein leises Glimmen stiebte noch dort und da aus der nachtschwarzen Erde empor, wie schwach leuchtende Glühwürmchen, wie wandernde Funken in verkohltem Papier. Die Hexenscheiterhaufen des Nordens schreckten jene ab, die tastender und unklarer als Tycho Brahe nach verbotener Macht und Erkenntnis strebten. Er war immerhin noch gnädig mit dem bloßen Verluste von Vermögen und Vaterland davon gekommen. — Man denke nur: Verspottung des Adels, freie Forschung, unentgeltliche Arznei, keine Teufelsbeschwörung bei der Taufe und achtzehn Jahre nicht bei der Kommunion! — Paracelsus wurde von seinen Standesgenossen ermordet, Michael Servet und Giordano Bruno von ihren Seelsorgern verbrannt."

13*

Ähnlich wie die frühere Schrift des Verfassers, die den Titel „Lebensbeleuchtung“ führt, so schließt auch diese beruhigend mit einem Hinweise auf die großen Fortschritte, die seither, besonders auf dem in dem Buche behandelten Gebiete, gemacht worden sind. Der größte ist wohl die Abnahme der Unreinlichkeit. Die Menschen lebten und atmeten in jenen Zeiten in einem Schmutz, wie er heute nur noch an den äußersten Grenzmarken der Zivilisation zu finden ist. In ganz Europa lebte man in Gestank und war mit Ungeziefer behaftet. Man wusch sich, wenn hoch, einmal die Woche und nahm keine Bäder. Noch im achtzehnten Jahrhundert stieg ein König wie Ludwig XIV. ins Grab, ohne daß ihm je ein Bad bereitet worden. Seither ist es den Ärzten gelungen, zu der Ansicht zu bekehren, daß Gesundheitspflege eine Notwendigkeit sei.

Läßt der moralische Fortschritt sich auch immer bestreiten, so ist doch der hygienische unbestreitbar. Im Norden weicht das jetzt lebende Geschlecht — mit etwelchen Ausnahmen — insoferne von den Vorfahren ab, als es sich wäscht und kein Ungeziefer hat. In den meisten anderen Punkten freilich sind die Kinder der heutigen Zeit die echten Söhne ihrer Väter.

Hammurabis Gesetzbuch

Franz Delitzsch, der den deutschen Kaiser für den Gedanken gewann, die Resultate der alttestamentlichen Bibelforschung allgemein zugänglich zu machen, behauptet den Zeitvorrang Babylons in Bezug auf eine Menge der im Alten Testamente berührten Vorstellungen, Überlieferungen und Einrichtungen. Vieles davon war bereits bekannt, doch haben die letzten Forschungen unsere Kenntnisse erweitert. Längst hat man die israelitischen Sagen von der Schöpfung der Welt, von den ältesten Patriarchen, von der großen Wasserflut, von Nebukadnezar zu reicheren babylonischen Mythen zurückverfolgt: längst hat man gewußt, wie viele Kulturelemente der Bibel (wie die Einteilung der Woche, wie Gewicht und Maß) aus Babel stammten, ein so schlechtes Zeugnis dieser großen Stadt im Alten Testamente ausgestellt wird. Neu ist, daß Delitzsch die Priorität des Glaubens an einen einigen Gott, Israels Stolz, für

Babylon in Anspruch nimmt, während der Jahwe-Name als Name schon längst für babylonisch galt. Es zeigt sich indessen, daß die Mehrzahl seiner Berufsgenossen hierin gegen ihn Front machen und meinen, er hätte da übers Ziel geschossen.

Was an diesen neueren Forschungen den stärksten Eindruck auf die Gemüter macht, ist jedoch, daß die gesetzlichen Bestimmungen, die in der Bibel, der Überlieferung nach, die geoffenbarten Gesetze Mosis bilden, sich größtenteils als Partien des fünfhundert Jahre vor Moses in Keilinschriften aufbewahrten Gesetzsystems des alten Babylon vorfinden.

Bei den Ausgrabungen in Persien ist es den Franzosen geglückt, das Gesetzbuch des babylonischen Königs Hammurabi zu finden, der größte Fund, den die Archäologie in den letzten Jahrzehnten gemacht hat. Hammurabi lebte 2500 Jahre vor Christus, also vor ungefähr 4400 Jahren, und sein Gesetzbuch ist ein so vorgeschrittenes Werk, daß mindestens eine tausendjährige Rechtsentwicklung dahinter liegen muß.

Es hat das größte Aufsehen in ganz Europa gemacht. In der dänischen Wochenschrift für Rechtswesen vom 3. Januar 1903 hat Herr Franz Dahl, der gründliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Rechtsarchäologie zu haben scheint, eine Übersicht des Inhalts unter dem Titel „Das älteste Gesetzbuch der Welt“ gegeben. Es verdient nicht bloß von Juristen, sondern vom allgemein gebildeten Leser gekannt zu werden.

Unter den von persischen Siegern von Babylon nach Susa weggeführten Denkmälern war auch das des Königs Hammurabi, auf dem sich ein Relief des Königs, wie er vom Sonnengotte Gesetze empfängt, befand und jene Gesetze selbst als Inschrift eingegraben waren. Von dieser Inschrift sind auf der Vorderseite sechzehn, auf der Rückseite achtundzwanzig Reihen erhalten, während fünf Reihen, die weggemeißelt wurden, fehlen.

Hammurabi erklärt hier, daß sein Gesetzbuch dauern werde bis ans Ende der Tage, auf daß Witwen und Waisen gesichert seien und der Schwache nicht zu leiden habe unter dem Starken, sondern Gerechtigkeit walte und der Geängstigte Hummurabi preise als den Vater seiner Untertanen, der Herz habe für sein Volk. Durch die uns erhaltenen 282 Paragraphen, das Familienrecht, Erbrecht, Vermögensrecht und Strafrecht betreffend, erhalten wir

ein zusammenhängendes Bild des Kulturzustandes jener fernen Zeit, der ein verhältnismäßig hoher war.

An der Spitze des Staates stand ein unumschränkter König. Die Stütze seiner Regierung bildete ein Heer von Beamten, die zugleich seine Lehensleute waren und deren Lehen auf den ältesten Sohn erblich überging.

Das Volk lebte vorzugsweise von Ackerbau, Viehzucht und Handel. Der Eigentümer bebaute selbst seinen Boden oder verpachtete ihn (bald ganz, bald zur Hälfte). Das Vieh wurde von einem Gemeindehirten gehütet; in der milden Jahreszeit graste es auf der Gemeindeweide. Die Flüsse bildeten die Handelswege, auf denen Schiffe die Frachten trugen. Es gab Regeln für die Mietkontrakte mit den Schiffern, wie auch dafür, wer bei Zusammenstößen zwischen den Schiffen den Verlust zu tragen habe. Wie sich aus den Bestimmungen ergibt, verstand man schon damals gesunkene Schiffe zu heben. Gelang dies, so verminderte sich die Verantwortung des Schiffers. — Der Kaufmann hatte manchmal einen Bevollmächtigten zum Vertrieb seiner Waren, der dann die Einnahme mit ihm teilte.

Die Familienverhältnisse waren im ganzen mit vieler Einsicht geordnet. Die Ehe war ursprünglich Brautkauf. Ging eine Verlobung dadurch zurück, daß sich der Bräutigam plötzlich weigerte, die Ehe einzugehen, so verlor dieser das Gut, das er in das Haus des Brautvaters hatte bringen lassen. Kamen hingegen die Schwierigkeiten von diesem letzteren, so erhielt der Bräutigam sein Eigentum zurück. Hatte ihn ein Freund verleumdet, so war es der Braut verboten, sich mit diesem Freunde zu vermählen.

Der Mann hatte eine rechtmäßige Gattin, die er durch Abschluß einer Übereinkunft vor den Ältesten geehlicht hatte. Tirkata heißt die Summe, die er dem Vater für sie erlegte, Shiriktu ihre Mitgift, d. h. die Geschenke, die sie von ihrer Familie erhalten hat. Sie bilden ihr Sondergut. Mann und Frau können ihre Vermögensverhältnisse derart ordnen, daß die Gläubiger des Mannes keine Rechtsverfolgung gegen die Frau geltend machen können. In diesem Falle hatte sie auch keine Haftpflicht für eine von dem Manne vor der Eheschließung aufgenommene Schuld.

Der Mann durfte ein Kebsweib haben, dessen Kinder er legitimieren konnte, ohne daß es deshalb selbst die gleiche Stellung

wie die Ehefrau einnahm. Es blieb auch weiter eine Sklavin, die, wenn sie keine Kinder bekam, verkauft wurde.

Die Mitgift der Mutter vererbte sich auf die Söhne. Starb sie, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so fiel die Mitgift an ihre Familie zurück, wofern die für sie erlegte Brautkaufsumme zurückerstattet wurde. Sonst wurde diese Summe von der Mitgift abgezogen. Die Kinder der Konkubine erbten nur, wenn sie der Vater dadurch für rechtmäßig erklärt hatte, daß er sie seine Söhne nannte; doch konnten sie unter keinen Umständen die Sklaven ihrer Halbbrüder werden. Im ganzen war mit Umsicht für die Kinder gesorgt. Wollte sich eine Witwe mit minderjährigen Kindern wieder verheiraten, so wurde das Vermögen der Kinder berechnet und ihnen sichergestellt.

Die Sklaven scheinen nicht hart behandelt worden zu sein. Das Recht, sie, wie im alten Rom, zu töten, hatte der Herr nicht. Die Sklaven des Königs konnten sich mit freien Frauen vermählen. Das Gesinde des Königs bildete eine Mittelklasse zwischen Sklaven und Freien.

Die Sklavinnen konnte der Mann, wenn er wollte, als Kebsweiber nehmen. Die jungen freien Mädchen konnte der Vater für den Tempeldienst bestimmen. Sie wurden dann entweder in die Tempelprostitution eingereiht, oder Priesterinnen, die zur Keuschheit verpflichtet waren und verbrannt wurden, falls sie eine liederliche Herberge eröffneten oder eine solche betraten. Für beide Klassen von jungen Frauen trat dann der Tempeldienst an die Stelle der Ehe, und sie erhielten vom Vater eine Tempelausstattung.

Das Strafrecht war streng; die Todesstrafe häufig, ohne besondere Rücksicht auf die Schwere des Verbrechens nach modernen Begriffen. Doch war die Kultur bereits so entwickelt, daß Blutrache und damit die heiligen Zufluchtsstätten abgeschafft waren.

Hammurabis Gesetz ist dem Gesetze Mosis ähnlich in seinem Versuch einer Durchführung des strengen Vergeltungsrechtes: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Erklärte indessen jemand unter seinem Eide, daß er den anderen unfreiwillig eine Wunde beibrachte, so brauchte er bloß den Arzt zu bezahlen. Starb der unfreiwillig Verletzte, so hatte der Angreifer nur eine Geldbuße zu erlegen.

Überhaupt legt der Gesetzgeber, trotz der Altertumsstrenge der Strafbestimmungen, einen stark entwickelten gesunden Verstand an

den Tag, der die Stelle der Humanität versieht. Die Gattin, die mit einem Geliebten ertappt wird, wird ins Wasser geworfen und der Geliebte mit ihr. Allein die erstere kann vom Gatten, der letztere vom König begnadigt werden. Wird der Mann im Kriege gefangen genommen, und die Gattin „geht hinein in ein anderes Haus“, so wird sie freigesprochen, wofern sich in ihrem eigenen Hause nicht mehr der nötige Lebensunterhalt vorfand, und kehrt der Mann zurück, so sollen die Kinder, die sie dem anderen Manne geboren hat, bei diesem bleiben, sie selbst aber zu ihrem ersten Manne zurückkehren.

Der abergläubischen Vorstellungen sind nicht so viele wie im europäischen Mittelalter. Am auffallendsten sind die Gottesurteile, die man durch die Wasserprobe erlangte. Wer von dem Strome, in den man ihn oder sie steigen ließ, mit fortgerissen wurde, galt für schuldig.

Obschon Hammurabi, nach der künstlerischen Darstellung auf seinem Denkmale, alle diese Gesetze vom Sonnengott empfing, hält man es in unseren Tagen für ausgeschlossen, daß die Babylonier ihr Rechtssystem durch eine besondere Offenbarung erhalten haben sollten. Ihre menschliche Vernunft erachtet man hierzu als ausreichend. Um so sonderbarer ist es, daß noch heutigentags darüber gehadert werden kann, inwiefern man sich das weit spätere Gesetz Mosis als der Welt durch göttliche Offenbarung zugekommen zu denken habe. Delitzsch wird sogar von seinen eigenen Schülern angegriffen, weil er hier auf die Offenbarung in seinem Herzen hinwies, die ihm eine geschriebene Offenbarung überflüssig mache.

Die Phantasie und das Leben

Der frühere französische Minister des Äußern, Gabriel Hanotaux, hat in dem Blatte „Le Journal“ in einer Reihe von Artikeln, betitelt „Balzac als Buchdrucker“, auf Grund des ihm von dem bekannten Balzacforscher Vicomte de Lovenjoul zur Verfügung gestellten neuen Materials verschiedene neue Aufklärungen über Balzacs Jugendleben gegeben. Er bedauert dabei lebhaft, daß der große Romanschriftsteller nicht seine Lebensgeschichte geschrieben habe.

Sie würde sich, seiner Behauptung nach, zu einem nichts weniger merkwürdigen und lehrreichen Buche gestaltet haben, als Rousseaus „Bekenntnisse“ oder George Sands „Erinnerungen“, zu einem Roman, romantischer als irgend eine seiner erdichteten Erzählungen.

Freilich, fügt er mit einer gewissen Treuherzigkeit hinzu, finden sich Stücke seiner Biographie rings in seinem Lebenswerke zerstreut. Die Geschichte der Druckerei in den „Verlorenen Illusionen“ ist die Geschichte von Balzacs eigener Druckerei, das Fallissement in „César Birotteau“ das Balzacs und seiner Kompagnons. Hanotaux hat Aufklärungen über die Dame gesucht und gefunden, die nach Balzacs oft wiederholten Äußerungen von 1823—1833 (d. i. von seinem vierundzwanzigsten bis zu seinem vierunddreißigsten Jahr) als der gute Engel seines Lebens mit der Liebe einer Mutter und einer Geliebten über ihn wachte. Wie er nun nachweist, war sie volle zweiundzwanzig Jahre älter als Balzac — woraus sich der breite Raum erklärt, den die Liebe der älteren Frau in seinen Erzählungen einnimmt. Hanotaux erklärt, daß Balzac bei der Schilderung der weiblichen Hauptperson sowohl in dem Romane „Die Lilie im Tal“ wie in seiner „Herzogin von Langeais“ an sie gedacht habe. Wir erfahren, daß ihr Vater ein deutscher Harfenspieler in dem Orchester Maria Antoinettes war, daß sie selbst keine Geringeren zu Paten hatte als Ludwig den Sechzehnten und Maria Antoinette, und daß sich Balzacs Liebe zu den Bourbonen wie seine Verbindungen mit gewissen Mitgliedern des Hochadels auf sie zurückführen lassen. Mit andern Worten, Hanotaux hat zu seiner Verwunderung erfahren, daß sich in Balzacs Romanen weit mehr Erlebtes berge, als er geahnt hat.

Es dürfte Leser geben, die dies nicht im selben Maße wundernehmen wird. Die Formel für gute Dichtung ist wohl überhaupt die, daß sie stets erlebt ist, wenn auch selten oder nie gerade in solcher Weise. Und wer von dieser Formel ausgeht, den wird es schwerlich überraschen, sie bestätigt zu finden.

Lange Zeiten hindurch und in vielen Ländern hat man die Einbildungskraft als eine Art Riesenspinne betrachtet, die aus sich heraus Hirngespinste in allerlei schönen Figuren spinne. Nun stellt man sich sie allerdings eher als eine Pflanze vor, die ihre Nahrung aus dem Boden zieht, in dem sie allein gedeiht, den Beobachtungen und Erlebnissen des Dichtenden.

Die großen modernen Dichter, deren Leben aufgeschlagen vor uns liegt, wie das Goethes, haben uns gezeigt, wie die Phantasie aus den Eindrücken der Wirklichkeit emporwächst und mittelst ihres geheimnisvollen Waltens die letzteren umgestaltet und unkenntlich macht. In nicht wenigen Fällen können wir die zerstreuten Elemente unterscheiden, die in einem gegebenen Augenblick bei ihm zusammenschossen und die Kristalle der Dichtung bildeten. Geistvolle Kritik hat unser Auge für die Mischung dieser Elemente im Zauberkessel der Phantasie geöffnet, während geistlose Kritik sich in eine schlechte und zu nichts führende Modellschnüffelei verlor. Man weiß trotz aller Bestrebungen deutscher Gelehrter nichts darüber, wen Goethe vor Augen hatte, als er sein Klärchen schrieb, und darauf kommt es auch gar nicht an, wohl aber darauf, daß Goethes ganzes dichterisches Lebenswerk in tieferem Sinne erlebt ist. Max Klinger, der eines Abends einer Vorstellung von Fausts zweitem Teil beigewohnt, meinte, als er heimkam: „Was mich besonders überraschte, war, daß dies ja durch und durch Goethe und sein Leben ist."

Da sich nun in den Fällen, wo wir die Erlebnisse und Erfahrungen eines großen modernen Schriftstellers kennen, in der Regel verfolgen läßt, wie er dieselben in seiner Dichtung verwertet und verarbeitet, so liegt die Annahme nahe, daß es auch in alten Tagen sich so verhalten habe, oder mit anderen Worten, daß die Dichter stets so vorgingen, die zum mindesten, die etwas taugten.

Daß die modernen Dichter von sich eingenommen sind, darüber wird wohl bei niemandem, der sich in ihrem Kreise bewegt hat, ein Zweifel obwalten. Die liebenswürdigen und feinen lassen es sich nicht anmerken; die naiven und besonders eigensüchtigen hören nicht auf, einen daran zu mahnen; die unter allen am wenigsten kurzweiligen wittern überall ihren eigenen Einfluß, sehen sich überall nachgeahmt. Man kann einzelnen gegenüber nennen, wen man wolle, die Antwort lautet unfehlbar: Er steht auf meinen Schultern. Viele und nicht etwa nur die Untergeordneten, Männer wie Öhlenschläger und Andersen unter den Alten, waren unausgesetzt mit sich selbst beschäftigt. Wer von den Schriftstellern einen wirklichen oder vermeintlichen Nebenbuhler hat, der fühlt ihn fortwährend auf der Nase reiten, sieht sich die Augen an ihm blind und haßt ihn dementsprechend. Kurz, der moderne Dichter hat die Fehler und Vorzüge,

wie sie ein stark potenziertes inneres Leben, das zu steter Ausgestaltung des Inneren veranlagt ist, mit sich bringt. Doch kann es da wundernehmen, daß der Lebenslauf des Dichters in seinen Schriften Spuren hinterläßt? In alten Tagen machte man zwischen sogenannt objektiven und sogenannt subjektiven Dichtern einen großen Unterschied. Der Unterschied besteht im Grunde nur darin, daß der eine hauptsächlich seine Beobachtungen, der andere vornehmlich seine Erlebnisse benützt. Der italienische Dichter Rapisardi antwortete eines Tages einem Besucher, der ihn frug, ob er nicht Lust hätte, nun, da er hoch in den Fünfzigen stände, seine Biographie zu schreiben: „Wozu? Es steht ja alles in meinen Versen."

Ist es aber auf diese Art recht wohl möglich, die Erlebnisse und Gefühle des modernen Dichters, soweit man sie kennt, in den Schöpfungen seiner freien Phantasie wiederzufinden, so läßt sich auch nicht von vornherein in Abrede stellen, daß es bei einem Dichter der Vergangenheit gelingen könnte, seine uns weit weniger bekannten Gefühle und Erlebnisse aus den Werken zu ermitteln, die uns von seiner Hand erhalten sind.

Und dennoch hielt man ein solches Beginnen lange Zeit für so unvernünftig, daß es beispielsweise einem Shakespeare gegenüber sozusagen gar nicht versucht wurde. Man ließ es bei der vermeintlichen Unpersönlichkeit Shakespeares bewenden. Im Grunde war und ist die englische Auffassung die gleiche, wie die einmal vor einigen Jahren von P. A. Daniel, dem grundgelehrten Herausgeber so vieler Shakespeare-Dramen, in Faksimilien der alten Quartbände, ausgesprochene, daß nämlich Shakespeare in seiner übermenschlichen Größe keiner Erfahrungen und Erlebnisse über andere Menschen bedurfte, sondern von selbst alles Menschliche wußte, dessen er benötigt war. Die dementsprechende deutsche Auffassung ist der Hauptsache nach die von Shakespeare als einem Ideal von ethischer Lebensweisheit und politischer Einsicht, vermöge deren er in seinen verschiedenen Dramen bald dieser, bald jener unsterblichen Idee poetische Form lieh.

Der Versuch, Shakespeare selbst in seinen Dramen zu finden, läßt sich nun auf zweierlei Weise anstellen. Zum Teil auf eine, die ich nicht für empfehlenswert halte. Man geht davon aus, in Shakespeare den Inbegriff der Größe, der Gesundheit, des seelischen

Gleichgewichts zu sehen. Überall, wo man in seinen Werken auf etwas stößt, das mit diesen Vorstellungen nicht im Einklange zu stehen scheint, da erklärt man es für unecht, selbst wenn sämtliche englische Kritiker, die Shakespeare in ihrer Muttersprache lesen, es als unzweifelhaft echt betrachten. Man sondert z. B. „Troilus und Kressida“ und „Timon“ als unshakespearisch aus, wodurch ein völlig harmonischer, hoch über dem Leben schwebender Shakespeare sich aus den Werken ergibt.

Die zweite Art des Vorgehens beginnt damit, alles als shakespearisch anzuerkennen, was die Kritik der Jahrhunderte im Vaterlande und in der Muttersprache des Dichters ihm zugeschrieben hat, und versucht dann auf dieser Grundlage, seiner Gestalt habhaft zu werden.

Überall, wo Shakespeare zu Beginn seiner Laufbahn die Werke anderer Männer umgearbeitet hat, gilt es, genau darauf zu achten, was er ausstreicht, was er bewahrt, was er hinzufügt — so wird man von seinen Ansichten, von seinem Geschmacke einen Begriff erhalten.

Überall, wo Shakespeare Verhältnisse aus seinem eigenen Leben berührt — wie z. B. die Heirat mit einer bedeutend älteren Frau — achte man genau darauf, was seinen verständigen Personen hierüber in den Mund gelegt ist.

Man horche bei allen den Fällen hoch auf, wo er förmlich im eigenen Namen spricht, wie bei den Aussprüchen Hamlets über die Schauspielkunst oder bei der Verherrlichung Heinrichs V. als König usw.

Man achte sorgsam auf jene Fälle, wo uns der vom Dichter behandelte Stoff außer seinem Schauspiele und in diesem vorliegt (Antonius und Kleopatra z. B.). Nach welcher Richtung hin er sich da den Stoff zurechtlegt, zeigt seinen damaligen Standpunkt, wie z. B., wenn er Kleopatra Handlungen aufbürdet, die sie herabsetzen, die sie aber nicht begangen hat.

Man wird ferner seine Kenntnis der Persönlichkeit Shakespeares nicht wenig durch die Beobachtung bereichern, daß er in jenen fanatischen Zeiten niemals Erbitterung über den Katholizismus an den Tag legt, gehässige Äußerungen in den Stücken, die er bearbeitet, ausmerzt und, ohne die geringste Sympathie für den katholischen Dogmenglauben zu verraten, die Vertreter der

katholischen Religion mit Wohlwollen und Wärme schildert. Desgleichen ist es in Bezug auf Shakespeares politische Grundanschauung nicht wenig lehrreich, zu verfolgen, in welch ungünstiges Licht er zeitlebens das Volk als Menge oder Haufe stellt, wie er in seinem „König Johann" des Freibriefes Englands nicht einmal erwähnt und allenthalben aristokratische Größe verherrlicht.

Wer von der Überzeugung ausgeht, daß zwischen Shakespeares Leben und Dichtung ein steter Zusammenhang herrscht, der wird auch den zahlreichen Versuchen kühl gegenüberstehen, wegen des vielen Herkömmlichen und der vielen Nachahmungen in seinen Sonetten, diesen allen Wert als selbstbiographischen Stoff abzusprechen. Man muß selbst sehr wenig Künstlerblut in den Adern haben, wenn man sich einbildet, daß Shakespeare Dutzende und aber Dutzende von Sonetten als bloße Stilproben hätte schreiben können, ohne daß der Inhalt in irgend welchem Zusammenhang mit seinem Leben gestanden wäre. (Wie die letzte Weisheit des Tages ja doch lautet.)

So wie man ganz im allgemeinen Shakespeares Alltagsleben hier und da aus seinen Dichtungen herausfühlen kann (seine Wirtshauserfahrungen z. B. aus Heinrich IV.), so wird man unwillkürlich auch nach den Spuren des Wenigen, das wir von seinem Leben wissen oder zu wissen glauben, in seinen Werken fahnden. Wir finden die Überlieferung, daß er von Sir Thomas Lucy wegen Wilddieberei aus Stratford weggejagt wurde, bestärkt, wenn wir ihn in den „Lustigen Weibern" Sir Thomas' Adelswappen verspotten sehen; das unterliegt wohl keinem Zweifel. Doch es gibt noch manches andere Übereinstimmende.

Shakespeare verlor 1596 seinen einzigen Sohn. Ist es nun nicht auffallend, daß jenes seiner Dramen, welches die Trauer über den Verlust eines kleinen Knaben am ergreifendsten darstellt, daß „König Johann" 1596—1597 geschrieben ist?

1601 verlor Shakespeare seinen Vater. Ist es nicht auffallend, daß von seinen Schauspielen dasjenige, das sich ganz um die Liebe eines Sohnes zu seinem verstorbenen Vater dreht, sein „Hamlet", dasselbe Jahr in seiner Phantasie Gestalt anzunehmen beginnt?

1608 verliert Shakespeare seine Mutter. Man ist darin einig, die Entstehung seines „Coriolanus", jenes Dramas, das seine stolzeste Muttergestalt, die Mutter eines großen Sohnes,

enthält, in dieses und das folgende Jahr zu verlegen. All dies zusammen ist nicht zufällig.

Insofern wir endlich mit einiger Sicherheit die Reihenfolge von Shakespeares Schauspielen zu bestimmen vermögen, sind wir im stande, seinen persönlichen Entwicklungsgang von der jugendlichen Sinnenfreude in „Venus und Adonis“ bis zu der genialen Reife und großartigen Entsagung im „Sturm“ zu verfolgen.

So geht es denn mit den literarischen Größen der Vergangenheit wie mit jenen der Gegenwart. In ihrer Dichtung kam ihr Leben zur Gestaltung. Nur läßt sich dies schwieriger und unsicherer bei einer 300 Jahre alten Dichtung darlegen, als es bei einer neuen herauszufinden ist.

Shakespeare-Bacon

In den letzten zwei Monaten ist die englisch redende Leserwelt durch eine Unzahl Artikel, zumeist vier, fünf, nicht selten neun in jeder einzelnen Nummer der „Times“, von einer Frage in Aufruhr versetzt worden, welche die naiven Seelen, die an die Möglichkeit glauben, einer Verrücktheit so gründlich den Garaus zu machen, daß sie kein weiteres Lebenszeichen von sich gibt, als tot betrachteten. Es ist dies die Frage, ob nicht Lord Bacon die Werke geschrieben habe, die nun seit dreihundert Jahren unter dem Namen Shakespeares auftraten.

Auf die Gefahr hin, eine Anzahl Leser abzustoßen, die mit Recht vorziehen, die Argumente an die Spitze, die Scheltworte, wenn es deren bedarf, an den Schluß gestellt zu sehen, fühle ich mich zu dem Herzenserguß gedrängt, daß mir noch jedesmal, wenn ich nach jahrelanger Unterbrechung mich neuerdings in den Tiefsinn der „Baconianer“ versenke, zu Mute war, als sähe ich ein loderndes, tanzendes Irrenhaus vor mir.

Nachdem ich mir so das Herz erleichtert habe, will ich versuchen, ruhig und besonnen auseinanderzusetzen, was in diesem Augenblicke Millionen Menschen des angelsächsischen Stammes so beschäftigt, daß sie nahe daran sind, den Burenkrieg darüber zu vergessen.

Nach dem Beispiele zahlreicher Vorgänger und insbesondere Vorgängerinnen hat vor kurzem eine Frau Gallup, die rasch Bewunderinnen in den Damen Gay und Bird, wie männliche Verfechter in den Herren Mallock, Sinett, Whitwell, Theobald, Hookham und vielen anderen fand, in einem „Bacons zweiseitige Ziffer" betitelten Buche der Menschheit ihre Entdeckung einer Ziffernschrift mitgeteilt, die Lord Bacon in der ersten Folio-Ausgabe von Shakespeares Dramen 1623, ferner in der Vorrede zu einer Dichtung Spensers vom Jahre 1591 hinterlegt und mit deren Hilfe er der Welt das Geheimnis anvertraut habe, daß er und kein anderer es sei, der sowohl alle Dichterwerke Spensers wie alle die Shakespeares verfaßte.

Das Anziehende an Frau Gallup ist neben vielem andern, daß sie nicht knauserig zu Werke geht. Wenn Bacon neben allem dem, was er im eigenen Namen schrieb und leistete, auch alle Shakespeareschen Werke verfaßt haben soll, kann er doch sehr wohl auch die Spensers gedichtet haben. Ignatus Donelly hatte schon 1888 mittelst einer andern Ziffer, „des großen Kryptograms", bewiesen, daß Bacon außer allen den Stücken Shakespeares auch alle die Kristoffer Marlowes schrieb. Frau Pott hat etwas früher nachgewiesen, daß Bacon außer Shakespeares und Marlowes Dramen auch alle jene schuf, als deren Verfasser bisher Marstone, Massinger, Middleton, Greene, Shirley und Webster galten. Es ist daher schwer zu fassen, warum Bacon, da er schon einmal an der Arbeit war, nicht gleich auch die Werke Spensers hätte schreiben sollen. Es ist überhaupt kein Grund vorhanden, so mitten im schönsten Laufe innezuhalten. Darum kommt denn auch ein besonders grimmer, erbitterter Feind Shakespeares, Herr Eugen Reichel — den ich einst als einen begabten jungen Mann kannte, der noch nicht nach herostratischem Ruhm geizte — und klärt uns in seinem Werke „Shakespeare-Literatur" darüber auf, daß nicht nur unser Shakespeare ein bloßer Strohmann war, sondern auch Lord Bacon nichts mehr, nichts anderes, ja obendrein ein Schwindler und Betrüger gewesen. Von den beiden habe nämlich keiner auch nur ein Wort von den ihnen zugeschriebenen Werken verfaßt. Diese stammten vielmehr von einem und demselben Manne, einer unbekannten Größe, von deren Dasein wir nichts ahnten. Das eine ist so klug wie das andere. Man hätte sich indessen verschwören

mögen, daß die Menschen, außer in Irrenanstalten, den babylonischen Turmbau des Wahnwitzes zu solcher Höhe emporzuführen vermöchten.

Doch zurück zu der edlen Frau, deren Scharfsinn im Augenblick das Vorrecht genießt, England und Nordamerika zu beschäftigen. Die von Frau Gallup gefundene Ziffer wird nur von den Buchstaben gebildet, die in Bacons, Shakespeares und Spensers Büchern in Kursivschrift gedruckt sind, wobei fünf gewöhnliche Buchstaben erforderlich sind, um einen der Zifferschrift herzustellen. Sie hat angeblich die Entdeckung gemacht, daß die Kursivbuchstaben in jenen Büchern zwei verschiedenartigen Alphabeten angehören, die wir als a und b bezeichnen können und von denen das Alphabet a am häufigsten zur Anwendung kommt. Die Kombination abaaa bedeutet i, die Kombination baaba bedeutet t, baaab bedeutet s usw.

Diese Ziffer habe Bacon benützt, um uns Nachkommen geheimnisvolle Mitteilungen zu machen. Dagegen ist vor allem die Grundeinwendung zu machen, daß in Wirklichkeit gar nicht zweierlei Alphabete dort verwendet sind, wo Frau Gallup es nachweisen zu können glaubt. Der einzige Buchstabe, der in zwei etwas abweichenden Formen vorkommt, augenscheinlich, weil der eine Vorrat ausgegangen war, ist w; im übrigen besteht kein größerer Unterschied in der Form und Stellung der Buchstaben, als durch die mangelhafte Gieß-, Satz- und Druckweise jener Zeit naturgemäß hervorgerufen werden mußte. Es ist mithin ein vollkommen willkürliches Vorgehen von Frau Gallup, ein etwas dünneres oder dickeres t auf das eine oder das andere Alphabet zurückführen zu wollen. Ein Korrespondent der „Times", dem in der Nummer vom 6. Januar 1902 sechs große Spalten überlassen wurden, hat mittelst der dreifach vergrößerten Kursivbuchstaben aus Spensers Zueignungsbriefe die Unmöglichkeit nachgewiesen, die Buchstaben des einen Alphabetes von jenen des anderen zu unterscheiden. Sie sind allesamt im wesentlichen gleich und allesamt ein klein wenig verschieden, so daß man eher von sechs oder acht, als von zwei Alphabeten sprechen könnte. Die Dame hat also (hoffentlich unbewußt) mit vollkommener Willkür die Buchstaben in Gruppen geordnet und daraus ihre Schlüsse gezogen. Was sie auf diese Weise ans Licht brachte, ist erbaulich und unterhaltend. Aus der Inhaltsliste

der Dramen in der ersten Folio-Ausgabe Shakespeares liest sie z. B. einen Text heraus, der folgendermaßen beginnt:

Königin Elisabeth ist meine wahre Mutter und ich bin der rechtmäßige Erbe des Thrones von England usw. F. Bacon.

Francis Bacon, der Sohn Elisabeths! Ist schon nicht übel. Rechtmäßiger Erbe Englands! Das läßt sich hören. Daß aber der Lord Kanzler keine bessere Stelle fand, dieses anstößige Geheimnis zu verbergen und zu verraten, als die Inhaltsliste der Shakespeareschen Stücke — das ist unleugbar seltsam. Und wäre nicht Frau Gallup zur Welt gekommen, nicht mit ihrer an das Übernatürliche grenzenden Divinationsgabe begnadet worden, so wüßte noch heutigentages niemand von uns etwas davon, und das Geheimnis wäre ewig ein Geheimnis geblieben. In dem Zueignungsbriefe zu Spensers „Ruine of Time" beklagt sich Bacon in der Ziffernschrift (leider in einem sehr schlechten Stil), daß er durch solche „wenig bekannte und wenig verdächtige Mittel" einem Freunde sein Herz ausschütten und sein der Welt verborgenes dichterisches Schaffen verraten müsse.

Was einem Frau Gallup, diesem Lamme gegenüber, das harte Herz erweicht, das ist, daß sie uns doch wenigstens ihre Bacon-Ziffer mitgeteilt, uns also die Kontrolle ihrer Entdeckung ermöglicht hat. Dadurch unterscheidet sie sich vorteilhaft von ihrem amerikanischen Vorgänger, dem frechen Kumpan Donelly, der ein Vermögen an seinem Ziffernbuche verdient hat, sich aber hartnäckig weigert, uns den von ihm benützten Schlüssel mitzuteilen. Und er fand doch, Bacon habe in dem ersten Shakespeare-Folio geradezu mitgeteilt: „Cecil (der erste Minister Elisabeths) sagte, daß Marlowe oder Shakespeare nie ein Wort davon schrieben." Das hat Bacon rund heraus gesagt; denn bei Shakespeare steht Seite 76, Spalte 1, als 182. Wort seas; Seite 75, Spalte 1, als 121. Wort ill; Seite 76, Spalte 2, als 247. Wort said; Seite 75, Spalte 1, als 408. Wort that; Seite 76, Spalte 1, als 391. Wort More; Seite 74, Spalte 1, als 226. Wort low; Seite 76, Spalte 1, als 22. Wort or; Seite 75, Spalte 2, als 28. Wort Shak'st; Seite 75, Spalte 1, als 121. Wort spur; Seite 76, Spalte 1, als 441. Wort never; Seite 76, Spalte 2, als 220. Wort writ; Seite 76, Spalte 1, als 327. Wort a; Seite 76, Spalte 1, als 317. Wort word; Seite 74, Spalte 2, als 115. Wort of; Seite 74, Spalte 1, als 53. Wort them — was Seas ill said

that More low or Shak'st spur never writ a word of them macht — man sieht, die Schreibweise der Namen Cecil, Marlowe und Shakespeare ist originell. Ich möchte wissen, was in aller Welt sich aus irgend welchem Buche der Erde, auf solche Weise gelesen, nicht herausbringen ließe! Herr Donelly weist dergestalt denn auch nach, daß Shakespeare ein in jeder Beziehung erbärmlicher Wicht, zudem krank und von Jugend auf verkommen war.

Und dies hat auf Hunderttausende von Menschen in den zivilisiertesten Ländern der Erde Eindruck gemacht! Einen hohen Begriff von der Menschheit gibt das eben nicht.

Fragt nun der Leser, wie es komme, daß Bacon, der doch im Innersten sich nicht gar vieler Dinge schämte, vielmehr seine Wohltäter systematisch preisgab, vor den Mächtigen kroch, sich bestechen ließ, das Recht beugte usw., sich in dem Grade schämte, den „Sommernachtstraum", „Romeo und Julie" und „König Lear" geschrieben, in dem Grade sich dagegen sträubte, Falstaff und Hamlet geschaffen zu haben, daß er dies nur seinen zeitgenössischen Setzern und jenen Freunden Shakespeares anzuvertrauen wagte, die nach des letzteren Tode dessen Werke herausgaben, sonst aber keiner Menschenseele zu seiner Zeit — so lautet die Antwort der Baconianer, daß seine Mutter, die er ehrte, und Königin Elisabeth, deren Wohlwollen ihm für seine Laufbahn unerläßlich war, die Schauspieldichtung geringschätzten. Vergebens hat man dagegen eingewendet, daß von damaligen Schauspieldichtern John Bale und John Still die Bischofswürde erhielten, ja daß Thomas Sackville von Elisabeth zu ihrem Lord Schatzkammerkanzler ernannt wurde. Vergebens auch hat man gefragt, warum denn also Bacon nicht 1623 unumwunden die Wahrheit gesagt habe, da sowohl seine Mutter, als auch Elisabeth tot waren?

Hinter dem Ganzen steckt der alberne Zweifel an der Möglichkeit, daß ein Mann von der mangelhaften Schulbildung eines William Shakespeare die Kenntnisse an den Tag legen konnte, von denen die Dramen zeugen, und schrecklich ist es, welche Männer beschränkt genug waren, einen solchen Zweifel zu äußern. Nietzsche ist unter ihnen. Nicht ausgezeichnete Schulkenntnisse machen die dichterischen Genies. Dazu gehört anderes; und was die Hauptsache ist, es sind gar keine ausgezeichneten Schulkenntnisse in Shakespeares Schauspielen zu finden. In „Coriolan" wird Cato

angeführt, der Jahrhunderte später lebte; in „Troilus und Cressida“ zitiert Hektor den Aristoteles. In „Julius Cäsar“ wird von Uhren gesprochen, in „König Johann“ von Kanonen, in „Heinrich IV.“ von Pistolen. Es wimmelt von dergleichen.

Derartige Fehler hätte Bacon mit Leichtigkeit umgangen. Doch würde es sein Leben gegolten haben, er wäre nicht imstande gewesen, eine einzige Shakespearesche Szene zu schreiben.

Man hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Baconianer würden nunmehr zum Schweigen gebracht sein, nachdem in verschiedenen Ländern Männer der Wissenschaft sie recht unsanft abzufertigen begonnen. Ich für meinen Teil wurde in diesem Glauben bestärkt, als ich jüngst eine Zuschrift des Chefs der Baconianer in Nordamerika, des gelehrten Appleton Morgan, erhielt, worin er mich um Änderung einer ihn betreffenden Stelle in den neueren englischen Ausgaben meines „Shakespeare“ ersuchte, da er der Baconschen Anschauung nicht mehr huldige. Und nun sehe ich mich gar in dem Streite des Tages von einem der Einsender der „Times“, einem Herrn Theobald, zu gunsten des Baconianismus als Zeuge aufgerufen.

So niederdrückend die ganze Sache ist, so lehrreich ist sie. Sie zeigt vor allem, wie leicht selbst begabte, mitunter hochbegabte Menschen auf Gebieten, die sie nicht beherrschen, in die Irre gehen, ist nur erst ihr gesunder Sinn ins Schwanken geraten. Selbst wenn sonst alle Fähigkeiten in bester Ordnung sind, kann Mangel an historischen Kenntnissen oder Mangel an psychologischer Einsicht oder auch nur Mangel an künstlerischer Bildung gut veranlagte Männer und Frauen eine Beute grober Irrtümer werden lassen.

Es zeigt ferner, wie sehr die Menschheit zu falschen Schlüssen neigt. Man schließt zum Beispiel: Da viele der unter Shakespeares Namen herausgegebenen Dramen nicht von ihm sind, warum sollten es dann die anderen sein! Oder: Da die Bücher Moses nicht von Moses geschrieben sind, warum sollten Shakespeares Stücke von ihm geschrieben sein! Oder: Da es ein Zeichen von Geistesfreiheit ist, nicht an die religiöse Überlieferung zu glauben, warum sollen wir denn hier an die Überlieferung glauben! Oder: Da Shakespeare und Bacon an einem halben hundert Stellen etwa gleiche Wendungen gebrauchen (z. B., daß man kriechen muß, ehe man gehen kann, daß

14*

das Krokodil weint, um Menschen anzulocken), so ist das ein Zeichen, daß Bacon der Urheber der Dramen ist.

So hat man den Scharfsinn bald der Ungebildeten, bald der Halbgebildeten und bald der Wahnwitzigen an den Tag gelegt! Zumeist jedoch den letzteren.

Vergleichende Literaturgeschichte: Louis Betz

Bei den heutigen jüngeren und jungen Gelehrten findet sich eine weltüberschauende Literaturkenntnis, von der man früher keine Ahnung hatte. Sie baut sich auf philologischer Grundlage auf und ist vielleicht in ihrem Wesen um nichts weniger philologisch als psychologisch, ist aber durch ihre Gründlichkeit und ihren Überblick allmählich eine wahre Kulturmacht geworden. Gaston Paris hat in allen Ländern Schule gemacht; im Norden stammen z. B. Kristoffer Nyrop und der Finnländer Werner Söderhjelm von ihm ab. Die großen deutschen Germanisten machten gleichfalls Schule, und die auf ihrer Grundlage ruhende Literaturgeschichte wird in Berlin von Erich Schmidt und Ludwig Geiger vertreten. Auch die skandinavischen Literaturen haben die fremden Forscher in ihr Studiengebiet einbezogen. So lieferte Edmund Gosse interessante Arbeiten über nordische Dichter und ergründete der Franzose Fernand Baldensperger selbständig und auf eine unser Wissen bereichernde Weise Öhlenschlägers Verhältnis zu Tieck.

Einer der tüchtigsten und urteilsfähigsten dieser Europa und Amerika umspannenden Forscher ist der etwa vierzigjährige Deutsch-Amerikaner Louis Betz, aus Newyork gebürtig, Universitätsdozent in Zürich, der jüngst ein wertvolles Werk, „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte der neueren Zeit“, herausgegeben hat. Durch seine Geburt stand ihm die englisch-amerikanische Literatur unmittelbar zu Gebote, durch seine Stellung in der Schweiz ist ihm desgleichen das deutsche, französische und italienische Geistesleben mit Leichtigkeit zugänglich. Ein starker Spürsinn für alle die von Land zu Land sich kreuzenden Strömungen hat sich bei ihm entwickelt, und mit Vorliebe wählt er Stoffe, die zu dem Nachweise einer gegenseitigen Befruchtung unter den Geistern der

verschiedenartigsten Gemeinwesen, sowie der Verpflanzung des geistigen Einflusses von Nation zu Nation reizen. Hat man sein Werk durchgelesen, so wird man sich eine Vorstellung davon bilden können, wie heutigen Tages, wo die Nationalitäten sich scheinbar mehr als je zuvor voneinander absperren, ja, wo allerlei Dialekte und jedweder literarische Provinzialismus gedeihen, sich nichts destoweniger ungeheure, alles überwindende Geisteswogen und Kunstwogen, bald von dem einen, bald von dem anderen Punkte ausgehend, über den ganzen Erdball verbreiten, so daß die Bewegungen nach Ablauf von nur wenigen Jahren in den verschiedenen Ländern gleichmäßig auftreten.

Die Vorwürfe, die Betz gewählt hat, werden samt und sonders durch die erschöpfende Sachkenntnis des Verfassers interessant.

Er zeichnet z. B. den Amerikaner Edgar Poe und weist den überwältigenden Einfluß nach, den er mittelst Charles Baudelaire auf die neuere Literatur Frankreichs genommen hat. Oder er schildert den französischen Dichter Gérard de Nerval, der, ein feiner Kopf und einnehmend in seinem Wesen, schon in ganz jungen Jahren geisteskrank wurde, dabei aber mitten in seiner Krankheit Gedichte schrieb, die weniger verrückt sind, als die von Mallarmé gesunden Geistes geschriebenen. Gérard übersetzte bekanntlich Goethes „Faust" zur Zufriedenheit des Dichters, wiewohl er der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig war. Unterhaltend ist es nun, in den von Betz gemachten Angaben das stetige Überwuchern der Legenden zu verfolgen, die sich um Goethes Anerkennung Gérards in Frankreich bildeten, sowie um die Briefe von Goethe an ihn, in denen die Bewunderung für den Übersetzer einen immer übertriebeneren Ausdruck annimmt.

Anerkennenswert ist, daß Betz in seiner Schilderung des ausgezeichneten französischen Kritikers Emile Montégut diesem übersehenen Mann die Huldigung darbringt, die ihm gebührt. Montégut starb vor etwa sieben Jahren als ein Siebziger und wurde damals nur wenig besprochen, wiewohl ihm eine Weltzeitschrift wie die „Revue des deux Mondes" zur Verfügung gestanden hatte. Ihn zu lesen ist jedoch stets ein Genuß und eine Bereicherung. Er war zugleich gründlich und feinsinnig, und sein Geist umspannte ein weites Feld. Nie war er trivial; ob er über ein so fernliegendes Thema wie Tasso oder ein so naheliegendes wie Alfred

de Musset schrieb, immer fesselte und belehrte er. Um Berühmtheit zu erlangen, fehlte es ihm an einer deutlicheren Originalität, einer stärkeren Persönlichkeit. Vorurteilslosigkeit und Universalität sind große Eigenschaften; doch sie reichen nicht hin.

Es liegt bei Betz an seiner Abstammung und seinem Wirkungskreis, daß die Schweiz einen Hauptplatz in seiner Forschung einnimmt. Männer wie J. J. Bodmer, wie Benjamin Constant oder Gottfried Keller und Heinrich Leuthold interessieren ihn, so verschieden sie sind, alle in ihrer Eigenschaft als Schweizer, wie er sich auch in das Schweizerische von Scheffels Dichtung vertieft.

Einen Mittelpunkt seiner Forschung bildete mehrere Jahre lang Heinrich Heine, und auch hier bietet er wieder eine vortreffliche Abhandlung über den im heutigen Deutschland so merkwürdig verkannten Heine als Weltdichter, dessen Ansehen und Einfluß er von Land zu Land verfolgt.

Staunen und Verwunderung erfaßt das Gemüt, so im einzelnen dargetan zu sehen, wie man sich Heine in Deutschland angeeignet und ihn nachgeahmt, ihn in Frankreich, Italien, Spanien, England, Nordamerika usw. übersetzt und sich zu eigen gemacht hat. Nie zuvor hat wohl ein rein lyrisches Genie die Menschheit so stark ergriffen.

Heines unbestreitbaren Einfluß in Skandinavien konnte der Verfasser seiner mangelnden Sprachkenntnis halber nicht genau und richtig nachweisen. Baldensperger hat ihn auf Aarestrups „Erotische Situationen“ aufmerksam gemacht, doch gibt es von letzterem noch manches andere, worin die Einwirkung des deutschen Dichters ungleich klarer hervortritt. Betz wußte nicht, was so hervorragende Geister und Talente wie Christian Winther, Orla Lehmann, J. P. Jacobsen in Dänemark, Henrik Ibsen, Alexander Kielland und Gunnar Heiberg in Norwegen Heine zu verdanken haben.

Es kommen äußerst wenig Irrtümer in dem Buche vor, davon manche recht gleichgültig sind; wie wenn der Shakespeare-Übersetzer François Victor Hugo als der Bruder statt als der Sohn Victor Hugos bezeichnet wird.

Eine kleine Ungenauigkeit in der Abhandlung über Heine betrifft den Schreiber dieses. Es heißt dort, ich hätte in meinen „Jugendversen“ in dem Gedichte „An Phoibos Apollon“ ein Echo

des Heineschen Verses „Phoibos, du lächelst, o mein himmlischer Vater!“ gegeben, gerade, als existierte ein Heinescher Vers, der so lautet. Allerdings erzählt des dänischen Schriftstellers Alfred Ipsens Biographie über mich, die Quelle zahlloser Irrtümer, daß jene Zeile aus einem Heineschen „Gedichte“ stamme, welches das meine „offenbar inspiriert“ habe. Aber das nimmt bei Herrn Ipsen nicht Wunder. Seine Unwissenheit ist ein stets frisch sprudelnder Born, an dem die glücklicherweise nur selten vorkommenden Leser ihren Durst löschen können. Heine hat nie ein derartiges Gedicht geschrieben. Die angeführte Stelle bildet, wie nicht unbekannt, die letzte Prosazeile der Vorrede zu dem „Buch der Lieder“. Meine „Jugendverse“ sind sicherlich ein recht unbedeutendes und anspruchsloses Buch, aber etwas Unverständigeres ließe sich nicht leicht von ihnen sagen, als daß sie Heinrich Heine nachzuahmen versuchten. Ich darf kühn behaupten, daß sich darin keine Spur eines Heineschen Einflusses nachweisen lasse, und muß übrigens auch mit Dank anerkennen, daß sie in Dänemark eine selten einsichtige und verständnisvolle Beurteilung fanden. Komisch ist nur, daß gerade bei jenem Gedicht aus meinem sechzehnten Lebensjahre die Kritik hier daheim wie im Auslande so merkwürdig fehlgreift. Sie verstieg sich zwar nicht zu der Ipsenschen Ungereimtheit, eine Nachahmung Heines darin zu finden, glaubte aber, es lehne sich in seinem Rhythmus an Heibergs „Der Frühling und der Friede“ an. Sogar in der englischen Zeitschrift „Academy“ wurde diese Ansicht geäußert. Das rührt von der Manie her, die sich bei den meisten Kritikern entwickelt hat, zu allem Vorbilder aufspüren zu wollen. Hätte ich in jenem Alter Heibergs Gedicht „Der Frühling und der Friede“ gekannt, ich würde das schwierige, meisterhaft behandelte Versmaß, mit dem es das einfache meiner Jugendverse nicht aufzunehmen vermag, wahrscheinlich gern nachgeahmt haben, doch ich kannte es nicht und kam weit einfacher zu dem darin angewendeten Rhythmus. Ich hatte die über dem Gedichte angeführte Prosazeile im Kopf, ich übersetzte sie ins Dänische, setzte das Wort „lachst“ an die Stelle des „lächelst“, und der Rhythmus war gegeben. Das ist so einfach, daß niemand darauf verfiel.

Dänisch und Deutsch

Die letztere Zeit hat zwei verschiedenartige Publikationen gebracht, die beide das Verhältnis zwischen dem Dänischen und Deutschen berühren. Die eine ist politischen Inhalts, eine energische und von tiefer Überzeugung getragene Streitschrift über das preußische Regiment in Südjütland, in deutscher Sprache von dem Südschleswiger Theodor Brix verfaßt und unter dem Titel „Nordschleswig und Deutschlands Selbsterniedrigung“ veröffentlicht. Die zweite ist eine Artikelreihe aus dem norwegischen Morgenbladet von dem Norweger Lars A. Havstad, der darzutun versucht, daß Norwegen wie Dänemark noch ganz dem deutschen Kulturkreise angehören. Der Titel ist „Norwegische Kulturselbständigkeit“.

Herr Brix hat keine sonderliche Vorliebe für die dänische Nationalität. Er mißbilligt sogar stark die Art und Weise wie Schleswig vor 1864 sprachlich behandelt wurde. Er spricht als deutscher Vaterlandsfreund, der mit Trauer die leitenden Politiker den Dänen wie den Polen gegenüber den Weg der kleinlichen Schikane betreten sieht. Während sein Buch hoffentlich im Norden die Würdigung finden wird, die es verdient — und alle Dänen sind ihm Dank schuldig — ist der Verfasser selbst sich vollkommen klar darüber, mit welcher Gleichgültigkeit man auf deutschem Boden über seine Schrift hinweggehen wird. Man darf auch in Dänemark sich keinen Einbildungen hingeben. Mit Ausnahme einiger Politiker und Zeitungsschreiber, die von vornherein allen Nichtdeutschen innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches abhold sind, gibt es unter den fünfzig Millionen wohl kaum zwei Dutzend Menschen, die von Reibungen zwischen Deutschland und Dänemark überhaupt etwas ahnen. Was dereinst gewesen, wird als längst und unwiderruflich abgeschlossen betrachtet. Und ein Appell an den Freisinn würde allenfalls einem Achselzucken oder Lächeln begegnen. Denn während sich in Rußland oder der Türkei mit dem Worte f r e i s i n n i g die Vorstellung von etwas Aufrührerischem oder Verbrecherischem verbindet, hat es in gebildeten oder gelehrten deutschen Kreisen schon fast die Bedeutung von etwas Komischem. Wenn man heutigen Tags an deutschen Universitäten einen Staatsökonomen oder Philosophen f r e i s i n n i g nennt, so hat dieses Wort

aller Wahrscheinlichkeit nach einen satirischen Anflug. Ein Gebilde wie der Liberalismus der alten Fortschrittspartei wird im modernen Deutschland als einer vorhistorischen Zeit angehörig betrachtet.

Besonders verhält man sich gegenüber dem Rechte auf Existenz der kleinen Völker und kleinen Staaten skeptisch; das ist ein Recht, dem gegenüber das deutsche Rechtsgefühl Halt macht. Und man lasse sich nicht von der in ganz Deutschland mehrere Jahre lang ununterbrochen grassierenden Begeisterung für den Widerstand des Boervolkes gegen England irre führen. Es sah fast so aus, als hätte bei dieser Gelegenheit das deutsche Volk seinen eigentlichen Instinkt bekundet, eine richtige Vorstellung von dem gehegt, was sich zieme für ein mächtiges Reich gegenüber einem kleinen Volke von unabhängigen Bauern — wie es das von Nordschleswig ist. Allein die Sympathie beruhte ausschließlich darauf, daß die Buren für deutsch galten, und ob nun ein deutscher Stamm viel Köpfe zählt oder nicht, man erachtet ihn stets im Recht, wenn er seine Eigenart verteidigt. Dazu kommt noch der Groll gegen England als dem großen Konkurrenten auf dem Weltmarkte. Doch als allgemeine Regel läßt sich feststellen, daß in den Augen der Deutschen ihre Nationalität die einzig berechtigte im Kampfe ist.

Neuester Zeit hat man diese Auffassung sogar zur Theorie ausgestaltet. Schriftsteller wie Dr. Hans Wagner und Prof. Alfred Kirchhoff haben in Artikeln und Flugschriften die Frage aufgeworfen: Was ist national? Dabei machten sie einen sinnreichen Unterschied zwischen den Begriffen national und vaterländisch, indem sie auseinandersetzten, daß die deutsche Staatsraison den Begriff national nicht ethisch, sondern räumlich auffassen müsse, strebe doch der moderne Staat Konzentration der Volksmasse an, die innerhalb gewisser natürlicher Grenzen wohne. „Dadurch", sagen sie naiv und ergötzlich, „entgeht man den Widersprüchen, in welche sich unsere nationalistischen Schwärmer der Politik der Dänen und Polen gegenüber verwickeln," mit anderen Worten: es kommt nicht auf das Nationalitätsgefühl bei den Unterdrückten, sondern darauf an, daß sie in die hohle Form des Landesraumes hineinpassen, um mit Recht in das große Vaterland hineinzugehören." An realpolitischen Lehrsätzen wie diesen prallt leider selbst ein so scharfer und bedeutsamer Protest gegen kleinliche Gewaltspolitik wie der des Herrn Theodor Brix vollständig ab.

Die Polemik des Herrn Lars Havstad bezieht sich nicht auf Politik, sondern ausschließlich auf Kultur. Gilt sein Interesse auch nicht in erster Linie Dänemark sondern Norwegen, so haben seine Worte doch auch für uns ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung. Was er schrieb, enthält Wahrheitselemente genug, um eine Erörterung zu verdienen. Er geht davon aus, daß Norwegen zu der Zeit, als die deutsche Kultur noch in den Windeln lag, der westeuropäischen Gruppe als ein ursprüngliches und unabhängiges Glied angehörte, dann aber gemeinsam mit Dänemark durch volle fünfhundert Jahre in einer einzigen Kultur, der deutschen, aufging, die dem Lande seine ganze Färbung gab, da die Norweger instinktiv auf allen Wissensgebieten ihre Zuflucht zu ihr nahmen. Als leidenschaftlicher Verehrer und Jünger der englisch-amerikanischen Kultur, bedauert Herr Havstad diese Sachlage tief. Seiner etwas doktrinären Auffassung gemäß, kann sich Norwegen nur durch Annäherung an die englische Kultur von der deutschen befreien und so den ersten Schritt zur Erlangung kultureller Selbständigkeit vornehmen. Er übersieht es nicht, welchen starken Aufschwung Norwegen in dem letzten Jahrhundert genommen hat. Der Fortschritt ist aber seiner Grundanschauung nach im wesentlichen nur der geringfügige, daß man 1802 die deutsche Kultur über Dänemark bezog, jetzt hingegen sie auch unmittelbar aus Deutschland erhält. Mit Feinheit und Kraft weist er indessen die geringe Bedeutung nach, die es kulturell besitzt, daß die Norweger zahlreiche Reisen nach Paris unternehmen und als ein seefahrendes Volk in lebhaftem Verkehr mit den englisch redenden Völkern stehen.

Herr Havstad hat Recht, wenn er auf die überwältigende Überlegenheit hinweist, welche die deutsche Religionsform der skandinavischen Länder der deutschen Kultur in ihnen allen verlieh. Ebenso hat er mit der Behauptung Recht, daß der Lutherianismus nicht schon 19 Jahre, nachdem Luther seine Thesen angeschlagen hatte, in Norwegen und Dänemark zur Staatskirche wäre erhoben worden, wenn nicht schon vor der Reformation die Staatsverwaltung in diesen Ländern gänzlich in dem Banne der deutschen Kultur gestanden hätte. Was er von der Überflutung der norwegischen Sprache mit deutschen Wörtern, sowie von der deutschen Schreibweise der Fremdworte im Norwegischen oder von der Abhängigkeit

der norwegischen Architektur von der deutschen sagt, ist nicht minder treffend, hat aber keinen Bezug auf Dänemark, dessen Selbständigkeit, sprachlich wie künstlerisch, weit größer ist.

Zum Widerspruche fordert hingegen Herrn Havstads Manifest heraus, wenn er allen Einfluß Dänemarks auf Norwegen als „unter der Ägide der dem Norden gemeinsamen deutschen Kultur" sich vollziehend erachtet, oder wenn er — übrigens in zugleich kühnen und maßvollen Ausdrücken — Ibsen und Björnson als Dichter bezeichnet, die „im Verein mit den dänischen eine merkwürdige, eigenartige Erscheinung auf dem großen deutschen Kulturgebiete bilden", indem sie „historisch eine Weiterentwicklung des einst von Ewald, Öhlenschläger, Heiberg vertretenen Standpunktes" seien. Mit geradezu unglaublicher Übertreibung fügt er allerdings hinzu, daß sie im selben Verhältnis zur deutschen Kultur stünden, wie Mistral und die andern provençalischen Dichter zur französischen. Es deutet indessen nur auf eine Lücke in der Bildung der großen Norweger hin, wenn er bemerkt: „Einst in ihrer Jugend mochte es scheinen, als ob sie einen Anlauf nähmen, das Unmögliche zu vollbringen, etwas Norwegisches von innen heraus zu schaffen, ohne im voraus eine andere zeitgemäße Kultur als die deutsche zu kennen." Er übersieht jedoch, daß von 1870 an dänische Literatur, Kunst und Kultur mit vollem Bewußtsein auf die Entwicklung dänischer Eigenart hinarbeitete, unter gleichzeitiger Berücksichtigung aller wertvollen modernen Kultur.

Damit nahm sie eine alte nationale Überlieferung auf, was Herr Havstad außer acht läßt. Er nennt Holberg einen Anglomanen und findet in seinem Beispiel eine Bestärkung für seinen Glauben, daß die englische Kultur die einzige nicht-deutsche sei, die für den Norden passe. Holberg aber war in Wirklichkeit weit tiefer von romanischer als von englischer Kultur durchdrungen. Die romanische Kultur zeigt sich zum erstenmal bei ihm als die vornehmste Schutzwehr gegen die Gefahr, durch Verdeutschung sich selbst zu verlieren. Zur Revolutionszeit drang viel französische Kultur in Dänemark ein. Unter anderem ist P. A. Heiberg ein Ausdruck hierfür; Frau Gyllembourg kaum weniger. Wie viel auch Johan Ludvig Heiberg Hegel und Goethe zu verdanken hat, als Geist steht er Spanien und Frankreich zehnmal näher als Deutschland, und wenn er seine Sprache mit romanischen Fremdwörtern überlud, so geschah

es in der Überzeugung, daß sie weniger Schaden anrichteten, als die vielen halbdänischen, halbdeutschen Ausdrücke. Und Heiberg beherrschte das dänische Geistesleben ein ganzes Menschenalter hindurch. Die neuere dänische Literatur hatte weder bei Winther noch bei Goldschmidt, weder bei Schandorph noch bei J. P. Jacobsen ein deutsches Gepräge. Die jüngste Generation dänischer Schriftsteller ihrerseits steht, bis auf eine einzige Ausnahme, die sich fast wie eine Entartung ausnimmt, kaum in irgend welcher künstlerischen Beziehung zu Deutschland. Ab und zu muß sogar einer, wie Niels Möller, als von englischer Kultur beseelt, Herrn Havstad ganz besonders sympathisch berühren.

Der Himmel bewahre uns vor dem Herabsinken in die Form des Nationalismus, die uns irgend etwas Großes oder Wertvolles deutscher Kultur, nur weil es deutsch ist, verwerfen ließe. Im übrigen aber ist das heutige Dänemark, das von Herrn Havstad als bloßes Krongut der deutschen Kultur betrachtet wird, auf dem besten Wege, kulturell so selbständig zu werden, wie ein Volk von zwei Millionen Menschen es überhaupt sein kann.

Therese Huber (1764—1829)

Das vor vierzig Jahren in Deutschland noch schwache psychologisch-historische Interesse ist allmählich erwacht und es sind nicht nur die Hauptpersonen des Geisteslebens, deren Entwicklung man studiert; auch die Nebenpersonen in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts werden mit umständlicher Sorgfalt behandelt. Mit besonderer Vorliebe stellt man die Frauen dar, auch solche, die in zweiter Reihe standen und deren Werke vergessen sind, wofern nur im übrigen ihre Lebensführung etwas darbietet, das die Menschenkenntnis des Lesers bereichern kann und demnach die Neugier oder die Wißbegierde reizt. Unter den deutschen Frauen des 18. Jahrhunderts sind viele, so Charlotte von Schiller, Dorothea Schlegel, Charlotte Stieglitz, Karoline von Günderode, Bettina und Karoline längst ausführlich geschildert worden. In jüngster Zeit wurde denn auch Therese Huber ihr Denkmal errichtet. Der

Berliner Universitätsprofessor Ludwig Geiger hat ihr Jahre seines Lebens geweiht und ihr, über deren Geschichte schon früher ein eigener Abschnitt im zweiten Teile seines Buches „Dichter und Frauen" Licht verbreitet hatte, nunmehr ein selbständiges Werk von über 400 Seiten in Großformat gewidmet.

Therese Huber war eine Tochter des seinerzeit hochangesehenen Philologen Christian Gottlob Heyne, der durch ein halbes Jahrhundert als die zentrale Gestalt der Göttinger Universität erscheint. Mit neunzehn Jahren wurde sie dem zehn Jahre älteren Georg Forster angetraut, einem sehr hervorragenden Schriftsteller, der schon damals einen nicht geringen Ruf als Weltumsegler genoß, da er 1772—1775 Cook und seinen Vater auf einer Reise um die Welt, deren Ausbeute er später beschrieb, begleitet hatte. Forster, der Lehrer Alexander von Humboldts, wurde zu den großen Männern seinerzeit gezählt, war jedoch zu sehr Schwärmer und Träumer, um im praktischen Leben etwas Bleibendes auszurichten, und zu vielseitig, um seine Kraft auf ein einzelnes, noch heute lesbares Werk zu konzentrieren. Er fühlte sich zu Therese hingezogen, ohne doch Liebe zu ihr zu empfinden, und sie ihrerseits hegte keinen Funken von Zuneigung zu ihm, sondern scheint ihn als eine passende Partie betrachtet zu haben und vermählte sich mit ihm, wiewohl sie für einen andern Mann, den sie als Braut kennen lernte, eine heftige Leidenschaft gefaßt hatte. Es war dies ein Freund Herders, den auch Schiller hochschätzte, ein fruchtbarer, nunmehr jedoch vergessener Schriftsteller, der Dramen und Gedichte schrieb, F. L. W. Meyer mit Namen, eine von den Zeitgenossen viel umworbene und seiner „schrankenlosen Individualität" halber oft bewunderte Persönlichkeit. Das Verhältnis zwischen Therese und Meyer gestaltete sich jedoch zu nichts anderem, nichts mehr, als zu einer glühenden Freundschaft, so sehr Forster, der dieses Verhältnis ursprünglich stark beschützt hatte, sich zu einem gewissen Zeitpunkte in seiner Ehe davon beunruhigt fühlte.

Indes wurde nicht durch Meyer die entscheidende Begebenheit in Theresens Leben herbeigeführt, die auf sie die öffentliche Aufmerksamkeit lenkte. Die Krise trat erst viele Jahre später in ihrem Leben ein. Sie war ihrem Gatten nach allen den Orten gefolgt, wohin sein Schicksal ihn rief, nach Wilna, nach Göttingen und nach Mainz, hatte ihm in einer siebenjährigen Ehe Kinder geboren

und seine bedrängte Lage geteilt, die durch seinen Mangel an Fähigkeit zu sparen, wie durch die Hartnäckigkeit, mit der er ihr sein ökonomisches Elend verschwieg, nur noch bedrängter wurde. Die französische Revolution war ausgebrochen, Forster war ein leidenschaftlicher Republikaner. Als Mitglied des revolutionären Nationalkonvents in Mainz, das für kurze Zeit von den Franzosen erobert worden, war er im März 1793 nach Paris gereist und konnte, als die Stadt von den alliierten Truppen wiedererobert wurde, nicht mehr nach Deutschland heimkehren. Ohne Vermögen, ohne Einnahmen, außer stande, für Frau und Kinder zu sorgen, überließ er denn diese der Fürsorge eines Freundes.

Dieser Freund kannte die Familie schon seit vier Jahren und wurde von Fremden als beinahe zu ihr gehörig betrachtet. In einem Briefe vom 26. Oktober 1791 verbreitet sich der junge Justus Erich Bollmann, der bekannte kühne Abenteurer, Lafayettes heldenmütiger Befreier aus der Gefangenschaft in Olmütz, in überschwänglicher Begeisterung über das Glück, in dem Hause des berühmten Forster Aufnahme gefunden zu haben. Dessen Gattin sei die hervorragendste aller Frauen, die Bollmann kennen gelernt, sie strahle von guter Laune, sei unendlich reich an Witz und Kenntnissen, liebenswürdig, naiv und durchaus anspruchslos. Im Hause wohnt außerdem noch ein Legationsrat Huber aus Dresden, ein Busenfreund Schillers, der Verfasser eines Trauerspiels, ein hervorragender Mann und ein ungewöhnlicher Charakter.

Der Name Ludwig Ferdinand Hubers ist noch heutigentages in Deutschland wohl bekannt, hat doch Huber in Schillers Leben eingegriffen. Ein mit vier Namen unterzeichneter Brief war es, der seinerzeit Schiller bewog, Mannheim zu verlassen, um sich in Sachsen anzusiedeln, und diese Namen waren die von Huber, von seiner Braut Dora Stock, von Körner und dessen Braut Minna Stock. Huber war eine Zeitlang Schillers intimer Freund, doch zog sich letzterer etwas von ihm zurück, da er einesteils seinen Charakter nicht sonderlich hochschätzte und anderenteils ihn mehr für einen tüchtigen Journalisten als für das, was er sein wollte, einen Dichter hielt.

Huber verliebte sich in Therese, und sie erwiderte sein Gefühl mit tiefer Leidenschaft. Als er nun seine Verlobung mit Dora Stock aufhob, tat er einen Schritt, der eine gleich lebhafte Ent-

rüstung gegen ihn wie gegen das Weib hervorrief, um dessentwillen er getan worden. Schiller und Körner haben nicht ihm, nicht ihr je verziehen, sicherlich um der verlassenen Dora Stock willen. Denn Forster gab sofort und ohne Zaudern seine Einwilligung zur Auflösung der Ehe, so sehr ihm die Vereinsamung, zu der er hierdurch verurteilt wurde, zu Herzen ging. Sehr warm war das Verhältnis zwischen ihm und Therese nie gewesen, und die launenhafte, berückende und boshafte Karoline hatte sich Forster längst als Liebhaber erobert. Nun lebte er, von der französischen Regierung mit verschiedenen Aufträgen betraut, seit einem halben Jahre in Frankreich, traf an der Grenze Frankreichs und der Schweiz für drei Tage mit Huber und seiner Gattin zusammen und kehrte wieder nach Paris zurück, in vielen deutschen Kreisen als Vaterlandsverräter verabscheut.

Allein auch seine Frau und Huber führten in Neuchâtel in der Schweiz, wo Therese ein halbes Jahr allein mit ihren Kindern gewohnt hatte, bis Huber im Juli 1793 ihr dahin nachgekommen war, ein vielgeplagtes Dasein. So unglaublich es klingen mag, die Machthaber der Stadt oder des kleinen Fürstentums wollten ihn dort nicht dulden, weniger infolge der unwahren und leicht zu widerlegenden Beschuldigung, daß er ein Jakobiner sei, als weil sie sein Verhältnis zu Therese als unsittlich bezeichneten. Therese war gezwungen, das Pensionat, in dem sie wohnte, zu verlassen und ein elendes kleines Gemach an dem einen Ende der Stadt zu beziehen, während Huber sich an deren anderm Ende einmietete. Sie schloß nie die Laden an ihren Fenstern zu und ging mit Huber nur in Begleitung ihrer Kinder spazieren.

Indessen starb Forster in Paris, noch ehe die gerichtliche Scheidung eingeleitet war, und einige Monate später konnten nun Huber und Therese den Ehebund schließen. Welche Charakterfehler Huber auch haben mochte, gegen Therese benahm er sich durchaus ritterlich. Sie nannte ihn, so lange er lebte, wie nach seinem Tode nie anders als einen „Engel“. Die vollkommen glückliche Ehe löste zehn Jahre später Hubers Tod. Therese überlebte ihn volle fünfzehn Jahre und erwies sich in dieser Zeit als eine ungewöhnlich wackere und hochbegabte Frau, die Mittel und Wege fand, ihre Familie zu ernähren, ihren Haushalt zu besorgen, ihre Kinder zu verheiraten und daneben keine geringe Begabung als

Unterhaltungsschriftstellerin und Leiterin einer literarischen Zeitschrift zu entwickeln.

Anscheinend war der schlechte Ruf, in dem sie bei ihren Zeitgenossen stand, einzig die Folge der unregelmäßigen Art und Weise, in der ihr Verhältnis mit Huber entstanden war. Der wirkliche Grund aber lag darin, daß sie wahrhaftig, leidenschaftlich wahrheitsliebend war, ein Weib, dessen Charakter ein Element von Größe besaß. Für einen nichtdeutschen Leser ist sie noch besonders dadurch interessant, daß sie dem weltbürgerlichen Zeitalter der deutschen Bildung angehört. Sie ist im Grunde weit mehr französisch als deutsch gesinnt, betrachtet sich selbst halb und halb als Französin und schreibt ihrer Tochter immer nur in französischer Sprache. Alle bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit hat sie gekannt, von Goethe und Schelling bis zu Frau de Charrière und Benjamin Constant.

In Frankreich würde nun die Psychologie eines solchen Weibes ohne wissenschaftlichen Apparat dargestellt worden sein. Anders in Deutschland. Hier tritt die Philologie in ihre Rechte, und mit mächtiger Gelehrsamkeit werden die Dokumente selbst, eine Masse von Briefen, von denen in Anmerkungen wieder auf die Briefe anderer Persönlichkeiten oder auf orientierende Spezialwerke hingewiesen wird, vor dem Leser ausgeschüttet. So wird er in den Stand gesetzt, sich selbst eine Meinung zu bilden, nur, daß ihm manchmal dünken will, es werde ihm allzuviel zu wissen getan.

Der Mann, dem es zu verdanken ist, daß die Persönlichkeit Therese Hubers klar und in bestimmten Umrissen vor uns steht, ist einer der gelehrtesten, zuverlässigsten und belehrendsten Forscher der deutschen Literatur. Das Gebiet, das er umspannt, ist überaus groß. Wohl eines der ersten Werke, mit dem Ludwig Geiger hervortrat, war das über die Maßen gelehrte und zugleich unterhaltende Werk über Reuchlin, zu dessen Abfassung man u. a. ein tüchtiger Kenner des Latein und Hebräischen sein mußte; er hat die italienische und deutsche Renaissance in einem ausgezeichneten Buche behandelt, die Geschichte des Berliner geistigen Lebens von 1688 bis 1840 in mehreren Bänden geschrieben, namentlich aber sich auf das Studium Goethes und seines Zeitalters geworfen. Über zwanzig Jahre ist er bereits der Herausgeber des Goethe-Jahrbuchs.

Heine und Napoleon

Man sollte glauben, es gäbe über den Lyriker aus Düsseldorf und das Genie aus Ajaccio nichts neues mehr zu sagen. Da hat nun aber dennoch ein junger Schriftsteller, Paul Holzhausen, in einem mit ungemeinem Fleiß gearbeiteten, streng wissenschaftlichen Werke, „Heinrich Heine und Napoleon I.", eine Menge bisher unbeachteten Stoffes verarbeitet, und das Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Kaiser in ein richtigeres Licht gestellt, als es bisher geschehen war.

Es lassen sich drei Zeitabschnitte in Heines Verhältnis zu Napoleon unterscheiden, abgesehen von der kurzen Periode grünster Jugend, da er, als deutsch-patriotischer Student, im Jahre wo die Schlacht von Waterloo geschlagen wurde, in mittelmäßigen Versen schrieb, daß die „Hölle" aus dem fernen Frankreich gekommen sei und Schmach über „das fromme, deutsche Land" gebracht habe.

Von diesen drei Zeitabschnitten ist der erste der unbedingter Begeisterung. Heine schreibt das durch Kraft und Schwärmerei einzig dastehende Gedicht „Die beiden Grenadiere", eines der ausgezeichnetsten der Weltliteratur. Daß seine Hasser ihn beschuldigten, Bérangers Gedicht gleichen Titels kopiert zu haben, ist so ekelhaft, daß die Beschuldigung nicht einmal eine Widerlegung verdient. Nach diesem Gedichte von 1819 gibt er 1826 das Buch Le Grand heraus, in dem sein Napoleonkultus den Höhepunkt erreicht. Mit größerer Rücksichtslosigkeit als alle anderen verwandten Auslassungen des damaligen Deutschlands brach es der Liebe zu Napoleon in dem von ihm überwundenen und unterdrücktem Lande Bahn.

Für Heine ist hier Napoleon „der Mann des Volkes", gegen den die Könige sich verschworen, an dem sie abrächen wollten, was einst das Volk gegen einen der Ihrigen, Ludwig XVI., verübt hatte. Er ist ihm ferner der Mann der Ideen, d. h. der beiden von Heine in jugendlicher, fast kindlicher Weise, stets mitsammen genannten und durcheinander gemengten Ideen der Freiheit und Gleichheit, zweier Grundvorstellungen, die dem Dichter selbst die teuersten waren. Daher nennt er auch an einer Stelle Napoleon „den ideegewordenen Menschen". Daß Freiheit und Gleichheit schwer nebeneinander gedeihen, daß jedenfalls Napoleon, während

er die Gleichheit förderte und befestigte, zugleich die politische Freiheit schleifte, sieht Heine noch nicht ein und will er nicht einsehen. Er baut seine Vorstellung von Napoleon auf die „Erinnerungen" aus dessen Gefangenschaft auf St. Helena auf, deren verschiedene Verfasser er gläubig als die vier Evangelisten bezeichnet. Napoleon selbst ist ein Gott; seine Leidensgeschichte die des Gottesmenschen. Alle seine Widersacher werden für Heine Schurken oder Karikaturen oder Henker.

Während der italienischen Reise des Dichters läßt sich die erste Wandlung dieser unbedingten Anbetung und Bewunderung verspüren. Im Kapitel über die Schlacht bei Marengo bittet Heine den Leser, ihn nicht für einen unbedingten Bonapartisten zu halten. Es scheint, als seien ihm in Italien, das unter dem österreichischen Joche litt, die Augen für die Segnungen der Freiheit erst recht aufgegangen, und er beschuldigt nunmehr Bonaparte, den 18. Brumaire die Freiheit verraten zu haben, noch dazu „aus Vorliebe für den Aristokratismus", — was sich wie ein Anklang an Börne ausnimmt. Er meint hier, daß Napoleon den größten Ruhm, der größte Mensch seines Jahrhunders zu sein, um den, der größte Kaiser desselben zu werden, vertauscht hätte.

Nachdem 1830 die Julirevolution den Freiheitsgedanken in den Gemütern aller geistig Bewegten neuerdings wachgerufen hatte, folgt bei Heine, Napoleon gegenüber, eine Periode des Zweifels und des bedingten Widerwillens. Vielleicht war der Einfluß seiner Pariser Umgebung, der von Männern wie Mignet und Carnot, hier nicht ohne Belang. Daß er in die Jahre gekommen war, wo die Personenbegeisterung in der Regel abnimmt, hat wohl das seinige hierzu beigetragen.

In seinen unter verschiedenen Titeln gesammelten Korrespondenzen steht er unter dem Einflusse des unter Ludwig Philipp herrschenden Zeitgeistes, so fremd dieser auch seinem Wesen war. Er preist Lafayette auf Kosten Napoleons; er führt Auguste Barbiers Wort an, daß keine französische Mutter die Vendôme-Säule ohne Tränen betrachten könnte; Lafayette habe sich eine bessere Säule im Herzen der Franzosen gegründet. Das liebste an Napoleon wäre ihm, daß er tot sei; denn lebte er noch, so hätte er ihn bekämpfen müssen. Durch seinen Tod habe Napoleon für die Treulosigkeit gebüßt, die er gegen die Revolution, seine

Mutter, begangen. Heine faßt Napoleons österreichische Heirat als ausdrücklichen Bruch mit dem Prinzip der Volkssouveränität auf, dem er selbst alles verdankte. Er vergleicht ihn mit Cromwell und stellt diesen über Bonaparte; Cromwell sei nie so tief gesunken, daß er sich von einem Priester zum Kaiser hätte salben lassen und, ein abtrünniger Sohn der Revolution, die Vetterschaft der Cäsaren „erbuhlt“ haben würde. Ja, er vergleicht ihn mit Orestes. Ihn verfolgte die Freiheit, wie der Geist einer erschlagenen Mutter; er hörte überall ihre Stimme, selbst des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität schreckte sie ihm vom Lager.

Früher hatte Heine Napoleon gerühmt, weil er nie ganz revolutionär und nie ganz kontrarevolutionär gewesen, sondern kraft seiner Genialität gehandelt habe, einfach, groß, ruhig und milde, die die Gegensätze zusammenfaßte. Jetzt sieht Heine in dem Versuche des Kaisers, die neue Zeit mit der alten zu versöhnen, nur eine rein äußerliche Transaktion, die mißlingen mußte und seinen Sturz herbeiführte: die Kaiserzeit ertötete in Frankreich alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe. Und 1837 schildert Heine die Segnungen der Kaiserzeit folgendermaßen: die Äcker lagen brach, die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt.

Diese Jahre waren für Heine die Jahre der Müdigkeit, und das ihn umgebende Bürgertum färbte auf sein Wesen ab. Dazu kamen äußere Rücksichten. Als Staatspensionär der Regierung Ludwig Philipps konnte er die Kaiserzeit nicht auf Kosten der damaligen preisen, und als er bei seinen steten Geldsorgen die Gründung einer deutschen Zeitung in Paris plante, mußte er darauf bedacht sein, daß die preußische Regierung, die ihm aus guten Gründen äußerst feindlich gesinnt war, dem Vertriebe dieses Blattes in Preußen, keine Hindernisse in den Weg lege.

Die Hauptsache aber war doch, daß er sich innerlich verändert hatte. Man sieht dies, wo er einfach ausspricht, was er fühlt. Er erklärt nun in der „Lutetia“, daß Napoleon, dessen Bedeutung als Idee er früher empfunden hatte, nur eine „glänzende Tatsache“ sei. Ja, Napoleons Vertraute auf St. Helena, die früheren „Evangelisten“, sind ihm nunmehr nur „Insekten“, die auf dem Kopfe eines Menschen herumkriechen, ohne von dessen wahrem Leben und der Bedeutung seiner Handlungen das mindeste zu ahnen. Mit erstaunlicher Kälte bespricht Heine daher auch jetzt die Zurückführung

der kaiserlichen Leiche nach Paris, die doch viele rührte, denen man geringere Teilnahme hätte zutrauen sollen. Und als schlechter Prophet erklärt Heine, das Empire sei ebenso tot wie der Kaiser selbst und werde mit ihm begraben unter die Kuppel des Invalidendomes. In einer später geänderten Stelle schreibt er sogar: „Der Kaiser ist tot und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, daß er tot ist.“ Dies wird damit erklärt, daß über seinem Grabe sich eine industrielle Bürgerzeit erhebe, die den alten Baumwollspinner James Watt (merkwürdig, daß Heine den Erfinder der Dampfmaschine also bezeichnet) mehr bewundere als ihn. Der alte Heldenanbeter Heine scheint für immer bekehrt.

Dann folgt der Umschlag. Heine kehrt als Fünfzigjähriger zum Napoleonkultus seiner Jugend zurück. Nach zehnjährigem Schweigen über seinen Helden preist er ihn neuerdings als das große Sinnbild alles dessen, was er liebt. Es hat offenbar einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, daß der Napoleonische Name aufs neue seine Lebenskraft bewies und der Neffe des großen Kaisers einzig kraft dieses Namens seinen Staatsstreich von 1852 unternehmen und sich zu Frankreichs Herrscher aufwerfen konnte. Heine hatte, wie alle anderen, Louis Napoleon hart beurteilt, ihn infolge seiner verschiedenen mißglückten Aufruhrversuche als einen bloßen Narren und Phantasten betrachtet. Nun, da Heine, alt, gelähmt und zurückblickend auf sein vergangenes Leben, in seinen „Geständnissen“ Einheit hinein zu bringen versucht, nun will ihm scheinen, er wäre unwandelbar Bonapartist gewesen. Teils rechnet er heraus, als geborener Düsseldorfer habe er Napoleon III. als seinen rechtmäßigen Landesherrn zu betrachten, teils betont er, dessen Thronbesteigung sei der Triumph des großen Napoleon, die Genugtuung für Waterloo: „Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den sie den Krieg geführt, und den sie entsetzt und getötet zu haben behauptete.“ Napoleon ist ihm wiederum der göttliche. Er kehrt zu diesem seinen Jugendgotte im selben Atemzuge zurück, in dem er zu dem Glauben seiner Kindheit an einen persönlichen Gott außerhalb und über der Natur zurückkehrt. Doch ungleich größere Glut ist in der Innigkeit, mit der er den Menschengott umfaßt. „Die Evangelisten“ sind ihm aufs neue Evangelisten,

Napoleon ihm aufs neue der Vertreter der „nach Erlösung vom alten Joche ringenden Menschheit“. Er findet, daß man „in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der Bellerophon auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von St. Helena unser eigenes Golgatha war und unsere Leidensstation Waterloo hieß.“

Es waren, wie er schreibt, die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, die bei Waterloo die Schlacht verloren.“

So kehrt der große Freiheits- und Stimmungsdichter am Schlusse seines Lebens zu seiner ersten Jugendschwärmerei zurück, ohne daß man sonderliche Ursache hätte, ihm Unbeständigkeit vorzuwerfen.

Das Werk des Herrn Holzhausen ist auf deutsche Weise umständlich, und der philologischen Methode entsprechend wird mehr Rücksicht auf die Vollständigkeit des Materials, als auf die zu erlangende gedankliche Ausbeute genommen. Es ist jedoch ein verläßliches und lehrreiches Buch, das Herr Holzhausen hier geschrieben hat.

Baron Bildt und Königin Christine

Im Palazzo Capranica in Rom wohnt ein nordischer Diplomat, der mit der erlesenen Bildung eines Weltmannes das Wissen und die Forschungsmethode des Historikers verbindet. Es ist der Gesandte von Schweden und Norwegen in Italien, Baron Bildt. Ein schöner, eleganter Mann anfangs der Fünfzig, sieht er aus, als stünde er in den Dreißigern. Elf Jahre bereits weilt er als Gesandter in Rom, und mehr als einmal schlug er, um dort bleiben zu können, die ihm angebotene Stelle eines leitenden Ministers in Schweden aus, so viel Lockendes sie auch für einen Mann von mehr äußerlichem Ehrgeiz gehabt hätte. Wer wüßte auch besser die Vorteile des Aufenthalts an einem Orte zu schätzen, wo, wie kaum an einem zweiten der Welt, Gelegenheit geboten ist, sich in die Denkmale der Vergangenheit zu vertiefen, und wo zugleich der Verkehr unter den Diplomaten und mit den höheren Kreisen Roms das Verlangen nach Fühlung mit dem Leben der Gegenwart befriedigt.

Baron Bildt kennt Rom nachgerade in- und auswendig, dessen Geschichte wie dessen moderne gesellschaftliche Zustände. Voll Wissensdrang und frei von Vorurteilen, hat er eifrig die vielen Anlässe, die sich ihm boten, benützt, um sich eine gründliche Kenntnis der italienischen Sitten und der historischen Beziehungen Italiens zu seinem Vaterlande anzueignen. Schade, daß so selten dänische Diplomaten höhere wissenschaftliche Bestrebungen verfolgen. Bildts Beispiel beweist, daß einem Diplomaten, wenn er zugleich Historiker ist, durch das Entgegenkommen seiner Standesgenossen sich sonst verschlossene Archive auftun, sonst verstopfte Quellen der Erkenntnis zu erschließen vermögen. Hierzu kommt, daß der Historiker von Fach bei seiner Beurteilung von Personen und Verhältnissen nur zu leicht den Stubengelehrten verrät, sei es den Universitätsprofessor, der gewohnt ist, pädagogische Rücksichten zu nehmen, sei es den seminaristischen Archivar, dessen kleinbürgerlicher Maßstab unzulänglich ist. Der Diplomat ist gewohnt, sich mit eben solchen lebenden Personen zu befassen, wie sie der Geschichtschreiber in der Vergangenheit begegnet.

Von den beiden Büchern, die Bildt in den letzten Jahren veröffentlicht hat, wendet sich das eine, das in schwedischer Sprache geschrieben ist, vornehmlich an die Landsleute des Verfassers. Es ist „Schwedische Denkmale und Denkwürdigkeiten in Rom“ betitelt und gibt auf unterhaltende und erschöpfende Weise einen Überblick der in Rom befindlichen Denkmale, Kunstwerke, Inschriften usw., die Bezug auf Schweden haben. Zumeist drehen sich diese um drei große Persönlichkeiten, die heilige Brigitte, die Königin Christine und Gustav III. Das Buch ist seiner Natur nach vornehmlich eine Beschreibung, darauf berechnet, schwedischen Reisenden Aufklärungen zu geben.

Weit größeres und allgemeineres Interesse hat die zweite historische Arbeit Bildts, diesmal in französischer Sprache, mit dem Titel „Christine von Schweden und Kardinal Azzolino“.

Die Persönlichkeit und Geschichte Christinens bildete mehrere Jahre hindurch den Gegenstand besonderen Studiums für Bildt. Er tritt nicht bloß als Herausgeber der zahlreichen Briefe auf, die Christine an Kardinal Azzolino während ihrer Reise in Nordeuropa 1666 bis 1668 schrieb, sondern als Schilderer ihrer ganzen Persönlichkeit und ihrer Lebensführung. Nach Christinens Tode ver-

nichtete Azzolino, den sie zum Universalerben eingesetzt hatte, so weit möglich, den zwischen ihnen geführten Briefwechsel. Der Umstand, daß er selbst bald darauf erkrankte und sein Tod nur zwei Monate nach dem ihren erfolgte, hat offenbar allein dieses Paket Briefe mit seinen unverhohlenen und reichlichen Aufklärungen über den Charakter Christinens und ihr Verhältnis zur damaligen Zeit zu retten vermocht.

Christine ist ein rätselhaftes Wesen. Hochbegabt, unverständig, abnorm, unliebenswürdig, hat die Tochter Gustav Adolfs als herrschsüchtige und eitle Königin, die freiwillig auf den Thron verzichtet, als denkendes, freigeistiges Weib, das Katholikin wird, als aufrichtige und fanatische Katholikin, die aller Inbrunst und Frömmigkeit bar ist, als politische Intrigantin, die in steter Bewegung ist und dennoch nie ein Resultat erzielt, etwas an sich, das die Wißbegierde stachelt und die Phantasie in Tätigkeit setzt.

In Bildts Darstellung wird ihr Wesen leicht faßlich: wir nehmen die innere Logik ihrer vielen unvernünftigen Handlungen wahr. Man gestattete bekanntlich Gustav Adolf nicht, der Wahl seines Herzens zu folgen und sich mit Ebba Brahe, seiner Jugendgeliebten, zu vermählen. Christine war das einzige Kind aus seiner Ehe mit Marie Eleonore von Brandenburg, einer schönen, aber dummen Prinzessin von schwachem und krankhaftem Nervensystem, von der sie ihre gestörten Nerven geerbt hat. Bei seiner Geburt wurde das Kind anfangs für einen Knaben gehalten, was auf eine gewisse sexuelle Unregelmäßigkeit zu deuten scheint. Man entdeckte den Irrtum erst, als man dem König bereits gemeldet hatte, es sei ihm ein männlicher Erbe geboren worden. Daß Christine eine Frau war, steht indes so ziemlich außer Frage; allein sie kam als ein ganz unharmonisches Wesen, als Kind eines genialen, tatkräftigen Vaters und einer schwachen, nervenleidenden Mutter zur Welt, war als Geschlechtswesen schlecht ausgerüstet und legte frühzeitig Proben eines ungewöhnlich guten Kopfes und eines überaus widerhaarigen Charakters an den Tag. Im Alter von nur sechs Jahren war dieses Kind vaterlos und von seiner Mutter getrennt, da diese nach dem Tode des Vaters Schweden heimlich verließ, um ihren Aufenthalt in Deutschland zu nehmen. Christinens Erziehung zielte vor allem darauf ab, durch Sprachstudien, durch das Studium der Geschichte und der Theologie die Fähigkeit, zu lernen und zu

behalten, auszubilden. Ihren Sinn für die Wirklichkeit, ihre Urteilskraft zu entwickeln, nahm sie hingegen nicht im geringsten Bedacht, und aus dem Unterricht des großen Staatsmannes Oxenstjerna lernte die junge Thronerbin nur von „ihren“ Heeren, „ihren“ Siegen, „ihren“ Niederlagen und „ihrem“ Volk zu sprechen; als hätte sie selbst in den dreißigjährigen Krieg mit eingegriffen.

Achtzehn Jahre alt wird sie mündig und beginnt mit voller Selbständigkeit zu regieren. Sie legt eine so große natürliche Begabung an den Tag, daß sie von allen Seiten nur ihr Loblied singen hört; sie ist die Minerva des Nordens, atmet als Lebensluft bloß Schmeicheleien ein. Ihr Selbstgefühl steigert sich zu förmlichem Größenwahn. Unaufhörlich sagt sie „meine Größe“, „mein Ruhm“. Später schreibt sie folgendermaßen über sich: „Von dem Tage, an dem sie mündig wurde, schien das Schicksal nicht bloß ihres Reiches, sondern Europas einzig von ihrem Willen abzuhängen. Sie widmete sich mit unermüdlichem, unerhörtem Fleiße großen und mannigfaltigen Aufgaben und brach sich an ihren Mahlzeiten und ihrem Schlafe die Augenblicke ab, in denen sie sich ihren edlen, heroischen Zerstreuungen hingab.“

Um zu verstehen, wie ein achtundzwanzigjähriges Weib von solchem Selbstbewußtsein einer Krone entsagen konnte, muß man bedenken, daß diese Krone ihr all den Glanz, den sie ihr verleihen konnte, bereits verliehen hatte. Vor der täglichen Pflichtarbeit, die ihrer als Regentin wartete, schrak sie zurück. Größe war ihr nicht Pflichterfüllung, nicht einmal in Bezug auf hohe Pflichten, sondern die Welt mit ihrem Namen zu erfüllen. Die protestantischen Geistlichen hatten sie mit ihren langen Predigten zu Tode gelangweilt, und welche Tat vermochte ihr einen solchen Weltruf einzutragen, wie die, einem Throne um ihres Glaubens willen zu entsagen. Das würde ein Aufsehen, einen Lärm machen, daß Gustav Adolfs Tochter die Krone niederlegte, um den katholischen Glauben anzunehmen! Und frei konnte sie dann leben, glücklicher und berühmter denn je, unter einem südlichen Himmel, nach dem sie schmachtete, umgeben von Kunstwerken, die sie lockten, von Männern der Wissenschaft, die sie preisen würden. Die Pietät für ihren Vater hielt sie nicht zurück; er stand nicht als der große Mann vor ihr da, als der er gegen dreihundert Jahre später erschient. Noch weniger hielt sie die Liebe zu ihrem Volk und Land zurück;

das war ein Gefühl, das ihr stets fremd blieb. Gegenüber den Provinzen, die sie sich bei der Abdankung vorbehielt, hegte sie nie einen anderen Gedanken als den, so viel Geld als möglich von ihnen zu erpressen; denn sinnlos verschwenderisch und gegen Menschenwohl vollkommen gleichgültig war sie ihr Leben lang.

Bei ihrer Ankunft in Rom 1654 nun lernt sie, damals achtundzwanzig Jahre alt, den einunddreißigjährigen Kardinal Azzolino kennen, den Mann ihrer Bestimmung, den sie bewundert und mit demütiger, hingebungsvollster Liebe liebt, von Stund an bis zu ihrem Tode im dreiundsechzigsten Jahre. So hochmütig sie ist, ihm unterwirft sie sich ganz; so eigenwillig sie ist, von ihm läßt sie sich leiten. Und immer ist sein Beifall der Lohn, nach dem sie geizt, wie sie auch alles aufbietet, seine Pläne zu fördern und seinen Interessen zu dienen. Azzolino war ihrer Zuneigung wert. Er war nicht nur ein schöner Mann, der im seltenen Maße die Gabe besaß, zu gefallen und zu gewinnen, er war auch männlich, ehrbegierig, rechtlich, ein echter römischer Prälat jener Zeit, erfahren, gelassen, voll verständigen Maßhaltens. Die unbedeutenden Liebesneigungen, die Christine in ihrer frühen Jugend gehegt hatte — zu Karl Gustav, bei dem sie jedoch vor einer ehelichen Verbindung zurückschreckte, oder zu dem jungen Grafen de la Gardie —, was waren sie im Vergleich zu dieser Leidenschaft, die fünfunddreißig Jahre andauerte.

So freimütig und zutrauensvoll die herausgegebenen Briefe sind, so haben sie doch keineswegs einen leidenschaftlichen Charakter. Daß indessen die Vertraulichkeit zwischen Christine und Azzolino sehr groß gewesen sei, darauf deutet eine drollige und redselige Bemerkung des letzteren, als er Christine zur Wahl als Königin von Polen empfiehlt. Er schreibt am 13. April 1669 an den päpstlichen Nuntius in Warschau, daß das Alter der Königin — zweiundvierzig Jahre — keineswegs die Möglichkeit, daß sie noch Kinder haben könne, ausschließe, „denn ihr Temperament ist so blühend, daß man ihr recht wohl noch eine zehnjährige Fruchtbarkeit zutrauen kann, während früher vielleicht dessen außerordentliche Hitzigkeit eine Empfängnis verhindert haben würde“.

Schon aus diesem intimen Verhältnisse Christinens zu Azzolino läßt sich entnehmen, daß die Sage von der Ermordung Monaldescos infolge einer auf ein Liebesverhältnis zurückzuführenden eifersüchtigen Raserei durchaus auf Erdichtung beruht. In

Wirklichkeit hat dieser Mord, dem Christine den Charakter einer Hinrichtung geben wollte, nicht das geringste Romantische an sich. Christine, die seit ihrer Abdankung an sich in unaufhörlicher Geldverlegenheit befand, da ihre Einkünfte aus Schweden nur schwer und langsam einliefen, hatte zudem das Schicksal, beständig von ungetreuen Dienern hintergangen zu werden. Solch ein ungetreuer Diener war der Graf Santinelli, in den sie bei ihrem Mangel an Scharfblick blindes Vertrauen setzte, und der sie auf die frechste Weise bestahl, ihre Diamanten versetzte, ihr Silberzeug, ihre Teller und Kandelaber veräußerte, ihre Stickereien verbrannte, um das Gold und Silber aus denselben herauszulösen usw. Ein anderer in ihren Diensten stehender Italiener, namens Monaldesco, war von allen diesen Betrügereien unterrichtet. Allein, statt Santinelli offen anzuklagen, verlegte er sich darauf, gefälschte Briefe in dessen Handschrift zu schreiben und sie Christine, die stark die Gewohnheit hatte, die Briefe ihrer Untergebenen zu lesen, in die Hände zu spielen, wie er offenbar auch den Spaniern Christinens hirnverbrannten Plan verriet, mit einem Heere in Neapel einzufallen und ihnen das Land zu entreißen. Sie ließ ihn demnach ohne gesetzliches Urteil, kraft ihrer vermeintlichen Souveränität, niederstoßen und rühmt sich mit großer, unmenschlicher Brutalität dieser Handlung, die die entschiedene Mißbilligung Mazarins, sowie die von ganz Europa erregte. Sonderbar, daß dieser uninteressante Monaldesco (unter dem Namen Monaldeschi) bei so vielen Dichtern der Held mittelmäßiger Erzählungen und Dramen wurde.

Eine nicht geringe Menge interessanter Persönlichkeiten tritt in Christinens Briefen auf, so jener widerwärtige Charlatan, der Goldmacher Borri, in Dänemark aus der Geschichte Friedrich III. bekannt, der sich von seinen Zeitgenossen als „der Höchste, dessen Reich kommen würde“, verehren ließ und eine Offenbarung empfangen hatte, daß Vesta, die Gattin Noahs, von Salamander, dem Fürsten des Feuers, verführt worden sei und mit ihm die Kinder Zoroaster und Egeria gezeugt habe (!).

Ein Vergnügen aber ist es, zu beobachten, mit welcher sicheren Hand Bildt in Christinens Charakter und Lebenslauf die Fäden entwirrt. Man hat durchgehends das Gefühl, daß der Verfasser ein Mann ist, der Souveräne, Höfe, Diplomaten, Prälaten und Frauen von Grund aus kennt.

Liebe im achtzehnten Jahrhundert

Wer einen Begriff haben möchte, was eine alte durchgreifende Kultur, eine formfeste, ausgeprägte, zu bedeuten hat, der braucht nur eine der französischen Briefsammlungen aus dem achtzehnten Jahrhundert zu durchblättern. Niemals hat in einem germanischen Hirne eine derartige Kultur bestanden. Die Natürlichkeit und Richtigkeit des Ausdrucks, der volle Mangel alles Schwulstes, aller Deklamation und falschen Begeisterung wirkt wohltuend. Man wird außerhalb des französischen Bildungskreises kaum etwas dem Ebenbürtiges finden.

Man darf wohl die Behauptung wagen, es sei für niemanden, der sein lebelang nur mit Nordländern oder Deutschen verkehrt hat, möglich, die Gefühls- und Denkweise der Menschen des achtzehnten Jahrhunderts wahrhaft zu verstehen. Denn man versteht Menschen und Gefühle in den Büchern nur dann, wenn man ihnen im wirklichen Leben begegnet ist, mit ihnen gelebt, mit ihnen empfunden hat. So wenig schwierig es aber ist, unter romanischen oder slavischen Männern und Frauen noch heutigentags Wesen zu finden, denen das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts seinen Stempel aufdrückt, so unmöglich dürfte dies im Norden, in Deutschland oder den englisch redenden Ländern sein. Darum stößt man dort auch so selten auf jemanden, der Sinn für den Geist der Rokokozeit hätte. So gebrach es z. B. dem dänischen Kunsthistoriker Julius Lange daran ganz und gar. Und erscheint er auch hier und da in Schweden in hohem Grade entwickelt (wie z. B. bei Oscar Levertin), so ist das, was ihn hervorgelockt, doch mehr die übrigens sehr feine Mischlingsform der Kultur, die sich bei den schwedischen Nachahmern der Zivilisation Frankreichs vorfindet, als diese selbst. Alle diese schwedisch-französischen Menschen wirken so übersetzt, so wenig original! Will man eine Kultur genießen, so muß man sie an ihrer Quelle aufsuchen.

Die Briefe der Marquise du Deffand an Horace Walpole (zwei dicke Bände) sind ein historisches Denkmal. Die Jahre 1766 bis 1780 leben in ihnen, sowie Personen und Ereignisse sich in den Augen einer Frau ausnahmen, die einen scharfen Blick, einen

trockenen Verstand besaß, die ehrlich war ohne Unparteilichkeit, klarblickend Fehlern und Lastern gegenüber, nur in der großen und der literarischen Welt zu Hause, weit berühmt ihrer geistigen Überlegenheit und ihres Witzes halber, falsch in ihrem Verhältnisse zu den Philosophen, denen sie ins Gesicht schmeichelte, während sie andern gegenüber sie tadelte, stets aufrichtig in ihrem Verhältnisse zu dem einzigen Mann, den sie über alles in der Welt liebte.

Das Interessanteste in diesem Briefwechsel ist ohne Zweifel die Leidenschaft, die sich dahinter birgt, eine einzig dastehende Leidenschaft. Merkwürdig, daß die Brüder Goncourt sie unerwähnt gelassen in ihrem Werke „Das Weib im 18. Jahrhundert", in dessen „Liebe" überschriebenem Kapitel so viele Arten von Empfindungen zergliedert und so viele denkwürdige Leidenschaften besprochen werden.

Als die Marquise du Deffand Horace Walpole kennen lernt, ist sie 70 Jahre alt und blind; er ein von vielen bewunderter Mann von 49 Jahren. Er war der Sohn eines mächtigen englischen Ministers, angesehen, reich, ein guter Kopf, doch ohne Ehrgeiz, eine kalte, selbstsüchtige Natur. Weit entfernt, auch nur das geringste zu tun, um das Interesse der alten, berühmten Dame zu erregen, behandelt er sie mit Gleichgültigkeit und Härte, beständig vor dem Schein der Lächerlichkeit bebend, der auf ihn fallen würde, wenn jemand ahnte, daß er eine Anbeterin in den Siebzigern habe. Der Gedanke, daß ihre Briefe an ihn geöffnet und gelesen werden könnten, hielt ihn in steter Angst, nicht wegen ihres gegen König und Hof zuweilen respektwidrigen Inhaltes — sondern wegen des Gefühls, das Frau du Deffand zum Schreiben oder richtiger zum Diktieren trieb. Und er zwingt sie denn auch gleich von der ersten Woche an, ihre Empfindungen so im Zaum zu halten, daß sie nie unmittelbar zum Ausdrucke kommen.

Die interessante Persönlichkeit aber ist sie. Ihr Mädchenname war Marie de Vichy Chamroud. Sie wurde 1697 als Sprößling einer der vornehmsten Familien Frankreichs geboren. Ihre Großmutter war die Herzogin von Choiseul, ihr Neffe wurde Kardinal. Sie war eine nahe Verwandte zweier Minister, die Frankreich im 18. Jahrhundert regierten, Choiseul und Brienne. Ihre Tante war die Herzogin von Luynes, eine vertraute Freundin der

Gemahlin Ludwigs XV. Schon als junges Mädchen war sie ihrer Anmut und ihres Witzes wegen bekannt. Ganz jung noch wurde sie mit dem Marquis du Deffand vermählt, fand ihn jedoch bald langweilig und verließ ihn, führte sodann inmitten des wilden Freudentaumels, der bei dem Tode Ludwigs XIV. ausbrach, ein äußerst weltliches Leben und ließ sich von vielen, u. a. von dem Regenten lieben, der aller seiner Leichtfertigkeit ungeachtet ein Mann war, welcher den Wert talentvoller Menschen wohl zu schätzen wußte und unter dem zum erstenmal Frankreichs Adel und Frankreichs ausgezeichnete Männer auf gleichem Fuß verkehrten. In der damaligen Gesellschaft wurden Voltaire und Montesquieu gewürdigt und abgeschliffen.

Frau du Deffand bildete den Mittelpunkt eines Kreises, dem alle vorzüglichsten Geister des Zeitalters angehörten. Sie war nahe bekannt mit d'Alembert, Montesquieu, Diderot und Voltaire, mit welch letzterem sie Briefe wechselte, wenn sie sich nicht sahen. Und es gehörte mit zu den Kümmernissen ihres Lebens, daß (durch ihre eigene Schuld übrigens) Fräulein de Lespinasse ihr einige von den hervorragendsten dieses erlesenen Kreises abwendig machte. Diese junge Dame war eine außer der Ehe geborene Halbschwester von Frau du Deffands vornehmer Schwägerin, der Frau des Grafen von Vichy Chamrond, und lebte in einer demütigenden Stellung in dessen Haus als Erzieherin seiner Kinder. Alle Zeitgenossen bezeichnen sie einstimmig als eines der bezauberndsten und feurigsten Geschöpfe, die es gegeben; überall zog sie die Aufmerksamkeit auf sich. Später wurde sie durch ihre tiefe Liebe zu Hrn. de Guibert bekannt. Ihre Briefe an ihn sind in ihrer Demut vielleicht die schönsten, die das Jahrhundert hervorgebracht.

Frau du Deffand beschloß, das junge Fräulein aus seiner peinlichen Stellung zu befreien und als ihre Gesellschaftsdame mit nach Paris zu nehmen. Fräulein de Lespinasse fühlte sich jedoch nicht glücklich an ihrem neuen Platze. Frau du Deffand hatte als Blinde die unselige Gewohnheit, die Nacht zum Tage zu machen, und erst zwischen 5—6 Uhr nachmittags aufzustehen. Die Gesundheit der Lespinasse, die zu stetem Nachtwachen und lautem Vorlesen genötigt war, wurde dadurch untergraben. Da nun die Freunde der Frau du Deffand gern in Gesellschaft des reizenden jungen Mädchens darauf warteten, bis die Hausfrau aufstände und

diesem daher vorher einen Besuch abstatteten, betrachtete Frau du Deffand in ihrer Eifersucht dies als eine Verschwörung gegen sie, und zwang ihre Freunde endgültig zwischen ihr und dem Fräulein, das nun ihr Haus verlassen sollte, zu wählen. Es war ihr natürlich ein Stoß ins Herz, daß Männer wie d'Alembert, Turgot und Marmontel das junge Mädchen vorzogen, und also vor die Wahl gestellt, sich gänzlich von ihr zurückzogen.

Als Frau du Deffand die stürmischen Tage ihrer ersten Jugend hinter sich hatte, lebte sie fortan außerhalb des Gesetzes, doch nach den Regeln der damaligen Zeit in einer Art anerkannten ehelichen Verbindung mit dem Präsidenten Hénault, der ihr innig zugetan war. Von ihrer Seite und bei ihrer kühleren Natur war das Verhältnis kaum anderes als eine Gewohnheit. Erst als sie, fern von Paris, einige Wochen in einem Badeorte weilte, entdeckte sie, daß der Präsident denn doch einige Bedeutung für ihr Wohlergehen habe; sie war nahe daran, ihn zu vermissen.

Einzig dazu veranlagt zu gefallen, und kinderlos, war es Frau du Deffand ein schrecklicher Gedanke zu altern. Doch den schlimmsten Schlag versetzte ihr das Schicksal, als sie, 55 Jahre alt, erblindete.

In ihrem siebzigsten Jahr entstand nun in dieser ewig jugendlichen Seele mit der nie erlahmenden Spannkraft, die Leidenschaft für Horace Walpole. Von einem Liebesverhältnis war natürlicherweise keine Rede, nur von der Erlaubnis in demütiger Unterwürfigkeit für ihn zu leben und ihn aus der Ferne anzubeten. Es war ihr nicht gestattet, auch nur ein Wort davon verlauten zu lassen, nicht einmal ihm selbst gegenüber, der sie nur lächerlich fand, wenn sie ihre Gefühle berührte, den es aber doch ein wenig schmeichelte, von einer so berühmten Dame geliebt zu werden, und der überdies auch aus ihren Briefen, die er sie streng sachlich zu schreiben zwang, eine Fülle von nützlichen und ungewöhnlichen Kenntnissen schöpfte.

Am schlimmsten war ihr zu Mute, wenn er krank war oder sie ihn krank glaubte und ohne jede Nachricht aus England blieb. Sie drückt sich da einmal folgendermaßen aus: Es erübrigt mir nur noch die Bitte auszusprechen, daß Sie auf das sorgsamste auf Ihre Gesundheit achten mögen; denn obgleich ohne alle

Freundschaft für sie, könnte ich doch sehr leicht vor Kummer sterben, wenn ich ein Wesen verlieren würde, das mir so gleichgültig ist, wie Sie.“

Man vergleiche in Gedanken das Verhältnis dieser Marie du Deffand zu Horace Walpole mit dem Goethes zu Bettina oder zu Marianne von Willemer. Goethe ist an 60 Jahre alt, als er von der 23jährigen Bettina, 65, als er von der 20jährigen Marianne geliebt wird — und auch hier ist von keinem Liebesverhältnis, sondern nur von einer Leidenschaft die Rede. Die Parallele ist wohl nicht vollständig. Denn hier ist umgekehrt der Mann der alte. Das bezeichnende aber ist, daß es auch hier vorzugsweise die Frau ist, die liebt, der Mann, der sich lieben läßt. In Goethes Briefen an Bettina liegt nur der Ton eines väterlichen Gönners, in seinen Gedichten an Marianne zwar ein weit heißeres Gefühl, doch immerhin keines, das ihn erfüllt hätte, wie ihre Begeisterung und Bewunderung für Goethe sie erfüllt hat. Diese Frauen gehören durch ihre Geistesform beide dem 19. Jahrhundert an, während Goethe (der übrigens einer von jenen ist, die Zeitalter schaffen) im 18. wurzelt.

Es ließen sich interessante Studien anstellen über die Liebe des 18. Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern, über die Götter, die es anbetete, seine Tempel, seine Priestern und Priesterinnen, seine Gläubigen männlichen und weiblichen Geschlechtes — über die Sprache des Triebes und der Gefühle, der Stärke und Art der Leidenschaft bei den bedeutenderen Menschen beiderlei Geschlechts in den unterschiedlichen Ländern, Gesellschaftsschichten und Kulturen, sowie auf den verschiedenen Altersstufen. Da würde denn auch das Gefühl bei Goethe als Fünfundsechziger wie bei Frau du Deffand als Siebzigerin studiert werden.

Für die ernsthafte Geschichtschreibung aber sind ja die Zollverhältnisse unzweifelhaft ein weit interessanterer Stoff.

Julius Lange

I

Julius Langes Persönlichkeit

Als Julius Lange noch ein junger Student war, wurde einmal in seiner Abwesenheit im Kreise seiner Kameraden die Frage aufgeworfen, wer von allen Menschen, die sie kannten, wohl am höchsten stünde, und mit erstaunlicher Einstimmigkeit riefen alle wie aus einem Munde: Julius Lange natürlich! Ja, einer war sogar darunter, der mit der Neigung der Jugend den Mund voll zu nehmen erklärte: „Er steht am höchsten von allen Menschen in der Welt.“ Unnötig wohl hinzuzufügen, daß der junge Mann, der sich also ausdrückte, ihm später allen Tort, den er nur konnte, antat, so daß der Mensch, „der von allen in der Welt am höchsten“ stand, jede Beziehung zu seinem einstigen Bewunderer abbrach.

Er gehörte zu jenen jungen Leuten, in die alle Kameraden ein wenig verschossen sind. Dabei entsprach er nicht einmal in früher Jugend dem Typus Jüngling. Er war nie schlank und geschmeidig, vielmehr stets kräftig gebaut, ein bißchen schwerfällig, schwer zu erschüttern. Aber es zeichnete ihn die Anmut, seine Worte der Humor aus, die alle Herzen gewinnen.

Wer ihn kannte und die Beobachtung gemacht hat, wie seit seinem Tode das Verständnis für sein Wesen und die Würdigung desselben wuchsen, den sollte es nicht wundern, wenn allmählich das ganze dänische Volk sich ein wenig in ihn verliebte und so die Nachwelt in ihm dessen erklärten Liebling sähe. Den so verdienten warmen Gefühlen eine kräftige Grundlage und reiche Nahrung zu geben, war denn auch der Gedanke, der zu der Veranstaltung der eben erscheinenden Gesamtausgabe seiner zerstreuten und nie zuvor gesammelten Werke den Anstoß gab. Die Ausgabe ist so reich ausgestattet, so sorgsam und anschaulich von dem unermüdlichen, nur allzu bescheidenen Peter Köbke geordnet, so geschmackvoll von dem jungen Kunstkenner O. A. Been mit Illustrationen versehen, daß die Form, in der sie erscheint, dem Werte des Inhalts entspricht. Der Anteil des dritten Herausgebers an der Arbeit war ein geringfügiger, hauptsächlich der eines Beraters.

Ihm fällt denn besonders die Aufgabe zu, die Aufmerksamkeit der Leserwelt nochmals auf das zu lenken, was sie in Julius Lange besessen und verloren hat.

Wie jeder geistig Strebende war Lange ein Suchender. Allein er war anfangs stark mit seiner Familie, seinem Stamme, allen schönen Überlieferungen seines Vaterlandes verwachsen und scheute jede Kritik, von deren zersetzendem Geist beunruhigt. Noch in jungen Jahren vollzog sich jedoch eine Wandlung, eine Befreiung in seinem Seelenleben. Er pflegte zwar scherzhaft zu sagen, er sei von Kind auf „so drin gesteckt in den Paludan Müllers", daß er nie ganz selbständig zu werden vermöchte. Aber er wurde dies gründlich, wurde ganz er selbst, ein aus vielen Gegensätzen bestehendes Unikum.

Man kann kein eingefleischterer Idealist sein, als er es ursprünglich war. Alles war er geneigt von der schönsten Seite zu sehen und so manche überlieferte Schwärmerei als Lebensbedingung zu verehren. Doch der Sinn für das Wirkliche wurde mehr und mehr in ihm rege. Einmal geschah es, ehe er noch die Dreißig vollendet hatte, daß ein Freund in einem Gespräch ihn an Berkeley erinnerte, an dessen Theorie von der Körperwelt als außerhalb unserer Vorstellungen nicht existierend, so zwar, daß nicht die Außenwelt, sondern unser Geist als das in Wahrheit einzig Bestehende betrachtet werden müsse. Der Betreffende fühlte sich von dieser Grundanschauung angesprochen und schloß sich den weiteren Ausführungen an, die Stuart Mill in seinem Werke über Hamiltons Philosophie an diese Ideen knüpfte. Da unterbrach ihn Lange mit Heftigkeit: Nein, nein! Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter. Gerade darauf, dünkt mich, beruhen alle die Fortschritte, die wir in den Naturwissenschaften und durch sie erlebt haben, daß man die Außenwelt für so wirklich als nur möglich nahm, stillschweigend jede Vorstellung vom Leben als eines guten oder bösen Traumes bekämpfte und sich vielmehr an das uns durch die Sinne Gegebene, als an das sicherste Wirkliche klammerte — natürlich wie es von diesen wechselseitig und vom Verstande berichtigt wird.

Wenn Berkeleys und Mills Idealismus ihm so frühe widerstrebte, so kann man sich vorstellen, wie wirklichkeitsgläubig er späterhin wurde. Von allem Aberglauben in der Welt war der Spiritismus ihm der abstoßendste.

Man beachte, wie die Urteile, die er fällt, immer strenger werden, sich immer fester um den Gegenstand schließen. Hat man z. B. nur seine zahlreichen bewundernden und stets verteidigenden Äußerungen über Thorwaldsen als Mensch und Künstler gelesen, so könnte man ihn für ziemlich blind für dessen naturgemäße Mängel und Fehler halten. Wenn er an einer Stelle sagt, daß Thorwaldsen selbst nie einen Finger gerührt habe, um die Ehrenbezeugungen, deren er sich zu erfreuen hatte, herbeizuführen, so scheint es fast, als meinte Lange, daß Thorwaldsen weder rücksichtslos noch selbstsüchtig, sondern einzig der treffliche, milde, große Mann gewesen sei, zu den die Überlieferung ihn gestempelt hat. Im Jahre 1890 machte er jedoch (im Tilskueren) mit Nachdruck eine ganz anderartige Anschauung geltend, indem er den maßlosen Künstler-Egoismus Thorwaldsens nachwies, einen Egoismus, der ihn lieber seine Schüler zu Märtyrern machen, als auch nur eine Bestellung an andere abtreten ließ. Lange schilderte Thorwaldsens Wortmacherei, seinen Wankelmut, seine Wortbrüchigkeit, und zeigte, was das zu bedeuten hatte, ließ den Leser erkennen, wie jener, als ein ungewöhnliches Prachtexemplar einer Pflanze, den andern Exemplaren Licht und Sonne entzog und den umgebenden Organismen die Säfte aussaugte. Ein Seitenstück hierzu bildet seine überaus interessante und originelle Studie über Leonora Christina, in welcher er bei aller Bewunderung für den grandiosen Charakter dieser seltenen Frau, ihren unbeugsamen Trotz, ihre unverbrüchliche Hingebung für ihren Gatten, auf ihre hinterlistige Art, sich der Verantwortung für ihr Tun zu entziehen, ihre irreleitenden Verheimlichungen, ihre lügnerischen Behauptungen und ihre wilde Rachgier hinweist, die sich hinter der Maske der christlichen Religiosität verbarg.

Eine gewisse akademische Vorsicht des Stils, die Lange zur Gewohnheit wurde, trug schuld, daß das Publikum für seine tiefere Empfindungsweise keinen rechten Blick hatte. Denn vorsichtig war er. Fürchtete er, in irgend einer Erzählung oder Parabel von etwas kriegerischem Zuschnitt sich bloßzustellen, so verschanzte er sich gern hinter die Anonymität. Zu dieser Vorsicht hatte er allerdings guten Grund, denn so oft er sich in den Schneckengängen der dänischen Zustände etwas weiter vorwagte, wurde er auch im Stiche gelassen.

Ein Beispiel ist der Verlust seiner Stelle als Sekretär an der Akademie der Künste, den ein von ihm ausgearbeiteter und dem Kultusminister überreichter Vorschlag in betreff einer inneren Reform des Institutes schließlich zur Folge hatte. Derlei Erfahrungen machen einen von vornherein nicht eben streitbaren Mann, der nicht vermögend ist und eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, vorsichtig.

Durch seine Jugendbriefe empfängt die Leserwelt einen Einblick in seine Empfindungsweise bis etwa um das Jahr 1871. Es wäre von Interesse darzulegen, wie er sich zu der unter der damaligen Jugend erwachenden literarischen und sozialen Bewegung verhielt; allein das Thema würde zu weit führen. Es genügt, seine Stellung zu einigen ihrer Häupter anzudeuten. J. P. Jacobsen war ihm sehr sympathisch, und sie standen auf gutem Fuß miteinander. Gleichwohl lag etwas in des ersteren Schreibart, das dem Griechischen in Langes Naturell widerstrebte. „Es ist denn doch wieder der gespickte Stil," sagte er eines Tages. In Bezug auf Holger Drachmann, der sich damals so ziemlich erschöpfend mit der Begriffsbestimmung „Brausekopf" charakterisieren ließ, war das Verhältnis verwickelter. Sie trafen sich eines Abends gegen Ende 1871 bei einer größeren festlichen Zusammenkunft. Drachmann konnte jener Zeit naturgemäß in Lange nur so einen von jener Partei, die nichts „anfangen mochte", erblicken, einen kenntnisreichen, verschlossenen Mann, der in seiner Scheu vor Lärm und Aufsehen alles Gefühl in sich erstickte, zum Unrecht schweigen und um keinen Preis mit Front machen wollte. An dem Abende trug Drachmann seine „Englischen Sozialisten", sowie das Gedicht über die Sartory-Ebene vor, beides noch ungedruckt, denn er hatte bis dahin noch nichts herausgegeben. Hierauf hielt er eine flammende Rede mit dem damals stets bei ihm wiederkehrenden Refrain, Schloß Christiansborg müsse verbrannt — jetzt ist es dies ja leider — und das Ganze dem Erdboden gleich gemacht werden. Nun ergriff Julius Lange, den Drachmann als Gegner unterschätzt hatte, das Wort, sehr ruhig und sehr fest. Er umging alle die revolutionären Lehren, bestimmte nicht einmal seine Stellung zur Pariser Kommune, was damals für Pflicht galt, sondern hielt sich allein an das Seelische, und ohne im geringsten persönlich zu werden, ohne auch nur eine Anspielung auf den Vorredner zu machen, betonte

16*

er, daß das einzige, was ihm Respekt einflöße, das Selbsterworbene, Selbsterrungene sei, das, wofür der Einzelne ganz und voll und in jedem Punkte einstehen könne. Das war alles, und es wurde sogar leichthin, ob auch mit Kraft gesagt. Ernst aber war es damit.

Was einen Dritten von den damals an der Spitze Stehenden anlangt, so läßt Langes Haltung ihm gegenüber sich wohl am besten durch einige wenige Zeilen aus einer großen Ansprache kennzeichnen, die er 1877 an den Betreffenden hielt und deren Konzept bei seinem Tod sich unter seinen Papieren gefunden hat:

„Du stehst noch am Beginn des Kampfes, der sich weit über die Zeit hinaus erstrecken wird, die dir wie uns andern gegönnt ist. Ich will hier keineswegs von seinem Inhalte, seinen Zielen sprechen. Die meisten, alle jene, die dich nur aus deinen Schriften kennen, beurteilen dich allein nach ihrem eigenen Verhältnis zu diesen Zielen. Mit uns, die dich kannten und dich liebten, lange, ehe du in der schwarzen Rüstung der Druckerschwärze auf den Wahlplatz tratst, verhielt und verhält es sich ganz anders. In unseren Herzen hattest du, unabhängig vom Kampfe, deinen sicheren und großen Platz. Zudem besaßen wir den Schlüssel für so manches von den anderen Unverstandene. Wir kannten deine elementare Natur. Selbst in den Fällen, wo wir finden mochten, deine Feuerbrände gefährdeten etwas, das uns den Tod auf dem Scheiterhaufen nicht zu verdienen schien, selbst, wo es uns ins Herz schnitt, etwas, was vielleicht harmlos, natürlich und neutral war, sich wie grüne Zweige und Blätter unter deinen sengenden Flammen krümmen zu sehen, erkannten wir vollkommen dich, unseren alten Freund, wieder, sagten wir uns ‚Was ihn betrifft, so ist er überall Feuer‘. Das ist das Starke und das Gefährliche an dir, daß du als Element so rein und unvermischt bist . . . Du hast uns ohne Zweifel zuweilen gegrollt, daß wir auf dem Kampfplatze nicht in höherem Maße als deine politischen Freunde auftraten, namentlich diejenigen unter uns, auf deren Einigkeit mit dir in den Hauptzielen du glaubtest rechnen zu können. Daß wir uns zurückhielten, kann hunderterlei Gründe haben. Im ganzen aber muß ich wohl sagen, du hättest an uns, als an Waffenbrüdern, schwerlich unbedingte Freude gehabt. Naturen, in denen die temperierte Luft, die dunkle Erde und das kühle Wasser die Oberhand haben, können unmöglich mit dem lohenden Feuer Schritt und Takt halten. Wir

heißen das vierte Element, das glanzvollste und stärkste und lebensvollste unter allen als ein Fest, ein Wunder, ein Wahrzeichen willkommen; wir preisen seine Schönheit und seinen Nutzen; allein in der Methode werden die Elemente stets voneinander verschieden bleiben. So will es das Gesetz der Natur."

In diesen bescheidenen und schönen Worten von den Naturen, in welchen die temperierte Luft, die dunkle Erde und das kühle Wasser die Oberhand haben, liegt wahrlich etwas von der edlen und schönen Besonnenheit, welche die Griechen Sophrosyne nannten. Und dieses weise Maßhalten, diese echt dänische Besonnenheit bekundet sich in allen Schriften Langes. Darauf beruht ihre mächtige ethische Wirkung. Im täglichen Umgange konnte Julius Lange sehr heftig sein. Er hatte sich keineswegs ganz in seiner Gewalt, war auch in seinem privaten, persönlichen Leben weit davon entfernt, ein normaler Mensch im Sinne des Pfahlbürgers zu sein, und noch unendlich weiter von dem, was man einen Mustermenschen nennt. Doch überall, wo das Innerste und Beste seines Wesens rein zum Durchbruch kommt, wie in seinen Schriften, da setzt er durch sein Ethos in Erstaunen. Er besaß nicht nur die schöne Scham, welche die Griechen so hoch stellten, sondern auch in all seiner reichen und vollen Menschlichkeit eine Harmonie, ein Gleichgewicht, die erstens wohltuend wirkte und wirkt, ferner moralisierend, nicht als Ermahnung, sondern als Beispiel und Vorbild. In diesem Sinne könnte man die Behauptung wagen, daß kein dänischer Schriftsteller so ethisch sei wie er.

II

Julius Lange als Humorist

Julius Lange, bei Lebzeiten ein angesehener und in dem kleinen Kreise seiner Freunde, sowie in dem etwas größeren seiner Bekannten und Schüler sehr beliebter Mann, ist nach seinem Tode einer der Lieblinge des dänischen Volkes geworden. Die soeben erschienene, von P. Kjöbke mit außerordentlicher Umsicht und großem Takt veranstaltete Sammlung von Briefen aus den letzten 38 Jahren seines Lebens wird ihm neue Herzen gewinnen. Wiewohl nichts darin für die Öffentlichkeit berechnet war, kommt doch

nichts allzu Privates darin vor, nichts auch, dessen Mitteilung irgend wen verletzen könnte. Mit Fug und Recht. Denn dem Schreiber dieser Briefe widerstrebte es, dem Publikum Einblick in seine Privatverhältnisse zu gewähren, und frei wie er von allen ätzenden Säften war, hätte ihn der Gedanke höchst peinlich berührt, abfällige Äußerungen über einzelne Persönlichkeiten könnten der Öffentlichkeit übermittelt werden. Die Sammlung gibt somit ein Bild von seinem Verhältnisse zu Verwandten und Freunden, zu Kameraden und Studiengenossen, von seiner Persönlichkeit und dem, was ihm Lebensberuf war, ohne im strengeren Sinne eine Vorstellung von seinem Leben selbst, dessen heftigsten Freuden und Leiden, dessen stärksten Gemütsbewegungen zu geben.

Julius Lange verehrte das Allgemeinmenschliche, schätzte das Normale, war ein harmonisch gebildeter Geist. Er stand, wo es ihm möglich war, fest auf dem Boden der Überlieferung, sein Geist hatte von der erlesenen Kunst und Poesie des griechischen Altertums die Weihe erhalten, er liebte nicht nur die Höhepunkte des Menschlichen — Äschylos, den Parthenon, die ursprüngliche Gotik, Michelangelo, Rembrandt — er liebte auch die Wesen, die einen Ausgleich der Gegensätze darstellen — Raphael, Thorwaldsen, Paul Dubois, sie, die lauter Gleichgewicht sind. Der freie Humanismus, zu dessen Vertretern er gezählt werden muß, war ihm, seiner eigenen Definition nach, nichts anderes als ein Streben nach Menschenverherrlichung. Ihm verlangte nach dem Normalen, und sein dänisches Naturell ließ es ihn nicht selten im Gewöhnlichen finden.

Er selbst aber war in seinem Temperament nichts weniger als gewöhnlich oder normal. Er bemerkte einmal treffend, als Gott der Herr alles (wie es in der Bibel heißt) nach Zahl, Maß und Gewicht schuf, sei ihm, Julius Lange, das Mißgeschick widerfahren, eine bedauerliche Ausnahme zu bilden. Etwas Unordentliches habe sich in seine Natur eingeschlichen, etwas, das sich schwer nach „Almanach und Glockenschlag“ zu richten vermochte, schwer wohl auch noch nach etlichen andern Normen des sozialen Lebens. Ihm wohnte eine leidenschaftliche Seele inne, ein heißes, stark erregbares Gemüt. Nur seine Intelligenz blieb olympisch, unberührt von den Schwingungen seines Innern, und entlud sich immer und immer wieder in humoristischem Sprühfeuer. Die vornehmste Äußerungsform seines Geistes war nämlich Humor, eine Vereinigung von Laune

und Witz, durch die er sich über die Widerwärtigkeiten des Lebens erhob und ihre Mißklänge in Scherz auflöste. Dieser Humor, der sein ganzes Leben durchzieht, war sein wesentliches Merkmal, seine konstante Geistesform.

In einem seiner Briefe erörtert er geistvoll und originell die Frage der Wesenseinheit des Menschen im Zeitenlaufe; er fragt, ob der Name, der (bei Männern) derselbe bleibt, eine wirkliche Identität oder eine Kontinuität bezeichne. Er behauptet nun das letztere, sei es doch widersinnig, zu glauben, ein einjähriges Kind, ein dreißigjähriger Mann und ein neunzigjähriger Greis wären ein- und dieselben. Daß man sie mit dem nämlichen Namen benenne, tue nichts zur Sache, worauf er zu dem Resultat gelangt, das Festhalten des Menschen an seiner Identität durch die Länge der Zeit sei naturwidrig, aber das eigentlich Moralische. Der moralische Mensch hält nämlich an seinem Namen, seiner Unterschrift, seinen einmal übernommenen Verpflichtungen fest, und sei er sie vor fünfzig Jahren eingegangen, er selbst inzwischen ein ganz anderer geworden, körperlich und seelisch ein anderer. Dritte hingegen könnten von dem Leben des Einzelnen nicht mit Recht eine Einheitlichkeit fordern.

Lange hat sich hier, wie es scheint, im Geiste gegen Moralisten zur Wehr setzen wollen. Obschon er selbst zu den etwas schwerfällgen und den tiefen Naturen gehörte, änderten sich im Verlaufe seines Lebens nicht nur seine Absichten, auch seine Gefühle und Sympathien zuweilen gründlich. Wie hätte es auch anders sein können! Die Erfahrungen ließen ihn ja doch nicht unberührt. Wenn er trotzdem derselbe blieb, so war er dies nicht nur insofern er sich durch die einmal übernommene Verantwortung gebunden fühlte, sondern auch insofern der Geist bei ihm die gleiche Form bewahrte, von seiner Jugend auf bis zu seinem Tode.

Diese Form war Humor, und dieser Humor war wohl das am meisten Ungriechische an ihm, das höchst Moderne. Er hatte die Gabe, das am lächerlichsten Klingende so zu sagen, daß es unwiderleglich schien. Er hatte zudem einen ungewöhnlichen Entdeckerblick für das Burleske, genoß es und servierte es anderen. So erzählte er, auf der Pariser Weltausstellung von 1878 hätte sich auf der dänischen Industrieabteilung unter den Fischereigegenständen ein Ding befunden, das die Aufschrift „héros en gelée“

trug. „Die Franzosen müssen sich ja einen greulichen Begriff von uns machen, was für Barbaren wir sind, unsere Helden dadurch zu ehren, daß wir sie in Sulz einlegen. Vielleicht aber fassen sie es als eine Art Einbalsamierung unsrer großen Männer auf." Man hätte, erklärte er nun, im Lexikon das Wort Helt (soviel wie Held und der Fisch Schnäpel, französisch lavaret) nachgeschlagen und es mit héros übersetzt gefunden. Er selbst legte so manche Helden in Gelée ein, aber sie waren auch danach.

Es stand mit dem Ruhigen, Gedämpften seines Wesens in Übereinstimmung, daß er seine stärksten komischen Wirkungen beim Sprechen oder Schreiben u. a. durch die absichtliche Verwendung allzu schwacher Ausdrücke erzielte, z. B. folgendermaßen: Die alten jüdischen Richter hatten die häßliche Gewohnheit, dem Überbringer unangenehmer Botschaften einen Spieß durch den Leib zu rennen. Oder: Die Herren Erik Bögh und M. Goldschmidt stimmen zwar darin überein, es sei nicht viel an dem alten Michelangelo; ich aber möchte denn doch glauben, so ganz ohne sei er nicht gewesen, oder, wo er von den Londoner antiken Basreliefs spricht, in dieser Weise: Am meisten fürchte ich den assyrischen König Assurnazirpal den Ersten, oder den ägyptischen König Thotmes den Dritten, die ihre Feinde auf Pfählen aufspießten, ihnen die Zunge ausrissen oder sonst auf ähnliche unhöfliche Weise behandelten.

Umgekehrt entsprach es auch wieder dem Übermut, der im grunde in seinem innersten Wesen lag, daß er sich manchmal scherzweise bei etwas Geringem der superlativsten Wendungen der Sprache bediente, z. B.: „Aber meine Vorlesungen: Ha! Hm! Seien Sie überzeugt, daß ihnen nichts gleichkommt, und weinen Sie bittre Tränen, daß Ihnen dieser Schmaus versagt war." Oder: „Verzeihung! Verzeihung! Reue und Zerknirschung! Sack und Asche! Härene Hemden! Auferlege mir so schwere Bußen du willst. Nur eins muß ich mir verbitten, mich im bloßen Hemde mit nackten Beinen im Freien stehen zu lassen, denn ich bin sehr erkältet." (Er hatte einer Zeitschrift den versprochenen Beitrag nicht rechtzeitig geliefert.) Oder derart: „Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß ich infolge früher übernommener Arbeit außer Stande bin, auf Ihren Antrag einzugehen. Sind Sie betrübt, so bin ich zerschmettert: sind Sie gebeugt, so liege ich der Länge nach im Staube;

weinen Sie, so ersäufe ich das Universum in einem Ozean von Tränen; kurz, ich gestatte Ihnen keinen Vorrang in dieser Konkurrenz des Leids, sondern staple den Pelion auf den Ossa und mache den Olymp zu einer Warze."

Er hatte auch den Hang, zur Erhöhung des komischen Effekts seiner Worte, wie es bei einer gewissen Sorte von dänischen Sprichwörtern vorkommt, „wie der oder jener sagte" hinzuzufügen, und zwar in einer so gar nicht dahingehörigen Verbindung, daß man unwillkürlich lachen mußte. Beispiele hier aus der Briefsammlung: „Ich fühle wohl, daß ich deine unvergleichliche Nachsicht und Langmut nicht verdiene, ich, der ich so unverläßlich und unordentlich vorging. Aber, du lieber Gott! — ‚so bin ich nun einmal gegen alle Menschen', wie der alte Molbech pfiff und sang, als Schauspieler Nielsen den Stock gegen ihn erhob, weil er grob gewesen war." Oder wo er sich darüber freut, daß die Regierung dem Volksthing, das ihm die Teuerungszulage verweigert hatte, grobe Worte gegeben: „Aber was hilft das! wie der vormalige Portier von Charlottenburg sagte, wenn er die jungen Künstler in den Antikensaal einließ."

Eine andere, gern von ihm gebrauchte Form war die lustige Selbstverspottung unter dem Schein des dem eigenen höhern Verständnisse und Wissen gespendeten Selbstlobs, z. B. . . . „Sagte ich's nicht, es stünde . . ." (diese oder jene griechische Lesart). „Mich dünkt auch, es sei noch eine große Frage, ob Äschylos nicht wohl getan hätte, meiner Redaktion des Anfangsverses zu folgen." Oder so: „Was hältst du von der ägyptischen Politik? Wenn Arabi Pascha wirklich — ich möchte nicht gerne indiskret sein — und wenn Gladstone oder Bismarck — so dürfte es uns allen etwas zu raten aufgeben. Allein schon der Suezkanal — nun, ich will nichts gesagt haben."

In Julius Langes Ausdrucksweise war stets viel Phantasie. Was jedoch seinen Witz so bezaubernd machte, das war, daß seine Phantasie sich so ganz in dessen Dienst stellte. Der dürre, phantasielose Witz, die bloße Ironie, lag ihm fern. Man beachte die Ausdrücke: „Du hast auf dieses Beest von einem Komitee zündend wirken wollen! Du hast Funken schlagen wollen aus einer königlichen Kommission! Du hast einer Kommission, mit einer Exzellenz an der Spitze, auf der Nase herumgetanzt! Du hast uns Schellen an den Bart gebunden!"

Manchmal gemahnt er mit seinem phantasievollen Witz förmlich an Swift, nur daß Swifts Witz bitter, der Langes hingegen ohne Stachel war. Immerhin liegt etwas nahezu Swiftisches in einer kleinen Humoreske über die Armut, die ihn verhindert, mit der ganzen Familie ins Ausland zu reisen: „Ich habe übrigens ein sinnreiches und probates Mittel gefunden, wie ich — eventuell mit euch allen samt und sonders — auf öffentliche Unkosten nach Paris komme. Man läßt sich einfach von tollen Hunden beißen, so wird man zu Pasteur geschickt. Es soll nicht weiter schmerzhaft und außerdem ganz gefahrlos sein, wenn man von der Sache nur gleich das nötige Aufhebens macht."

Diese Geistesform ist, wie gesagt, die bleibende bei Julius Lange.

Sie ist der Model, in dem seine jeweiligen Anschauungen und Empfindungen gegossen werden. Doch beruht dies selbstverständlich darauf, daß sie sein Wesen, den Inhalt seines Gedankenlebens, mit dessen starken Gegensätzen, dessen energischer Spannung enge umschloß.

III
Julius Lange als konservativ und radikal

Eine beschwerliche und mithin auch um so verdienstlichere Arbeit, die vielen Briefe Julius Langes der Zeitfolge nach zu ordnen. Am schwierigsten gestaltete sie sich natürlich dort, wo Datum oder Jahreszahl fehlten. Dadurch sind kleine Irrtümer mitunterlaufen. So sollen die Juli 1870 datierten Briefe um ein ganzes Jahr in der Zeit vorgerückt werden. Sie stammen aus dem Juli 1871.

Von den veröffentlichten Briefen handelt der überwiegende Teil von Langes Verhältnis zu seinem Fach, zur Kunst aller Zeiten und aller Formen. Kein Buch könnte von der Liebe eines Mannes zu seinem Beruf ein beredteres Zeugnis ablegen, als dieses. Lange ist beständig auf Reisen, um zu sehen, zu lernen oder Einkäufe zu machen. Seine Gedanken kreisen unablässig um die Kunst, ihr Wesen, den historischen Zusammenhang zwischen ihren Werken. Sein Aufenthalt in fremden Städten ist ein Aufenthalt in fremden

Museen und Kirchen. Im Auslande führt er, isoliert durch seine Arbeit, sein recht geringes Geschick, sich in fremden Idiomen zu verständigen, zumal auch seine Schwerhörigkeit, ausschließlich das Leben eines Kunstforschers. Und weilt er daheim, so sind im letzten Hauptabschnitte seiner Arbeitsjahre seine Gedanken fort und fort auf sein großes Werk „Die menschliche Figur in der Geschichte der Kunst“ gerichtet. „Es vergeht kein Tag“, schreibt er, „an dem ich nicht, wenn ich nur irgend kann, daran arbeite.“

Dennoch läßt sich nicht eigentlich behaupten, die Kunst sei sein Leben gewesen. Er hat im Gegenteil die tiefe Empfindung, daß die Beschäftigung mit der Kunst nur ein Surrogat für das Leben sei. Er kommt des öftern darauf zurück. In einem der Briefe heißt es: „Phantasterei ist ein Surrogat für Leben, Tätigkeit, Geschehnis; doch, wohl zu merken, Romane, Dramen, Gemälde usw., sind ebenfalls Surrogate für Leben. Sind wir so glücklich, etwas zu erleben, das wirklich Leben ist, so erkennen wir sofort, daß neunundneunzig Hundertstel von dem, was wir Leben nennen, nur Surrogate dafür sind.“

So fördernd Julius Lange durch die Selbständigkeit seines Wesens, durch dessen Reife, die wie eine vortreffliche Frucht ihre Süße hatte, auf diejenigen wirkte, die er kannte, war doch etwas streng Konservatives in seiner Natur. Im innersten Herzen widerstrebte ihm ursprünglich alles Neue. Schon im Jahre 1863 meinte Carl Bloch, trotz der begeisterten, den Maler in ihm überschätzenden Bewunderung, mit der Lange sich ihm angeschlossen hatte: „Er versteht sich zwar gut auf die alte Kunst; doch zweifle ich, daß er je ein ebenso guter Beurteiler der neuen sein wird.“ Bloch behielt recht. Lange hatte ein so sicheres Verständnis für assyrische, griechische, ägyptische Kunst wie kein zweiter; das Ursprünglichste zog ihn an, und sein Name wird mit dem Frontalgesetz, dessen Auftreten in jener Kunst er entdeckt hat, für immer verbunden bleiben. Auch die Kunst des Mittelalters, der Renaissance, überhaupt die abgeschlossene Kunst der Vergangenheit, insofern ihre Vertreter sein Naturell nicht zu sehr abstießen (wie Bermini, die Franzosen des 18. Jahrhunderts, die Japaner u. s. w.), hatte in ihm den verständnisvollsten Erfasser und Verdolmetscher. Für das Werdende aber hatte er keinen Sinn. Er sah von vornherein immer und ewig nur das Abstoßende daran.

Selbst so naheliegende Erscheinungen wie Björnson und Ibsen flößten ihm ursprünglich Widerwillen ein. Ibsens älteste Arbeiten waren ihm ein Greuel. Mit den Jahren wurde Lange indessen sein warmer Bewunderer. So fand er Hedda Gabler meisterhaft, und nach Solneß nennt er Ibsen sogar „erschrecklich groß." In Björnsons „Der König" findet er nur „das Verzweiflungsgeheul der Demokratie über ihre eigene Unmöglichkeit," und er fragt sich bei seinem Sohne an, ob es denn „durchaus notwendig" für ihn sei, Björnsons „Es flaggt" zu lesen. So ungern entschließt er sich dazu. Und dennoch schätzte er Björnson auf seine Weise als Dichter. Als Taine auftauchte, wehrte sich Lange mit aller Kraft gegen ihn als gegen die neueste Pariser Mode; sich etwas von ihm anzueignen, das hieß ihm so viel wie sich nach jedem Stoßwind von Paris richten. — Als er zum erstenmale Bilder von Böcklin sieht, hat er für nichts als das Grelle daran Auge. In der Schackschen Galerie läßt er ein Bild wie „Die Villa" unbeachtet und findet bei den anderen, bei denen er verweilt, „die moderne Malerkunst sitze am Sumpfrande des Wahnsinns, nach Würmern angelnd und in höchster Gefahr, kopfüber hineinzustürzen." — Max Klinger ist sein Entsetzen. Er sieht an ihm nur die Nachahmung Böcklins und Goyas, von der der junge Radierer ausging, hat aber nicht den geringsten Blick für die bedeutende, echte Originalität, die sich hier Bahn brach. Nur hatte er sich endlich, als er Klinger verurteilt, mit Böcklin versöhnt. — So wehrt er sich auf dänischem Boden mit aller Macht gegen die eigenartigen Maler unter den jungen Kräften: Joachim Skovgaard und Hammershöj; nicht, als ob seine Einwände hier unvernünftig gewesen wären, aber das Unvernünftige ist, daß er nur mit Einwänden kam. Sein Sträuben gegen die Liebe zur japanischen Kunst gehört ebenfalls dahin.

Im Zusammenhange mit diesem Mangel an Sinn für alles neu sich Bildende und diesem Widerstreben steht denn auch seine politische Haltung. Er hatte nicht das Gefühl, daß die Rechte in Dänemark sich irgend welcher Übergriffe schuldig machte, und ging es noch so jämmerlich zu. Estrup, sagte er eines Tages, wäre ihm teuer „als eine Stürze über das Ganze." In dem Erwachen des Volksbewußtseins und des Rechtsgefühls, das mit dem Worte die „Linke" bezeichnet wurde, erblickte er die „wertlosesten politischen Wühlereien, aus denen ihm nur „der Geruch von Bergfisch und frischem Tran

(Berg und J. A. Hansen) untermischt mit Holstein-Ledreborg'schen Patschuli" entgegenschlüge. So ängstlich scheute er schließlich vor allem „Parteiwesen" zurück, daß er sich der „Buchstäblichkeit", einem harmlosen Verein von jüngeren Künstlern und Schriftstellern, die dann und wann bei einem Glase Wein zum Plaudern zusammenkamen, nur deshalb beizutreten weigerte, weil ein Freund ihm gesagt hatte, ein Dritter hätte dem Freunde gesagt, dieser Verein vertrete „die radikalste literarische Linke."

Andererseits war dieser Julius Langesche Konservatismus nur eben der Ausfluß der Gediegenheit und Selbständigkeit seines Wesens, seiner Abneigung, über den Haufen gerannt zu werden. Und so verwebte er sich denn auch in überraschender Weise mit seinem Trieb, nichts auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern alles gehörig zu prüfen, dem Hang mit einem Worte, der ihn bahnbrechend machte in seinem Fache, ihn ferner zum überzeugten, unentwegten Freidenker machte. Es müssen sich noch einzelne, in die Sammlung nicht aufgenommene Briefe finden, in denen er diesen Hang stärker als in den gedruckten an den Tag legt. Immerhin gibt er ihn an mehreren Stellen in höchst bezeichnender und ansprechender Weise kund. So in einem Briefe von 1880, in dem er mit der „ganzen Inbrunst seiner Seele" (vergebens) den Redakteur Topsöe anruft, „sein Talent und seinen Einfluß nicht zu gunsten eines Opinions-Christentums zu gebrauchen, das noch schlimmer sei „als ein Polizei-Christentum." Lange geht hier so weit, zu sagen: „Es sind freiheitsfeindliche Zeiten, in denen wir leben, vielleicht in höherem Grade freiheitsfeindlich als je zuvor". Man vergleiche auch den leidenschaftlichen Protest in einem Briefe von 1892 gegen die Äußerung, „die freie Forschung". sei „ein Dogma wie jedes andere." Jenem massenhaften Publikum gegenüber, das dem Schriftsteller regelmäßig über den Hals kommt, wenn er sich ein seltenes Mal erdreistet, rückhaltlos und ohne Ansehen der Person die Wahrheit zu sagen — gegenüber jenen Herren und Damen, die stets die Pietätsverpflichtungen und die Schonung, die man Andersdenkenden schulde, gegen jeden geltend machen, der sich zu einer noch nicht anerkannten Wahrheit bekennt, dürfte es von Nutzen sein, die folgenden Worte Langes anzuführen:

„Ich bin mir wohl bewußt, daß mich die Wahrheit nicht heilig finde, bin mir aber auch bewußt, daß ich die Wahrheit heilig finde

— so naiv und einfach ist meine Denkweise. . . . Ich meine, daß die Wahrheit absoluten Wert besitzt, und möge ich eines schmählichen Todes sterben an dem Tage, an dem ich nicht mehr dieser Meinung bin! . . . Die Wahrheit hat unbedingten Wert, selbst wenn sie tötet; und sie kann eine gar strenge Herrin sein; in ihre Dienste aber sollen die Menschen die Wahrheit nicht nehmen — überhaupt kann sie gar keine Dienerin sein — sie sollen der Wahrheit dienen . . . Ein Glück für uns, die wir die Wahrheit nicht vom opportunistischen Standpunkte betrachten, daß, wer es zu tun erklärt, seinen eigenen Worten zugleich die Spitze abbricht. Meint er, was er sagt? Oder verfolgt er mit seiner Behauptung nur irgend einen „pädagogischen" Zweck? Wir sind im großen und ganzen es uns zu verbitten gewillt, daß man uns pädagogisch oder hygienisch wie Kinder oder Spittler behandle. Möge jedermann die Wahrheit sagen, und wer sie nicht verdauen kann, der möge Leibschmerzen davon bekommen."

Letzteres sind Worte, die sich ein Schriftsteller füglich in das Leinen ober seinem Waschtisch sollte einsticken lassen, auf daß er sie täglich vor Augen habe.

Es ist interessant, die Eigentümlichkeiten, die wir an Julius Lange beobachteten, in seinem Humor, seiner Entschiedenheit, seiner Behandlung der dänischen Sprache, wo er sie für die Öffentlichkeit schreibt, zum Ausdruck kommen zu sehen. Sein Konservatismus äußert sich im Hänseln seiner vermeintlichen Widersacher, so dem Kunstkritiker Karl Madsen gegenüber: Ich könnte dir vom Parthenon und allen den anderen alten Gebäuden hier unten Grüße senden. Sie sind durchaus nicht im japanischen Stil gebaut und sehen aus, als wären sie ganz stolz, daß dem nicht so ist." Sein Radikalismus äußert sich abweisend, wie in dem folgenden Satze: Ich glaube, du wirst mir zugestehen, daß die Formel, es lasse sich ganz und gar nichts wissen (z. B. über Gott und Unsterblichkeit) dazu mißbraucht wird, dem Gedanken Halt zu gebieten, wo er anfängt, unbequem zu werden und dahin zu führen droht, wohin man, seinem bisherigen Standpunkte nach, nicht zu kommen wünscht." Die Vorzüge und Mängel seiner Sprachbehandlung faßt er an einer Stelle in dem Satze zusammen: Ich habe im ganzen viel kritischen Formsinn und empfinde dies manchmal als ein Leiden. Daher bin ich auch weit eher zaghaft als gewagt in meiner Sprachbehandlung

(und gerathe hierin meinem Onkel mütterlicherseits Fr. Paludan Müller nach)." Er wagte denn auch nicht, seinen Dickensschen Humor in seinen Büchern zu Worte kommen zu lassen. Nimmt man aber z. B. seine in einem Briefe hingeworfenen, „unbrauchbaren Vorschläge" zu Inschriften an dem neuen Kunstmuseum, so hat man ihn in all dem drolligen Übermut, der so manchesmal in seinem Wesen zum Ausdruck kam:

1. Sei der Vorzeit Kunst Verweser — Mach die Kunst von heute beser (besser)!

2. Den schönen Künsten der Platz hier gebricht — An einem Klosett aber fehlt es nicht.

3. Ob gehaun auch der Meißel, der Stichel gestochen — Ist das Ganze doch weder gehaun noch gestochen.

Es war Langes Wunsch und Hoffnung gewesen, dieses Kunstmuseum unter sich zu haben; es schmerzte ihn, daß man ihn mit der Skulpturabteilung abspeiste; denn er besaß eine ganz ebenso große Sachkenntnis hinsichtlich des Gemäldebestandes der Galerie. Durch seinen ehernen Fleiß hatte er sich nicht nur zu dem genialen Beobachter, zu dem er veranlagt war, entwickelt, er war allmählich einer der gelehrtesten Männer seines Faches geworden, der alle Museen Europas unzählige Male besucht hatte, um ihnen immer und immer wieder Fragen vorzulegen, auf die er Antworten mit heimbrachte. Er lehnte eine Menge Anträge behufs journalistischer Mitarbeiterschaft ab, um ganz seinem Fache leben zu können. Er betrachtete es als seine Aufgabe, dieses Fach auf einer Höhe mit den übrigen Wissenschaften zu halten, da es ihnen an der Kopenhagener Universität ursprünglich nicht als ebenbürtig galt und Männer wie Madvig und Schiern darauf heruntersahen. Wenn er ihm die schuldige Achtung errang, so beruhte dies auf der Genialität, die er selbst in dessen Behandlung an den Tag legte, einer Genialität, die nicht bloß daheim, sondern auch im Auslande — wenngleich etwas spät — volle Anerkennung fand.

Briefe

In den großen Literaturen liegen aus jedem Jahrhundert, vom vierzehnten angefangen, als Quelle für die Kenntnis der Kulturverhältnisse und Persönlichkeiten der Zeit, neben den Büchern Briefsammlungen vor. Der Brief spiegelt den Stil des Zeitalters ebenso treu ab wie das Buch. Und da der Brief nicht für die Öffentlichkeit berechnet ist, steht er in der Regel dem Leben näher, enthält, und sei es auch nur in sprachlicher Beziehung, weniger Zugestutztes, Herkömmliches.

Doch ginge man fehl, zu glauben, der Schreibende nähme keine Pose an, wenn er sich in einem Privatbriefe äußert. Auch auf diesem Gebiete machen Herkommen, Formen, Künstelei und Geziertheit sich geltend. Doch der Natur der Sache nach nicht so durchgehends wie in den Büchern.

In Deutschland ist jüngst ein Buch erschienen, das auf 500 bis 600 großen Seiten eine Übersicht gibt über deutsche Briefe von dem Zeitpunkte an, wo man aufhört, Latein zu schreiben, bis auf den heutigen Tag. Es enthält zahlreiche Proben der Schreibweise jedes Zeitalters und jeder hervorragenden Persönlichkeit. Über hundert bedeutende Männer und Frauen sind in der Sammlung vertreten. Sie umfaßt somit nahezu alle deutschen Größen, Luther nicht minder als Elisabeth Charlotte, Gellert und Rabener, Klopstock und seine Meta, Lessing und Eva König, Schiller und Charlotte v. Lengefeld, Goethe und seine Mutter, bis hinauf zu Bismarck und Moltke. („Die Meister des deutschen Briefes", herausgegeben von Theodor Klaiber und Otto Lyon.) Es ist ein sehr unterhaltendes Buch, doch bei dem Umstande, daß die Herausgeber nur Briefe von historischem oder psychologischem Interesse gewählt haben, um nichts weniger durch seinen Inhalt als durch die Form der Briefe.

Unstreitig ist es lehrreich, dem Einfluß der wechselnden Zeitalter nachzuspüren, in den Tagen der Minnesänger, dem Stil der Mystiker, der derben und heiteren Ausdrucksweise des 15. Jahrhunderts, der Volkssprache Luthers mit ihrer Kraft und ihrem Witz, der abscheulichen Sprachmengerei des 17. Jahrhunderts, die in ihrer Überladung mit Fremdwörtern an das schlimmste Zeitungswälsch unserer Tage erinnert, dann in dem glatten Briefstil des 18. Jahr-

hunderts, der das Geschmeidige und Anmutige im Ausdruck anstrebt, endlich in des 19. Jahrhunderts ungeheurem Konzert der mannigfachsten Instrumente. Dennoch ist es selten die Form, an der der Leser seine Freude hat. Die Mischung von mündlicher und schriftlicher Ausdrucksweise, die den Reiz des Briefstils ausmacht, liegt den Germanen nicht, Schriftliches wird bei ihnen allzu leicht zu dieser oder jener Art Kanzleistil, weshalb regelmäßig in jedem Jahrhunderte einmal Versuche auftauchen, durch eine Reform des Briefstils den gekünstelten Ausdruck zur echten Natürlichkeit zurückzuführen. Darum spielen Frauen auf diesem Gebiete eine kaum geringere Rolle als Giganten wie Luther, Lessing, Goethe und Bismarck. Mit einer anderen Wendung: Der germanische Stamm hat die bedauerliche Eigentümlichkeit, daß sich die Kunst des Wortes im brieflichen Ausdruck nur zu leicht in Unnatur, Geschmacklosigkeit oder Affektation verwandelt, so daß er einzig als unkünstlerisch recht natürlich ist. Daher schreiben die Frauen dieses Stammes bessere Briefe als die Männer. Als die französische Kultur des 18. Jahrhunderts ihre größte und ausgesprochenste Eigentümlichkeit erlangte, verhielt es sich anders. Die stilistische Kunst war in Hinsicht auf die höheren Klassen durchgreifend und erstreckte sich bis zu den Kammerdienern und Kammerjungfern hinab. In den zahlreichen Briefsammlungen jener Zeit drückt man sich künstlerisch mit vollendeter Natürlichkeit aus. Hier ist keine Spaltung, kein Gegensatz zwischen Kunst und Natur.

Die Herausgeber der „Deutschen Briefe" machen hingegen beständig darauf aufmerksam, daß es die Frauen seien, die den stilistischen Zwang durchbrechen, dem die Männer sich stets von neuem unterwerfen, indem nur bei den Frauen der Brief sich zu einem natürlichen Erguß der Seele gestalte. Sie sprechen sich denn auch dahin aus, daß Klopstock sowohl wie Lessing, Schiller wie Goethe ihre ungekünstelte Sprache aus Frauenbriefen gelernt hätten — eine gewaltige Übertreibung, ein entschiedener, aber äußerst bezeichnender Aberglaube.

So gute Briefe die Sammlung enthält, berühmte Briefe wie Gellerts Husarenbrief, der scherzend eine Situation schildert, niedliche Briefe wie Metas Beschreibung von Klopstocks erstem Besuch bei ihr, außerordentliche Briefe kritischen Inhaltes, wie die briefliche Kritik Goethes von Schillers Ballade des Ibykus, oder prächtig malende Briefe, wie die Bismarcks an seine Gattin, so hat

man doch verhältnismäßig nur selten seine Freude an der sprachlichen Wendung. Kraft und Klarheit sind häufiger vorkommende Eigenschaften als Feinheit und Anmut. Diese Briefe wirken allesamt fast nur durch ihren Inhalt, kraft der Bedeutung der Persönlichkeiten. Nichts ist so kennzeichnend, als daß selbst ein Goethe, der Halbgott, der mit Recht hier unter der Überschrift „Die Lebensfülle im deutschen Briefe" eingeführt wird, in seiner Jugend schwulstig empfindsame, in seinem Alter steife und geschnörkelte Briefe schrieb.

Man könnte die Geschichte des Briefes in solcher Weise erzählen, daß sie zu einer Geschichte der menschlichen Affektation würde. Im 18. Jahrhundert heißt in den Briefen ein Kuß: „Der Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Korallinenpresse", oder „ein karmoisinrotes Wundenpflaster der Liebe". Schiller schreibt an seine Schwiegermutter, als er den Aufenthalt in ihrem Hause aufgeben zu müssen glaubt: „Mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste geleistet, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Börne schreibt aus Paris: „Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen, wahrlich nur barfuß sollte man dieses heilige Pflaster betreten. — Gott segne dieses herrliche Volk und fülle ihm die goldenen Becher bis zum Rande mit dem süßesten Weine voll, bis es überströmt, bis es hinabfließt auf das Tischtuch, wo wir Fliegen herumkriechen und davon naschen. Summ — Summ — wie dumm!" Pückler-Muskau schreibt an Bettina: „Du bist ein schöner Geist, weil Du so demütig bist, denn in der Demut liegt die Größe! In mir siehst Du mehr als ich bin, aber vielleicht hast Du so den besten Weg eingeschlagen, etwas aus mir zu machen. Sie sind das männliche Prinzip in unserem Verhältnisse, ich das weibliche. . . . Guter Mann, meine treue Sklavin, lieber Tiger!"

Unter den jetzt lebenden deutschen Männern ist kaum mehr als einer „ein Meister des Briefstils", und das ist Paul Heyse.

Im allgemeinen kann man sagen, daß gedruckte Briefe eine unleidliche Lektüre sind. Gerade wenn sie aufrichtig und einfach nur für den Empfänger berechnet waren, enthalten sie eine Masse für die Nachwelt langweiligen Zeuges. Nur ist es widersinnig, diesen Umstand als eine Anklage gegen den toten Briefschreiber zu kehren. Andrae*) eiferte z. B. eines Tages gegen Goethes Briefe

*) Dänischer Mathematiker, längere Zeit Minister, erster Erfinder der Wahlweise nach Verhältniszahlen, die unter Hares Namen bekannt worden ist.

an Frau v. Stein. Er fand sie schal und rief heftig aus: „Ich sende Dir Spargel! Ist das geistvoll oder unterhaltend? Und das soll man bewundern?“ Doch was in aller Welt hätte Goethe anderes schreiben sollen? Glücklicherweise waren seine Liebesbriefe nicht auf die Nachwelt berechnet, wie die von Alfred de Musset an George Sand. Sie haben gerade dadurch ihren Reiz. Und man braucht nicht einmal ein Goethe-Verehrer zu sein, um sie ihm nachzufühlen und sie zu verstehen.

Nachdem sich nun die Gepflogenheit gebildet hat, die Briefe berühmter Persönlichkeiten nach ihrem Tode in Masse zu drucken, steht zu befürchten, daß so manche die ihren danach einrichten. Wer mit einzelnen der in dieser Richtung besonders in Betracht kommenden Anwärtern bekannt ist, dem wird es auch nicht entgangen sein, wie bei dem und jenem, von dem Augenblick an, wo die Stunde des Ruhmes für ihn geschlagen hat, nur die edelsten und hochehrwürdigsten Gefühle in den Briefen zu Worte kommen.

Männer, die sich von dem Briefbombardement geplagt fühlen, das bekannten Persönlichkeiten nie erspart bleibt, erklären mitunter, daß sie nur zweierlei Briefe anerkennen: Liebesbriefe und Geldbriefe. Die letzteren eignen sich nicht für den Druck; man glaubt das Entgegengesetzte von den ersteren; doch gedruckt wirken diese im allgemeinen fürchterlich. Wer vermöchte, sich durch den dicken Band Liebesbriefe hindurchzuarbeiten, den George Egerton (eine Dame) dieses Jahr in London unter dem Titel „Rosa Amorosa, Liebesbriefe einer Frau“ herausgab. Durch 244 Seiten nichts als „Herzensfreund, Heißgeliebter, Herr meines Geschickes!“ — Großer Gott!

Manche Leute behaupten, man schreibe heutiger Zeit keine langen Briefe mehr! Welche Täuschung! Es gibt Menschen, die tagtäglich eine ganze Anzahl Briefe von acht und zwölf Seiten bekommen, die weder von Liebe handeln, noch Geld eintragen. Es ist der reine Aberglaube, daß Telegraph und Telephon, Korrespondenzkarte und Ansichtskarte die Zahl der Briefe vermindert hätten. Nicht einmal die anonymen Briefe, diese humoristische Ausgeburt des männlichen und weiblichen Schofelismus, nehmen irgendwie ab. Unzweifelhaft wird das heutige Geschlecht den Nachkommen Milliarden Schiffspfunde an Briefen hinterlassen.

Nicht überall würde bei einem Versuche, aus der heimischen Literatur eine Geschichte des Briefes zusammenzustellen, die Aus-

17*

beute eine so ergiebige sein, wie bei dem dieses Jahr in Deutschland gemachten. Die Briefe der dänischen Könige z. B. haben keineswegs das Interesse, das den vielen originalen Schreiben deutscher Fürsten eigen ist. Der dänische Historiker Troels Lund hat in seinem Werke über das öffentliche Leben im Norden während des 16. Jahrhunderts darauf hingewiesen, wie dürftig in diesem Zeitalter die Ausbeute an dänischen Briefen ist. Von Holberg besitzt Dänemark keine anderen Briefe als seine Episteln. So hoch sich auch der Dichter Ewald in seiner Prosa schwang, seine Briefe sind eben nicht bemerkenswert, und die Wessels sind um nichts besser. Baggesen schrieb viele und lange Briefe, sie hinterlassen jedoch keinen sonderlichen Eindruck im Gemüte des Lesers. Erst aus dem 19. Jahrhundert liegt eine Anzahl Briefsammlungen von bedeutenderen Persönlichkeiten Dänemarks vor, von denen einige die Literatur bereicherten, wie die der Frau Gyllembourg, die Öhlenschlägers, die Örsteds. Einen Briefwechsel aber, der so national wie der Goethes und Schillers, oder eine Briefsammlung, die so kulturfördernd wie die Voltaires wäre, gibt es hier nicht. Dänemark besitzt eigentümliche und wertvolle Briefsammlungen, darin sich die Anschauungsweise der Gebildeten wie des gemeinen Mannes abspiegelt, wie in den beiden Sammlungen von Briefen aus dem ersten und zweiten schleswigschen Kriege. Von unseren großen heimischen Schriftstellern aber haben äußerst wenige (wie J. P. Jacobsen z. B.) Briefe geschrieben, die unvergeßlich bleiben werden.

Verse

Die kgl. dänische Wissenschaftliche Gesellschaft veröffentlicht in ihren Verhandlungen von 1900 eine Abhandlung von Prof. Otto Jespersen „Der psychologische Grund einiger metrischer Erscheinungen“, die der Verslehre der germanischen Sprachen eine neue Grundlage zu geben strebt. Sie dürfte die verständigste und bedeutendste sein, die seit dem Erscheinen von Brückes Schrift von 1871 „Die physiologische Grundlage der neuhochdeutschen Verskunst“ über den Bau des dänischen Verses geschrieben wurde, die einzige, die einen wirklichen Fortschritt in Bezug auf Auffassung bezeichnet. Die Hauptfrage, die Jespersen erschöpfend zu beantworten versucht, ist, weshalb wir

ohne Anstoß einen Trochäus in jambischen Versen, nicht aber umgekehrt Jamben in trochäischen Versen vertragen, und seine Lehre ist sinnreich und überzeugend. Recht bezeichnend ist es, daß Fortschritte in der Auffassung des Metrischen in der neueren Zeit nicht von Dichtern stammen, sondern von Männern der Wissenschaft, die sich mit der Lautlehre befassen, wie seinerzeit Brücke und gegenwärtig Jespersen.

Dieser letztere schlägt ein neues und einfaches Zeichensystem zur Angabe der verschiedenen Stärkegrade, welche den Silben zukommen können, vor. Er benützt die vier ersten Zahlzeichen (1—4) zur Bezeichnung schwacher, halbschwacher, halbstarker und starker Betonung, und es bedarf auch keines verwickelteren Systems, da die Länge oder Kürze der Silben in den modernen germanischen Sprachen nicht in Betracht kommen. Es läßt sich jedoch nicht verhehlen, daß viel Gewicht der Bezeichnungsweise nicht beizulegen, und daß im Grunde das Neue hier weniger neu ist, als es scheint. Denn mit seinem sinnreichen Versuch Viertel-, Achtel-, punktierte Achtel- und Sechzehntel-Noten als metrische Zeichen zu verwenden, wollte August Apel schon seinerzeit (1814) dieselben vier Stärkegrade anzeigen. Dieser Versuch, in Dänemark von Johan Ludvig Heiberg eingeführt, der ihn in verschiedenen Abhandlungen, mit größter Ausbeute in seinen Untersuchungen der Verse in „Svend Dyrings Haus“ zur Anwendung brachte, ist gleichwohl zu willkürlich, als daß sich weiter hätte darauf bauen lassen. Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig das Verständnis für die Zeichensprache oder Theorie der Musik dazu beiträgt, die des Verses zu verstehen. Die Annahme, das Studium der Musik würde neue Horizonte für die Auffassung des Verses eröffnen, liegt so nahe, daß ich den weiß, der sich in der Jugend lange in den Generalbaß vertiefte, ja mit hocheigener Hand die ganze Harmonielehre zu dem Zwecke aufschrieb, dadurch tiefer in das Wesen der Verskunst einzudringen. Aber die Ausbeute lohnte nicht der Mühe. Der Unkundige hofft im Generalbaß ganz bestimmte Gesetze oder Regeln, die nicht übertreten werden dürfen, zu finden, macht aber stets aufs neue die überraschende Erfahrung, daß das nach der abstrakten Regel Verbotene unter gewissen Umständen dennoch ganz zulässig ist, so daß den genial hervorbringenden Geist keine Regel bindet. Es verhält sich mit der Harmonielehre wie mit der Metrik, von welcher Jespersen richtig

bemerkt, daß sie ja keine exakte, für alle Fälle gültige Naturgesetze aufweisende Wissenschaft sei. Man könne nur sagen: Durch Anordnung der Silben auf diese oder jene Weise erhält man einen wohlklingenden Vers. Der Dichter aber kann den regulären Wohlklang des Verses höheren Rücksichten opfern.

Eine praktische Bedeutung wohnt der Metrik durchaus nicht inne. Kaum einem Dichter in der Welt dürfte es etwas gefruchtet haben, eine Metrik zu studieren. Während der angehende Musiker vom Studium des Generalbasses immerhin einigen Vorteil hat, ist das, was sich in der Verskunst lernen läßt, gleich null, und richtige Verse sind noch lange keine guten Verse, so daß, mit anderen Worten, die Poesie erst jenseits der Richtigkeit beginnt.

Die Verse können richtig, ja in unbestimmbarem Sinne wohlklingend sein, ohne die Klangfarbe, die Anmut oder das Mark zu haben, die sie erst zur Poesie erheben. Umgekehrt können sie ohne strenge Richtigkeit so eigentümlich sein, daß oft drei Zeilen genügen, um deren Dichter danach zu bestimmen.

Die Wortwahl ist es u. a., an der man vor allem den Dichter erkennt und hätte man von ihm auch nur wenige Zeilen vor sich.

Niemand hat im Dänischen so pompöse, schwerschreitende und melodische Zeilen wie Aarestrup geschrieben. Poul Möller gehört wie er zu denen, die sich nichts daraus machen, um der Wirkung willen das Schema des Verses zu durchbrechen. So beginnt er zum Beispiel seine Übersetzung von Byrons Gedicht „Der Traum“, das jambisch ist, mit einem Versfuß, der es nicht ist, der also eigentlich irreführt, und läßt dies sich Abschnitt auf Abschnitt wiederholen, obschon sie bei Byron durchwegs regelmäßig einsetzen und es zumeist ein Leichtes gewesen wäre, die Verse im Dänischen ebenso regelrecht wiederzugeben. Auch mitten in der Zeile nimmt Poul Möller zu Unregelmäßigkeiten und versetzten Betonungen seine Zuflucht, um dem Verse hierdurch Wucht zu geben, selbst wo dies bei Byron nicht der Fall ist.

Wie bei Aarestrup das Üppige, Sinnlich-Kraftvolle seines Wesens in seinen Versen zu Tage tritt, so verrät sich die markige, etwas schwerfällige Natur Poul Möllers in seiner Vorliebe für jene Betonungen. Christian Winthers weiches, zärtliches, aber charakterschwaches Naturell bekundet sich in seiner Versbehandlung, die stets einschmeichelnd, aber nur selten charaktervoll ist. Daß Heibergs

Form die strenger Korrektheit war, spiegelt sich in seinen Versen. Als Dramatiker gebraucht er ja die Versform rein akademisch oder auch satirisch (wie in der herrlichen Parodie auf Öhlenschlägers Sprachbehandlung, die in den „Aprilnarren" als Geburtstagshymne an Frau Bittermandel gesungen wird). Doch in seiner Lyrik klingen die zartesten Saiten seines Wesens im Sprachtone an, so seine Sohnesliebe in dem eigentümlich bestrickenden Versmaß, in dem das Gedicht an seine Mutter, „Herbstgefühl", geschrieben ist; so die romantische Schwärmerei in dem Gesang der Elfen „Am Abend still für mich ich ging", eines der vorzüglichsten lyrischen Kunstwerke, das die dänische Sprache hervorgebracht hat. Besonders die Art, wie der Übergang von Strophe zu Strophe ausgeführt ist, kann in ihrem hinreißenden Wohlklang einzig dastehend genannt werden.

Unter den dänischen Dichtern zeichnet sich keiner so durch strenge Richtigkeit der Verse aus wie der Norweger Welhaven. Die Verstandesseite seines Wesens offenbart sich hierin ebensosehr wie in den logisch durchgeführten Sinnbildern, in denen er (wie nach ihm Henrik Ibsen) seine Stärke hat. Ein Gedicht wie „Ein Singvogel", das sein eigenes Wesen und seine Lebensumstände schildert, ist durch Rhythmik und Wahl der Worte vollendete Poesie; doch anderwärts verrät bloß die Benutzung stimmungsloser Fremdwörter in den Reimen den gebildeten Verfasser, den guten Kopf ohne Phantasie.

Man dürfte vielleicht die Behauptung wagen, daß jede wesentlichste Eigenschaft des Dichters in seiner Versbehandlung zu Tage kommt. Von großen Dichtern ist wohl Björnson metrisch der am wenigsten korrekte; es kommen zahlreiche anstößige Betonungen in seinen Versen vor; niemals enthalten sie eine der metrischen Feinheiten, die das Ohr überraschen und erfreuen. Doch sind sie auch mitunter hochtrabend, so haben sie doch noch öfters einen gewaltigen, dröhnenden, tosenden Klang. So einfach sie gebaut sind, so wirkungsvoll sind sie. Sie kommen am besten zur Geltung, wenn er sie selbst vorträgt. Da wird so manches unvergeßlich.

Einen polaren Gegensatz zu Björnsons Versen bilden die von Sigbjörn Obstfelder. Doch auch sie kamen erst recht zur Geltung, wenn sie der Verfasser selbst vorlas; erst da wurden sie Verse; erst da bekamen sie Formen. Sie sind so persönlich, so innig in ihrer

wunderlichen Schlottrigkeit, daß man sie mit den Pausen hören mußte, die der Dichter in sie hineinlegte, und der Tiefe, die er ihrer Einfalt lieh.

Die Verse Holger Drachmanns sprechen, so gut und wohlklingend sie sind, mit lauter Stimme von der Disziplinlosigkeit seines Wesens. Fast nie auferlegt er sich den Zwang einer Strophe. Er fühlt nicht wie andere Dichter eine Befriedigung darin, sich frei unter der Etikette des Formenzwanges zu bewegen, oder eine Stärke in der Überwindung der Schwierigkeiten, welche die Einhaltung einer von Regeln gebundenen Form darbietet. Er umgeht die Regel, sprengt den Formenzwang, schlägt den Schwierigkeiten ein Schnippchen und läßt seine Poesie, kühn und gemächlich zugleich, in regellosen, vom Inhalte und von der Stimmung des Augenblicks bestimmte Rhythmen ausströmen. Alles in seiner Versbehandlung ist Breite, Sorglosigkeit, Schwung, Meisterschaft im großen und ganzen, Gleichgültigkeit gegen das Einzelne und Kleine, daher ihr eine gewisse Eintönigkeit des Wohlklangs, doch nie ein Funke von Künstelei oder Manier anhaftet.

Man rufe sich im Gegensatze zu den seinen die Verse einiger jüngerer dänischer Dichter ins Gedächtnis. Welcher Unterschied! Die von Niels Möller beispielsweise. Es sind die Verse eines Sprachkenners und Sprachkünstlers. Kein Wort darin, das nicht sorgsam gewählt wäre, und seine Worte sind nicht der Alltagsrede, sondern den Fundgruben der Sprache entnommen. Niemals sind diese Verse trivial, nur klingen sie manchmal etwas gezwungen und gelehrt.

Ein Künstlergeist anderer Art tritt in den ausgezeichneten Versen von Sophus Michaelis hervor. Auch er ist, gleich den anderen jüngeren Poeten (dem eigenartigen und feinen Stuckenberg z. B.), von Drachmann himmelweit verschieden. Es dauerte eine Weile, bis Michaelis seine Eigenart herausgearbeitet hatte. Jetzt beherrscht er den Vers wie kein zweiter unter den jungen Lyrikern, gebraucht Worte und formt Rhythmen mit bewußtester Kunst. Er strebt das an, worauf Drachmann nie seine Anstrengungen richten mochte, die straffste, festeste Form, Verse, die sich unvergeßlich durch die Überraschungen und die Neuheit der Reime einprägen. Hin und wieder verfehlt er sich im Griff und der Ansatz wird unsicher, wie bei der ersten Zeile seines meisterhaften Gedichtes „Colleoni“, die durchaus nicht den

Taktschlag andeutet, in dem es sich bewegt; in der Regel aber versteht er die Worte zu Platten wie aus Stahl zu hämmern, sie zu Bildern wie aus Email zusammenzubrennen, sie singen zu lassen wie unter einem Glockenspiel von läutenden Reimen. Man merkt das Bestreben, man genießt das Bestreben in solchen Künstler- und Kunstkennerversen. Man spürt den Virtuosen, der zur Unterhaltung und, um seine Fertigkeit zu zeigen, Schwierigkeiten überwindet, etwa wie beim Wettrennen der Reiter über die erste, die zweite, die dritte und vierte Hecke setzt.

Man sagt, der Charakter des Menschen trete in seiner Schrift zu tage. Das ist wahr, wenn man unter dem Worte Schreibweise und Stil versteht. Doch keine Schrift ist so empfänglich, so empfindlich für die wesentlichen Züge des Schreibenden, wie die im strengen Sinne künstlerische Schrift, die man Verse nennt.

Betrachtungen

Das Leben*)

Es gibt einen Turm, den wir alle besteigen müssen. Hundert Stufen sind es zu höchst, die hinanführen. Der Turm ist hohl, und ist man ganz emporgeklettert, so stürzt man innen hinab und wird zerschmettert. Doch fast niemand fällt von so hoch oben in die Tiefe. Ein jeder ersteigt nur eine gewisse Anzahl Stufen; hat er die ihm bestimmte letzte erreicht — und niemand weiß im voraus, die wievielte für ihn die letzte sein wird — so gibt sie unter seinen Füßen nach, wird sie zur Luke einer Fallgrube, und er verschwindet. Er weiß nur nicht, ist es die 20. oder die 63., oder was sie sonst für eine Nummer hat, doch daß eine davon unter ihm weichen wird, dessen ist er sicher.

Anfangs steigt es sich leicht, wenn auch langsam. Der Aufstieg selbst scheint nicht im geringsten beschwerlich, und bei jedem Schritt bereitet die Aussicht durch die Gucklöcher des Turms Vergnügen die Fülle. Alles ist so neu. Der Blick hängt mit anhaltendem Interesse an Nahem und Fernem. Und noch so vieles steht zu erwarten. — Allmählich aber verursacht das Steigen größere Beschwerlichkeit, das Auge wird gleichgültiger gegen die Aussicht, die stets die nämliche zu bleiben scheint, und gleichzeitig hat man das Gefühl, als verweilte man fast nicht auf den einzelnen Stufen, sondern käme so rasch in die Höhe, als nähme man mehrere Stufen auf einmal, was doch niemals geschehen kann.

So oft jemand, wenn ein Jahr um ist, eine weitere Stufe erstiegen hat, beglückwünschen ihn die Mitwanderer, daß er noch nicht verschwunden ist. Hat er zehn Stufen hinter sich und steht vor einem neuen Treppenabsatz, so werden die Glückwünsche wärmer

*) Geschrieben als Dank für die Glückwünsche zum 60. Geburtstage.

und mit jedem Male steigert sich die Herzlichkeit, mit der ihm die stets paradoxer werdende Hoffnung auf eine noch lange währende Fortsetzung der Wanderung ausgesprochen wird. Der Betreffende fühlt sich in der Regel tief gerührt und gedenkt weder der geringen Befriedigung, die er bisher empfunden hat, noch all der Widerwärtigkeiten, die ihm ferner bevorstehen mögen.

So verfliegt den meisten, sogenannt normalen Menschen, die geistig auf demselben Flecke bleiben, das Leben.

Doch gibt es auch einen Schacht, in den die Sonderlinge hinabsteigen können, die sich unterirdische Minengänge graben wollen, und die, deren Sinn danach steht, den von anderen im Laufe der Jahrhunderte gegrabenen Minengängen nachzugehen. Von Jahr zu Jahr steigen diese immer tiefer hinab, zu den Schichten, in denen Metalle und Mineralien eingebettet sind. Sie machen sich mit der unterirdischen Welt vertraut, finden Wege in den labyrintischen Gängen, leiten oder verrichten oder begreifen die Arbeiten dort unten und vergessen so, wie die Jahre verstreichen.

Das ist das Leben derer, die über der tiefgrabenden Arbeit des Denkens und Forschens der wechselnden Tagesbegebenheiten vergessen und, in ihr stilles Schaffen versunken, der Verluste und Kümmernisse nicht achten, die der Kreislauf der Jahre bringt, noch der Freuden, die ihre Flucht verweht. Wenn der Tod kommt, sprechen sie wie einst Archimedes: Störe meine Kreise nicht!

Auch ein weitgedehntes Feld gibt es, das sich breitet vor dem Auge, endlos, wie alle die Reiche der Erde, die der Versucher dem Heiland vom Gipfel des Berges zeigte, und für manche, die ewig Lebensdurstigen und Eroberungslustigen, ist das Beste des Lebens, immer mehr an Boden zu gewinnen, einen immer weiteren Gesichtskreis, immer reicheren Schatz von Erfahrungen, eine immer größere Herrschaft über Menschen und Verhältnisse zu erlangen. Streifzüge locken sie und Macht ist ihre Wonne. Immer mehr wollen sie im Gemüte der Männer wie im Herzen der Frauen sich einnisten. Unersättlich sind sie, unberechenbar, stark. Sie gebrauchen die Jahre, so daß die Jahre spurlos an ihnen vorübergehen, sie behalten alle Merkmale der Jugend, Waghalsigkeit, Lebensdrang, Streitbarkeit, frisches, freudiges Wollen, und wenn sie noch so alt werden, so sterben sie jung. Wie der Lachs wider den Strom streicht, so bewegen sich ihre Instinkte gegen den Strom der Jahre.

Doch es gibt auch eine Werkstätte; eine Werkstätte, in der der Arbeitende sich so wohl fühlt, daß er sein Lebelang still beglückt sein Tagewerk darin versieht, und darüber nicht gewahr wird, wie er allmählich altert. Denn gibt es auch Einzelnes, das sich gewiß am besten in den Jahren frischester Jugend vollbringen läßt, Dinge, bei denen es nur in geringem Maße auf Erlebnisse und Erfahrungen, wohl aber auf den ersten glücklichen Griff ankommt, so gibt es wieder eine Fülle anderer Dinge, die der am besten tut, der am meisten weiß und kann. Darum ist es wohlig in der Werkstätte, zu der das Leben umgewandelt werden kann, und es verleiht der Seele Ruhe, sich darin umzutun. Der Anfänger erkennt, daß es von ihm abhängt, ob er ein Meister werde, und der Meister weiß, daß es kein albernes Geschwätz gibt, als das vom Aufhören der Meisterschaft auf einer bestimmten Altersstufe. Er sagt sich, daß es kein noch so schmerzliches Erlebnis, keine noch so geringfügige Beobachtung oder umfassende Forschung, keine Freude, kein Leid, keine Niederlage und keinen Sieg, nicht einen Traum, eine Ahnung, Einbildung, menschliche Laune gebe, die nicht auf irgend eine Weise seinem Werk zugute käme. Und also muß das Werk auch unbedingt reichhaltiger werden, je älter er wird. Er hat nichts von sich zu fürchten, er verläßt sich auf seinen Instinkt und seine Instinkte, gibt sich ihnen ruhig anheim, voll Zuversicht, daß sie ihn richtig leiten müssen, als ein Teil seiner selbst, sowie der festen Überzeugung, in seiner Werkstatt alles nutzen zu können, wozu ihn leiten. So gehen seine Tage dahin, ohne Hoffnung auf ein Glück, das ausbleiben kann, und ohne Furcht vor Gefahren, die in seinem eigenen Innern lauern könnten, oder vor dem Schwinden seiner Kräfte. Ist seine Werkstatt auch nicht groß, ihm ist sie groß genug, groß genug, um darin seinen Gestalten Form und seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Vertieft in seine Arbeit, hat er nicht Zeit, nach dem Stundenglas im Winkel zu schielen, darin der Sand rinnt und rinnt. Doch empfängt er aus der Ferne Beweise freundlichen Gedenkens, so ist ihm zu Mute, als drehte eine liebevolle Hand an dem Stundenglas dort drüben und hielte zurück des Sandes Verrinnen.

Zaubermacht

Man hat sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Vernunft sei die stärkste Triebkraft im Leben der Menschheit, weil die Fortschritte, die Erfindungen, die Entdeckungen ihr zu danken sind. Im ganzen Lauf der Geschichte aber waren ihr andere Kräfte beigesellt, die sich nicht selten als übergeordnete geltend machten. Der Aberglaube baute sich eher zehn Tempel als die Vernunft einen einzigen. Der Aberglaube hat Göttern und Teufeln Wirklichkeit geliehen, Priester verehrt und Hexen verbrannt, während die Vernunft sich auf eine bescheidene Selbstverteidigung beschränkte.

Man sagt, die Massen bedürften einer Religion, und wer ihnen die raube, die sie haben, begehe ein großes Unrecht. In Wirklichkeit haben die Massen stets Religion, weil jede ihnen beigebrachte Überzeugung für sie zur Religion wird, an die weder Zweifel noch Erörterung sich heranwagt. Wie gewisse Vorstellungen, die sich der Massenphantasie bemächtigten, die Kreuzzüge, die Selbstgeißelungen, die Bartholomäusnacht, die Religionskriege und die französische Schreckensherrschaft heraufbeschworen, so gibt es noch in der modernen Zeit neben der Macht der Vernunft eine Zaubermacht, die manchmal von Worten, manchmal von Personen ausgeht.

Vor hundert und etlichen Jahren hatten die Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Zaubermacht. Der beste Beweis dafür ist, daß die Jakobiner im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie Taine an einer Stelle bemerkt, eine Zwangsherrschaft, wie die von Dahomey, eine Rechtspflege, wie die der Inquisition, und Menschenopfer, wie die im alten Mexiko, einzuführen vermochten. Im 19. Jahrhundert wurde das Wort Vaterland ein Zauberwort, in dessen Namen bald die Vaterlandsliebe in eroberten Ländern oder Provinzen als Verbrechen verfolgt, bald der Fremdenhaß als Evangelium gepredigt wurde.

Da die Massen überall von ererbten Vorstellungen erfüllt sind — deshalb ist auch das allgemeine Stimmrecht, das für revolutionär gilt, eine ganz konservative Institution —, da ferner die Massen auch überall unzufrieden sind und Veränderung lieben, so sind sie in der Regel leicht dadurch zu beruhigen, daß Einrichtungen der Vergangenheit bewahrt werden, doch einen neuen Namen erhalten. Sie

unterliegen der Zaubermacht der Worte. Im Jahre 1849 wurde die Staatskirche in Dänemark gestürzt. Sie bekam nämlich einen neuen Namen, wurde Volkskirche getauft und lebt seitdem unter dem neuen, besser klingenden Namen unangefochten weiter.

In unseren Tagen ist der Sozialismus die Religion der Arbeitermassen. Schon das Wort wird mit religiösen Empfindungen umhegt; es entspricht eben der einzigen in den breiten Schichten noch lebendigen Illusion und ist an sich eine Zaubermacht, bei deren Erwähnung zu fragen vergessen wird, wie viel oder wie wenig bisher erreicht worden ist. In anderen Gesellschaftsschichten übt das Wort Demokratie eine ähnliche Macht; es bezeichnet die gute Sache, die Sache des Fortschrittes und der Freiheit. „Das ist nicht demokratisch gehandelt“ oder „Das ist keine demokratische Maßregel“: solche Sätze haben den Sinn eines scharfen Tadels. Wie es jedoch mannigfache Arten von Sozialismus gibt, so gibt es auch mancherlei Arten von Demokratie. Demokratisch bedeutet in Europa oft eine möglichst vollständige Ausmerzung des Sonderwillens des einzelnen (oder seiner Kritik, seiner Gabe der Initiative) gegenüber der Partei als der geschlossenen Schar; in Amerika manchmal die denkbar stärkste Entwickelung der Freiheit und des Unternehmungsgeistes des einzelnen dem Staat gegenüber, der so weit zurückgedrängt wird, daß er nur das Notdürftigste (die Polizei und das Heer) unter seiner Herrschaft behält. Bevor man die Sache der Demokratie zu einer heiligen macht, wäre es vielleicht gut, genau zu wissen, was man sich darunter zu denken habe; sonst setzt man sich der Gefahr aus, im Namen der Freiheit immer freiheitfeindlicher und im Namen des Fortschrittes immer konservativer zu werden.

Der Zaubermacht der Worte gesellt sich die der Personen. Sie führt häufig das Unwahrscheinlichste herbei. Im alten Griechenland oder Rom hätte niemand an die Möglichkeit geglaubt (und in Japan und China staunt man höchlich darüber), daß ein Zimmermannssohn aus Galiläa den letzten sechzehnhundert Jahren der allmächtige Gott sein würde, in dessen Namen noch heute in ganz Europa und Amerika gesprochen wird, soll offiziell etwas Gutes und Wahres — oder das Gegenteil — geschaffen werden. Um das Jahr 1790 hätte in Frankreich oder anderswo niemand für möglich gehalten, daß bald danach ein einfacher Artillerieleutnant

sich zum Kaiser aufschwingen, Europa unterwerfen, nach der Weltherrschaft greifen und die Könige und Kaiser wie seine Vasallen behandeln würde. Zu Tausenden gingen die Männer für ihn in den Tod; die Zaubermacht, die von seiner Person ausging, zwang sie in ihren Bann. Heutzutage pflegt man solche Erscheinungen auf Hypnose und Suggestion zurückzuführen. Doch so kurz erst ist es her, daß in der Geschichte der zivilisierten Welt Zaubermacht sich stärker zeigte als Vernunft, wie dies ja auch bei Verliebten eine alltägliche Erscheinung ist. Bei Napoleon hat sich die Zauberkraft sogar noch nach dem Tode des Mannes als an dem Namen haftend erwiesen. Nur diesem Namen dankte der Neffe den Thron.

Weil wir der Vernunft alles, was gut und nützlich ist, verdanken, von den Zündhölzchen bis zur drahtlosen Telegraphie und dem elektrischen Licht, ist man geneigt, die Unvernunft, die sich in der Zaubermacht birgt, zu unterschätzen. Trotz allen Siegen der Vernunft aber muß man fragen, ob die Zaubermacht nicht noch mehr vermag. Dem, der mich der Übertreibung zeiht, antworte ich, wie einst Tarde antwortete: Wäre ein Philosoph des alten Hellas eines Tages auf den Gedanken verfallen, die Sonne sei vielleicht so groß wie der ganze Peloponnes, so hätten seine besten Freunde sicher einstimmig erklärt, daß ja etwas Wahres an seinem Paradoxon sein könne, daß er aber augenscheinlich übertreibe.

Der Wahrheitshaß

Ein Historiker grübelte eines Tages darüber nach, weshalb eine schöne und hervorragende Frau, deren Leben, bei Elementen von Größe, nichts nach der hergebrachten Moral sonderlich Tadelnswertes aufwies, zu ihrer Zeit so schlecht gelitten und übel beleumundet gewesen sei, als ihm unwillkürlich auf die Lippen und in die Feder das Wort kam: sie (Therese Huber) war wahrheitsliebend. Und er stutzte. Sollte sie darum gehaßt worden sein? Er hatte sich stets bemüht, die Dinge ohne Voreingenommenheit zu beurteilen, ohne das Leben düsterer oder heiterer aufzufassen, als es sich der ruhigen Betrachtung darbietet, wie ihm auch die

doktrinäre Anschauung, daß die Lüge unser vererbtes Teil sei, durchaus fern lag. Gleichwohl drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß jene Frau sicher nur durch ihre Wahrheitsliebe auf viele einen so ungünstigen Eindruck gemacht habe.

Im weiteren Verfolge dieses Gedankens gelangte er bald zu dem allgemeineren Resultate, daß Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit, die stets gepriesen und stets gefordert werden, sich in der Gesellschaft keineswegs solcher Beliebtheit, wie man erwarten sollte, erfreuen.

Und zwar nicht bloß von dem Standpunkte aus, daß man jenen Wahrheitsverkündern gram sei, die allen geselligen Verkehr durch die Unverfrorenheit unmöglich machen, mit der sie den Leuten Wahrheiten ins Gesicht sagen, um die sie niemand gefragt hat, und die in der Regel gar keine Wahrheiten sind — sondern in dem Sinne, daß Wahrheitsliebe überhaupt sozial bald als eine störende Macht, eine Unruhestifterin, bald geradezu als eine Gefahr für die Gesellschaft, als Sprengstoff aufgefaßt wird. Große Wahrheitsliebe bei einem hervorragenden Individuum ist das reine Pulvermagazin in der Nähe einer großen Stadt, ja inmitten der staatlichen Gemeinschaft.

In der Tat kann man ohne Übertreibung behaupten, daß in einem wohlgeordneten, modernen Gemeinwesen der Wahrheitshaß, nicht der des Abhubs der Gesellschaft, sondern der von den gewöhnlichen Leuten und den guten, feinen, vornehmen Menschen gehegte, eine ebenso starke Macht wie die Wahrheitsliebe und eine weit besser organisierte ist.

Es wäre töricht, die notwendige Höflichkeit auf Wahrheitshaß zurückzuführen, wenn ihr auch naturgemäß ein Anflug von Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit anhaftet. Doch selbst die historische Wahrheit ist nicht beliebt. Wie es im Sprichwort heißt: „Von den Toten nichts als gutes“, und meistenteils versteht man unter diesen nicht nur die kürzlich Verstorbenen. Versucht man, selbst ganz ohne Leidenschaft oder Ingrimm, zufolge zuverlässiger persönlicher Eindrücke, über eine vor zehn oder zwanzig Jahren verstorbene öffentliche Persönlichkeit, die der besitzenden und einflußreichen Kaste angehörte, die Wahrheit zu sagen, so erhebt sich im ganzen Lande ein Schrei aufrichtiger Entrüstung. Dergleichen ist unerhört und soll, der herrschenden Anschauung nach, auch uner-

18*

hört sein. Der Wahrheitshaß erhebt sich da in seiner ganzen (mehr oder minder imponierenden) Gewalt. Er nennt sich Pietät gegen einen bedeutenden Toten. Natürlich behaupten überdies einzelne, die abfällige Schilderung sei als unwahr zu verwerfen. Doch diese bilden nur eine kleine Minderheit. Der Zorn gilt — die Wahrheit selbst vorausgesetzt — der Außerachtlassung der schuldigen Rücksicht. Es können noch Verwandte des Verstorbenen, eine Tante auf dem Lande, ein Halbvetter in einer Provinzstadt am Leben sein, wie muß die brutale Wahrheit sie verletzen! Der Haß der Wahrheit tritt hier als Forderung der Rücksicht und des Taktes auf.

Die Stelle, die im Personalhistorischen die Pietät einnimmt, füllt in der eigentlichen Geschichte der Patriotismus aus. Natürlicherweise hat die Gesellschaft je weniger gegen die Wahrheit, je ferner sie liegt. Unwirksame, tote Wahrheiten über Persönlichkeiten und Verhältnisse, die einer fernen Vorzeit angehören, können bis zu einem gewissen Grade geduldet werden. Doch alles mit Manier! Wenn Svend Estridsen dem norwegischen König Magnus die mit Eid und Handschlag gelobte unverbrüchliche Treue bricht, so ist das kein Trug. Svend war als dänischer Fürst zu entschuldigen: er mißtraute Magnus, und als Däne ist er trotz zahlloser Niederlagen geradezu bewunderungswürdig. Wenn die Wenden an der dänischen Küste Räubereien begehen, so sind sie Seeräuber und verdienen den Strang. Sengen und brennen die Dänen an den Ufern der Seine, so sind sie Wikinger, deren mit Stolz gedacht werden muß. Einem Historiker, der anders spräche, würde es an Vaterlandsliebe fehlen.

Vergleicht man nun, wie sich die beiden Geschlechter zum Wahrheitshaß stellen, so dürfte es schwer sein, zu entscheiden, wem hier die Palme gebühre, doch kann man die Beobachtung machen, daß die sogenannte Wahrheit, insofern ihr häufig etwas Derbes, Grobes und ebenso häufig etwas Scharfes, Übelklingendes anhaftet, für das Wesen der Frauen, eben wenn es am weiblichsten ist, etwas Verletzendes hat. Das feinste an diesem ist Schönheit, Anmut, Dinge, die mit der Wahrheitsliebe nichts zu tun haben. Eine der vornehmsten Eigenschaften der Frauen ist die unverbrüchliche Anhänglichkeit für Personen, der zufolge ihre Natur für die rein sachliche Betrachtung der Begebenheiten und Verhältnisse, wie sie der Dienst der Wahrheit erheischt, keinerlei Grund und Boden bietet.

Die Frau steht zudem der Religion in der Regel näher, als der Mann, und man darf wohl sagen, daß keine Macht der rücksichtslosen Wahrheitsliebe einen so heilsamen Zügel anzulegen vermochte, als eben die verschiedenen Religionen, und zwar nicht bloß jene unter ihnen, die ihrer Zeit Andersgläubige, Ketzer und Philosophen verbrannten. Die moderne, humane Grundauffassung, daß es eine äußerst verwerfliche Handlung sei, jemandem seinen Glauben zu rauben, ja, ihn auch nur darin zu erschüttern — eine Absicht, gegen welche die Schriftsteller sich mithin stets verwahren, wie sie auch von der Gesetzgebung, die Religionsverspottung mit Strafen belegt, in der Regel im Keime ausgerottet wird —, diese humane Grundanschauung behauptet ja keineswegs, daß es just Wahrheit sei, was der Betreffende glaube. Das Unrichtige liegt ihr vielmehr darin, ihn sei es auch nur einer tröstlichen oder zuträglichen Illusion zu berauben, und das Gefühl dieses Unrechts ist in den Gemeinwesen, wie sie sich entwickelt haben, hundertmal stärker als die Wahrheitsliebe. Was in letzter Instanz Wahrheit sei, das ist für dieses Gefühl recht gleichgültig, und wer hier rücksichtslos eine vermeintliche Wahrheit auskramen will, wird folgerichtig mit Geringschätzung oder Abschen behandelt. Man kann sich ohne Schwierigkeit ein ganzes, mit Hochschulen bedecktes Land vorstellen, in welchem, was die Religion betrifft, sogar mit vorsorglicher Festigkeit darüber gewacht würde, daß kein Hauch von unberufener Wahrheit durch die Schulmauern dringe, indem kein Lehrer eine Anstellung erhielte, der nicht auf dem geweihten Boden der Schule stünde; wo also die Hochschulen um nichts weniger als die Kirche das Ziel verfolgten, das Eindringen ketzerischer Wahrheiten völlig auszuschließen.

Wie nun die Religion vornehmlich das Gebiet der Frauen ist, so die Politik das der Männer. Und wie die Kirchen jede schädliche Wahrheit von ihren Gemeinden fern zu halten streben, so streben überall die Parteien, ihre Anhänger zu behüten und sie mit Wahrheiten zu verschonen, deren Kenntnis ihnen nicht dienlich sein könnte. Bei den Parteien wie bei den Kirchen gibt es etwas, das Disziplin heißt, und die Disziplin geht naturgemäß allem anderen vor. Wie könnte die einfältige Wahrheitsliebe es irgendwie damit aufnehmen? Bei Wahlen z. B. ist es für den Ausgang der Sache von entscheidender Wichtigkeit, daß die Partei nach einer

Schnur stimmt. Eine Kritik der einzelnen Kandidaten kann innerhalb der Partei nur äußerst schwer geduldet werden. Selbst wo ihr Ziel anerkanntermaßen Freiheit ist, ist dieses Wort nicht so zu verstehen, daß den einzelnen Parteimitgliedern ein gewisses Maß von Freiheit zugestanden würde, ihrer rein privaten Überzeugung zu folgen, oder das auszusprechen, was solch einem Einzelnen zufällig als Wahrheit gelten sollte. Gerade die große politische Freiheitsliebe bringt, ganz wie der politische Despotismus großen Stils einen nicht geringen Widerwillen gegen alle unzeitige Wahrheitsliebe mit sich.

Zum Schluß darf wohl noch flüchtig daran erinnert werden, welche Macht der Wahrheitshaß in der Haltung des Publikums der Literatur und der bildenden Kunst gegenüber ist. So oft jemand im Namen der Wahrheit dem Publikum über den Mangel an Lebenswahrheit oder Wirklichkeitstreue der von der Menge am meisten geschätzten Künstler und Kunstrichtungen die Augen öffnen wollte, hat sich seit Menschengedenken stets ein Schrei der Entrüstung erhoben. Von den meisten Ländern und Zeiten gilt es, daß die Leserwelt, die Zuschauerwelt allzu große Wahrhaftigkeit geradezu kränkt. In einzelnen Fällen sagt sogar nichts so sehr zu, als das völlig Unwirkliche, durch und durch Süßliche, das sich von keinerlei Rücksicht auf Wahrheit beirren läßt — und darum die Herzen gewinnt.

Die Menschen lieben nun einmal das Schöne, selbst wenn es nur durch Beschönigung erreichbar ist, das Tröstliche, selbst wo es auf Illusionen beruht. Sie lieben auch die Wahrheit genugsam, um Wahrheitsliebe stets zu fordern und zu rühmen, sich auch nie zum Wahrheitshaß bekennen zu wollen.

Daher heißt der Wahrheitshaß beim Anbruch dieses zwanzigsten Jahrhunderts auch niemals so. Er hat längst seine Namensänderung durchgesetzt und nennt sich Höflichkeit, Rücksicht, Takt, Pietät, Vaterlandsliebe, Schonung der Glaubensmeinungen anderer. Oder er heißt rückhaltlose Freiheitsliebe, oder tiefe Religiosität, oder notwendige Politik, immer aber Liebe zum Schönen und Guten.

Gerechtigkeit und Schicksal

Als im Jahre 1755 Lissabon durch ein Erdbeben zu grunde ging und dreißigtausend Menschen zu gleicher Zeit umkamen, gab dieses Ereignis dem denkenden Europa zu einer Revision des Begriffes der Vorsehung Anlaß. Man nahm die Frage zu erneuter Untersuchung auf, ob die Welt, die wir kennen, wirklich wie sie Leibniz genannt hat, die bestmögliche von allen möglichen Welten sei. Voltaires Roman „Candide“ hat seine Voraussetzung in jenem Erdbeben.

Die Verheerungen auf Martinique werden die Gemüter wohl kaum in eine analoge Bewegung versetzen; weder der gläubige noch der denkende Teil der zivilisierten Menschheit läßt sich von einem einzelnen Vorfalle sonderlich beeinflussen; sie nehmen je ihren festen Standpunkt ein.

Was die Schönliteratur anlangt, so liegen Voltaire, seine Grübeleien wie seine Spöttereien, weit, weit hinter ihr, und auf die im Geiste der Naturwissenschaften nach Verständnis und Klarheit ringende Richtung der Literatur folgte eine, welche das Große und Wirksame im Geheimnisvollen suchte und stets nur bei der Betrachtung des Naturalls verweilte, als einer unbegreiflichen, undurchdringlichen Macht, die den Menschen umschließt, ihm Angst einjagt und ihn vernichtet.

Maurice Maeterlinck, der hervorragende belgische Dichter, der dem, was man Symbolismus im Drama genannt hat, die Wege bahnte, baute seine Stücke auf dem Grauen vor dem Unbekannten auf, das uns umgibt und umdroht. Der Dichter schien an ungeheure, unsichtbare und unheilschwangere Mächte zu glauben, deren Absichten niemandem kund seien, doch die dem feindlich gesinnt, was uns als Lebensglück, Freude oder auch nur als Friede gilt. Etwas von dem mittelalterlichen Begriff eines strafenden Gottes war hier mit etwas von dem antiken Begriff eines unerbittlichen Schicksals zusammengebraut. Das Resultat war die Vorstellung von einer Art blinder Gerechtigkeit oder sehender Ungerechtigkeit, die über das Erdenleben der Menschen waltete und allezeit siegreich und zerschmetternd hereinbrach. Geheimnisvoll war aber diese Macht und schien auf eine uns unergründliche Weise mit unseren Rechtsbegriffen in Verbindung zu stehen.

Von nicht geringem Interesse ist es, daß jener selbe Dichter, der bei seinen dichterischen Neuerungsversuchen durch den Appell an den Sinn für das Geheimnisvolle zu wirken strebte, den Drang fühlt, sich selbst und anderen über die Beschaffenheit dieses Geheimnisvollen erschöpfende Rechenschaft zu geben und sich in seinem neuen „Der begrabene Tempel“ betitelten Werke über das Verhältnis von Gerechtigkeit und Schicksal zu dem Zwecke ausspricht, Klarheit herbeizuführen, jene Klarheit, die er früher eher scheute als suchte.

Er wendet sich nur an die kleine Schar derer, die nicht glauben, ein allmächtiger und unfehlbarer Richter wache unablässig über unsere Gedanken, Gefühle und Handlungen, handhabe unablässig die Gerechtigkeit in dieser Welt und vervollständige sie in einer anderen. Im Verein mit seinen Lesern will er dann untersuchen, ob es eine andere Gerechtigkeit gibt, als die sich von den Menschen herschreibt, nicht nur wie sie von ihnen angestrebt wird in ihren Gesetzen und Gerichten, sondern in ihren gesellschaftlichen Verhältnissen, durch die Kundgebungen der öffentlichen Meinung und die Zuerteilung von Billigung oder Mißbilligung, Vertrauen oder Mißtrauen. Mit anderen Worten, er will untersuchen, in welchem Zustande der Gedanke der Gerechtigkeit sich heutigentags befindet.

Mit großem Nachdruck hebt er nun hervor, daß es in der äußeren Welt keine Gerechtigkeit gibt, die sich aus moralischen Ursachen herleiten ließe, offenbare sich diese Gerechtigkeit als Krankheit, Naturerbe, als Blitzschlag oder Erdbeben. Weder Himmel noch Erde haben auch nur die geringste Beziehung zu unserer Moral, unseren Gedanken oder unseren Absichten. Ein jeder weiß, begehe ich gewisse Unvorsichtigkeiten oder Ausschweifungen, so werde ich dafür büßen müssen. Allein das hat nicht das geringste mit der Moral zu tun. Ob ich ins Wasser zur Winterszeit springe, um einen Menschen zu retten, oder ob ich dadurch ins Wasser zur Winterszeit falle, daß ich einen Menschen hineinstürze, um ihn zu ermorden, die Erkältung, die ich mir zuziehe, und deren Folgen bleiben ganz dieselben. Die Natur ist gegen meinen Beweggrund gleichgültig.

Man pflegt eine gewisse Naturgerechtigkeit in der Erblichkeit zu erblicken. Die Gebrechen und Fehler der Eltern werden ja in gewissen Fällen an den Kindern heimgesucht. Doch auch hier ist

die Gerechtigkeit nur scheinbar. Ein Vater kann Arme geplündert, Unschuldige verfolgt, seine Freunde betrogen und verraten, die allerniedrigsten Schändlichkeiten begangen haben, ohne daß dies die mindeste Spur im Körperbau seiner Kinder hinterließe. Nur darauf kommt es an, daß er seine Gesundheit nicht untergrub. Die Erblichkeit straft im Grunde nur zwei Laster: Trunksucht und Ausschweifungen. Davon ist das Trinken zuweilen eine recht entschuldbare Schwäche, und man begreift, unter Voraussetzung einer Naturgerechtigkeit, nicht, weshalb es körperlich so hart bestraft wird. Was die geschlechtliche Ausschweifung betrifft, so kann sie etwas Gräßliches, eine Schändlichkeit, die zur Verzweiflung treibt, und wieder ein höchst unbedeutendes, nichtssagendes Vergehen sein, die Natur aber bestraft beide Handlungen in gewissen Fällen ganz gleichartig. Oder gesetzt, der Vater hätte sich bei der Erfüllung seines Berufes oder durch eine heldenmütige, selbstverleugnende Handlung eine furchtbare Krankheit zugezogen, die Natur straft das Kind genau so, als wäre sie die Folge einer Schlechtigkeit.

Wir werden im täglichen Leben dadurch irregeführt, daß in dem bloßen, von uns beobachteten Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung eine gewisse Gerechtigkeit zu herrschen scheint. Wer sein Feld sorglich bestellt oder emsig seinem Berufe nachgeht, hat Aussicht, wohlhabend und angesehen zu werden; wer lässig sein Geschäft betreibt, läuft im Gegenteil Gefahr, zu verarmen und herabzukommen. Allein darin liegt nur scheinbar eine Moral. Die Folge ist die gleiche, was immer den Mann zur Vernachlässigung seiner Arbeit vermochte. Er wird gleich arm, geschah es, weil er träg war oder weil er bei einer Seuche einen Kranken pflegte und von ihr mitergriffen wurde. Es gibt also keine wirkliche Gerechtigkeit in der Natur, und würden wir ihrem Beispiele folgen, so kämen wir dahin, gleich ihr im Lebenskampfe einzig den Stärksten, den Rücksichtslosesten und Bestbewaffneten recht zu geben.

Auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der Menschheit herrscht in Bezug darauf im allgemeinen eine nicht geringe Unklarheit in den Köpfen der Gebildeten. Es wird dies nur zu deutlich bei denen fühlbar, deren Fach es ist, das wirkliche Leben darzustellen und zu verdolmetschen, mit anderen Worten: die verborgenen Ursachen von Glück und Unglück, Sieg oder Mißerfolg aufzuhellen, so bei den Dichtern ernster Schauspiele.

Auf seine Jugendschöpfungen zurückblickend, fühlte sich Maeterlinck von der Unklarheit und geringen Ehrlichkeit der Zeit hinsichtlich der Auffassung des Schicksals in dessen Verhältnis zum Gedanken der Gerechtigkeit betroffen. Bei vielen Dichtern der alten Zeit waltete ja kein Zweifel ob. Sophokles glaubte an das griechische Schicksal, Calderon an den katholischen Gott, Corneille an den heldenmütigen Willen, der seine Pflicht tut. Heutigentags aber gibt es wenige Pflichten, die nicht bestritten werden; wir glauben nicht mehr an ein unbeugsames Fatum, das mit bewußter Schlauheit auf hundert Umwegen einen Menschen zu einer bestimmten Handlung treibt, so sehr er ihr zu entrinnen suche, und ein Wunderglaube, wie Calderons Dramen ihn bekunden, findet sich nur außerhalb der Zivilisation.

Wenn mein Nachbar Schlag auf Schlag seine Gattin bei einem Eisenbahnunglück, den einen seiner Söhne bei einem Schiffbruch, den andern bei einer Feuersbrunst, seine Tochter durch Krankheit verliert, so wird es mir nicht einfallen, sei es die Rache einer Gottheit, das Walten einer unsichtbaren Gerechtigkeit oder ein vorherbestimmtes Schicksal darin zu erblicken. Dagegen wird es mich nicht allzu sehr befremden, wenn er, dessen Hirn alle diese Schläge erschütterten, in dem, was ihn betroffen hat, etwas Übernatürliches findet: nur werde ich ihn in seinem Zustande nicht für besonders geeignet halten, verborgene Wahrheiten über die Weltordnung zu entdecken.

Maeterlinck wendet sich deshalb gegen die modernen Dichter, die eine Art Naturgerechtigkeit in ihren Schauspielen nachzuweisen versuchten, wie es z. B. Ibsen in seinen „Gespenstern" tat. Liege in einem besonderen Falle von Erblichkeit, wie dem von Ibsen berührten, möglicher Weise eine Art zufälliger Gerechtigkeit, so bekunde sich diese Gerechtigkeit nur eben, wie wenn ein von einem Blinden auf eine Volksmenge abgeschossener Pfeil durch einen Zufall einen Mörder träfe.

Doch ob nun die Dichter dies gegenwärtig fühlen oder nicht, es liegt etwas außerordentlich Anspornendes in dem Gedanken, daß die Gerechtigkeit keinen Spielraum, als den ihr von uns selbst gegebenen, besitzt und nur dort zum Schicksal wird, wo wir sie hierzu machen.

Nachruhm

Der Briefwechsel Diderots mit Falconnet, während dieser in Petersburg weilte, um dort die Reiterstatue Peter des Großen auszuführen, enthält ein paar Briefe, die der Erinnerung für immer eingeprägt bleiben, der, worin Diderot dem Freunde von dem Troste spricht, den ihm das Bewußtsein gewähren müßte, daß sein Name ihn Jahrhunderte überleben würde, und jener andere, in welchem Falconnet erwidert, nichts wäre ihm gleichgültiger. Er würde gegenwärtiges Glück Ruhm nach dem Tode unendlich vorziehen — eine Antwort, die dann wieder Diderots Widerspruch herausfordert.

Der Haltung Falconnets muß man unwillkürlich gedenken, wenn man aus der Einleitung und zahlreichen Stellen der beiden Bände, die Paul Stapfer über „Den literarischen Ruhm" geschrieben hat, ersieht, mit welcher Leidenschaft dieser fleißige, doch nicht ungewöhnlich begabte Schriftsteller erklärt, er wolle leben, habe kein heißeres Verlangen, als daß sein Name sich durch die Zeiten erhalte, und die von ihm aufgehäuften Beweise liest, daß keine Leidenschaft natürlicher sei als diese. Mit tiefer Bitterkeit beklagt er sich darüber, daß es ihm, wiewohl er seit einer langen Reihe von Jahren gute kritische Werke geschrieben habe, nicht gelungen sei, seinen Namen bekannt zu machen, und sein zweibändiges Werk hat im Grunde nur den Zweck, zu zeigen, wie blind und ungerecht der Ruhm verteilt sei, den zu gewinnen nichtsdestoweniger sein heißestes, stets getäuschtes Verlangen ist.

Bei Stapfer ist das Schmachten nach Ruhm, wie er ehrlich gesteht, die Folge des Dranges fortzubestehen, sich selbst in Werken zu überleben (wie es die Freude anderer ist, in ihren Kindern fortzuleben), jener Drang, der seinen unmittelbaren Ausdruck in dem Glauben an persönliche Fortdauer nach dem Tode gefunden hat, der aber auch unter anderen Formen einen der höheren Triebe der zivilisierten Menschheit bildet.

Es ist ja nicht allein der Gedanke an das persönliche Aufhören, der die meisten Menschen mit Leid oder Grauen erfüllt. Auch der, das Land, dem sie angehören, könnte nach ihrem Tode seine Selbständigkeit verlieren, die Sprache, die sie sprechen, verdrängt werden, ist ihnen unerträglich. Ja, den höher Entwickelten

ist selbst dies eine abscheuliche Vorstellung, daß alles Leben auf dem von ihnen bewohnten Weltkörper dereinst, in ferner Zukunft, erstarren werde, weil alle menschlichen Träume von steigendem Fortschritt dadurch vernichtet werden. Daß sich die erlesensten Errungenschaften der Erdenzivilisation nach einem anderen Planeten retten ließen, muß doch wohl als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden. Die Erdenbewohner zum mindesten haben von der Zivilisation anderer Weltkugeln nichts geerbt.

Wer, wie der obenerwähnte brave Franzose, nur Dauer für seinen Namen und sein Lebenswerk ersehnte, hat selbst bei höherer Begabung, als sie Herr Stapfer besitzt, wenig Aussicht, sein Ziel zu erreichen.

Wenn man über die Zeiten zurückblickt, so sieht man mit Staunen, welche Fülle der erlesensten Literatur spurlos verschwunden ist und besonders, auf welchen Zufällen es beruhte, daß uns das, was wir noch haben, erhalten blieb.

Namentlich bei der griechisch-römischen Literatur ist dies lehrreich. Als die Ptolemäische Bibliothek in Alexandrien bei der Einnahme der Stadt durch Cäsar, 47 Jahre vor unserer Zeitrechnung, abbrannte, enthielt sie 700 000 Bücherrollen. Um Kleopatra schadlos zu halten, schenkte ihr Antonius 200 000 Buchrollen, die in einem einzigen Exemplare existierten und den kostbarsten Schatz der Pergamonbibliothek gebildet hatten. Diese seltene Sammlung ging durch den Fanatismus des christlichen Bischofs Theophilos zu grunde. Als die Christen unter Kaiser Theodosius den schönen Serapistempel verwüsteten, wurde auch die Büchersammlung vernichtet. Orosius, der Freund des heiligen Augustinus, sah noch die leeren Bücherschränke. Was unter dem Kalifen Omar, übrigens gegen den Willen der Mohammedaner, verbrannt wurde, ist demnach nur eine Sammlung christlicher Bücher gewesen, an denen nicht viel verloren ging.

Wir kennen die Namen von 350 griechischen Tragikern, und die Werke von dreien sind uns erhalten. Athenäos hatte achthundert Schauspiele von der Gattung gelesen, die man als Zwischenspiele bezeichnet. Wir besitzen kein einziges davon. Von den ausgezeichnetsten griechischen Lyrikern, darunter die Dichterin Korinna, die fünfmal Pindar selbst besiegte, sind nur unbedeutende Bruchstücke vorhanden. Die größten Dichter aus der Zeit des Augustus

preisen Gallus und Varius als ihresgleichen. Von ihnen ist alles verschwunden, während geringe Schriftsteller des silbernen Zeitalters, die niemand liest, auf uns gekommen sind. Nicht selten hat ein Kaufkontrakt auf einem soliden Stücke Pergament ein Gedicht überlebt, dessen Schrift man wegrieb, um für den Kontrakt Raum zu gewinnen. Lehrbücher der Grammatik und Rhetorik, die häufig abgeschrieben wurden, haben die ausgezeichnetsten historischen und poetischen Werke überdauert. Wenn Tacitus auf uns kam, so mag dies darauf beruhen, daß der Kaiser Tacitus, der sich einbildete, von ihm abzustammen, die öffentlichen Büchereien mit seinen Werken füllte und alljährlich zehn Exemplare abschreiben ließ. Nichtsdestoweniger wäre er verloren gegangen, hätte man nicht im 15. Jahrhundert in einem westfälischen Kloster die Reste des Werkes, die wir besitzen, in der einzigen Abschrift gefunden, von der man weiß. Im 14. Jahrhundert entdeckte ein Gelehrter ein Bruchstück der zweiten Dekade des Livius auf dem Fell, das eine Rakete umkleidete; der Rest des Buches war zu Raketen verwendet worden und ging verloren. 1854 entdeckte Mariette, als er einen Papyrus-Pfropfen von der Brust einer Mumie nahm, schöne Verse des alten griechischen Dichters Alkman, von dem bis dahin wenig bekannt war. Man bildet sich gerne ein, es sei das Vorzüglichste der antiken Literatur, das erhalten blieb; in Wirklichkeit hat keinerlei Literaturvorsehung, sondern der blinde Zufall gewaltet.

Mit den Büchern des Mittelalters erging es wie mit denen des Altertums. Es fiel seiner Zeit Christian Pedersen schwer, den ganzen Saxo aus Handschriften zusammenzustellen, und heutigen Tages sind von diesen Handschriften nur einige Bruchstücke übrig. Unsere Kenntnis der Saemunds- oder der älteren Edda (sogenannt, weil sie weder etwas mit Saemund zu tun hat, noch die älteste ist) beruht auf einer einzigen uns erhaltenen Handschrift. Die englische Altertumsdichtung, die beiden Epopöen Beowulf und Waldere, finden sich nur in einer einzigen Handschrift vor. In Schweden vernichtete man zu Gustav Wasas Zeiten alle Handschriften in den alten Klosterbibliotheken. Die epische Literatur der ganzen Provence ist verloren gegangen. Nicht der hundertste Teil der komischen Literatur Frankreichs aus dem Mittelalter ist erhalten. 1840 fand man in Berlin durch Zufall auf einem Dachboden 61 alte, im 16. Jahrhundert gedruckte französische Farcen und Moralitäten, die

ohne dies eine Exemplar unbekannt wären. Das Rolandslied selbst wurde erst 1837 in einer Handschrift aufgefunden, nachdem es 800 Jahre unbekannt gewesen.

Fast noch auffallender ist, daß die Dichtungen eines Fürsten jahrhundertelang unentdeckt bleiben konnten. Allein die Gedichte von Charles von Orléans kamen erst 1734 zu Tage, nachdem sie 250 Jahre verschollen gewesen. Auch André Chéniers Poesien schienen verloren; erst 25 Jahre nach seinem Tode wurden sie gefunden und herausgegeben. Wie leicht hätten nicht diese Handschriften verschwinden können! Noch ergreifender ist der Gedanke, daß uns, wenn Heminge und Condell nicht sieben Jahre nach Shakespeares Tod den Entschluß gefaßt hätten, seine Stücke nach der Handschrift herauszugeben, aller menschlichen Voraussicht nach nicht weniger als neunzehn Dramen verloren wären.

In solchem Maße hat bis auf die neuere Zeit der Zufall darüber entschieden, was uns von den besten Männern und Frauen der Vergangenheit geblieben ist. Gar viele, viele Meisterwerke sind naturgemäß verschwunden, zahlreiche Machwerke auf die Nachwelt gekommen. Die Frage liegt nahe, wie es sich denn mit der Literatur der späteren Jahrhunderte verhalte. Was erübrigt von ihnen, teils in rein stofflicher Beziehung, teils im Geiste der Leserwelt?

Von der dänisch-norwegischen Literatur des 17. Jahrhunderts gibt es, außer einigen Psalmen von Kingo, entschieden nichts mehr als ein einziges Buch, das man kennt und liest, Leonora Christinens „Erinnerungen an mein Elend“. Sie kamen, in einer einzigen Handschrift aufbewahrt, zweihundert Jahre, nachdem sie geschrieben worden, zur Veröffentlichung. Von Arrebo, Ole Worm, den Bartholinern, Anders Sorensen Vedel, Peder Syv, Henrik Gerner kennt man die Namen, liest aber nichts von ihnen. Was von dem 18. Jahrhundert Dänemarks und Norwegens für den allgemein gebildeten Leser übrig ist, kann bequem auf einem einzigen Bücherbrett Platz finden: Holbergs Komödien und sein Peder Paars, ein Band Ewald, ein Band Wessel, ein paar Bände Baggesen, das ist alles. Einige Brorsonsche Psalmen werden noch gesungen. Die anderen Schriftsteller sind heutzutage nur Namen. Keine Zeile kennt die gebildete Leserwelt von diesen Männern. Wie die Zukunft die Literatur des 19. Jahrhunderts zu ihrem Gebrauche zusammendrängen und beschneiden wird, wer wüßte es zu

sagen. Doch eines läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß ein kleines Bücherbrett oder höchstens deren zwei alles wird fassen können, was in dreihundert Jahren für wohlunterrichtete Männer und Frauen, die sich nicht gerade auf Literaturgeschichte verlegen, davon übrig bleiben wird.

Noch ehe die Vergessenheit Bücher und Blätter verschlingt, sind sie — dank dem schlechten Papier der neueren Zeit — von selbst vermodert. Was man nicht immer wieder neu verlegt, wird, selbst wenn es glückt, die Ratten zu vertreiben, nichts sein als Staub. Und das wird gar gut für die Menschheit sein. Sie ersöffe sonst in Papier. An eine National-Bibliothek, wie die Pariser, werden 60 französische Bände des Tags abgeliefert, von den Zeitungen und Zeitschriften ganz zu schweigen. 1894 kamen allein in Paris 2287 Tagesblätter heraus. Was die Post in Dänemark täglich an Drucksachen befördert, darin hat die Presse-Ausstellung in Kopenhagen einen überwältigenden Einblick eröffnet. All dies ist (mehr oder weniger) für den Augenblick vortrefflich. Es ist das tägliche Brot der modernen Welt. Allein es verträgt (wie jenes) nicht, lange aufbewahrt zu werden. Und 99 Hundertstel der Bücherliteratur gehen etwas früher oder später denselben Weg wie die flüchtigen Blätter des Tages, machen ein ganz klein wenig Lärm und verschwinden. Schall und Rauch! wie der moderne Ausdruck lautet.

Nur eines gibt es, was das Geschriebene eine Zeitlang zu erhalten vermag, das ist der Stil, über den einmal Buffons Wort, wie es wirklich lautet, angeführt sei: „Wissenschaftliche Entdeckungen," sagt er, „lassen sich leicht übertragen und verflanzen, denn der Stoff der Wissenschaft ist außerhalb des Menschen. Der Stil hingegen ist der Mensch selbst" (woraus das abgedroschene Zitat: ‚der Stil ist der Mann' geworden ist). Und er schreibt: „Die geistigen Schönheitselemente, die in einem schönen Stil zu finden sind, alle die Beziehungen, aus denen er besteht, sind ebensoviele Wahrheiten, die für den Gemeingeist nicht minder nützlich, ja noch kostbarer sein mögen, als die den Gegenstand selbst ausmachen" — Worte, die um so merkwürdiger sind, als Buffon ein Naturforscher und kein Literat war.

Die Phantasie im neunzehnten Jahrhundert

Lord Aberdeen äußerte eines Tages zu Guizot: Was Englands Stärke bildet, das ist, daß die rechtschaffenen Leute bei uns ebenso kühn sind, wie die Schurken.

In den meisten Ländern pflegen die rechtschaffenen Leute edel, aber einfältig zu sein. Es gebricht ihnen in der Regel an der zur Kühnheit notwendigen Phantasie und sie taugen so wenig zum Handeln, daß das öffentliche Leben in seinem Stillstande Karikaturformen annimmt. Der beste Wunsch, den man den Völkern bei ihrem Eintritt ins neue Jahrhundert mit auf den Weg geben kann, wäre wohl der, im zwanzigsten möchten Phantasie, Kühnheit und Tatkraft sich bei den rechtschaffenen Leuten so stark entwickeln, daß sie die schlechten Elemente darin überholten und lahmlegten.

Es wäre ergötzlich, einmal die Geschichte der Phantasie in dem nun abgelaufenen Jahrhundert zu studiren. Die Menschheit wird ja weit mehr von Phantasie als von Vernunft geleitet. Eine Umwälzung entsteht, wenn die Phantasie eines Landes sich gegen seine Machthaber auflehnt, und der ist unwiderstehlich, der an die Phantasie der Menschen zu appellieren, nur der unvergeßlich, der auf diese Eindruck zu machen versteht.

Lassen wir den Blick über die verflossenen Jahrhunderte zurückschweifen, so sehen wir sie in gewissen großen Gestalten personifiziert, welche die Einbildungskraft in Bewegung setzten, wie um die Wende des 15. Jahrhunderts Rafael, etwas später Luther, um 1600 Shakespeare und Cervantes, im 17. Jahrhundert Rembrandt, im 18. Jahrhundert Voltaire, Friedrich der Große, Mozart, Washington, Mirabeau. Keine Gestalt der Weltgeschichte hat auf die Phantasie der europäischen Menschheit solchen Eindruck geübt wie Jesus.

Auf die Einbildungskraft Eindruck machen zu können, ist eine ganz besondere Gabe, die mit Größe nicht gleichbedeutend ist. Diderot hat trotz seiner Bedeutung nie als Persönlichkeit die Macht über die Phantasie der Menschheit gewonnen, wie Voltaire, der eine Art Sinnbild geworden ist.

Welche sind wohl die Gestalten, die auf die Phantasie des 19. Jahrhunderts Eindruck machten?

Vor allem die Napoleons, der nicht bloß dessen erste fünfzehn Jahre beherrscht, sondern als Spukgeist 1830, 1850, 1890 die Einbildungskraft beschäftigt. Was Staatsmänner anlangt, sind in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Gemüter insbesondere von zweien erfüllt, von Talleyrand, der als das Ideal eines Diplomaten gilt, und Metternich, der durch anderthalb Menschenalter die Machtfülle der konservativen Staatsklugheit bedeutet.

Unter den Dichtern fesseln im ersten Menschenalter des Jahrhunderts nur zwei die Phantasie Europas. Der eine ist Byron, der durch seine Schöpfungen wie seine Lebensführung aller Augen auf sich zieht und nach seinem Tode in ganz Europa das Seelenleben befeuert und beflügelt, in Rußland und Polen, wie in Frankreich, Deutschland, Italien und Dänemark Adepten findet. Bei ihm zeigt sich klar und deutlich, daß es nicht die reine Größe, die Fachgröße ist, auf die es ankommt, wenn es die Menschheit mit sich fortzureißen gilt, denn die Engländer stellen, nicht mit Unrecht, andere Dichter neben Byron, ja über Byron, als Künstler betrachtet. Doch gleichwie Napoleon das Wunderbare an sich hatte, daß die ganze Welt ihm dienen und für ihn in den Tod gehen wollte, obschon ihm nicht das Wohl der Menschen am Herzen lag, so hatte Byron das Magische an sich, das Bewunderung und Vergötterung hervorruft.

Der zweite Dichter, an dem jene Zeit sich berauschte, war der alte Goethe, der an der Wende des Jahrhunderts ein Fünfziger, im ersten Menschenalter desselben ein irdischer Zeus wurde, zu dem man wallfahrtete, und der, nach seinem Tode allmählich über die Menschheit emporgehoben, den Gegenstand immer ehrfurchtsvollerer Verehrung bildete. Der Glanz um Byrons Haupt verblich, Goethe wurde der Volksphantasie der allumspannende Geist, während Byron nur der Wortführer der Leidenschaft und der Freiheitsliebe gewesen war.

Von den Denkern des Jahrhunderts hat nur einer die Phantasie beschäftigt, nämlich Hegel, und dennoch war seine Lehre keineswegs die an Wahrheit reichste. In der Wissenschaft ist sein Name heutigentags nicht mehr groß. Keiner jedoch hat der Mitwelt und der nachwachsenden Generation so imponiert, wie er. Seine Stellung war eine Machtstellung; er war kein Forscher wie andere auch, sondern ein Alleinherrscher im Reiche der Wissenschaft, der das

Weltall begriff und zu welchem Schüler aus allen Ländern Europas herbeiströmten. Er sprach die Einbildungskraft durch seine Dunkelheit an und beschäftigte sie unter anderem durch den Abdruck seines Wesens in so zahllosen Schülern und Anhängern, daß er Apostel und Jünger wie Jesus, Marschälle und Offiziere wie Napoleon und eine Heerschar von Gläubigen und Streitern besaß. Wann hätte wohl Schopenhauer oder Herbert Spencer der Phantasie so vorgeschwebt? Am allerfesselndsten war er durch seine vermeintliche Unverständlichkeit. In ganz Europa erzählte man sich den albernen Ausspruch, den er auf seinem Totenbette getan haben sollte: „Ich habe nur einen Schüler gehabt, der mich verstand, und der hat mich mißverstanden." Ein Denker, von dem derartiges nicht erzählt werden kann, wird niemals populär sein. Etwas von diesem Reiz liegt in dem Rufe, den Henrik Ibsen am Schlusse des Jahrhunderts genoß.

Unter den Dichtern, deren Gestalten im späteren Verlaufe des Jahrhunderts die Einbildungskraft in ähnlicher Weise ununterbrochen mit ihrem Reiz bestrickten, könnte Victor Hugo genannt werden, dessen Gabe, zu beschäftigen, indes vorwiegend lokal war; denn außerhalb Frankreichs ist er nur ausnahmsweise (wie von Swinburne) stark bewundert worden; dann Heinrich Heine, der besonders nach seinem Tode auf der ganzen Erde durch seine Mischung von Lyrik und unvergleichlichem Witz die Geister fesselte.

In Dänemark ist in dem Jahrhundert kaum mehr als eine einzige Gestalt von der Volksphantasie festgehalten und daher auch in zahlreichen anderen niedereren Schlages reproduziert worden; es ist dies Grundtvig. Seine Größe ist nicht überwältigend. Weder als Dichter noch als Geist oder als Mensch steht er auf sehr hoher Stufe. Doch seine Genialität war von jener besonderen, mit den Anlagen der Umgebung so genau übereinstimmenden Art, daß sie einschlug und zündete. Er dürfte der einzige Däne sein, dessen Name im Norden sich zu einem solchen gestaltete, nach dem sich Tausende benannten.

Von den Männern, deren Gestalten im Jahre 1848 die Phantasie der Völker beschäftigten, ist Europa keiner leibhaft vor Augen geblieben. Kossuth, dessen Name einst auf aller Lippen schwebte, existiert nur mehr für Ungarn. Es gibt nur einen politischen Freiheitshelden, dessen Gestalt und Physiognomie überall, wo echter

Heldenmut geehrt wird, in dankbarer Bewunderung festgehalten wurde: Giuseppe Garibaldi. Mit der schönsten und edelsten Menschlichkeit verband er die abenteuerliche Kühnheit und Führergabe, welche die Massen hinreißt. Seine Statuen bedecken Italien, doch hat er, trotz seiner Einfalt, kraft seiner Einfalt, seine geweihte Stätte in jedem freiheitsliebenden Gemüte!

Kein Künstler hat in der letzten Hälfte des Jahrhunderts die Phantasie der zivilisierten Menschheit in dem Maße gefesselt, wie Richard Wagner. Indem er als Opernkomponist nicht nur neue Musik, sondern eine neue Art Musik schuf, und in seiner Person ein erst heftig umstrittenes, sodann anerkanntes Prinzip repräsentierte, versetzte er die Gemüter in eine Aufregung, wie kaum je ein Tondichter, und sammelte Scharen von leidenschaftlichen Anhängern in allen Ländern.

Elektrisierend wie er, wirkte auf einem anderen Gebiete Ferdinand Lassalle, der durch seine Agitation der Stifter des modernen Sozialismus in Deutschland wurde und in dieser Eigenschaft den Massen ihre neue Religion gab, die, mit welcher sie über die Schwelle des neuen Jahrhunderts treten. Kein sozialistischer Führer hat die Phantasie so angesprochen wie er. Marx war ein weit bedeutenderer Sozial-Ökonom als er und hat mit seiner Lehre durch Lassalle gewirkt. Allein Marx als Persönlichkeit vermochte seine Lehren durchaus nicht ins Leben einzuführen. Er legte sie, ein Stubengelehrter, in einem dicken, schwierigen Werke nieder. Lassalle hingegen hatte die erstaunliche Gabe, auf die Einbildungskraft des Proletariats einzuwirken, deren es bedurfte, um es sich erheben und eine Macht werden zu lassen.

Zwischen 1862 und 1890 wurde endlich das 19. Jahrhundert das Jahrhundert Bismarcks, insofern diese Gestalt ein Menschenalter hindurch aus guten Gründen die Volksphantasie in Beschlag nahm. Ein neuer Staatsmannstypus erschien mit ihm auf der Bildfläche der Menschheit, der vor aller Augen die Machtverhältnisse der ganzen Welt umformte und nach dem Hunderttausende von Individuen im deutschen Volke ihre Seelensubstanz umbildeten.

Dies sind wohl die wichtigsten Gestalten, die sich in der Einbildungskraft des nun dahingegangenen Jahrhunderts abgeprägt haben.

Höchst eigentümlich ist es, daß neben diesen großen wirklichen Persönlichkeiten es unmöglich ist, irgend eine von dem Jahrhundert

19*

hervorgebrachte erdichtete zu nennen. Seinen Dichtern fehlte es an gestaltenbildender Kraft. Um das Jahr 1600 blühte diese Gabe. Hamlet und Don Quixote sprechen stärker zur Phantasie, als irgend ein wirklicher Mensch der heutigen Zeit. Faust, der noch dem 18. Jahrhundert angehört, ist der letzte große erdichtete Geist.

Ist die Phantasie der Menschheit in dem verstrichenen Jahrhundert besser erzogen worden, als in den früheren? Man kann dies kaum behaupten. Schon durch den Schulunterricht, die religiöse und historische Erziehung wurde sie gründlich irregeführt. Es ist erschrecklich, sich vorzustellen, mit welchem Ballast von Kaisern und Königen, Bischöfen und Priestern, Generalen und Admiralen das Geschlechtskamel versuchen soll, durch das Nadelöhr, das in das Reich der Freiheit führt, hindurch zu kommen. Den Lastraum voll von Leichen, so segelt das Schiff der Menschheit ins neue Jahrhundert ein.

Wir starren alle in dasselbe, wie man in ein ungeheures Dunkel starrt, darin man nichts als unbestimmte Formen wahrnimmt. Das einzige Sichere, das wir vom 20. Jahrhundert wissen, das ist, es werde das Jahrhundert sein, in dem wir sterben.

Ave, imperator! Morituri te salutant.

Latta

> Plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, wirft Panurge das blökende Schaf ins Meer. Und alle die anderen Schafe springen nun, eins nach dem andern, in derselben Tonart blökend, gleichfalls ins Meer. Es war ein wahrer Wettlauf, und keine Möglichkeit, sie davon abzuhalten. Die Schafe haben die Gewohnheit, wie ihr wißt, immer dem Leithammel zu folgen, wohin er auch gehen mag. Auch sagt Aristoteles im 9. Buch seiner Geschichte der Tiere, daß es keine dummeren Tiere auf der Welt gäbe.
>
> Rabelais.

Der berühmte holländische Schriftsteller Multatuli erzählt: Wenn der Leser in Indien war, so wird er vielleicht wissen, was man dort Latta nennt. Das Wort bedeutet eine Eigenschaft oder Krankheit alter Weiber, die sich darin äußert, daß sie alles,

was man vor ihnen tut, nachmachen. Man lacht; sie lachen. Man weint; sie weinen. Man schneidet Gesichter; sie auch. Man wirft irgend etwas auf den Boden — klatsch, da liegt, was die arme Kranke in Händen hatte.

Im Jahre 1839 saß auf einer Straße von Batavia ein altes Weib, das sein Brot damit verdiente, aus Gummi und Zucker allerhand Figuren zu blasen. Es war geschickt und lieferte auf Wunsch Schiffchen, Hühner, Blumen, was das Kinderherz nur begehren konnte. Es war nicht teuer; für einige wenige Heller konnte man alle möglichen Phantasien zufriedengestellt bekommen. Man hatte mir gesagt, das Weib wäre „latta", und ich stellte sofort einen Versuch mit ihr an. Ich ließ sie eine Kleinigkeit für mich ausführen und warf in dem Augenblicke, in dem sie mir das Ding geben wollte, meine Zigarre weg. Sofort warf sie ihre vollendete Arbeit auf die Erde und entschuldigte sich mit einem ärgerlichen: Ampong tuwan, manti sabikin lahin (Verzeihen Sie, Herr, ich mache Ihnen gleich etwas anderes). Als darauf ich und die Umstehenden zu lachen begannen, lachte sie mit. Um nun zu versuchen, wie weit die Tollheit ginge, warf ich etwas in die Luft und gab ihm einen Schlag, daß es wagrecht fortflog. Augenblicklich versetzte sie ihrem Kessel mit geschmolzenem Gummi eine Ohrfeige.

Etwas später fiel mir ein, daß am Ende die reichliche Entschädigung, die sie bei solchen Gelegenheiten von Europäern erhielt, bei diesem albernen Gebahren eine Rolle spiele, trug also Vorsorge, die Probe von einem Eingeborenen, einem armen Teufel, von dem sie keinerlei Entschädigung zu erwarten hatte, wiederholen zu lassen. Das Ergebnis war aber genau das gleiche.

Es muß hervorgehoben werden, daß ihre Landsleute und Standesgenossen keinen boshaften Spaß mit ihrer Krankheit trieben. Auf einem Markte des zivilisierten Europa würde wohl ihr ganzer Kram in die Brüche gegangen sein.

Viele Jahre später lernte ich in Menado ein altes Weib kennen, das an demselben Übel litt. Es war eine Sklavin der in hohem Ansehen stehenden gastfreien Frau Cambier. Diese Dame sah sich öfters genötigt, ihre Gäste zu ersuchen, die alte Nenneh doch nicht auf die Probe zu stellen. Es koste sie zu viel Porzellan. Und sie hatte recht. Denn einmal sah ich die Alte einen ganzen Stoß Teller zu Boden schleudern, weil einer der Anwesenden den

witzigen Einfall hatte, gerade als sie den Tisch deckte, absichtlich etwas aus der Hand fallen zu lassen.

Multatuli fügt hinzu: Von altersher leiden wir alle an diesem Übel. Es gibt nur allzu viele Menschen, die das wegwerfen und verwerfen, was andere verwerfen, verurteilen, was von anderen verurteilt wird, nachbeten, was man ihnen vorbetet. Wie viel kostbares Porzellan ist nicht auf diese Weise zerschlagen worden von der lattasüchtigen Menschheit.

Multatuli hat in erster Reihe an seine Holländer gedacht. Doch in diesem Punkte kann man ohne Übertreibung sagen, daß die Dänen ganz wie Holländer beschaffen seien.*) Es ist erstaunlich, wie leicht eine ganz gehörige Portion Biedermänner und Biederfrauen, besonders wenn sie, wie jene Renneh, ein wenig bei Jahren sind, nachschwatzen, was ihnen vorgeschwatzt wird.

Zur Entschuldigung der Frauen muß übrigens gesagt werden, daß die Männer in der Regel — wenn es sich nicht gerade darum handelt, einen Schauspieler reizend oder einen Sänger entzückend zu finden — ihnen mit gutem Beispiele vorangehen.

Eines der lehrreichsten mir bekannten Lattabeispiele wurde in Kopenhagen in der Neujahrsnacht von 1860 gegeben.

Im Dezember 1859 war ein nationalliberales Ministerium zurückgetreten. Den Anlaß hierzu gab, wie das Gerücht wissen wollte, ein Konflikt zwischen dem Kriegsminister und Frederik VII., aus dessen Umgebung man den Kammerherrn Berling hatte entfernen wollen, u. a. weil man glaubte, die Gräfin Danner übe durch ihn einen Einfluß auf seine Majestät aus. Das neue Ministerium, bekanntlich Dänemarks einziges, kurzlebiges Ministerium der Linken, wurde von dem Folkethingspräsidenten, dem allgemein geachteten Kammerherrn Rotwitt gebildet. Da nun die Gräfin in dem Verdacht stand, dieses Ministerium mit ihren Sympathien zu stützen, so hetzten die Nationalliberalen gegen sie. Anfangs mit nicht gar großer Heftigkeit, wenn sie auch in den Blättern liebevoll als „der Kummer und das Unglück Dänemarks" bezeichnet wurde. Doch da kam der Brand von Frederiksborg, den man als eine Strafe Gottes für das schändliche Zusammenleben des Königs mit der Gräfin ausgab (obgleich er sie schon vor

*) Es ist eine dänische Redensart, von jemand, der sich ungereimt benimmt, zu sagen: Um so zu handeln, muß man wie ein Holländer beschaffen sein.

einem Jahrzehnt geheiratet hatte). In den Zeitungen wurden Schmähgedichte veröffentlicht. Am meisten Effekt aber machte Erik Bøghs im Kasino aufgeführtes Kassenstück: „Die Gräfin und ihr Geschwisterkind“, in dem man unter dem Schein, die Gräfin Dubarry anzugreifen, sang:

Ich hasse sie, die aus der Tiefe stieg,
Vom Abscheu eines Volks bedeckt usw.

Daß das eben zurückgetretene Ministerium und seine Anhänger in der Presse über den König und die Gräfin Danner erbittert waren, ist begreiflich. Daß es aber etlichen Redakteuren gelang, die Bürgerschaft, und namentlich den gemeinen Mann, derart aufzuhetzen, daß es eines Abends zu Straßenaufläufen kam, das ist lehrreich.

Wie dem nun immer sei, man war imstande gewesen, die Massen lattakrank zu machen, und die Ehe des Königs war denn mit einem Male die unerträglichste Schmach.

Die früheste Erinnerung, die ich von entfesselter politischer Leidenschaft behalten habe, ist, wie die Leute in fieberhafter Aufregung aus allen Gassen zusammenliefen, anständige, halbanständige Leute, gemeines Volk, und endlich — was den tiefsten Eindruck auf mich machte, welche Massen von Physiognomien da auftauchten, wie man ihnen sonst nie im Leben auf Straßen und Plätzen begegnet, Galgengesichter, Banditenfratzen, Köpfe und Leiber, die nichts als die tiefste Roheit ausdrückten; und der ganze Troß stürmte in dieselbe Richtung, zum Christiansborger Schloß hinauf. Johlend und brüllend machten sie vor den Toren Halt, vor denen ein Kordon von Polizeidienern und eine Kompagnie Gardisten ihnen den Weg versperrten. Was sie nur in der Hand hatten, warfen sie den Soldaten an den Kopf; manche zogen ihre kotigen Galoschen von den Füßen und gebrauchten sie als Wurfgeschoß.

Dies ist indes noch kein so entschiedener Beweis von Latta, wie das, was nun folgte. Als der Pöbel sich schließlich freiwillig oder unfreiwillig vom Schlosse nach dem Amagertorv verzog, ohne seinen Zweck, der Gräfin eine Lektion zu geben, erreicht zu haben, stürzte er sich mit seiner ganzen Wut über ein kleines, monumentales, festgemauertes Anstandshäuschen, das damals mitten auf dem Markte stand. Kaum hatte einer durch den Sturm-

lauf darauf das Beispiel gegeben, als der ganze Schwarm, zur Nachahmung inspiriert, wie über eine Bastille darüber herfiel und es Stein um Stein niederriß, bis es unter allgemeinem Jubel der Erde gleichgemacht war. Das ist die einzige Bastille, die jemals in Dänemark erstürmt wurde. Doch nicht einer von denen, die sich an der Demolirung beteiligten, hätte zu sagen vermocht, was man damit wolle oder in welchem Zusammenhang diese Kraftleistung mit dem Groll gegen das Ministerium Rotwitt stand. Es war die reine Latta. Einer begann, die andern machten es nach. Höchst bezeichnend bürdete die nationalliberale Presse dem Polizeichef die Verantwortung für das Ganze auf.

Ein Lattafall größten Stils jedoch ließ sich in Dänemark 1871 beobachten, als die Führer der Nationalliberalen so plötzlich, wie man eine Messerklinge in der Luft dreht, eine Schwenkung machten, das gerade Gegenteil von all dem behaupteten, was sie bisher im Leben verfochten hatten, und trotzdem sozusagen nicht ein Mann, sei es weder von den Alten oder den Jungen, von ihrer Partei abfiel. Durch die Bank sagten alle mit einem Male, wie auf Kommando, das gerade Gegenteil von dem, was sie samt und sonders früher behauptet und beteuert hatten.

Die Führer hatten sich früher in prinzipieller Opposition gegen das Königshaus befunden, hatten es schikaniert, gestichelt, verspottet, beleidigt, ihm teilweise das Recht an den Thron bestritten, es einstimmig aus dem Wege zu räumen gewünscht. Mit einem Schlage waren sie dessen Hüter und flossen über von Loyalität. Sie hatten im Rigsdag den Antrag auf Abschaffung der Titel eingebracht. Nun bewarben sie sich um die Kammerherrnwürde und sie wurde ihnen zu teil. Sie waren teils ausgesprochene Freidenker, teils religiöse Vorkämpfer der vollsten Gewissens- und Redefreiheit gewesen. Mit eins lautete ihr Feldgeschrei „Königsdiener, Christgläubige!“ Sie nannten sich früher Ritter, Helden, Sänger der Freiheit, Fürsprecher des Volkes. Nun wurden sie statt dessen Dannebrogsritter, Hofsänger, Flügelmänner des Throns. Sie hatten kurz zuvor ein Scheltwort, dessen sie sich mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit bedienten: Reaktionär! Wurde dies Wort ausgesprochen, so war damit alles gesagt; es war hundertmal ärger als Schurke. Alten ehrenhaften und hochbegabten Männern wie David und Bluhme schleuderten sie es unablässig wie Steine an

den Kopf. Und als ein Verein, der Augustverein, gegründet wurde, um (wider sie) das Band zwischen König und Volk neuerdings fester zu knüpfen, führten sie Orgien der Erbitterung und des Hohnes auf.

Die Art, wie der kluge und hochstehende Stifter und Sekretär dieses Vereins, Frederik Algreen-Ussing, tagein, tagaus gescholten und geschmäht wurde, wie man ihn verfolgte, seine Unternehmungen lahm legte, die Herausgabe seines großen Lexikons, die Frucht jahrelangen Fleißes, durch Einschüchterung des Verlegers zu nichte machte — das steht in der in dieser Beziehung doch keineswegs armen Geschichte der dänischen Presse, fast einzig da. Wenige Jahre darauf starb Algreen-Ussing. Doch oft und oft mußte ich daran denken, was er wohl gesagt hätte, wenn er im Jahre 1871 wieder zum Leben erwacht wäre und das Auftreten seiner Bekämpfer und Verfolger gesehen haben würde. Alles, die kleinste Kleinigkeit, wegen deren sie ihn ausgelacht und verfolgt hatten, taten sie nun selbst, nur daß sie ihn zehnfach überboten. Alles, was sie bei ihm als gemeinen, nichtswürdigen Freiheitshaß bezeichnet hatten, das war jetzt bei ihnen eitel Edelmut, die Sorge um den Bestand der Gesellschaft. Doch nicht das dürfte ihn so sehr Wunder genommen haben: er hat sie wohl noch ganz anderer Dinge für fähig erachtet. Aber eins hätte er nicht für möglich gehalten: Daß die nämlichen Menschen, dieselben Hunderttausende, die vor wenigen Jahren jene Männer als die Rötesten der Roten, die es nur geben könne, gefeiert hatten, sie jetzt ebenso leidenschaftlich feierten, ihnen genau so begeistert Heerfolge leisteten, offenbar ohne leiseste Fähigkeit, zu bemerken, daß sie nun mehr nur noch den gleichen Namen führten, doch das Entgegengesetzte sagten, das Entgegengesetzte waren. Mit Staunen würde er gesehen haben, wie der ganze Schwarm neuerdings alle Bewegungen der Führer nachmachte, wie sie nun alle Christgläubige, Königsdiener, Hofschranzen wurden, das gute Porzellan zu Boden schleuderten — Latta!

Und wie Latta hier die urkomischen Bocksprünge und Volten einer ganzen Partei im Gefolge der Führer erklärt, so erklärt sie auch das Steigen und Sinken der Popularität einzelner Persönlichkeiten, das, was man die Unbeständigkeit der Volksgunst nennt. Es braucht nur einer den Anfang zu machen — so stehen die

andern auf dem Sprunge zu folgen, rühmen, was gerühmt, verwerfen und verurteilen, was verurteilt wurde. Ja, es ist zum Staunen, wie leicht eine ganz gehörige Portion Biedermänner und insbesondere Biederfrauen, namentlich wohl, wenn sie, wie jene Nenneh, schon ein wenig bei Jahren sind, nachschwatzt, was ihnen vorgeschwatzt wird.

Nationalismus

In diesen Tagen des Nationalismus und der reinen Rassen ist die Beobachtung ganz ergötzlich, daß wenigstens vier der größten Staaten und Völker Europas sich nach fremden Völkerschaften oder Ländern benennen.

Die Franzosen haben an ihrem Namen kein Vermächtnis der alten keltischen Völker, der Gallier, von denen sie stammen, heißen auch nicht Lateiner, wie sie heutzutage sich so gerne nennen, sondern führen ihren Namen nach alten germanischen Volksstämmen, den Franken auf beiden Seiten des Rheins. England und die Engländer sind nach einer deutschen Landschaft und ihren Bewohnern benannt, ob man nun der Ansicht huldige, daß die Angeln, die Miteroberten Britanniens, aus dem heutigen Angeln oder aus einem südlicheren deutschen Küstenstriche stammten. Der Name Rußlands und der Russen ist nordischen Ursprungs. Die Russen sind Rodserne, die, welche gerudert kamen (roende, im Holländischen und Deutschen mit u-Laut), sind die skandinavischen Eroberer, die zur See über den Bottnischen Meerbusen anlangten und deren Sprache so viele Spuren im alten Rußland hinterlassen hat. Preußen und die Preußen endlich, welche die Führerstellung im Deutschen Reiche einnehmen, haben ihren Namen von heidnischen Slaven, den Preußen, die erst nach dem Jahre 1200 germanisiert oder aus ihrem Lande verdrängt wurden. Daher ist in der älteren polnischen Poesie der Preuße stets die sympathische Person, welche die deutschen Gewalttäter bekämpft.

Schon ein geringer Umstand wie dieser beweist, was man von der Selbstüberhebung in betreff der Rassenreinheit der europäischen Völker zu halten hat.

Lehrreich ist es auch, daß bei den zwei großen nationalen Einigungen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa stattfanden, die Italiens und die Deutschlands, der kleinste italienische Landesteil, Piemont, und das ursprünglich kleinste deutsche Reich, Preußen, ans Ruder kamen. Unter den slavischen Völkern wieder ist das russische Volk, das halb und halb mongolisch ist, das leitende geworden.

Damit steht der drollige Umstand in Verbindung, daß Nationalhelden sehr häufig von fremder Abstammung sind. Österreichs Nationalheld, Prinz Eugen, war ein Savoyarde, Tilly, der Bayerns, ein Flamländer, Ungarns General Bem war ein Pole, Frankreichs Moritz von Sachsen ein Deutscher, sein Napoleon Bonaparte ein Italiener und Dänemarks Tordenskjold ein Norweger.

Mit nationalen Dichtern und Künstlern verhält es sich mitunter ebenso sonderbar. Der volkstümlichste Dichter Schwedens, Bellman, stammt aus Bremen, der größte Bildhauer des Landes, Sergel, hatte eingewanderte Deutsche zu Eltern. In Dänemark war Thorwaldsen ein halber Isländer, Oehlenschläger von väterlicher wie mütterlicher Seite deutsch, die Komponisten Kuhlau, Weyse und die Familie Hartmann von deutscher Abkunft. Norwegens berühmtester Dichter, Henrik Ibsen, stammt von einer dänischen Seemannsfamilie, in die durch vier Generationen sich deutsches, schottisches, deutsches und aber deutsches Blut mischte. Er ließ in der mit seiner Ermächtigung herausgegebenen Biographie von sich erklären, daß direkt nicht ein einziger Tropfen norwegischen Blutes bei der Bildung seines Temperaments mitgewirkt habe. Von anderen repräsentativen Norwegern sind Johan Sverdrup und Gunnar Heiberg mütterlicherseits dänisch. Der größte und einzig berühmte Bildhauer Rußlands, Antokolski, ist sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite jüdischer Abstammung.

Geht man zu den Herrscherfamilien über, die vor der Welt ihre Nationalität vertreten, so kennzeichnet sie bekanntlich eine geradezu komische Stammesvermischung. Das Haus Romanow in Rußland stammt aus Holstein, und das Haus Bernadotte in Schweden-Norwegen aus der Gascogne. China wird von einer Mandschudynastie regiert. Ein dänischer Prinz und eine russische Prinzessin zeugen einen echt hellenischen Kronprinzen. Ein Fürst von Hohenzollern und eine Prinzessin von Wied gestalten sich zu

einem rumänischen Königspaar. Eine Enkelin Ludwig Philips wird die regierende Königin von Spanien, und die Mutter des Beherrschers von Bulgarien ist eine Koburgsche Prinzessin. Das Haus Hannover sitzt auf dem Throne Englands, und der regierende König hat einen Prinzen von Koburg zum Vater. Kurz, die Verwirrung ist hier vollständig. Oder sie wird noch vollständiger, wenn man bedenkt, daß der Urgroßvater der Kaiserin von Deutschland der schmählich hingerichtete dänische Graf Struensee ist.

Das Anwachsen des Nationalgefühls in unseren Tagen hat höchst drolligerweise die Nationen sich mitunter just auf Personen ganz besonders viel zugute tun lassen, bei denen jenes Gefühl sehr schwach entwickelt war, oder die es geradezu verleugneten. Der große deutsche Philosoph Leibniz schrieb seine Hauptwerke in französischer, die anderen in lateinischer Sprache. Preußens Nationalheld, Friedrich der Große, schrieb und sprach nie anders als französisch; die lange Reihe seiner „Gesammelten Werke“ gehören der französischen Literatur an. Die Franzosen tun sich heute viel auf Henri Beyle zugute, der das Wort „Milanese“ auf seinen Grabstein eingehauen wissen, und die Deutschen sind auf Nietzsche stolz, der um alles ein Pole sein wollte.

Welche Sprache wohl Valdemar der Sieger mit Dagmar sprach? Da er nicht tschechisch verstand, vermutlich deutsch. Und in welcher Sprache er sich wohl mit Berengaria unterhielt? Da er nicht portugiesisch verstand und sie in Mecklenburg kennen lernte, dürften sie plattdeutsch miteinander geredet haben. Valdemar Atterdag scheint, einigen von ihm zitierten Versen nach zu urteilen, sich ganz fleißig des Plattdeutschen bedient zu haben.

Die nationalistische Bewegung im modernen Europa ist, ob sie nun einen nationalreligiösen Beisatz hat, wie in Frankreich, wo sie sich gegen die Protestanten kehrt, oder ihre Stärke einzig im Rassenbewußtsein wie in Deutschland sucht, überall antisemitisch aufgetreten. Sie behauptet, Männer oder Frauen von jüdischer Abstammung könnten nie und nimmer einen tieferen Einfluß auf eine dem romanischen, germanischen oder slavischen Stamme angehörige Bevölkerung erlangen und ebensowenig als repräsentativ für dieselbe aufgefaßt werden. Schon der Umstand, daß in einem Zeitraume von nun bald zweitausend Jahren die jüdisch-christlichen Ideen, die in Palästina und Alexandria entstanden sind, in Europa

ein Ansehen gewannen, wie keine anderen, muß Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung erwecken.

Es wird sich überdies zeigen, daß man die Theorie anwendet, wo es einem paßt, im übrigen aber sie fallen läßt. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Rachel und Sarah Bernhardt für französische und Johanna Luise Heiberg für dänische Schauspielkunst als durchaus repräsentativ betrachtet werden müssen.

In den meisten Fällen wird sich ferner herausstellen, daß diese Theorie von den Tatsachen, von dem faktisch ausgeübten Einfluß selbst widerlegt wird. Niemand kann bezweifeln, daß Henrik Hertz als Lyriker und Dramatiker starken Anklang im dänischen Volke gefunden hat. Eine überschwängliche Anerkennung wurde ihm zuteil. Er gehört als J. L. Heibergs Freund und Kampfgenosse ganz und voll in die dänische Geistesentwicklung hinein. Würde man von seiner Abstammung nicht auf rein äußerlichem Wege Kenntnis erlangt haben, aus seinen Werken wäre es nicht möglich gewesen, sie nachzuweisen. — Bizets „Carmen" hat Germanen wie Romanen gleich sehr entzückt, seine Musik fand in ganz Europa Beifall. Erst später wurde man auf rein äußerlichem Wege davon unterrichtet, daß Bizet ein Jude sei.

Die mächtigste Sozialdemokratie der Welt, die deutsche, wurde von Ferdinand Lassalle und Karl Marx begründet, zwei Männern, die sowohl von mütterlicher wie von väterlicher Seite von jüdischer Abkunft waren. Marx' Ideen haben sogar weit über Deutschlands Grenzen hinaus auf die Arbeiterbevölkerung von ganz Europa Einfluß genommen. Nun ist es aber eine längst von der Philosophie festgestellte Wahrheit, daß keine Einwirkung zwischen ungleichartigen Größen stattfinden könne. Schon allein der Umstand, daß eine Einwirkung — und sei es unter noch so großem Widerstande der Andersgesinnten — eintritt, beweist die gegenseitige Verwandtschaft zwischen dem, der den Einfluß übt, und jenen, die ihn erleiden. Diese einfache Wahrheit stürzt alle Behauptungen der Antisemiten um, von der ältesten bis zur neuesten scheinwissenschaftlichen in einem Buche von gestern, Maurice Murets „L'esprit juif".

Unter den bessern antisemitischen Schriftstellern ist ein einziger, der ein gewisses Interesse bietet, teils weil er ein geistvoller und kenntnisreicher Mann ist, teils weil er, ohne darauf zu achten, seine

antisemitische Doktrin durch eine andere, äußerst kühne, aber eifrig von ihm verfochtene Theorie widerlegt. Es ist der italienische, in seinem Vaterlande sehr geschätzte Schriftsteller Guglielmo Ferrero, ein leidenschaftlicher Anhänger des berühmten jüdischen Gelehrten Cesare Lombroso. In seinem Buche „l'Europa giovane“ (Das junge Europa) befaßt er sich (wie Muret) mit einem nordischen Schriftsteller jüdischer Abkunft, um ihm jeden Einfluß auf seine Landsleute abzusprechen. Zugleich aber verficht er an anderer Stelle in seinem Buche als echter Theoretiker ein Gesetz, das er das Gesetz der Besonderheit (la legge della singolarità) nennt. Es läuft darauf hinaus, daß die Männer, die in den Staaten den größten Einfluß übten, stets fremden Ursprunges gewesen seien. Wenn Cäsar Borgia der typische Fürst in der italienischen Renaissance wurde, so beruhe dies darauf, daß er ein Spanier war. Mazarin, Napoleon, Gambetta hätten nicht trotz ihrer fremden Abstammung Frankreich regiert, sondern kraft derselben. Kraft des Fremdartigen in seinem Geiste habe Bismarck die Deutschen beherrscht — Ferrero nimmt überdies gleich den Franzosen an, daß Bismarck von slavischem Geblüte sei —, kraft des Fremdartigen in seinem Geiste habe sich Disraeli als Lord Beaconsfield, trotz des Heeres von Vorurteilen, gegen das er anzukämpfen hatte, zum Führer des Adels von England, dann zu dem von ganz Großbritannien aufzuwerfen vermocht. Cavour habe nichts an sich gehabt, das auf einen piemontesischen Edelmann gedeutet hätte; er war, wie dem Namen, so auch dem Wesen und Auftreten nach, französisch. Parnell, Irlands ungekrönter König, sei gar kein Irländer, gar kein Kelte, sondern ein Engländer, sogar ein Protestant, gehöre also selbst dem Volke und dem Gemeinwesen an, gegen welche er den Widerstand leitete.

Der Satz, daß niemand einen so großen Einfluß wie der Fremdgeartete erlange, ist wohl, so auf die Spitze getrieben, kaum mehr als ein geniales Paradoxon, allein er hat den Vorzug, Gedanken anzuregen, menschliche, nicht-nationalistische.

Was ist dänischer Volkscharakter

Nichts ist schwieriger, als etwas Richtiges über den Charakter eines ganzen Volkes auszusagen. Wenn man den Versuch macht, einen Volkscharakter zu bestimmen, so stößt man überall auf Fallgruben. Es besteht fast keine Tugend, die ein Volk sich nicht zuschriebe. Man mache z. B. eine Probe mit der Tapferkeit. Gibt es irgend ein Volk, das sich nicht für tapfer hielte, und zwar in ganz ungewöhnlichem Maße?

Will man nun das Wesen des dänischen Volkes zu bestimmen versuchen, so beginnt man am besten mit dessen Temperament. Es ist unstreitig behäbig. Man läßt sich Zeit. Und es ist bedächtig. Man übereilt sich nicht. Eine gewisse Trägheit liegt dem Volkscharakter zu grunde. Sie mag einen ungünstigen Eindruck machen, hat aber gute Eigenschaften im Gefolge, Widerstandskraft, eine Hartnäckigkeit, die nicht vom Übel ist, und eine Ausdauer, die entschieden ihr Gutes hat. Das Temperament äußert sich im Lande anders als in der Hauptstadt. Es gibt Leute, die den Kopenhagener lebhaft finden. Das Temperament des Bauers wieder unterscheidet sich überall von dem des Arbeiters. Selbst wenn der Arbeiter faul ist, pflegt er nicht apathisch zu sein. Ja, er ist umgekehrt in der Regel wißbegierig.

Dennoch dürfte man von der dänischen Kraft mit Recht die Empfindung haben, daß sie in ihrem Wesen Widerstandskraft, also im innersten Kerne passiv sei, und daß es ihr im allgemeinen an Eroberungstalent fehle. Wie ließe sich sonst die Erscheinung erklären, daß Volk und Sprache so gar keine Ausdehnung gewannen, sondern das erstere noch heutigen Tags numerisch schwach, die letztere wenig verbreitet ist.

Mit Fug und Recht kann man dem dänischen Volke die Tugend der Geduld zuerkennen. Die größere Tugend der Ungeduld scheint ihm abzugehen. Den Druck der schlechtesten Regierungen hat es ertragen und sich ohne den geringsten Empörungsversuch, ja fast ohne deutliche Zeichen des Unmuts, in ihre Fehlgriffe gefunden. Wenn man dem dänischen Volke ferner die Tugend der Beharrlichkeit zuspricht, so sieht man sich genötigt hinzuzufügen, daß seine

Vertreter der umgebenden Welt gegenüber nicht selten eine an Blödsinn grenzende Beharrlichkeit an den Tag gelegt haben, wo rechtzeitige Nachgiebigkeit besser gewesen wäre. Davon gibt der Krieg Dänemarks mit England 1807—1814 ein schlagendes Beispiel. Ein verwandtes ist der Kampf der dänischen Rechten gegen die Linke von 1876—1901. An einer Hartnäckigkeit, die auf Selbstüberschätzung beruht, ist nichts zu bewundern.

Diese Hartnäckigkeit überrascht auf den ersten Blick, weil so viel Weiches im dänischen Naturell liegt. Schon die Aussprache, die alle scharfen Kanten verwischt, ruft den Eindruck des Weichen und Weichlichen hervor. Die typische dänische Haltung ist auch nichts weniger als steif, noch ist das typische dänische Auftreten ein irgendwie formvolles zu nennen. Richtet man jedoch sein Augenmerk auf das, was in Volkssage und Sprichwort zum Gegenstande der Bewunderung wird, so kommt man zu dem Resultat, daß es namentlich die unerschütterliche (phlegmatische) Ruhe ist, die alles kühl nimmt, die sich nicht imponieren, nicht schrecken, nicht aus der Fassung bringen läßt, sondern bei dem einmal gefaßten Beschlusse verharrt und ihn durchsetzt. Dieses Phlegma ist häufig mit Witz und Humor gewürzt. Der leere, feierliche Ernst ist undänisch. Pathos ist undänisch. Der dänische Witz aber ist nicht sprühend, sondern wohlig und gelassen; er ist munter oder spöttisch, scharf oder spitzig, doch nie breit überlegen, wie der Humor des Engländers, oder zündend, wie der Esprit des Franzosen.

Im innersten Wesen dieses Volkes liegt, wie in dem aller anderen Völker und jedes einzelnen Menschen, Roheit. Doch ist es keine übertriebene Behauptung, daß diese letztere sich durch lange Zeiten anhaltender Kultur außerordentlich bei ihm vermindert hat, mehr vielleicht als anderwärts. Züge von Roheit gehören in Dänemark zu den am wenigsten hervorstechenden, am seltensten vorkommenden. Das steht im Zusammenhange mit dem Hinabdringen der elementaren Kenntnisse bis in die tiefsten Schichten, kommt wohl auch daher, daß sozusagen das ganze Volk allmählich von einem gewissen Bildungsdrange gesättigt wurde. Doch steht auch sicherlich der auffallende Mangel an Ausdehnungsfähigkeit damit in Verbindung; denn diese Fähigkeit beruht, wie es scheint, auf einer unkultivierten Grundsumme von unbewußten animalischen Kräften — auf einem halb tierischen Reservefond.

Da nun keine eigentliche Brutalität im Wesen des Volkes liegt, so hat es auch keine eigentlich groben Laster, wie Grausamkeit, Trunksucht, verbrecherischen Leichtsinn und Faulheit. Es hat große Fehler, aber keine großen Laster. Da das Volk klein blieb, blieb es auch kleinlich. Da das Volk vor Extremen zurückscheut, ist Mittelmäßigkeit stets bei ihm populär. Da seine Tatkraft geschwächt ist, verfiel es in Redseligkeit. Der Erbfeind ist Kleinlichkeit und Geschwätz.

Diese Fehler sind die des Schwachen; sie kommen nicht vor bei Nationen, die von Selbstbewußtsein und innerer Kraft strotzen. Sie sind jedoch mit hohen Anlagen vereinbar, und unstreitig ist das dänische Volk bei all seiner Kleinheit hochbegabt.

Es gibt, wie gesagt, kein Volk, das sich nicht Mut zuschriebe, doch hat dieser Mut, auf den die Völker Anspruch erheben, verschiedenerlei Schattierungen. Manches Volk (wie Franzosen und Schweden) erklären Tollkühnheit für einen Nationalzug. Tollkühnheit ist entschieden undänisch, selbst Kühnheit ist nicht sonderlich dänisch. Ganz bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß von den beiden dänisch-norwegischen Seehelden Tordenskjold, der Abenteuerer, der Waghals, ein Norweger, Niels Juel, der siegreiche Admiral, der siegreiche Beamte, ein Däne ist.

Wenn man den Charakter eines Volkes zu bestimmen strebt, kann man nicht vorsichtig genug sein; denn er ändert sich im Laufe der Zeiten mehr als der einzelner Menschen. Es gab Zeiten, wo Streitsucht, Grausamkeit, Wortkargheit dänische Grundeigenschaften waren. Andere Zeiten wieder, wo nur das Weiche, Rundliche, Verwischte und Schlichte dänisch zu sein schienen. Vielleicht kommt eine Zeit, wo Form, Festigkeit, Schärfe, Verschlossenheit, Tatkraft der Welt als typisch dänische Eigenschaften gelten werden.

Fast jeder Volksschlag mißt sich als Grundlage seiner Intelligenz gesunden Menschenverstand bei, den common sense der Engländer, den sens commun der Franzosen. Die Holländer halten sich mit Recht für ein im hohen Grade verständiges Volk. Doch nicht alle Völkerschaften schreiben sich gesunden Menschenverstand als ausschließliches Eigentum oder als Charakterzug zu. Von den romanischen Völkern werden die Italiener eher geneigt sein, sich für ein Verstandesvolk zu halten, als die Spanier, und mit Recht: es liegt etwas typisch italienisches in Machiavelli, etwas typisch

spanisches im Don Quijote. Die Polen kennen ihre Mängel zu gut, um auf Verstand als ihr besonderes Erbteil Anspruch zu machen. Die deutsche Vernunft hat einen so hohen Aufschwung in den synthetischen Wissenschaften genommen, daß sich der Deutsche lieber Vernunft, als den nur auflösenden, durchdringenden Verstand beilegt. Von den nordischen Völkern werden die Schweden wohl kaum nach der Zuerkennung des Verstandeszuges geizen. Ihr volksbeliebtester Nationalheld war ein Tollkopf. Was die Norweger anlangt, so ist es schwer mit Sicherheit zu sagen, ob sie sich für besonders verständig halten oder nicht; schwerlich aber irrt man, wenn man sie für ungeneigt erachtet, sich irgend eine wertvolle Eigenschaft abzusprechen. Die Dänen haben eine starke Neigung, sich den gesunden Menschenverstand zuzutrauen, der auch an der Ruhe und Kälte ihres Temperamentes eine sichere Grundlage haben zu müssen scheint. Ob mit Recht, muß dahingestellt bleiben. Die beste Probe, die sich darauf machen läßt, ist die Betrachtung der religiösen Verhältnisse der verschiedenen Völker. Da ist es nun bei den Holländern auffallend, daß sie zu einer Zeit voll Verstand waren, wo noch mittelalterliche Geisteszustände in Europa herrschten. Ohne Rücksicht auf den Einfluß, den weit und breit Kirche und Geistlichkeit besaßen, gaben sie den Freidenkern aller Länder auf ihrem Grund und Boden Zuflucht. Von derselben Ehrfurcht des holländischen Volkes vor der Intelligenz gibt der Umstand Zeugnis, daß die Bibelkritik späterhin selbständig bei ihm entstand und an den Universitäten Schule machte, so daß in der biblischen Altertumsforschung eine nationalholländische Schule existiert.

Die einzige original dänische Form von Religiosität ist der Grundtvigianismus. Und dieser gründet sich so völlig auf das Gefühlsleben, daß er geringen Wert auf die Entwicklung des Verstandes legt. Dessen ganzes national-religiöses System, das bei so vielen Dänen, während eines so langen Zeitraums, Gemüt und Einbildungskraft in Bewegung setzte, hätte unmöglich Wurzeln zu schlagen vermocht, wenn dem Volksgeiste eine starke rationalistische Anlage innewohnte.

Eine zweite Form von Religiosität, die in Dänemark Anklang fand, langsam und stetig an Boden gewann und sich allmählich bedeutend stärker erwies als der Grundtvigianismus, die innere Mission, ist ihrem innersten Wesen nach verstandesfeindlich. Noch

deutlicher als der Grundtvigianismus zeigt die außerordentliche Verbreitung, die sie gewonnen hat, daß der dänische Volksgeist auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe in weiten Kreisen unempfänglich für Vernunft ist, hingegen im hohen Maße empfänglich für religiöse Schreckbilder, phantastische Lehren und eine Autorität und Disziplin, die alle Freiheit des Denkens vernichtet und nicht nur diese, sondern auch alle Lebenslust und Individualität.

Die große Empfänglichkeit für Bildung und Kultur im allgemeinen hat eine große Entwicklung der künstlerischen Eigenschaften bei dem dänischen Volke herbeigeführt. Seine ganze künstlerische Ausbildung hat eine gesunde Grundlage, insofern Prunklosigkeit eine grunddänische Eigenschaft ist. Von der Prunklosigkeit aber ist es nicht weit zur Echtheit. Und Echtheit führt bei steigender Kultur zu ausgesuchter Vornehmheit. Literatur und Malerei zeugen heutigen Tages in Dänemark von einer künstlerischen Vornehmheit, welche über die mancher Hauptländer emporragt.

Dänische Kultur im 19. Jahrhundert

In einem kleinen, lehrreichen Buche haben sachkundige Schriftsteller die verschiedenen Gebiete der dänischen Geschichte und Kultur des verflossenen Jahrhunderts behandelt. Das Buch sucht eine Vorstellung davon zu geben, wie angestrengt und hartnäckig auf dem kleinen Fleckchen Erde, das Dänemark heißt, trotz aller großen Schwierigkeiten an dem Aufschwung des Landes gearbeitet wurde, und zu beweisen, daß das Resultat die Mühe nicht selten gelohnt hat.

Am düstersten ist wohl das Bild der auswärtigen Politik. Wenn die Stellung Dänemarks zum Auslande berührt wird, ist es kaum möglich, von einem im Laufe des Jahrhunderts erreichten Fortschritte zu sprechen. Die Konstellation der Gestirne ist zwar für Dänemark recht ungünstig gewesen; doch hätte das Volk größere politische Begabung an den Tag gelegt, ja hätte es nur in den Augenblicken seiner Krisen einen einzigen Staatsmann besessen, der Niedergang wäre kein so starker, so unwiderruflicher gewesen.

20*

Doch in diesem Punkte gebrach es dem Volke an Urteilskraft, wie es seinen leitenden Männern an Fähigkeiten gebrach.

In der inneren Politik läßt sich ein langsamer, doch sicherer Fortschritt verfolgen. Die Veränderungen, die das Jahrhundert bringt, sind zum großen Teil unzweifelhafte Verbesserungen. Doch auch hier tritt nicht ein einziger großer Staatsmann auf, der das Vertrauen des Volkes gewänne, und es geschehen große Fehlgriffe und wird soviel Zeit vergeudet, als wäre die Zeit wertlos.

Als endlich im Jahre 1901 ein politischer Systemwechsel eintritt, findet die neue Regierung eine leere Staatskasse und ein verarmtes Volk, dessen Papiere in fremden Händen sind.

So bedroht der Bestand Dänemarks infolge seiner Kleinheit und seiner geographischen Beschaffenheit im Zeitalter des Militarismus auch sei, so steht doch zu vermuten, daß man das Land, ungefährlich wie es ist, im neuen Jahrhundert in Frieden lassen und ihm gestatten werde, sich mit voller Kraft seiner Entwicklung zu widmen. In diesem Falle darf man von dem aufgeweckten und in vieler Beziehung reichbegabten Volke hoffen, es werde rüstig vorwärts schreiten und größeren Nachbarn mit gutem Beispiele vorangehen. Doch selbst wenn die Gefahr, die in der geringen Ausdehnung des Landes für die Wehrkraft des Volkes liegt, nicht so viel zu sagen hat, weil sich möglicherweise kein Angreifer findet, so birgt sie doch eine andere nicht geringe Gefahr, eine innere. Es hat mitunter den Anschein, als wäre Dänemark zu klein, um sich in seinem Erwerbsleben als unabhängige Macht zu behaupten. Die Wohlfahrt des Landes beruht auf der Haltung, die ihm, als produzierendem Staate gegenüber, die Großmächte einnehmen, und übel stände es, wenn sie ihm ihre Märkte verschließen würden. Indessen haben dänische Bauern und Arbeiter, seit ihre Einsicht und ihr Selbstbewußtsein gestiegen sind, sich der Überwindung von Schwierigkeiten derart gewachsen gezeigt, daß man auch in Zukunft sich auf ihre außergewöhnliche Klugheit verlassen kann.

Andere werden sich besser als ich über die düstern oder hellen Aussichten der materiellen Zukunft des dänischen Volkes Rechenschaft geben. Das dem Einzelnen bekannte Gebiet ist doch immer nur ein enges, und das wenige, auf das ich mich für meinen Teil verstehe, wird in dem Buche von jüngeren Männern besprochen. Meines Erachtens ist in Bezug auf das Geistesleben Dänemarks,

wenn die Entwicklungsgeschichte des Landes innerhalb eines Jahrhunderts vor den Augen des Lesers entrollt werden soll, nur ein Punkt von besonderem Interesse. Die Frage, Fortschritt oder kein Fortschritt, ist in betreff der Technik und der Wissenschaften leicht zu beantworten. Hier ist der Fortschritt unbestreitbar, indem alle Verbesserungen sich summieren, alle von einem früheren Geschlechte gemachten Erfahrungen und Beobachtungen, alle zuverlässigen Methoden, alle großen oder kleinen Erfindungen und Entdeckungen unmittelbar dem nächsten Geschlecht zu gute kommen. Die einzige Ausnahme in dem unermeßlichen Geistesgebiet, auf dem das Gesetz des Fortschritts unumschränkt waltet, bilden die schöne Literatur und die Kunst im weitesten Sinne des Wortes, alle jene Wissenschaften mit inbegriffen, die wie die Geschichtsschreibung ein künstlerisches Element aufweisen, außerdem natürlicherweise die Musik und die Kunstindustrie. Hier zeigt uns die Geschichte, daß der Glaube an einen ununterbrochenen Fortschritt Einbildung ist. Hier kommen Zeiten des Aufschwunges und des Niederganges vor, und man hat künstlerisch veranlagte Völker sich Jahrhunderte lang in künstlerischem Verfall befinden gesehen.

Blickt man nun auf das Dänemark des 19. Jahrhunderts zurück mit der Frage, ob sich im Laufe dieses Jahrhunderts ein anhaltender Fortschritt nachweisen lasse oder nicht, so gibt es gewisse Fächer, in Bezug auf welche kaum ein Zweifel herrschen wird. Was an dänischer Musik und dänischer Geschichtsschreibung nur vorhanden ist, wurde ja fast gänzlich in dem verflossenen Jahrhundert hervorgebracht, und dänische Malerkunst ist ganz wie die dänische Kunstindustrie erst so recht in dessen letztem Jahrzehnt zur Blüte gelangt.

Einigermaßen anders stellt sich die Sache dem öffentlichen Bewußtsein dar, wenn es bei der dänischen Literatur im engeren Sinne verweilt. Es ist Brauch oder Mode geworden, von einem goldenen Zeitalter der dänischen Sprache und des dänischen Geisteslebens zu sprechen, das in die erste Hälfte des Jahrhunderts gefallen sein soll. Doch wäre es wahr, daß die dänische Literatur vor mehr als fünfzig Jahren solch ein goldenes Zeitalter gehabt habe, dann müßte ja die darauffolgende Zeit als ein silbernes oder ein eisernes bezeichnet werden und der Niedergang wäre auf diesem höchsten und vornehmsten Gebiete unzweifelhaft.

Meiner Auffassung nach läßt man sich von dem Umstande täuschen, daß die jener entfernteren Vergangenheit angehörigen Männer und Werke bereits in die Geschichte übergegangen und zu klassischen Schriftstellern, klassischen Schöpfungen gestempelt sind, während das Urteil über die Zeitgenossen oder jüngst Verstorbenen naturgemäß minder abgeklärt ist; und die Perspektive fehlt. Hier kann selbstverständlich nur von einer Ansicht die Rede sein. Doch der meinen nach kann das in der letzten Hälfte des Jahrhunderts Hervorgebrachte recht wohl den schönliterarischen, historisch-kritischen oder philosophischen Arbeiten der ersten Hälfte die Wage halten, insbesondere da hinsichtlich der historischen Schriften es durchaus keinem Zweifel unterliegen kann, wo sich der Schwerpunkt befindet.

Was die reine Dichtung anlangt, so braucht man nur nach Deutschland zu schauen, um eine schöne Literatur zu finden, deren Höhepunkt unstreitig in den ersten Jahren des Jahrhunderts erreicht wird. Mit Schiller verliert Deutschland gleich zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinen Nationaldichter. Mit Goethe verliert es nach dessen erstem Menschenalter des Säkulums sein größtes poetisches Genie, mit dem keine spätere Persönlichkeit sich im entferntesten messen kann. In Heine endlich verliert es gleich nach der Mitte des Jahrhunderts einen Lyriker, dem kein späterer an Witz oder Ruhm gleichkam.

Ist nun in Dänemark etwas Ähnliches der Fall? Keineswegs. Unter unseren ausgezeichneten Dichtern jenes sogenannten goldenen Zeitalters befindet sich kein Geist allerersten Ranges. Der größte Name ist der Oehlenschlägers. Doch die Zukunft wird aller Wahrscheinlichkeit nach finden, daß der Name Holger Drachmanns einen ebenso guten Klang hat. Man wird in der ersten Hälfte des Jahrhunderts keinen Novellisten finden, der höher als Goldschmidt stünde, keinen Kunsthistoriker, der Julius Lange überträfe, keinen Sprachkünstler oder dichterischen Koloristen, der J. P. Jacobsen vergleichbar wäre. Wohl wahr, daß Dänemark nach 1850 keinen Denker hervorgebracht hat, der an Ursprünglichkeit neben Sören Kierkgaard gestellt werden könnte. Dafür aber haben die Denker unserer Tage sich völlig von der theologischen Scholastik frei gemacht, durch die seine Werke vor der Zeit veralteten.

So unzweifelhaft wie in der norwegischen Literatur ist der Fortschritt in der dänischen allerdings nicht gewesen. Dort kann

man ein vollkommen deutliches Aufsteigen von Wergeland zu Björnson und von Welhaven zu Ibsen verfolgen. Dänemark hatte keine so großen Dichter wie Norwegen; die Begabungen waren daselbst nicht so konzentriert, befanden sich nicht in so ganz wenigen Händen. Doch daß die geistigen Fähigkeiten nicht gering waren, selbst wenn sie sich mehr zersplitterten, davon erhält man eine klare Vorstellung, wenn man die beste dänische Journalistik zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit der besten dänischen Journalistik an dessen Schluß vergleicht. Ein Talent wie das Hörups gab es zuvor nicht.

Im gegenwärtigen Augenblicke sind die Bestrebungen und Talente innerhalb des dänischen Geisteslebens zerstreut. Kaum daß sich Gruppen unterscheiden lassen; jeder einzelne strebt auf eigene Faust. Das ist weder etwas Gutes, noch etwas Schlimmes. Wünschenswert aber wäre es, wenn die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen noch tiefer gingen und wenn diese einzelnen noch mehr als jetzt vor fertigen Gußformen auf ihrer Hut wären. Keine drohendere Gefahr gibt es für das Geistesleben eines kleinen Staates, als daß erstens die Individualitäten sich uniformieren und verwischen, und daß zweitens in den Hirnen, die ihre Eigentümlichkeit einigermaßen bewahren, dieselben Grundvorstellungen stets und immer wiederkommen, wie Pferde in einem Zirkus im Kreise gehen. Je kleiner ein staatliches Gemeinwesen ist, um so wichtiger ist es, daß der einzelne seine Eigenart behaupte und nicht nur behaupte, sondern erneuere.

Wicksell und Reicke

Geistesfreiheit in Schweden und Deutschland

Eine kürzlich in Schweden getroffene Entscheidung, hat außerhalb des Landes nicht jene Aufmerksamkeit gefunden, die sie verdiente. Die Anstellung Knut Wicksells als Professor der Staatsökonomie in Lund war insofern ein Ereignis in der Geschichte des nordischen Geisteslebens, als sie einen Sieg für die Sache der Denk- und Lehrfreiheit bedeutet. Gegen Wicksell lag vieles vor: er hatte sich polemisch gegen die bestehende Gesellschaftsordnung

geäußert, er hatte Protest (und nicht blos theoretisch) gegen die bürgerliche wie gegen die christliche Ehe eingelegt; er war der Verfechter des Neu-Malthusianismus; er hatte vor gar nicht langer Zeit in der Frage der äußeren Politik Schwedens unvorsichtige und unstreitig auch höchst unverständige Worte über die Möglichkeit einer Eroberung Schwedens durch Rußland als eines vergleichsweise geringeren Mißgeschickes gesprochen; er huldigte äußerst fortgeschrittenen Anschauungen auf ökonomischem Gebiet; er hatte in der schwedischen Kirche nicht eben Freunde, und dazu kam noch das Bedenkliche, daß er den Standpunkt einnahm, den er stets eingenommen hatte, und nicht (wie sonst geniale öffentliche Persönlichkeiten) sechzehnmal umgeschlagen war, so daß seine baldige Bekehrung zu hoffen stand. Für sich hatte er nichts als seine wissenschaftlichen Qualifikationen; er war ohne Frage der Beste, der für das Amt zu haben war.

Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß man in Schweden alles aufbot, um seine Anstellung zu hintertreiben; wer nordische Verhältnisse kennt, wird sich das selbst sagen können. Eine Agitation der Presse ging voraus. Als die Entscheidung bevorstand, schrieb der Prokanzler, Bischof Billing, einen maßvollen und klug gehaltenen polemischen Artikel voller Zugeständnisse, der, ohne auf Wicksells Charakter auch nur den leisesten Schatten zu werfen, ohne seine Persönlichkeit oder sein Privatleben auch nur zu berühren, von der Anstellung abriet mit Rücksicht auf gewisse gesellschaftsfeindliche und staatsgefährliche Anschauungen, die er hege, und denen man denn doch die mit einem Professorenamte verbundene Autorität nicht verleihen dürfe.

Gegen Bischof Billing trat in der Presse der hochkonservative Professor aus Upsala Harald Hjärne mit einer Entgegnung von ungewöhnlicher Schärfe auf. Er ließ sich nicht auf eine Billigung von Wicksells politischen und sozialen Ansichten ein, ja, er hielt sich sogar über gewisse von ihm getane Äußerungen auf, legte jedoch mit nicht geringer Heftigkeit Protest gegen die Heranziehung von all dergleichen ein. Mit energischem Freisinn verspottete er die Auffassung, daß ein Professor, bloß als solcher, den Studenten als Autorität zu erscheinen hätte. Es gelte umgekehrt, die Forderung an sie zu stellen, der eigenen Urteilskraft zu vertrauen und mit eigenen Augen zu sehen, so daß sie nie auf eine Autorität schwüren.

Ja, Prof. Hjärne ging so weit, zu sagen, seiner Ansicht nach wäre Bischof Billing in Anklagestand zu versetzen, weil er in Widerspruch mit den Satzungen der Universität, die ausdrücklich vorschreiben, bei Anstellungen nur die Frage der wissenschaftlichen Lehrbefähigung in Betracht zu ziehen, also in Widerspruch mit dem Gesetze, seinem Gutachten nicht dahin gehörige Rücksichten zu grunde gelegt habe. Unmittelbar darauf beantragte der Rektor der Universität die Anstellung Wicksells, und die Studenten begrüßten ihn jüngsthin in feierlichem Aufzug und auf herzliche Weise als Professor.

Vergleicht man damit den Stand der Lehrfreiheit in Dänemark, so kann der Vergleich nicht zu unseren Gunsten ausfallen. Zum ersten hat in Dänemark noch nie jemand herrschenden Anschauungen in solchem Maße getrotzt wie Wicksell; zum zweiten würde man, wie sich ein jeder selbst sagen kann, den Vermessenen schwerlich geduldet, geschweige denn angestellt haben. Schon, daß die Verhandlungen über die Anstellung Wicksells so ganz öffentlich geführt wurden, ist bei uns etwas Unerhörtes. Hier in Dänemark hätte man bei einem ähnlichen Falle die Lehrfreiheit hinter einer Gardine erdrosselt. Hier ist es Tradition, abweichende Meinungen am Brote zu strafen, dem Ketzer „eins in die Leistengegend zu versetzen", wie der verstorbene Kapitän Rovsing sich ausdrückte. Ein Fall, der mit dem vorliegenden eine entfernte Verwandtschaft aufweist, trug sich einmal bei uns zu. Es war im Jahre 1875. Ein verwegener Kultusminister, der zwar seine Stellung nicht so weit gefährden wollte, den Betreffenden ohne weiteres anzustellen, doch tollkühn genug war, eine Konkurrenzausschreibung in dem Fache in Aussicht zu nehmen, wurde durch allerlei Hintertreppeneinflüsse davon abzustehen gezwungen. Es stand nämlich fest, daß der, den Kirche und Konsistorium umgangen wünschte, sich an der Konkurrenz beteiligen wollte.

Deutschland hat lange für das Land der Geistesfreiheit gegolten; doch der Geist des modernen Imperialismus ist nicht die Luft, in der sie zu blühen vermag. Unter dem Regime des letzten Jahrzehnts wuchsen klerikale Einflüsse immer stärker an, und nur, wenn die Beschränktheit und Dickköpfigkeit, die für das offizielle Beamtentum des deutschen Reiches allmählich bezeichnend wurden, in einem sichtbaren und aufsehenerregenden Tatbestande zum Aus-

druck kommt, gibt man sich außerhalb Deutschlands davon Rechenschaft, wie groß der Rückgang ist.

Daß ein Gesetz wie die Lex Heinze seinerzeit beantragt werden konnte, war ein Zeichen der Zeit; es war der Versuch der offiziellen Moral, sich auf Wissenschaft und Kunst zu stürzen. Zu welcher Macht die Reaktion in der deutschen Beamtenwelt gediehen ist, fiel jedoch bei dieser Gelegenheit minder auf, weil alles, was es in Deutschland an Geist und Kunst gab, bis hinauf zu den ältesten Meistern, den siebzig- und achtzigjährigen, sich wie ein Mann gegen die Schmach erhob. Das Gesetz fiel, da Männer wie Mommsen, wie Reinhold Begas und Franz Lenbach, nicht minder Männer wie Sudermann und Hauptmann und Max Klinger den Goethebund dagegen eingingen.

Ein Fall, der dies Jahr die öffentliche Meinung Deutschlands beschäftigte, gibt einen neuen Beweis, wie stark dort heutigen Tags die Feinde der Geistesfreiheit sind.

Im März vorigen Jahres wurde zum erstenmal in Berlin ein Schauspiel von Georg Reicke aufgeführt, „Freilicht", eine kecke, wertvolle Arbeit. In seiner Kritik schrieb darüber das Pfaffenblatt „Der Reichsbote":

Reickes Schauspiel ist ganz im selben Geiste wie Ibsens „Nora" und Sudermanns „Magda" geschrieben. Es ist ein Tendenzdrama voll Anklagen gegen die bestehende Gesellschaftsordnung . . . . . in der jede freie Entwicklung der Persönlichkeit dem Weibe unmöglich gemacht sei. Und wer ist dieser sozialistische Ankläger, Georg Reicke, der sich zum Verfechter von Nietzsches Individualismus (!) aufwirft und durch sein Zerrbild dem Sozialismus (!) die Wege bahnt? Herr jur. Dr. Reicke, der Verfasser des Schauspieles „Freilicht", ist Konsistorialrat und Justitiarius bei dem königlichen Konsistorium in der Provinz Brandenburg. Ein Mitglied der Kirchenbehörde kämpft also Schulter an Schulter mit Nietzsche, Ibsen, Sudermann, und stellt auf der Bühne Menschen dar, die weder Gott, noch Pflichten gegen die göttliche Weltordnung kennen; Menschen, deren oberster Grundsatz das grenzenlose Recht der Persönlichkeit ist, sich voll auszuleben und zum Besten ihres eigenen Ichs alles in den Staub zu treten, was Religion und Sitte heiligen."

Dieser Artikel war der Signalschuß, der alle Macht, über welche die protestantische Rechtgläubigkeit im deutschen Reiche ge-

bietet, gegen den einzelnen Mann in Bewegung setzte, um seine Entfernung von der Beamtenlaufbahn herbeizuführen und seinen kecken Mut zu brechen. Mehr als ein Jahr wurde im Geheimen gegen ihn gewühlt. Ein Umstand, der außer der Dichtertätigkeit gegen Georg Reicke geltend gemacht wurde, war, daß er nicht nur Mitglied des zum Schutze der Freiheit der Kunst gegen die Lex Heinze gegründeten Goethebundes, sondern sogar dessen Schriftführer wäre.

Als demgemäß den 17. Januar 1901 in Berlin der „Verein zur Förderung der Kunst" ein Goethefest veranstaltete, zu dem die Einladungen auch vom Goethebund unterfertigt waren, wurde es viel bemerkt, daß Reicke sie als Schriftführer gezeichnet hatte.

Die „Evangelische Kirchenzeitung" wütete gegen dieses Fest, bei dem die Teilnehmer sich womöglich in Trachten aus der Goethezeit einfinden und Dichtungen von Goethe vorgetragen und aufgeführt werden sollten. Auch das Überbrettl hatte seine Mitwirkung unter der Leitung Ernst v. Wolzogens zugesagt, dessen Großvater 1801 bei der Feier der Jahrhundertwende in Weimar unter Goethes Augen mitgewirkt hatte. Man führte Klage, daß das Fest für den Vorabend des zweihundertjährigen Krönungsjubelfestes, das mit Gottesdienst in den Kirchen begangen wurde, anberaumt war; daß ein „unsittlicher" Schriftsteller wie Wolzogen mitwirken sollte; daß sich die Gesellschaft selbst bei einem so patriotischen Anlaß nicht der Ausfälle gegen „die Heiligen" enthielte. Und der Artikel schloß: Zu den Unterzeichnern dieses Machwerkes gehört auch der königliche Konsistorialrat Reicke in Berlin als stellvertretender Schriftführer des Goethebundes. Armer Goethe! Armes deutsches Volk? Arme evangelische Kirche!

Von Seite der weltlichen Presse — und selbst konservative Blätter wie die „Kölnische Zeitung" oder die „Neue freie Presse" nahmen hier rückhaltlos Partei — wurde fürs erste geltend gemacht, daß Reicke ein juridisches nicht theologisches Mitglied des Konsistoriums sei, und als solches in seiner Eigenschaft als Doctor juris teils die Oberaufsicht in persönlichen Angelegenheiten zu führen hätte, teils die oberste Instanz in kirchlichen Verwaltungsfragen wäre. Dazu tauge er gleich gut, ob er nun Goethe oder Pastor Stöcker vorziehe. Im übrigen aber machte man kein Hehl daraus, daß man einen Mann von Reickes Bildung und Freisinn

auch unter den Theologen des Konsistoriums ganz an seinem Platz finde und sprach den Wunsch aus, daß dieser Kirchenrat aus lauter Männern wie er bestünde. Denn die evangelischen Konsistorien seien ja keine Ketzergerichte, noch durch dogmatische Vorschriften gebunden.

Unter diesen Verhältnissen richteten sich die Blicke naturgemäß auf den deutschen Reichskanzler Grafen Bülow, der im Sommer bei der Enthüllung des Bismarckdenkmales in Berlin als Redner doppelten Mut an den Tag legte. Nicht nur sprach er bei dieser Feier, bei welcher der Kaiser seinen Söhnen verbot, zugegen zu sein, und den Truppen befahl, nicht in Galauniform zu erscheinen, mit Wärme von Bismarck, er ergriff die Gelegenheit, mit noch größerem Feuer Goethe als Deutschlands Geistesheroen zu verherrlichen, der an Größe die Männer der Tat noch überrage.

Doch in der Reicke-Frage machte Bülow seinen Einfluß nicht geltend, sei es nun, daß er nicht wollte, oder nicht konnte. „Im Interesse des Dienstes", wie es heuchlerisch heißt, wurde Georg Reicke im Juni d. J. gegen seinen Willen von Berlin nach Königsberg versetzt und nahm sofort seinen Abschied.

Die gesamte deutsche Presse faßte dieses Ereignis als ein bedeutungsvolles Symptom auf. Immer lauter hatten die rechtgläubigen Blätter ein ganzes Jahr lang die Entlassung dieses Mannes verlangt, der, obgleich Mitglied eines Konsistoriums, Theaterstücke zu schreiben und aufführen zu lassen wagte. Vergebens hatten die weltlichen Blätter daran erinnert, daß Herder Oberkonsistorialrat und Generalsuperintendent und dennoch, wie Goethe ihn nennt, „ein ausgemachter Nichtchrist" gewesen sei. So ging es in alten heidnischen Zeiten zu, nicht aber jetzt. Reicke hatte einmal im Konsistorium (1 gegen 25) für die Anstellung eines freisinnigen Stettiner Geistlichen gestimmt, der von einer Berliner Gemeinde gewählt worden war.

Gerade in jenen Tagen erklärte sich indessen Graf Bülow bereit, sich an die Spitze eines Komitees zur Errichtung eines Fichte-Denkmals zu stellen. Man erinnerte denn daran, daß Fichte in Jena wegen „Atheismus" verabschiedet worden sei, und daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der ihn nach Berlin berief, bei diesem Anlaß schrieb: „Ist es wahr, daß Fichte im Streite mit dem lieben Gott liegt, so muß das der liebe Gott mit ihm ausmachen:

mich geht das nichts an." Man berief sich ferner auch darauf, daß Friedrich der Große im 18. Jahrhundert an Voltaire geschrieben hatte: „Gewinnen Sie es doch über sich, eine Nation zu verachten, die die Verdienste eines Voltaire verkennt, und kommen Sie nach einem Lande, wo es keine Glaubenseiferer gibt!" Doch es blieb bei der Entlassung des Justitiarius Reicke. Es wird dem Dichter Reicke zu gute kommen. Seine Arbeiten verdienen, daß man sie in Betracht zieht.

Zivilisation der Gegenwart

Alle polnisch sprechenden Bewohner Deutschlands, Österreichs und Rußlands befinden sich im Augenblicke infolge der in der Provinz Posen stattgehabten Vorgänge in starker nationaler Erregung. Den ersten Anlaß gaben hierzu zwei Gerichtsfälle von politischer Natur. Der eine gegen eine große Gruppe von polnischen Schulknaben in Thorn, der andere gegen polnische Studenten in Posen, die man des Hoch- oder Landesverrats zu überweisen wünschte — übelklingende Worte, wenn sie halbwüchsigen Schulkindern und jungen Studenten gegenüber zur Anwendung kommen. In beiden Städten ließen sich der Jugend keine anderen strafbaren Handlungen zur Last legen, als Teilnahme an einem geheimen Vereine, dessen Zweck einzig der harmlose der „Erhaltung und Stärkung des polnischen Nationalgefühls durch Lektüre und Reden" war. Um über Schulkinder Gefängnisstrafen verhängen zu können, mußte man das Gesetz verdrehen und ihren Lehrern die Begriffsbestimmung „Staatsbehörde" beilegen. Die mit Gefängnis Bestraften wurden überdies relegiert und somit außer stand gesetzt, sich weitere Kenntnisse anzueignen. Ja denjenigen, die zum Freiwilligenjahr berechtigt waren, entzog man dieses Recht „auf Grund mangelnder sittlicher Reife."

Auch die Posener Studenten konnte man nur wegen Geheimhaltung ihres Vereins verurteilen. Auf die Frage, was sie zu dieser veranlaßte, antworteten sie: Weil man ihnen die Gründung jedweden öffentlichen Vereines untersagte, und sie das Bedürfnis

gefühlt hätten, sich näher aneinander zu schließen. Mit Gewalt und Hohn unterdrücke man ihre Nationalität. Zu den 200 Millionen Mark, die der Regierung zum Aufkauf polnischen Grundbesitzes überlassen wurden, hätten ja auch die polnischen Untertanen so gut wie die Deutschen beisteuern müssen. — Daraufhin wurden sie zu Gefängnisstrafen verurteilt.

Das Aufsehen, das jene Rechtsfälle machten, war jedoch nur gering im Vergleich zu dem, welches der dritte Prozeß in ganz Europa und über seine Grenzen hinaus hervorrief. Bis zum 11. April 1901 war in Preußisch-Polen (wie noch heutzutage in Russisch-Polen) der Religionsunterricht in den Schulen in polnischer Sprache erteilt worden. Plötzlich bestimmte eine Verordnung, daß er künftig nur in deutscher Sprache gegeben werden sollte. Überall wehrten sich die Kinder auf Antrieb ihrer Eltern auf die Fragen aus dem Katechismus deutsch zu antworten, oder die Gebete deutsch zu sagen. Um diesen Widerstand so rasch als möglich zu brechen, wurde in den Schulen ein häufiger Gebrauch vom Stocke des Lehrers gemacht. Es regnete Stockprügel auf die widerspenstigen Kinder. In dem Städtchen Inowrazlaw wurde ein kleiner Knabe halbtot geprügelt, anderwärts hielten mehrere Lehrer einen Knaben, während einer mit dem Stocke auf ihn losschlug. Man kann sich vorstellen, daß ein solches Vorgehen nicht geeignet war, die Achtung vor der Schuldirektion zu erhöhen; aber die vielen zerstreuten Einzelfälle kamen der großen Öffentlichkeit nicht zur Kenntnis.

Da beschlossen die Behörden der kleinen Stadt Wreschen mit einer Massenbestrafung ein Exempel zu statuieren. Am 20. Mai sollte statt des Unterrichts eine allgemeine Bastonnade unter Mitwirkung der gesamten Lehrerschaft der Gegend stattfinden. Man ließ vierzehn polnische kleine Kinder beiderlei Geschlechts sich in Reih und Glied aufstellen, und führte sie dann eines um das andere in ein Nebenzimmer, wo die Abstrafung vor sich ging. Obwohl schon das erste Kind mit blutenden Fingern herauskam, hielten die Kleinen tapfer stand, blieben in der Reihe stehen und ließen sich von diesen Schulbütteln prügeln, ohne Abbitte leisten zu wollen.

Das Geschrei aber wurde draußen vor der Schule gehört, und die Eltern stürzten herbei, um ihre Kinder zu beschützen. Am

heftigsten waren die Mütter, die diese Massenprügelung aufs äußerste empörte. Sie war auch so gründlich erteilt worden, daß die Kinder ihre Finger danach nicht zu krümmen vermochten. Ein Kind mußte vier Tage zu Hause bleiben. Die Nerven eines anderen waren so erschüttert, daß es zu stottern begann, und bislang seine natürliche Sprache nicht wieder erlangt hat. Eines der Geprügelten bekam eine Blinddarmentzündung und starb wenige Tage darauf.

Als die Mütter in die Schule stürzten, brachen sie in leidenschaftliche Klagen und zornige Beschuldigungen aus, ohne jedoch an irgend jemand Hand anzulegen. Ihr ganzes Vergehen bestand in einigen Verbalinjurien, die so unbedeutend und gleichgültig erschienen, daß es dem Landrat in Wreschen gar nicht einfiel, die Sache weiter zu verfolgen. Erst als einige Hetzartikel in der preußischen Presse vorausgegangen waren, griff der Staatsanwalt ein. Sechs Mütter und einige Väter wurden festgenommen und in Gnesen vor Gericht gestellt. Damit keiner der Angeklagten zu leichten Kaufes davonkäme, häufte man die Verbrechen, deren sie sich schuldig gemacht haben sollten: Störung der öffentlichen Ordnung; Bedrohung von Amtspersonen bei der Ausübung ihres Amtes (als Stockschwinger), Aufforderung zu Mord, Angriff auf ein öffentliches Gebäude usw. Der Vertheidiger hatte um Freilassung der Witwe Wiasetzka, einer Mutter von sieben Kindern, angesucht, weil sie an einer schweren Krankheit leide, was vom Arzt bestätigt wurde. Der Staatsanwalt forderte die Ablehnung des Gesuches, und das Gericht ging auf seinen Antrag ein. Bei ihrer Vernehmung hatte diese Witwe geantwortet: Wir wollen ja nur, daß unsere Kinder die Religion auf polnisch lernen, weil wir sonst nicht mit ihnen beten können. So krank sie war, wurde sie doch zu 2½ Jahren „schweren Kerkers" verurteilt. Über die anderen Angeklagten wurden ähnliche Strafen verhängt. Ein Mann, der sich einen Witz über die „handfesten" Lehrer erlaubt hatte, wurde mit zwei Jahren „schweren Kerkers" bestraft. Als diese Urteile jüngst verkündet wurden, ging in den drei Teilen des einstigen Staates ein Sturm der Entrüstung durch alle polnischen Gemüter. In der ersten Hitze versuchten die Studenten in Warschau wie in Lemberg das kaiserliche Deutsche Konsulat zu stürmen. Scheiben wurden zertrümmert, Konsulatsschilde zerbrochen — mit anderen Worten, es kam zu jener Art unkluger und unnützer

Gesinnungskundgebungen, die nur Unheil über das Haupt der Demonstranten bringen. Gleichzeitig fanden auch rings in allen Nachbarländern Preußens Protest- und Entrüstungsversammlungen statt, bei denen es nicht an heftigen Reden fehlte, und viel bemerkt wurde, daß auch ein königlich ungarischer Minister, Piatek, an einer solchen Versammlung teilnahm.

Henryk Sienkiewicz, der als der gefeierteste Schriftsteller Polens dessen berufenster Anwalt Europa gegenüber ist, ergriff die Initiative, um eine Sammlung zu gunsten der in Gnesen Verurteilten zu veranstalten, und eröffnete sie mit einem beredten Manifest. Es ist zu lang, als daß mehr als der Anfang hier wiedergegeben werden könnte. Er lautet: Wir stehen vor einem erstaunlichen richterlichen Erkenntnis. Keine Hand hat sich erhoben gegen die Büttel kleiner Schulkinder, kein Angriff auf sie ist erfolgt; dennoch wurden die Eltern dieser kleinen Kinder, den Opfern der Schulbüttel Preußens, zu langjährigen Kerkerstrafen verurteilt. Weshalb? Weil sie in einer Aufwallung von Zorn und Mitleid ihren Unwillen über eine derartige Schule und derartige Lehrer zu laut ausgesprochen hatten. Überall, wo die entartete Zivilisation noch nicht in den Zustand der Wildheit zurückversunken ist, selbst bei den Deutschen, die doch gewiß eine andere Rolle spielen wollen, als die der preußischen Polizei, wird dieser Urteilsspruch ein Gefühl des Entsetzens und der Verachtung erwecken.

Sienkiewicz selbst zeichnete 100 Kronen, die Stadt Lemberg 1000 Kronen, Graf Stanislaus Badeni, der Landmarschall von Galizien stellte sich auf der Liste mit seinem Beitrage obenan. Die Polen in Österreich, die während des heftigen Nationalitätenkampfes der letzteren Zeit sich den Deutschen der Monarchie angeschlossen hatten, sind gewaltsam auf die Polen der anderen Teilungsstaaten zurückgeworfen worden, und kaum jemals haben alle, deren Sprache die polnische ist, sich in solchem Grade als ein Volk gefühlt. Sie trösten sich mit dem Gedanken, daß, so wie es einst Flandern gelang, das Joch des mächtigen Spaniens abzuschütteln, wie die Russen, nach 260 Jahren der Knechtschaft, sich der Herrschaft der Tartaren zu entledigen vermochten, auch ihre Stunde einmal schlagen könne.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß dieser preußische Germanisierungsversuch fehlgeschlagen ist und eine ganz

andere Wirkung als die beabsichtigte, erzielte. Vom allgemein menschlichen Standpunkte ist dies jedoch von untergeordneter Bedeutung. Die Hauptsache ist der Maßstab, der sich für die Zivilisation Europas im Jahre 1901 daraus ergibt. Weiter haben wir es nicht gebracht.

Höchst bezeichnend in dieser Richtung ist die Antwort des Grafen Bülow auf die Interpellation, die Fürst Radziwill am 10. Dezember in dieser Angelegenheit an ihn richtete: Dem Grafen sei es durchaus nicht bekannt, daß das Ansehen des Deutschen Reiches in den Nachbarländern gelitten hätte. Rußlands und Österreichs Minister des Auswärtigen hätten im Gegenteil wegen der Aufläufe vor den deutschen Konsulaten Entschuldigungen vorgebracht, ja, die zerbrochenen Schilder auf eigene Kosten wieder herstellen lassen. Er staune, daß irgend jemand glauben könne, die innere Politik Deutschlands oder die Haltung seines leitenden Ministers könnten im geringsten durch ausländische Stimmungen, Strömungen oder Demonstrationen beeinflußt werden. „Für mich," schloß er, „gilt nichts anderes als die Staatsraison dieses Landes, und meine Pflicht gegenüber dem Deutschtume." — Denkwürdige Worte, der Inbegriff der Staatskunst unserer Zeit, von den Anwesenden mit Beifall begrüßt.

Man beachte diese Worte wohl! Das einzige, worauf Rücksicht genommen wird, ist die Staatsraison und die Interessen des Deutschtums. Ohne allen Zynismus werden so veraltete Begriffe wie Menschlichkeit oder Gerechtigkeit hier vollständig übergangen.

Und die Situation ist überall die gleiche.

Als Frankreich, gleichgültig gegen die Frage der Schuld oder Unschuld des Exkapitän Dreyfus, behauptete, daß seine Staatsraison dessen Verbleiben auf der Insel fordere, lehnte sich ganz Europa dagegen auf und zeterte über Frankreich, niemand heftiger als England und Deutschland. Gerade darin lag ja das Verbrechen, die Staatsraison über die Forderung der Gerechtigkeit zu stellen. Frankreich wies mit Erbitterung die Einmengung des Auslandes zurück.

Als vor kurzem Chamberlain über Englands Kriegführung gegen die Buren und über die berüchtigten Konzentrationslager interpelliert wurde, berief er sich seinerseits ohne weiteres auf die Staatsraison, wies die Einmengung des Auslandes in englische An-

gelegenheiten zurück, und vertrat, auch er, unter donnerndem Beifall die Sache des nationalen Selbstgefühls.

Niemand ist so empört über die Kriegführung der Engländer wie die Deutschen. Die ganze deutsche Presse schäumte vor Erbitterung über die Unbarmherzigkeit des Stärkeren gegen den Schwächeren, der seine Nationalität trotz der ungeheueren Übermacht zu behaupten strebte. Keinen Augenblick aber lassen sie selbst sich von diesem Grunde zu einer Änderung ihrer Haltung Schleswig, Elsaß oder Posen gegenüber bestimmen.

Die Polen speien jetzt Feuer und Flamme gegen die Schulleitung in Wreschen. Sie haben keinen Staat, daher auch keine Staatsraison. Wo aber sie selbst die Macht besitzen, wie in Galizien, wo sie die Oberherrschaft über eine andere Nationalität, die ruthenische, haben, sind die beiden Landessprachen, die polnische und die ruthenische, durchaus nicht gleichgestellt, wie etwa die drei Hauptsprachen der Schweiz. Und das Recht auf Grundbesitz, das in Galizien gesetzlich Juden wie Katholiken gewährleistet ist, wird in der Praxis den Juden verweigert. Immerhin ist natürlich ein Vorgehen wie das preußische von polnischer Seite undenkbar.

Die Dänen sind ja nur ein kleines Volk, aber daß die dänische Herrschaft gegebenenfalls, wenn es sich um die Staatsraison handelte, Fremden gegenüber keine milde wäre, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß vor noch gar nicht langer Zeit eine Gruppe von Dänen eine andere größere Gruppe ihrer Landsleute ganz wie ein erobertes Volk behandelte, und zwar mit Sprengung der Verfassung, gesetzwidriger Errichtung von Gendarmeriekorps, Majestätsbeleidigungsprozessen, Verhaftung von politischen Führern und der Entfaltung einer Tätigkeit seitens der Gerichte, die ohne Übertreibung europäisch genannt werden kann.

Es ist überall so ziemlich gleich.

Das Glück

Frägt man sich, wie sich das nordische Publikum zu dem Kampfe für die Durchführung der Gesetze verhält, den die französische Regierung gegen die geistlichen Orden eröffnet hat, ob dieses Publikum Partei genommen habe, und wenn dem so, für wen —

so ist man um die Antwort verlegen. Vermutlich stehen gar manche der religiös Interessierten mit ihrer Teilnahme auf Seite der Mönche und Nonnen, wahrscheinlich gibt es auch manchen Freisinnigen, der den Feldzug der Regierung bedauert, weil er im allgemeinen für Unterrichtsfreiheit ist, ohne deshalb die Berechtigung dieses Feldzuges zu leugnen. In der Regel aber betrachtet man im Norden die Vorgänge als ein fernes Schauspiel, das uns nicht kümmert, spielt es sich doch zwischen dem Staate und der katholischen Kirche ab, die im Norden noch keine Macht besitzt.

Mit Unrecht, denn hinter all den äußeren Begebenheiten liegt die Frage, ob die Erziehung konfessionslos oder konfessionell sein soll, und berührt sie uns nicht, so ist dem nur deshalb so, weil wir zu weit zurück sind, als daß sie für uns bestehen könnte, für uns, bei denen tatsächlich aller Unterricht, selbst der der Hochschulen, konfessionell ist und nicht einmal die am weitesten gehende Bürger- oder Bauernpartei noch je die Forderung nach einer bekenntnislosen Jugenderziehung gestellt hat. In Wahrheit wird ja der Kampf in Frankreich weniger zwischen dem Staat und der katholischen Kirche geführt, als zwischen weltlichem und christlichem Unterricht. Würde er im Norden auf diese Weise erklärt, so stünde die große Mehrheit der männlichen und fast die ganze weibliche Bevölkerung mit ihren Sympathien auf Seite der Kongregationen. Es ist daher ganz merkwürdig, daß nordische Blätter den Kampf als einen Kulturkampf bezeichnen; ist doch für sie in der Regel gerade das Kultur, was der französische Staat mit dem Aufgebot all seiner Kraft bekämpft.

In dem Lehrbuch der Moral und Politik, auf dessen Einführung in die Staatsschulen man gegenwärtig hinarbeitet und das vielumstritten ist (das Handbuch Aulard-Bayet), sind die verschiedenen Religionen rein statistisch behandelt. Sie werden in der Reihenfolge ihres Alters angeführt und bei jeder von ihnen die Zahl ihrer Bekenner hinzugefügt. Keiner der Religionen ist der Vorzug gegeben. Vielmehr wird ausdrücklich erklärt, da niemand, ob es einen Gott gibt, wissen oder seine Existenz beweisen könne, stehe jedem Menschen das Recht zu, sei es keinerlei Religion zu haben oder die zu wählen, die ihm am meisten zusagt. Jeder religiöse Maßstab für den Wert menschlicher Handlungen ist verworfen und überall mit großer Festigkeit, in Lehren, Erklärungen,

sowie in den ausgewählten leichtfaßlichen Lesestücken, einzig der geltend gemacht, ob eine Handlung das Glück anderer befördere oder nicht. Die Pflicht bestehe darin, anderer Glück zu fördern; eine gute Handlung sei die, welche Glück verbreitet, und mit großer dogmatischer Sicherheit, einiger Spitzfindigkeit und nicht geringer Gewandtheit wird nachgewiesen, daß nur, wer dem Glücke anderer Vorschub leistet, auch dem eigenen diene. Die Beispiele tun es mit scheinbarer Klarheit dar: Das Haus meines Nächsten brennt; ich lasse es brennen, helfe ihm nicht, das Feuer zu löschen; was kümmert das Ganze mich. Doch das nächste Jahr steht mein Haus in Flammen. Mein Nächster rächt sich, indem er mir nachtut, und belehrt mich auf diese Weise, daß ich mein eigenes Wohl damit gefördert hätte, das seine zu fördern.

Als die Wohlfahrtsmoral um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zugleich in England und Frankreich auftauchte, stellte man bekanntlich zwei Theorien auf. Nach der einen vollzog sich die Verschmelzung (die Identifikation) des privaten mit dem allgemeinen Interesse von selbst in dem Bewußtsein der verschiedenen Individuen: ihre Eigenliebe harmonisierte sich von selbst und brachte rein mechanisch das Beste des Geschlechtes hervor, denn die Menschheit könnte ja gar nicht bestehen, wenn jedermann den Vorteil seines Nächsten zu eigenem Schaden fördern würde. Nach der anderen Theorie ergab sich die Verschmelzung auf künstliche Weise. Die Individuen handelten selbstsüchtig und insbesondere in der Politik müsse man prinzipiell stets von der Voraussetzung ausgehen, daß ein jeder sich wie ein Schelm betrage. Die Kunst der Politik bestände jedoch darin, die einzelnen mittelst ihrer Interessen zu regieren, es also schlauerweise so einzurichten, daß sie trotz ihrer Habgier und Ehrsucht zu gemeinsamer Arbeit für das allgemeine Beste bewogen werden. — Wie man sieht, stellt das projektierte Lehrbuch der französischen Republik sich rückhaltlos auf den ersteren, naiveren Standpunkt.

Dem Leser drängt sich jedoch unwillkürlich die Frage auf: Kann die Republik, indem sie eine spezifisch katholische Erziehung französischer Kinder derart nach Kräften erschwert, auch wirklich ihrer eigenen Begriffsbestimmung nach behaupten, daß diese Handlung eine gute ist? Sie ist ganz überzeugt, die Kultur damit zu fördern, und der kleine denkende Teil der Menschheit stimmt ihr

hierin sicherlich bei. Aber läßt sich beweisen, daß sie das Glück fördere? Und daran sollte die gute Handlung ja doch erkannt werden. Das ist eine äußerst dialektische Frage, die jedenfalls manche der am nächsten von der Sache Berührten, mit einem kräftigen Nein beantworten würden.

Was ist nämlich das Glück? Zu der Zeit, als sich eben unter den Vorgängern Benthams in England die Glücksmoral herausbildete, wurden auch hierüber die ersten Definitionen gegeben. David Hartley bezeichnete 1749 in seinem berühmten Werk „Beobachtungen über den Menschen" das Glück als „eine Summe von Einzelfreuden, verknüpft durch eine Ideenverbindung". Paley definiert 1785 in seinem Buche „Die Prinzipien der moralischen und politischen Philosophie" das Glück als „eine Summe von Freuden, die nur durch ihre Stärke und Dauer verschieden sind", oder genauer als „den Überschuß einer Summe von Freuden über eine Summe von Schmerzen".

Mit unbedeutenden Varianten wird diese Definition des Glücks während der ganzen zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts festgehalten. Man stellt den Nützlichkeitsgrundsatz auf, bestimmt den Nutzen als das Glückschaffende, und mit einer erstaunlichen Übereinstimmung, die jedweden auffallen muß, der sich in jene Zeit und ihre Denkweise vertieft, äußern sich die Denker der verschiedenen Länder über das Kennzeichen einer guten Moral und Politik. In Frankreich lehrt Helvetius, daß Moral „das allgemeine Interesse", d. h. „das Interesse der großen Mehrheit" zum Zwecke habe, so zwar, daß Gerechtigkeit „in der Verrichtung von Handlungen" bestehe, „die für die größtmögliche Anzahl Menschen heilsam sind". Der berühmte französische Rechtsgelehrte Beccaria gebraucht mit Vorliebe das Wort Glück. Das Ziel ist „das größtmögliche Glück auf die größte Anzahl verteilt (la massima felicitiá divisa nel maggior numero). Priestley schreibt in einer Abhandlung vom Jahre 1768 „Von den vornehmsten Regierungsprinzipien und der Natur der politischen, bürgerlichen und religiösen Freiheit", das große, für alle politischen Fragen maßgebende Kennzeichen sei „das Glück und die Wohlfahrt der Mitglieder des Staates, d. h. die der Mehrzahl". Und religiös wie er ist, beweist er seinen Satz u. a. durch die Betrachtung, „daß man sich Gott von keiner andern Sorge beseelt denken könne, als der für das Glück seiner Geschöpfe".

Alle diese Bestrebungen zusammengenommen sind es nun, die in Benthams berühmter Formel (an der also nicht das geringste neue ist) „die Erstrebung des größtmöglichen Glückes für die größtmögliche Anzahl“ als dem Kennzeichen der guten Handlung zusammenfließen. Nur daß Bentham im Gegensatz zu Priestley an keinen Gott, dem das Menschenglück am Herzen liege, glaubte und daher um so eifriger für die Bewerkstellung des Glückes durch den Menschen selbst kämpfte.

Das Verteufelte an der Sache ist nur die Schwierigkeit, über das, was Glück ist, einig zu werden. Ganz wie dänische Volkshochschuldirektoren, finden französische Mönche, Nonnen, ihre Schüler und Anhänger ein über alle Begriffe gehendes Glück im religiösen Zusammenleben mit Gott und der Gemeinde; sie finden gewiß auch ein kaum geringeres in dem Gedanken, wie übel es vielleicht schon in dieser Welt, sicherlich aber im Jenseits allen ihren Widersachern, Ketzern, Gottesleugnern, Religionsspöttern usw. ergehen werde. Wer kann nun ermessen, ob das Glück, sich als ein Kulturmensch von jeder Art Gespensterglauben befreit zu fühlen, größer und intensiver sei, als jene geheimnisvolle Seligkeit. Es ist kaum anzunehmen.

Es dürfte daher richtiger und ehrlicher sein, wenn die Republikaner Frankreichs erklärten, „Wir wollen die Kultur fördern, weil wir sie für das höchste Gut erachten,“ und sich etwas mehr bedächten, gerade die Verbreitung von Glück als das Merkmal der guten und berechtigten Handlung hinzustellen.

Kirche und Staat in Frankreich

In dem obenstehenden Artikel berührte ich die Frage, auf welcher Seite die Sympathie des nordischen Publikums in dem Kampfe der französischen Republik gegen jene Kongregationen stünde, die trotz der gesetzlichen Vorschrift nicht um ihre Anerkennung angesucht haben. Daraufhin erhalte ich von einer im übrigen offenbar sehr freisinnigen Dame einen Brief von sieben enggeschriebenen Seiten, worin sie mit einem recht weiblichen Hang zu starken Ausdrücken erklärt, daß ihr die Schließung der Schulen

durch die Regierung „als etwas absolut Infames und gar nichts anderes“ erscheine. Obschon sie sich selbst freigeistig gesinnt nennt, ist sie „förmlich außer sich vor Entrüstung über die Übergriffe der Regierung“. Ihr Ausgangspunkt ist natürlich, daß der Vater dem Staate gegenüber das unbedingte Recht besitze, seine Kinder auf die Weise erziehen und unterrichten zu lassen, wie er es am besten findet. Von dem geflissentlich gesetzwidrigen Auftreten der Kongregationen sieht sie gänzlich ab.

So heißt es auch in einem Manifeste des vor kurzem gegründeten „Vereins zum Schutze der Unterrichtsfreiheit“, „der Familienvater dürfe durch kein wie immer geartetes Mittel verhindert werden, seinen Kindern die Erziehung und den Unterricht angedeihen zu lassen, die ihm selbst am besten dünkten und niemand habe das Recht, ihm bezüglich der Grundsätze, in denen er sie erzielen lasse, ein Wie und Warum abzufordern“.

Die Freiheit, welcher die Männer der Kirche das Wort reden, ist eine solche, für die kein Staat und keine Privatperson, denen es um Förderung von Vernunft und Geistesfreiheit zu tun ist, sich im geringsten erwärmen können. So aufgefaßt ist die Sache der Freiheit von der der Sklaverei nicht wesentlich verschieden. Wenn der Grundsatz, den man hier als unantastbar herzustellen versucht, durchdränge, würde dem Vater das Recht zustehen, seinen Abkömmling geistig zu knebeln, ohne daß jemand sich darein mischen dürfte Das Gesetz beschützt Person und Eigentum der minderjährigen Kinder gegen die Willkür des Vaters. Hat da der Staat nicht auch das Recht, des Kindes Gehirn, sein Seelenleben, seine Charakterbildung zu beschützen? Die Anschauungen des Vaters sollten kraft bloßer elterlicher Gewalt dem Sohne eingeimpft werden dürfen? Wo von einem väterlichen Erbe die Rede ist, erhält das Kind einen Vormund; wo es sich aber um eine Weltanschauung handelt, da sollte es des Schutzes, den ein Vormund bieten kann und bieten soll, gänzlich entraten? Das würde dahin führen, daß der Vater auf seine Kinder seine Vorurteile, seine Beschränktheit, seine veralteten und schädlichen Anschauungen ganz so übertragen könnte, wie seine Tuberkulose und seine Geschlechtskrankheiten. Er würde dann nicht allein das Recht haben, als Gläubiger sein Kind kirchlich gläubig, wie er selbst es ist, zu erziehen, sondern könnte, wenn er (wie Brunetière, der einer der Gründer und Obmänner des Vereins ist)

zu der Überzeugung gekommen wäre, die Wissenschaft hätte bankerott gemacht, seinen Kindern verbieten, die Elemente der Mathematik und Physik in sich aufzunehmen. Es geht doch nicht an, einem Vater, der sich für unfehlbar hält, weil sich in seinem Kopfe nie ein Gedanke regte, das Recht einzuräumen, seine Kinder zur Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und zum Autoritätsglauben zu erziehen.

Der französische „Verein zum Schutze der Unterrichtsfreiheit" fordert für den Lehrer im Namen der Freiheit das Recht, „jeden Lehrgegenstand mit dem Unterricht in einer der staatlich anerkannten Religionen zu verknüpfen". Letzteres ist einerseits ein Angriff auf den konfessionslosen Unterricht, andererseits ein Zugeständnis an Protestanten und Juden, deren Beistand man in diesem besonderen Falle sich gern zu nutze machte. In Wahrheit ist kein vernünftiger Grund vorhanden, bei den staatlich anerkannten Religionen stehen zu bleiben. Wenn ein Familienvater den Buddhaismus vorzieht, dürfte er, vermöge dieses Freiheitsgrundsatzes, ohne weiteres die Forderung stellen, die Unterrichtsgegenstände in Einklang mit der Lehre Buddhas zu bringen. Und sollte er ein Bewunderer zentralafrikanischer Religionen sein, so müßte er volle Freiheit haben, seinen Kindern die Überzeugung beibringen zu lassen, daß Menschenopfer Altarspenden vorzuziehen seien. Das ist der folgerichtige Schluß, zu dem der Freiheitsgrundsatz, wie er in dem Briefe der dänischen Dame und in dem Manifeste des französischen Vereins formuliert ist, unabweislich führt.

Wenn indessen die Kultur in einem Staate soweit gediehen ist, daß dessen leitende Männer ihre Förderung als höchste Aufgabe betrachten, so sehen sie sich unwillkürlich in die Notwendigkeit versetzt, Beschlüssen Gesetzeskraft zu verleihen, deren Zweck ist, Herz und Hirn des aufwachsenden Geschlechts vom kirchlichen Drill, von der kirchlichen Beeinflussung in der Schule zu erlösen. Das ist ihr Recht; sie können nicht umhin, es als ihre Pflicht zu betrachten. Sie haben die Erlangung und Befestigung der Geistesfreiheit im Auge, und es kann sie wenig rühren, daß eine Kirche, deren Wesen die Verneinung der Denkfreiheit ist, die Gemüter im Namen der Freiheit gegen sie in Aufruhr zu bringen versucht, wenn unter dieser Freiheit nur das Recht verstanden wird, die Jahrtausende alte Unterwerfung der Geister unter das Joch der Dogmen aufrecht zu erhalten und zu gewährleisten.

Es ist ja doch nicht die Schuld der französischen Republikaner, daß durch die historische Entwicklung Europas die Völker, die protestantischen im Grunde so gut wie die katholischen, in Gruppen zersplittert sind, die je die Lebensanschauung der entgegengesetzten Gruppe als eine Verirrung und eine schädliche Macht betrachten. In allen Ländern sehen die Gläubigen in den Nichtgläubigen Menschen, denen der Weg zur Wahrheit und Erlösung offen steht, die aber aus Stumpfsinn oder Verblendung oder törichtem Trotz oder bösem Willen ihn nicht einschlagen mögen. Sie glauben, allein den Lauf der Weltgeschichte zu verstehen. Sie wähnen, den einzig wahren Maßstab für Menschenwert zu besitzen und die alleinige Möglichkeit, die Schickungen des Lebens auf die rechte Art zu tragen; sie empfinden die höchste Glückseligkeit in der Vereinigung mit Gott und der Gemeine und hoffen auf die ewige Seligkeit in einem Leben nach dem Tode. Sie verdammen also jene, die ihren Glauben zu erschüttern versuchen.

Ihnen gegenüber stehen ihre Widersacher, jene, die in Frankreich gegenwärtig am Ruder sind, denen kirchlicher Unterricht, kirchliche Erziehung als eine Unterweisung im Gebrauche verfälschten Maßes und Gewichtes erscheint, falschen Maßes für allen Menschenwert und alle menschliche Größe, falscher Bewertung von Handlungen wie von Gedanken, falscher Auffassung historischer Vorgänge wie seelischer Erscheinungen, falscher Anwendung von Gewichten bei der Abwägung von Schuld oder Tugend. Sie streben den Glauben zu verdrängen, wie sie die Trunksucht zu unterdrücken suchen. Sie betrachten die religiöse Verzückung als einen ungesunden Rausch, geben zwar zu, daß er ein künstliches Kraftgefühl erwecke, behaupten aber, daß er die Intelligenz zerrütte, die Sehkraft abschwäche und eine gehobene selige Stimmung hervorbringe, die um nichts wertvoller sei, als der Seligkeitsrausch, den der Alkohol erzeugt.

Zwischen den beiden Lagern könnte der Friede nur im Falle einer Trennung von Kirche und Staat hergestellt werden. Doch in Frankreich besteht das Konkordat noch in Kraft, und die Kirche ist gegen die Trennung, da sie gegenwärtig durch die Abgaben sowohl der Nichtgläubigen wie der Gläubigen erhalten wird, ein Vorteil, auf den sie nicht verzichten mag.

Aller menschlichen Voraussicht nach wird sich jedoch im Laufe nicht gar vieler Jahre in Frankreich die Anschauung Bahn

brechen, daß einzig unter der Bedingung der Aufhebung des Konkordats sich äußerer Friede wie innere Freiheit erreichen und befestigen lasse. Wozu im 18. Jahrhundert Voltaire, Montesquieu, Diderot, Rousseau den Grund legten, und was im 19. Jahrhundert durch Männer wie Michelet, Quinet, Taine und Renan neue Formen annahm und weitere Verbreitung erlangte, das wird dann in der neuen Zeit französische Politik durchdringen können, ohne in die Nötigung zu versetzen, sei es wirklich oder scheinbar, gegen die unter der Leitung männlicher oder weiblicher Mitglieder der Kirche stehenden Institutionen Unrecht oder Gewalt zu üben. Noch in dieser Session wird von Georges Clemenceau im Senate ein durchgreifender Vorschlag zur Trennung von Kirche und Staat vorgelegt werden.

Im Toten Meere fischen

Er trat bei mir ein, ein entfernter russischer Bekannter, lang, hager, reich, vielgereist und gesprächig, nahm Platz und rief aus: „Was sagen Sie zu dieser Gesellschaft hier, wie übrigens zu aller Gesellschaft, an allen Badeorten, überhaupt an allen Orten der Welt? Heißt mit diesen Menschen umgehen nicht so viel, als im Toten Meere fischen?

Stutzen Sie bei dem Worte? Sie werden sich wohl noch aus der Kinderlehre an das Tote Meer erinnern, in dem, wie lockend es sich auch ausnehmen, wie schön die Sonne darauf spielen mag, weder Schaltier noch Fisch gedeiht.

In meiner Jugend hatte ich einmal den Traum, ich wäre früh morgens auf einen großen Binnensee, der viel Ausbeute versprach, hinausgerudert, um zu fischen. Der Himmel war ein wenig umwölkt, das Wetter anscheinend das günstigste. Ich sollte nach ausgelegten Netzen sehen, fand sie aber leer; ich warf eine Angelschnur aus. Doch wiewohl ich den ganzen Tag geduldig liegen blieb, biß nicht der kleinste Fisch an, und als die Dunkelheit hereinbrach, hörte ich eine Stimme, so laut, daß ich erwachte, mir die Worte ins Ohr gellen: ‚Tropf, der du im Toten Meere fischest!‘

Ich habe diese Worte nie vergessen, denn sie enthalten die Geschichte meines Lebens. Im Toten Meere gefischt, das habe ich

mein Lebelang, und es wundert mich daher auch nicht, daß ich es hier tue.

Man sucht die Gesellschaft der anderen auf, weil man an einem fremden Orte sich langweilt, wenn man allein ist. Gibt es aber einen Menschen, der, wenn er auch nur einen Gedanken hinter der Stirn hat, sich in Gesellschaft mehr langweilt als mit sich allein? Hören Sie irgend wen je etwas Ergötzliches oder Lehrreiches oder auch nur etwas Vernünftiges sagen, das sich nicht von selbst verstünde, oder auch nur etwas Scherzhaftes, das nicht schal wäre? Mir ist es noch niemals vorgekommen. Es gibt niemand, der auch nur die kleinste Anstrengung, zu unterhalten macht; man sitzt stumpf da oder schwatzt Unsinn, nicht wahr? Als ich jung und naiv war, da hielt ich es für meine Pflicht, wenn ich mit anderen beisammen war, etwas zum besten zu geben, ein Erlebnis, eine Erfahrung, eine gute Anekdote, was immer. Ich tat es überdies in der Hoffnung, daß nun auch die anderen meinem Beispiele folgen würden. Das hatte natürlich keine andere Folge, als sie doppelt zurückhaltend oder doppelt langweilig zu machen. Nun tue ich wie sie und bin damit erst jetzt bon ton; ich halte den Mund oder sage ein paar Albernheiten und einiges Selbstverständliche. Ich erwarte nicht, etwas Neues zu erfahren und weiß zum voraus, daß im Gesellschaftsleben nichts zu holen ist, nichts zu fischen — auch nicht einmal eine kleine Garnele."

„Das dürfte denn doch zum Teil an der Person selbst liegen. Man muß zu fragen und zu hören verstehen. Spricht man selbst zu viel, so lassen sich die anderen abschrecken und sprechen nichts. Ist man zu wenig mitteilsam, eröffnen sich einem auch die anderen nicht."

„Und wenn sie es tun, was hört, was erfährt man denn da! Das reine destillierte Nichts oder was schlimmer ist als nichts; denn auch in dem Toten Meere kann man ja das Aas eines Hundes oder die Leiche einer Katze herausfischen."

„Sie müssen sich demnach darauf hingewiesen fühlen, Ihre geistige Nahrung aus Büchern zu saugen."

„Aus Büchern! Ach, Gott besser's! Es gibt ja ab und zu ein Buch, das auch für einen erwachsenen, erfahrenen Menschen lesenswert ist. Aber viele sind ihrer nicht, und da ich nicht sonderlich literarisch gebildet bin, gelingt es mir fast nie, auf eines zu stoßen. Ich habe zu meiner Zeit studiert, eine Universität besucht, habe mir

ein tüchtiges Quantum Philosophie, wie auch ziemlich viel Jus zu Gemüte geführt. Doch auch da tat ich nicht viel anderes, als im Toten Meere fischen. Nie auch nur die geringste Nahrung in dem, was ich zu wissen bekam. In meiner ersten Jugend verschlang ich Band um Band der Wirklichkeit völlig entrückter hegelscher Philosophie — Sie wissen ja, wir Russen haben eine besondere Leidenschaft dafür — damals bildete ich mir ein, etwas daraus zu lernen, eine Ausbeute für das Leben daraus zu schöpfen, heute weiß ich, daß die Wasser, die ich damals so eifrig durchfurchte, nur eben die des besprochenen Toten Meeres waren. Und nun die Jurisprudenz! Diese Gesetze, die von den Wohlhabenden gegeben werden, um das Eigentumsrecht zu gewährleisten, von den Beschränkten, um die Erkenntnis der Wahrheit zu erschweren, von den Religiösen, um der Geistlichkeit eine nicht abzuschüttelnde Herrschaft zu sichern, oder endlich von den Mißgünstigen und Kleinen, um Größe unmöglich zu machen und die Mittelmäßigkeit zu stützen — diese Gesetze und diese Auslegungen und diese Rechtsphilosophie und diese Praxis, die der Gesetze obendrein spottet! Als ich in der Jurisprudenz mich schließlich tüchtig umgetan, die ganze tote, sterile Vergangenheit hin und wieder durchkreuzt hatte, da war mir auch hier klar, welches Meer ich befuhr und wie es dort mit der Nahrung für den Menschen beschaffen sei."

„Leute Ihres Schlages sollten an dem gesellschaftlichen Leben eigentlich gar nicht teilnehmen und sich jedenfalls lieber den praktischen Gebieten zuwenden, statt der abstrakten Wissenschaftlichkeit zu pflegen. Indessen gibt es denn doch Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, aus denen sich wirklicher Gewinn ziehen läßt. Das werden Sie wohl nicht bestreiten."

„Was für Beziehungen?"

„Nun, Freundschaft und Liebe zum Beispiel."

„Warum nicht lieber Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wenn wir schon den Mund voll nehmen wollen. Fern sei es von mir, über Freundschaft und Liebe etwas Abfälliges zu sagen; was ich jedoch in oberster Linie von ihnen weiß, das ist, daß Freundschaft ein kaltes Gericht ist, die Liebe ein dito warmes, das als solches dem Kaltwerden ausgesetzt ist.

Was insbesondere die Freundschaft betrifft, so bin ich, wie Sie begreifen werden, heute, mit 48 Jahren, zu alt, um Freundschafts-

verbindungen zu schließen. Nach seinem 30. Jahre hat man diese Neigung ja größtenteils hinter sich. Sie bedarf der vollen frischen Harmlosigkeit der Jugend, um zu gedeihen. Sie werden es mir schwerlich ansehen, aber ich war einmal sentimental trotz einem; ich hatte Freunde und war ihnen stets unendlich mehr zugetan, als sie mir. Ich will hier nicht von den Freunden sprechen, die mich im Grunde beneideten oder haßten, noch von denen, die mich nur dazu gut hielten, Geld von mir auszuleihen, oder endlich von denen, die hinter meinem Rücken über mich herfielen. An letzteren fehlte es selbstverständlich nicht. Aber das ist etwas so Alltägliches, und eines habe ich denn doch von ihnen gelernt, mich nämlich in acht zu nehmen. Nein, nein, ich habe die wahren Freunde im Auge, die richtigen, deren Freundschaft ich eifrig pflegte, mit denen ich mich freute und meine Zeit mit ihnen vergeudete, in deren Auge ich schaute, deren Hand ich drückte, ohne vielleicht im Verlaufe von vollen zehn Jahren auch nur ein Wort von ihren Lippen vernommen zu haben, dessen ich mich entsinnen kann oder das nicht vergessen zu werden verdiente. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, ist es mir, als wäre ich damals mit Blindheit und Taubheit geschlagen gewesen, oder eigentlich umgekehrt, als hätte ich damals gesehen, was nicht zu sehen war, gehört, was nicht gesagt wurde. Einer davon hatte die Gepflogenheit, herzlich zu sein, aber es war und blieb bloße Herzlichkeit; etwas mehr kam nie, weder früher noch später, bei ihr heraus. Ein zweiter war sanft, ein dritter derb, ein vierter war von sich selbst ganz eingenommen. Ein fünfter suchte mich auszuhorchen — einen Gewinn aber hatte ich weder von dem beredten Schweigen des einen, noch von dem nichtssagenden Geschwätz des andern. Meine ganze Jugend hindurch ging ich auf diese Weise fischen und fühlte, ohne es klar zu wissen, wie sehr ich zum besten gehalten war. Es gibt eine Fata morgana auf dem Toten Meere, so daß man zuweilen ganze reiche Fischerdörfer an den Küsten gewahrt, die nichts als Luftspiegelungen dessen sind, was sich möglicherweise anderwärts vorfindet."

„Nach alledem kann ich mir wohl denken, was Sie über Ihr Verhältnis zur Liebe oder, wie man es wohl auch drehen kann, Ihre Liebesverhältnisse zu sagen haben."

Sie lassen mich hören, daß auch ich dem nicht entgehe, Selbstverständliches vorzubringen. Was den obigen Punkt an-

belangt, so übergehe ich ihn, offen gestanden, am liebsten mit Stillschweigen; es hat etwas so Lächerliches, sich darüber auszulassen. Aber sehen Sie, der Sage nach entstand doch das Tote Meer an der Stelle, wo einst Sodom und Gomorrha ragten. Wollte Gott, daß sich noch eine Sodom- und Gomorrha-Vergangenheit dort gefunden hätte, wo ich auf dem Toten Meere der Liebe fischte. Sodoma und Gomorrha waren zwei höchst interessante Städte. So manches wissenswerte Geheimnis war dort bekannt. Die Frauen, mit denen ich meine Zeit verzettelte, bargen keine solchen. Sie gehörten weder zu den schlimmsten noch zu den besten. Waren sie fade, fand ich sie sanft und fein, waren sie herb, fand ich sie pikant — sie waren jedoch weder das eine noch das andere, nur Süßwasser- oder Salzwasser-, oder richtiger Brackwasser- oder Tote Wasser-Frauen, geistig so unfruchtbar wie das Tote Meer, auch wenn sie im übrigen die Fruchtbarkeit selbst waren. Ich hing stets bis zum äußersten an ihnen, glaubte in meiner Dummheit, sie nicht entbehren zu können, und erst an dem Tage, an dem sie mit mir brachen, entdeckte ich, daß ich nichts verloren hatte.

Seitdem jedoch die reiferen Jahre für mich gekommen sind, gewahre ich immer mehr Menschen, für die mein Schicksal typisch ist. Man sollte es nicht für möglich halten und es wäre auch nicht möglich, würde das Menschengeschlecht von Vernunft geleitet. Aber so widersinnig es auch klingen mag, dem ist tatsächlich so: mit jedem Morgen, den der Himmel schenkt, zieht ein ungeheurer Teil der Menschheit in kleinen und großen Schüten, in Trawleren wie in Jollen aus, um mit sinnreichen Netzen oder einfachen Schnüren auf den Fischfang auszugehen — im Toten Meer."

Porträts

Friedrich Nietzsche (1844—1900)

Zuweilen geschieht es, daß der Tod einer großen Persönlichkeit ihren halbvergessenen Namen neuerdings in Erinnerung bringt, wobei dann für eine kurze Frist die Verhältnisse, Umstände, Werke oder Taten, die einst dem Namen Ruhm verliehen, wieder ausgegraben werden. Wiewohl Friedrich Nietzsche in seinem stillen Wahnsinn zwölfthalb Jahre sich selbst überlebt hat, bedarf bei seinem Hinscheiden das Gedächtnis seiner Arbeiten, seines Namens, keiner Auffrischung. Denn gerade in den Jahren der Umnachtung seines Geistes gewann sein Name einen so lichten Glanz, daß kein zeitgenössischer Ruhm ihn überstrahlt, und seine Werke wurden in alle Hauptsprachen übersetzt und in der ganzen Welt bekannt.

Für diejenigen der älteren Generation, die ihr Augenmerk schon zu einer Zeit auf Nietzsche gerichtet hielten, wo er einen so harten und erbitterten Kampf gegen die vollständige Gleichgültigkeit der Lesewelt führte, hatte die reißende Schnelligkeit, mit der er dann urplötzlich einen Weltruf erlangte, etwas höchst Überraschendes. Kein Zeitgenosse hat dergleichen erlebt. Binnen fünf, sechs Jahren wurde Nietzsches Geistesrichtung (bald leidlich verstanden, bald mißverstanden, bald unfreiwillig karikiert) in einem großen Teile der Literatur Frankreichs, Deutschlands, Englands, Italiens, Schwedens und Rußlands die herrschende. Man beobachte beispielsweise den Einfluß dieser Geistesform auf Gabriele d'Annunzio. Zu all dem Tragischen in Nietzsches Leben ist auch noch das hinzugekommen, daß er, der bis zur Krankhaftigkeit nach Anerkennung Lechzende, sie in einem rein phantastischen Grade errang, als er, wiewohl noch lebend, vom Leben abgeschlossen war. Unstreitig aber hat in dem Jahrzehnt 1890 bis 1900 der Welt nie-

mand so imponiert, sie niemand so beschäftigt, wie dieser norddeutsche Pastorssohn, der durchaus für einen polnischen Edelmann gehalten sein wollte, und der seinen Stolz darein setzte, daß seine Schriften, ob auch deutsch geschrieben, französisch gedacht seien. Die kleinen Schwächen seines Wesens verschwanden gegenüber der Größe des Stils, den er seinem Leben wie seinen Schöpfungen lieh.

Um anzugeben, worauf dieser rasche, überwältigende Erfolg Nietzsches beruhte, müßte man den Schlüssel zu den verborgensten Tiefen des Seelenlebens unserer Zeit haben. Er hat sie berückt, obschon er sich im Widerstreit mit allen ihren Instinkten befand. Das Zeitalter ist äußerst demokratisch, er gewann seine Gunst als Aristokrat. Das Zeitalter befindet sich in einer religiösen Reaktion, deren Wogen immer höher steigen, er hat als ausgesprochener Freigeist gesiegt. Das Zeitalter befaßt sich mit den schwierigsten und umfassendsten sozialen Fragen, er, der Denker der Zeit, würdigte diese Fragen, als untergeordnete, keiner Beachtung. Er war ein Feind der Humanität der Gegenwart, ein Feind ihrer Glückslehre. Er bemühte sich mit leidenschaftlichem Eifer, darzutun, wie viel Niedriges und Plattes sich hinter dem Mitleid, der Nächstenliebe und Selbstlosigkeit zu bergen vermag; er bekämpfte den Pessimismus und verhöhnte den Optimismus; er griff die Moral der Philosophen mit derselben Heftigkeit an, mit welcher die Denker des achtzehnten Jahrhunderts die Dogmen der Theologen angegriffen hatten. Wie er Atheist aus Religion wurde, so ward er Immoralist aus Moral. Nichtsdestoweniger konnten die Voltairianer der Zeit sich seiner Zugehörigkeit zu ihnen nicht berühmen, da er ein Mystiker war, und ebenso mußten die heutigen Anarchisten den Schwärmer für Herrscher und Kasten verwerfen.

Dennoch muß er mit dem, was in der Zeit gärte, geheime Fühlung gehabt haben. Sie hätte ihn sonst nicht auf ihren Schild erhoben, wie sie es tat. Nietzsche gekannt zu haben, mit ihm in Verbindung gestanden zu sein, macht gegenwärtig einen Schriftsteller berühmt, berühmter mitunter als alles, was er geschrieben hat.

An Schopenhauer und Richard Wagner bewunderte Nietzsche als junger Mann vor allem „die unverwüstliche Energie, mit der sie den Glauben an sich unter dem Hallo der ganzen gebildeten Welt aufrecht erhielten“. Er eignete sich dieses Selbstvertrauen an, und das war wohl das erste, was imponierte.

Der Künstler in ihm hat ferner die gewonnen, denen die Sinnsprüche des Denkers dunkel waren. Er war bei all seinem Scharfsinn ein ausgesprochener Lyriker. Im Herbst 1888 schreibt er über Heine: „Und wie er das Deutsche handhabt! Man wird einmal sagen, daß Heine und ich bei weitem die ersten Stilisten der deutschen Sprache gewesen sind."

Er hat weiter seinen Zeitgenossen durch seine psychologische Tiefe und Verstecktheit imponiert.

Es sind Abgründe und Labyrinthe in seinem Seelenleben. Die Selbstbetrachtung bietet ihm eine überwältigende Fülle von Denkmaterial. Und er begnügt sich nicht mit der Selbstbetrachtung. Sein Drang nach Erkenntnis ist eine Leidenschaft; Habsucht nannte er sie: „O, über meine Habsucht! In dieser Seele wohnt keine Selbstlosigkeit, vielmehr ein alles verzehrendes Selbst, welches durch viele Individuen wie durch *seine* Augen sehen und wie mit *seinen* Händen greifen möchte, ein auch die Vergangenheit zurückholendes Selbst, welches nichts verlieren will, was ihm überhaupt gehören könnte. O, über diese Flamme meiner Habsucht!"

Ein Nichtdeutscher hat nur ein unzulängliches Urteil über Nietzsches Sprachbehandlung. Doch alle heutigen deutschen Kunstverständigen stimmen darin überein, ihn den größten Stilisten der deutschen Sprache zu nennen.

Daß Lyrik und Kritik gleich stark bei ihm entwickelt waren, bot eine bezaubernde Verflechtung. Allein diese Verflechtung verursachte den jähen Umschwung in seinem Verhältnisse zu Personen, der seinem Leben etwas von der Haltung, die es hätte haben können, raubte. Trat eine große Persönlichkeit ihm entgegen, so rief er alle seine Lyrik unter die Waffen und verherrlichte den Betreffenden mit dröhnenden Schwertschlägen auf den Schild, als einen Halbgott oder einen Gott (Schopenhauer und Wagner). Entdeckte er dann die Begrenzung des Vergötterten, so schlug die Begeisterung in Haß um und entlud sich ohne die mindeste Rücksicht auf die frühere Anbetung. In verletzender Weise bekundet dieser Charakterzug sich in dem Auftreten Nietzsches gegen Wagner. Doch wer weiß, ob nicht gerade diese Haltungslosigkeit das ihre dazu beitrug, Nietzsche in einer in diesem Punkte recht haltungslosen Zeit Bewunderer zu verschaffen.

In seinem letzten Lebensabschnitte ist Nietzsche mehr als Prophet, denn als Denker aufgetreten. Er prophezeit den *Übermenschen*.

22*

Und er versucht nicht auf logischem Wege zu beweisen, sondern geht von dem Vertrauen in die Richtigkeit und Verläßlichkeit seines Instinktes aus, überzeugt, er selbst vertrete ein lebenförderndes, seine Gegner ein lebensfeindliches Prinzip.

Des Daseins Ziel ist ihm in allen Dingen die Hervorbringung des Genius. Der höhergeartete Mensch unserer Tage gleicht einem Gefäß, in welchem die Zukunft des Geschlechtes in unerforschlicher Weise gärt, und mehr als eines dieser Gefäße springt oder birst dadurch. Doch geht auch ein einzelnes Geschöpf zu grunde, so mißlingt doch nicht die Menschheit. Der Mensch, wie wir ihn kennen, ist nur eine Brücke, ein Übergang vom Tier zum Übermenschen. Was der Affe im Verhältnis zum Menschen ist, eine Lächerlichkeit oder ein Gegenstand peinlicher Scham, das ist der Mensch im Verhältnis zum Übermenschen. Bisher brachten alle Arten etwas hervor, das höher war als sie selbst. Nietzsche lehrt, daß auch der Mensch dies tun wird und tun muß. Er hat eine Konsequenz aus dem Darwinismus gezogen, die Darwin selbst nicht sah.

In dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts bildete Nietzsche den großen Gegenpol Tolstois. Nietzsches Moral ist aristokratisch wie die Tolstois volksfreundlich, ist individualistisch wie die Tolstois evangelisch, betont die Selbstherrlichkeit des einzelnen wie Tolstoi die Notwendigkeit seiner Selbstaufopferung.

Wohin Nietzsches Lehre irgend dringt und wo immer man mit seiner großen und eigenartigen Persönlichkeit sich vertraut macht, da wird sie sowohl stark anziehen als stark abstoßen, doch allenthalben wird sie das ihre beitragen, die Individualität zu entwickeln und zu formen.

Georges Clemenceau

Am 6. April 1902 wurde Georges Clemenceau mit großer Mehrheit zum Mitgliede des französischen Senats gewählt und somit durch eben jenes Departement Var — den Wahlkreis, der, irregeführt und verdummt, ihn seiner Zeit verworfen hatte — der bedeutendste politische Führer Frankreichs der Wirksamkeit zurückgegeben, von der er so lange verdrängt gewesen.

Clemenceau vollendete am 28. September 1902 sein 61. Lebensjahr. Er ist also durchaus kein junger Mann mehr, doch gibt es unter den jungen Politikern Frankreichs keinen, der ihm an Begabung oder Willenskraft gleichkäme. Seit lange von einem Leberleiden befallen, steht er von Zeit zu Zeit heftige Schmerzen aus. Nichtsdestoweniger gebietet er über eine Arbeitskraft, die vor keiner Anstrengung zurückscheut. Wird er demnach nur nicht von Krankheit übermannt, so dürfte sich seine Rückkehr zur aktiven Politik nach vollen neun Jahren stark fühlbar machen. In seiner ersten großen Rede im Senat, am 30. Oktober, über die Unterrichtsfreiheit, richtete er nicht nur wie die übrigen Republikaner Angriffe auf die katholischen Kongregationen, er legte auch seinen abweichenden Standpunkt von der französischen Regierung dar, die er im übrigen stützt. Mit solcher Beredtsamkeit trug er seine Überzeugung vor, daß nicht nur seine Anhänger und seine Widersacher aus der katholischen Partei, der er in einer Hauptsache entgegenkam, sondern selbst der angegriffene Chef der Regierung zu Beifall hingerissen wurden.

Nicht als ob er sich nach dem Parlament in der Zeit, in der er davon ausgeschlossen war, gesehnt hätte. Er wirkte durch seine Feder, als ihm die Möglichkeit abgeschnitten war, durch sein Wort zu wirken. Er schrieb in einem Pariser Blatte, Le Français, außerdem in einem angesehenen alten republikanischen Provinzblatte, La Dépêche de Toulouse, und gab, nachdem er sich von der Aurore, seinem Organ während der Dreyfus-Affäre, zurückgezogen hatte, weil er nicht wie Urbain Gohier das Ministerium Waldeck-Rousseau prinzipiell angreifen mochte, das Wochenblatt Le Bloc heraus, das er ganz allein schrieb. Er freute sich seiner Ungebundenheit und beschäftigte sich eben lebhaft mit dem Plane einer Reise nach Griechenland, wo er schon mehrmals gewesen ist, und nach den griechischen Inseln, für die er die Schwärmerei eines Naturfreundes und Kunstkenners hat. Doch seine politischen Gesinnungsgenossen drangen schon seit Jahren in ihn, in das politische Leben wieder einzutreten, und mit ihnen überredeten ihn wohl auch einige vertraute Freunde, die ihm vorstellten, er ließe bei dem Leben, das er führe, einige seiner erlesensten Gaben ungenützt. Er konnte bei seinen Naturanlagen nicht sich selbst genug sein, nicht mit einer Feder und einem Blatt Papier leben.

Der Schriftsteller bedarf ja nur seines Schreibtisches; doch wie der Tenor, um zu wirken, der Bühne bedarf, so der politische Redner der Tribüne, und es war etwas Naturwidriges, daß dem gefürchtetsten Redner Frankreichs kein Rednerstuhl zur Verfügung stand. Indem er sich überreden ließ, folgte er nicht nur Bitten und Vorstellungen, sondern seiner Natur.

I

Georges Clemenceau stammt aus der Bretagne, aus dem Städtchen Mouilleron-en-Pareds in der Vendée, und vielleicht liegt ein Etwas in seinem Wesen, das sich auf seine Heimat, die auch die Geburtsstätte Chateaubriands, Lamennais' und Renans ist, zurückführen läßt, das Graniteck, mit dem Frankreich in den Ozean hinausragt, das Land der Hartnäckigkeit und der Widerstandskraft mit den Felsen und den keltischen Steinmalen, bespült von einem nordischen Meer. Der Starrsinn, der hier das Grundgepräge bildet, hat es zwar zum Lande der Überlieferung und des Aberglaubens gemacht, doch ist es zugleich das Land, aus dem Geister stammen, die alles Niedrige und Leichtfertige hassen und selbst als Zweifelgeister an einem Ideale festhalten, um es als Kampfgeister zu verfechten.

Der Name war ursprünglich, wie es scheint, ein Spitzname, eine Verkleinerung des Wortes Clément — Clemenceau selbst ist wenigstens dieser Ansicht — und bedeutet sonach: der wenig Milde, was nicht übel auf seinen berühmtesten Träger paßt; ist er doch durchaus kein Segner, sondern verfährt mit Unsinn und Dummheit und Feigheit ebenso barsch, wie er sonst wohlerzogen und fein ist.

Sein Vater war ein stolzer und strenger Republikaner, einer von jenen, die Louis Napoleon bei seinem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 verhaften ließ und lange eingekerkert hielt. Er erzog seinen Sohn in dem republikanischen Glauben, ließ ihn nicht taufen, gab ihm eine freie und heidnische Erziehung zur Männlichkeit, und so alt der Sohn ist, fühlt er noch immer das Auge dieses Vaters auf sich ruhen. Nicht selten entschlüpft ihm die Äußerung: Täte ich dies oder jenes, so würde mein Vater mich nicht mehr seinen Sohn nennen wollen. Etwas Strenges und Hartes, Stoisches und Spartanisches in seinem Wesen stammt von diesem Vater. Ihn hat er früh verloren; seine Mutter starb erst hochbetagt im April 1903.

Georges Clemenceau studierte Medizin, besuchte die Spitäler in Paris und Nantes und wurde 1865 Arzt. Doch schon damals hatte er mit den Gefängnissen des Kaisertums Bekanntschaft gemacht. Er wurde 1861 im Alter von 19 Jahren verhaftet, weil er am 24. Februar, dem Jahrestage der Februar-Revolution, am Fuße der Bastillensäule, inmitten des dort versammelten Menschenschwarms, die Republik ausgerufen hatte. (Die Namen der während der Februar-Revolution gefallenen Aufrührer stehen nämlich auf der Säule neben denen der Opfer der Juli-Revolution.) Einige Monate Gefängnis blieben ohne Bedeutung für seine Lebensführung. Doch diese Entschlossenheit eines Neunzehnjährigen ist bezeichnend für Georges Clemenceau: er handelte im Einklang mit seinen Grundsätzen, ohne Rücksicht auf die damit verbundene Gefahr und, in dieser frühen Jugend, auch ohne Rücksicht auf die Aussichtslosigkeit seines Beginnens.

Angeekelt von den Zuständen in Frankreich, beschloß er, nach Nordamerika auszuwandern. Er hielt sich von 1865 bis 1869 größtenteils in Neuyork auf. Anfangs verfügte er über hinreichende Mittel, später fand er als Lehrer der Literaturgeschichte in einer Erziehungsanstalt für junge Mädchen seinen Unterhalt (er unterrichtete in englischer Sprache, die er sich bis zur Vollkommenheit angeeignet hatte).

Nach seiner 1869 mit einer Amerikanerin geschlossenen Heirat kehrte er nach Frankreich zurück, um sich eine Stellung zu gründen. Er promovierte im selben Jahre und ließ sich als Arzt nieder. Als jedoch das Jahr darauf die Staatsumwälzung erfolgte, wurde er von der revolutionären Regierung am 4. September zum Maire des 18. Arrondissements Montmartre ernannt, eine Ernennung, die später, nach dem 31. Oktober, durch Volkswahl bestätigt wurde. Er hatte während der Belagerung 155 000 Menschen unter sich, an die er Brot-, Fleisch-, Wasser- und Feuerungs-Rationen zu verteilen hatte — eine Riesenarbeit.

Den 8. Februar 1871 wurde er überdies Mitglied der Nationalversammlung als Deputierter von Paris.

Der neunundzwanzigjährige Bürgermeister hatte die schwierigste Stellung. Es war der Augenblick, wo alle Leidenschaften entfesselt, alle Zukunftspläne in Gärung waren und die Verrücktesten das Ruder an sich zu reißen versuchten. In ihm steckte zugleich ein

Revolutionär, der gesinnungstüchtiger war als irgend einer der Schreier in den öffentlichen Versammlungen, und ein Politiker mit Blick für das Mögliche und Erreichbare, eine Herrschernatur, die sich von der Straßenmenge nicht überwältigen lassen wollte. Es kam jedoch nicht selten an einem Tage zweimal in seinem Bezirke zu Auflauf — einem Bezirke, der ja eine förmliche kleine Hauptstadt war; er hatte eine doppelt so große Bevölkerung, als etwa Christiania damals.

Mit der ihm eigenen Voraussicht hatte er sich an Thiers gewendet, der ihm sein Wort gab, daß sich die Truppen nicht der Kanonen bemächtigen sollten, die das Volk bei dem bevorstehenden Einmarsch des deutschen Heeres in Paris von ihrem Standorte in den Champs Elysées nach den Buttes Montmartre gezogen hatte, um sie den deutschen Truppen nicht in die Hände fallen zu lassen. Diese Kanonen waren mittelst Subskription für das Geld des Volkes gekauft; man hegte daher eine ganz besondere Zärtlichkeit für sie. Man hielt sie sogar für so kostbar, daß die arme, von der Not der Belagerung entkräftete Bevölkerung sich selbst vorspannte und sie bis hinauf zur obersten Spitze des Höhenzuges schleppte, dorthin, wo nun die Kirche Sacré-Coeur als Wahrzeichen des Triumphs der Reaktion steht. Clemenceau sah voraus, daß es zu blutigen Zusammenstößen kommen würde, wofern sich die Truppen an diesen zivilen Kanonen vergriffen, die — mochten sie auch ganz ohne Pulver und fast ohne Kugeln sein — von der Bevölkerung wie ihr Augapfel behütet wurden. (So werden welthistorische Krisen durch einen Kampf um Scheingüter veranlaßt.)

Am Morgen des 18. März erfuhr er in der Mairie, daß Thiers sein Wort gebrochen habe, man wolle sich der Kanonen bemächtigen und sie wegführen. Es waren 171 Geschütze, die wirr durcheinander eingehakt waren. Es erforderte nicht weniger als 1200 Pferde, um sie auf einmal fortzuschaffen. Er eilte, während man auf die Gespanne wartete, herbei. General Lecomte stand da. Clemenceau machte ihm Vorstellungen, berief sich auf das ihm von Thiers gegebene Ehrenwort. Der General fluchte und nahm keine Rücksicht darauf. Er sollte es bereuen. Denn wenige Stunden später wurde er bekanntlich mit General Clément Thomas zusammen an eine Mauer gestellt und erschossen. Die Truppen hatten sich damals geweigert, auf die Bürgerwehr und die Frauen und Kinder,

die sie umringten, zu schießen. Sie waren zu den Aufrührern übergegangen.

Clemenceau hatte nicht so bald von den ausgebrochenen Unruhen erfahren, als er die Mairie aufs neue verlassen wollte. Das war nicht leicht. Er hatte drei Gehilfen (adjoints), allein der eine war in Bordeaux, die beiden anderen zu den Aufrührern übergelaufen. So übergab er denn die Mairie einem Freunde und eilte nach den Buttes Montmartre in der Hoffnung, durch seine Autorität unwiderrufliche Fehlgriffe zu verhindern und womöglich das Leben der in Haft befindlichen Generale zu retten. Man war indessen für alles andere eher empfänglich als für Vernunft. Als er zu vermitteln versuchte, scholl ihm von allen Seiten das Wort Verräter entgegen. Hatte doch er dafür gebürgt, daß man keinen Versuch einer Überrumpelung machen würde. Bald erfuhr er, daß die beiden Generale bereits erschossen seien; das war sein Glück. Er wäre sonst miterschossen worden. Aber man schlug ihn, stieß ihn von allen Seiten, und zahlreiche Gewehrläufe waren auf ihn gerichtet. Es war, wie er eines Tages äußerte, ein wahrer Leidensgang, wie auf einem Kalvarienberge. Um herabzukommen, brauchte er anderthalb Stunden zu einem Wege, den er sonst in einer Viertelstunde zurücklegte.

Doch noch 200 bis 300 Gefangene gab es oben, Gendarmen und sergents de ville, die die Empörer erschießen wollten. Er kehrte neuerdings um, versuchte sie zu retten und erreichte dies einzig durch die Gewalt, die in seinen Worten lag.

Zwei Tage später aber, den 20. März, wies ihn das Zentral-Komitee als verdächtige Persönlichkeit aus.

Er wurde nun Mitglied eines Ausschusses (comité de conciliation), der eine Versöhnung zwischen Versailles und Paris herbeizuführen strebte. Er verhandelte mit den späteren Häuptern der Kommune. Er lehnte ihre Aufforderung, sich ihnen anzuschließen, mit der Begründung ab, daß ihr Unternehmen kopflos sei. Denn unterlägen sie, so würde das Heer über sie kommen, und siegten sie über das Heer, so kämen Bismarck und die Deutschen über sie. Doch den 26. März wurde die Kommune ausgerufen. Mit Lockroy und Floquet gründete er einen Verein für die Wahrung der Rechte von Paris (la ligue d'union pour les droits de Paris), der von Thiers verboten wurde.

Die Nationalversammlung war indes monarchisch. Der Graf von Chambord langte in Versailles an; Pferde und Wagen für den Einzug des Königs waren in Bereitschaft. Alles scheiterte einzig an der weißen Fahne, die der Graf nicht aufgeben wollte. Clemenceau trat aus der Nationalversammlung aus, um sich nicht an Maßregeln beteiligen zu müssen, auf die hin seine eigenen Wähler niedergeschossen wurden. Er legte sein Mandat in Bordeaux unter dem Hohngeschrei der Versammlung nieder, die in ihm einen Revolutionär erblickte. Wie er in Montmartre mißhandelt worden war, weil er verhindern wollte, daß das Blut der Regierungsanhänger vergossen werde, so wurde er in Bordeaux ausgepfiffen, weil er Paris verschont sehen wollte.

Er ging nach der Vendée, kehrte dann nach Paris zurück, tat unter der Kommune als Arzt Dienst, nahm sich der Verwundeten an. Doch wurde Befehl gegeben, ihn in Paris zu verhaften. Vom 5. bis 10. Mai war er in den Departements, um die öffentliche Meinung für die Rechte von Paris zu stimmen. Hierauf begab er sich nach der Vorstadt Pantin, wo er bei Scheurer-Kestner wohnte, und sah von dort den 23. Mai Paris in Flammen. Und nun folgten die von den Siegern angerichteten, grauenvollen Metzeleien unter den Überwundenen, die zu Tausenden erschossen wurden (im ganzen 17000).

Die Bevölkerung von Paris erkannte jedoch, wie richtig Clemenceaus geweissagt hatte, als er sich weigerte, in die Kommune einzutreten. Schon 1871 wählte sie ihn daher zum Mitgliede des Pariser Munizipalrates, vier Jahre darauf zu dessen Präsidenten, der er dann durch fünf Jahre verblieb. Er legte dieses Amt erst nieder, als er neuerdings als Deputierter von Paris in die Kammer gewählt wurde, eine Stellung, die er von 1876 bis 1885 bekleidete. 1885 wurde er zugleich in Paris und im Departement Var gewählt, worauf er Paris aufgab, um seinen Platz einem andern Mitgliede der forgeschrittensten Partei zu überlassen.

Von 1885 bis 1893 war er nun Deputierter für Var. Als Beweis, wie hoch sein Einfluß in diesem Zeitraume stieg, kann darauf hingewiesen werden, daß er für die Periode 1889 bis 1893 zum Kammer-Präsidenten mit der gleichen Anzahl Stimmen wie Méline gewählt wurde, der die Stellung nur erhielt, weil er um drei Jahre älter war. In der Tat bezeichnet dieser Zeitabschnitt den Höhepunkt seiner Macht.

II

Clemenceaus Gestalt macht den Eindruck verdichteter Energie, ist nicht groß, aber stämmig und gedrungen. Er hat einen festen, ruhigen Gang. Der Kopf hat vorspringende Backenknochen; die schwarzen Augen beherrschen das Gesicht, die Augenbrauen sind schwarz und buschig, der Schnurrbart dicht, der Scheitel kahl. Er ähnelt einigermaßen einem russischen General — doch mit einem Ausdruck von Güte.

Seine wenigen und kurzen Bewegungen haben etwas Ungestümes, gewissermaßen nervös Rauhes, das jedoch von einem eisernen Willen beherrscht wird, so daß ein schlechter Beobachter ihn für kaltblütig halten würde. Seine Stimme ist klar und bestimmt, ohne sonderlich stark zu sein. Ich habe ihn nie öffentlich sprechen hören, doch gilt er bekanntlich für einen seltenen Redner. Ich kenne ihn u. a. dadurch, daß ich in zwei aufeinanderfolgenden Jahren, je durch einen ganzen Monat, Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend mit ihm beisammen war, wie man wenige Menschen kennt, habe überdies seine gedruckten Reden — die weit höher als die Gambettas stehen — wie überhaupt alles gelesen, was er geschrieben hat, viele, viele Bände.

Er gehört als Redner und Stilist der strengen französischen, der Ausschmückung abholden Überlieferung an. Er strebt nach Klarheit und Schärfe, sein Stil ist blank wie eine Klinge; seine Redekunst ist Fechtkunst. Doch birgt sich zudem auch noch ein Freund der Schönheit in ihm, der hinter dem Politiker, von diesem gedeckt, fröhlich gedeiht, ein Lyriker, möchte ich sagen, wenn man unter diesem Worte mehr einen Verehrer als einen Schwärmer verstünde. (Siehe z. B. die Einleitung zu „Der große Pan"!)

Das erste Auftreten Clemenceaus in der französischen Kammer war das eines Friedensanwaltes gegenüber den Folgen des Bürgerkrieges. Kein Vergessen, keine Begnadigung fand für die Anhänger der Kommune statt. Auch nur im geringsten mit ihr in Verbindung gestanden zu haben, genügte, um einen Unglücklichen außerhalb des Rechtes zu stellen. Clemenceau hielt seine große schöne Rede für die Amnestie den 16. Mai 1876 (72 Seiten) und kämpfte vier Jahre lang dafür, bis er sie durchsetzte. 17 000 Kommunards waren, wie gesagt, seiner Zeit erschossen, 50 000 verhaftet worden.

Von letzteren wurden 2000 freigesprochen, 14 000 verurteilt, 34 000 wegen mangelnder Beweise vorläufig freigelassen, doch fortwährend beunruhigt. Endlich waren nicht weniger als 100 000 über die Grenze geflüchtet, die nicht zurückzukehren wagten.

Als 1880 die Amnestie erteilt wurde, war dies der Hauptsache nach Clemenceaus Werk.

Bei Mac Mahons Staatsstreichversuch ging Clemenceau mit Gambetta; er war sogar dessen Sekundant im Duell mit Fourtou. Erst vom Januar 1880 an, als die republikanische Partei endgültig gesiegt hatte, als sie Herr über die öffentliche Meinung und der Gegenstand des öffentlichen Vertrauens war, erst da schied sich Clemenceau als Führer der radikalen Gruppe von der französischen Linken ab und wurde Gambettas Gegner.

Es war der Augenblick der Ermüdung. Der Sieg war nach einem Kampfe errungen, der sich vom Staatsstreiche von 1851 herüber erstreckte. Nach Verlauf von 30 Jahren ruhte das Volk von seinen Anstrengungen aus, im Vertrauen auf die Männer, die es an die Spitze gestellt hatte. Die Sieger sollten nun ihre Tätigkeit beginnen. Die Opposition war Regierung geworden. Allein, wie Pelletan es in seiner Flugschrift über Clemenceau geschildert hat, die ganze Regierungsmaschinerie, wie sie unter den früheren reaktionären Ministerien sich gestaltet hatte, blieb nach wie vor in Wirksamkeit. Die tausende Fänge des alten Verwaltungs-Polypen umschnürten die Neugekommenen. Die schlechte Luft der alten Gebäude betäubte sie. Es wandelte sie die Lust an, einmal selbst Machthaber zu sein. Die Häupter der Parteien waren nicht mehr jung und nicht mehr streitbar. Sie verleugneten nicht gerade ihr Programm, verschoben oder vertagten jedoch seine Verwirklichung: sie strebten, es zu umgehen. Der wirkliche Machthaber, Gambetta, scheute die Verantwortung und stützte Ministerien des linken Zentrums. So wurden nur allzu viele verderbliche Einrichtungen der Vergangenheit beibehalten, und so ist z. B. die Polizeigewalt noch heutigentags die des Kaisertums, die oft (wie bei den zahlreichen Verhaftungen junger freisinniger Russen im vorigen Jahre) mit schändlicher Willkür auftritt.

Da war es, daß Clemenceau zum ersten Male das forderte, was er seither sein ganzes Leben hindurch verlangt hat, die Einlösung der Versprechungen, die Durchführung der Umwälzung. Er nahm

das Jugendprogramm der Machthaber, das von ihnen aufgegebene, auf, und da zeigte sich, daß dieses Programm, das einst schlechtweg das republikanische gewesen, nunmehr das radikale Programm geworden war.

Und mit nicht geringem Schrecken erkannten viele, daß es Ernst damit sei, daß dieser Mann keine Ausflüchte duldete, keine Faseleien, daß er vielmehr die Energie selbst in Menschengestalt war und ohne geringstes Bedenken oder Erbarmen jeden Minister, ja jedes Ministerium stürzte, das trog oder auf Schleichwegen wandelte.

Man weiß in der Regel nicht viel anderes von Clemenceau als dies eine: Das ist der Mann, dessen Spezialität darin besteht, Ministerien oder einzelne Minister zu stürzen, und in der Tat hat er ihrer so viele gestürzt, daß er sich selbst nicht entsinnt oder stehenden Fußes zu sagen vermöchte, wie viele. Er war es, der im März 1879 verlangte, daß das Ministerium Fourton-Broglie unter Anklage gestellt werde, der im März 1883 die Verfassungsrevision forderte und Jules Ferrys Kolonialpolitik bekämpfte — weil sie nur einer Anregung Bismarcks Folge leiste, der die Franzosen gern in Tongking beschäftigt und von Elsaß abgezogen sähe. Er hat Freycinet zwei- oder dreimal gestürzt, stürzte insonderheit das Ministerium Freycinet im Dezember 1886. Er hat, als Dahomey erobert wurde, Cavaignac als Marineminister gestürzt, weil sein Ministerium und das Kriegsministerium nicht nur nicht zusammen, sondern (wie später die Ministerien bei der Eroberung Madagaskars) einander geradezu entgegengearbeitet hatten. Er war es, der zu dem Zeitpunkt, wo Boulanger zuvörderst als Radikaler auftrat und populär wurde, ihn zum Kriegsminister machte; doch war auch er es, der, als Boulanger ihm sein Wort brach — und er hatte sein Wort darauf verpfändet, daß er stets nur im Sinne Clemenceaus und dessen Rat gemäß vorgehen würde — ihn aufsuchte im Ministerium, ihm sagte: „Jetzt stürze ich Sie," und es noch am selben Tage tat.

Er verbreitete Schrecken um sich und war nach französischer Sitte auch genötigt, seine Gegner in Schrecken zu halten, nicht bloß durch sein Wort, auch durch seine Waffen. Groß war die Zahl seiner politischen Duelle. Einzelne haben Aufsehen erregt. So das mit dem General Poussargues — dessen Veranlassung geringfügig war, ein Streit über die Zeit, um welche man am

18. März 1871 die Trommeln rührte. Ferner das Duell mit Paul Deschanel, dem nun abgetretenen Präsidenten der französischen Kammer, der in Clemenceaus Roman „Les plus forts“ unter dem Namen Montperrier ergötzlich porträtiert ist. Die Herausforderung, die der Ausdruck politischer Verachtung war, erfolgte als Antwort auf eine bloße Anspielung Deschanels, der am Auge verwundet wurde. Dann das Duell mit dem Fürsten Chimay, der Clemenceau wegen einer — übrigens ganz leichten — Andeutung in einem Artikel forderte, der Fürst hätte das Vermögen seiner Frau, der ehemaligen Miß Ward, behalten, als sie mit dem Zigeuner Rigo durchbrannte, ein Duell, in dem beide verwundet wurden. Weiter das mit Paul Deroulède 1893, in welchem dieser zum Glück für Clemenceau unverwundet blieb; denn da Deroulède Hunderten von seinen Getreuen den Ort der Zusammenkunft bekannt gegeben hatte, würde sein Gegner sicherlich mißhandelt worden sein, wenn ihm etwas Schlimmes zugestoßen wäre. Endlich duellierte er sich während der Dreyfus-Sache mit dem bekannten Antisemiten Drumont.

Naturgemäß bildete sich auf diese Weise die landläufige Vorstellung von ihm: geistig und körperlich ein Kampfshahn, im übrigen ein Umstürzler, der, selbst unfähig, etwas aufzubauen, sich damit begnügt, aus dem Wege zu räumen, da er doch nichts anderes vermag.

Diese Vorstellung ist einfältig und falsch.

Er stürzte die wechselnden Ministerien von dem Grundgedanken ausgehend, daß man die Regierung eines Landes nicht ändere, weil man das Haupt der Republik an Stelle eines Kaiserhauptes den Staatspapieren und Münzen aufdrücke, noch auch, weil neue Namen an Stelle der alten Ministernamen treten, wenn die Verwaltung dieselbe ist und bleibt. In zahlreichen Fällen aber hat er nachgewiesen, daß die Organisation Frankreichs noch heutigentags ganz und gar die Napoleons I. ist (was gleich ihm auch Taine gezeigt hat), daß die verheißenen Reformen ausblieben, die eingeführten nur scheinbare waren. Da er es vermochte, warf er Ministerium auf Ministerium als Hemmnisse des wirklichen Fortschrittes über den Haufen. — Er übersah nur, daß es der Zustand der Geister in den meisten Fällen unmöglich macht, bedeutendere Fortschritte auf einmal durchzuführen.

Er war außer stande, selbst ein Ministerium zu bilden. Man bot ihm nie die Macht an, und sein Standpunkt war zu extrem,

als daß er jemals die Mehrheit hinter sich gehabt hätte. Oder richtiger, man bot ihm einmal die Macht an. Es war nach dem Wilson-Skandal, als das Ministerium Rouvier im November 1887 zurücktreten mußte. Da ließ ihn Grévy rufen und bot ihm das Konseils-Präsidium an. Er antwortete mit den bekannten Worten: Die Krise ist nicht mehr ministeriell, sie ist präsidentiell, und Grévy mußte sich zurückziehen.

Doch schwebte ihm übrigens selbstverständlich das positive Ziel vor, sich den Weg zur Macht zu bahnen. Ein einzigesmal schien er sie ergreifen zu können; das war, als er Boulanger zu seinem Werkzeuge gebrauchte. Er bekundete in diesem Fall keine genügende Menschenkenntnis. Er sah nicht voraus, wie schleunig sich der Charakter des Mannes verderben, sah den Aufschwung nicht voraus, den seine Eitelkeit nehmen würde, war nicht Psychologe genug, um zu begreifen, daß Boulanger sich unmöglich begnügen könnte, der Sklave Clemenceaus zu sein, begriff zudem auch nicht, wie unzuverlässig er war, noch wie schlau er sein würde — dieser Fehlblick hat sich gerächt. Nur darin urteilte er richtig, daß die radikale Partei, wäre Boulanger ein politischer Charakter und ein treuer Anhänger gewesen, mit ihm die Macht errungen hätte. Es bleibt nur noch zu erwähnen, daß Jaurès bei dem diesjährigen Wahlkampfe seiner Freundschaft für Millerand ungeachtet dafür eintrat, daß nun die Bildung des neuen Ministeriums Clemenceau überlassen werde.

Doch von besonderem psychologischen Interesse ist die Beschaffenheit eines Naturells, das im stande war, jenes scheinbar Unfruchtbare auszurichten, das sich gleichwohl von keinem unfruchtbaren Naturell ausrichten läßt.

Wer also einem Gegner nach dem andern, ja ein Ministerium nach dem andern (ohne jemals selbst eine Mehrheit hinter sich zu haben) stürzen konnte, der muß selbstverständlich etwas von elektrischer Sprengkraft, etwas Gewaltsames in sich haben, das plötzlich sich entladet und erschreckt. Doch als ergänzende Kraft ist unzweifelhaft auch eine Gabe vonnöten, für eine Weile die Gegner zu gewinnen und zu bezaubern, sie zu fesseln und mit den eigenen Anhängern zu gemeinsamer Aktion zu vereinigen.

Diese Gabe, eine überraschende und seltene, besitzt Clemenceau in sehr hohem Grade, dank ihr hat er nicht nur gestürzt, sondern gekürt. Er war es, der seinerzeit die Ernennung Carnots zum

Präsidenten der Republik (um Ferry zu entgehen) durchsetzte, er es, der später — sogar während er selbst außerhalb des Parlaments war — dahin wirkte, daß Loubet Präsident wurde, um den Hohlkopf Deroulède fernzuhalten.

Und wenn er 1887, trotz Grévys Bitte und Deroulèdes Beschwörungen und Bestürmungen, es ablehnte, die Macht zu ergreifen, so geschah es, weil er nicht Lust hatte, die Geschäfte der Nationalisten zu besorgen. Ihr Plan war einfach. Er sollte Boulanger zum Kriegsminister nehmen. Kam er dann in der Kammer in die Minderheit, so wälzte Deroulède den Bund der Vaterlandsfreunde (die Patrioten-Liga) gegen das Palais Bourbon, während das Heer einstweilen ruhig in den Kasernen blieb. Einzig die Weigerung Clemenceaus, ein Ministerium zu bilden, machte damals den Aussichten auf eine Militär-Diktatur ein Ende. Deroulède vergaß ihm dies nicht.

III

Vom Jahre 1878 an hatte Clemenceau ein Tagesblatt zur Verfügung, das er jedoch nicht persönlich, sondern durch den jetzigen Marineminister Pelletan leitete. Er gab ihm den Titel, der am bündigsten sein politisches Streben ausdrückte, „La Justice". Dessen Programm war das alte republikanische: das allgemeine Stimmrecht durch die Verbreitung von Wissen und Erkenntnis in allen Gesellschaftsklassen wertvoller zu gestalten; die öffentlichen Lasten besser zu verteilen; die Einzelnen von den alten monarchischen Fesseln und Banden zu befreien; die Trennung von Kirche und Staat durchzuführen — wenn man den letzteren Punkt ausnimmt, recht unbestimmt abgefaßte Grundsätze. Auf dem ökonomischen Gebiete war das angegebene Ziel das der Gerechtigkeit — wie sie Clemenceau bei der Arbeitseinstellung in Carmaux zur Geltung brachte, wo er Blutvergießen verhinderte und die Bewilligung der Arbeiterforderungen bewirkte. Endlich wollte das Blatt die Neigung bekämpfen, das Blut und Gold Frankreichs zu vergeuden, um eine Kolonialmacht aus ihm zu machen, die doch nicht zu kolonisieren verstünde.

Mit diesem Blatte war es nie auf ein Geschäft abgesehen gewesen, und es war auch nie ein gutes Geschäft. Clemenceau hat noch an den Lasten zu tragen.

Im Jahre 1892 brach der Panama-Skandal aus.

Es waren 1462 Millionen Franks ausgegeben, die nach den Angaben sich folgendermaßen verteilten: für 560 Millionen ausgeführte Arbeiten, für 102 Millionen Material, für 300 Millionen Bankauslagen und für 500 Millionen allgemeine Ausgaben.

Von den 560 Millionen für ausgeführte Arbeiten mußten annäherungsweise 160 Millionen schamlosen Gewinnes von Seite der Unternehmer abgezogen werden, 900 Millionen waren verschwunden und sollten herausgefunden werden, darunter 22 Millionen de publicité, Ausgaben für die Presse.

Gewisse Blätter hatten ein schamloses Gewerbe getrieben. Juli-August 1879 hatte „Le petit Journal" das Panama-Unternehmen heruntergerissen und die Aktien-Ausgabe vom 7. August zum Scheitern gebracht. Die Gesellschaft kapitulierte und bezahlte. — „Le petit Journal" schlug um und überschüttete das Unternehmen mit Lob.

Dieses Blatt wagte als Ankläger aufzutreten, und da es drei Millionen Leser hat, so ist es eine Macht.

Der Panama-Feldzug richtete sich — mochte nun die Sache an sich, wie sie wollte, sein — politisch gegen die republikanische Partei. Mit vollem Bedacht und nach einem festen Plan wurden die Angriffe wider alle ihre leitenden Männer geführt. Man veröffentlichte Listen der vermeintlich Bestochenen. Der Name Clemenceau befand sich auf keiner Liste. Mit gutem Grunde. Als Charles Bal ihm das Anerbieten machte, in das Panama-Syndikat als Teilnehmer einzutreten, schlug er es aus. Als ihm einer der Teilhaber 50000 Franks für „La Justice" (außer den bezahlten Annoncen) anbot, schlug er sie aus. Nichtsdestoweniger wurde Clemenceau von den Gekauften selbst der Käuflichkeit beschuldigt.

Ein Mitglied der Untersuchungs-Kommission ließ den Blättern eine Notiz zugehen, daß Clemenceau einen Check von 100000 Franks von der Gesellschaft erhalten hätte. Als die Zeitungen sich voll Freude darauf gestürzt hatten, mußte dieses Mitglied das ganze für einen Irrtum erklären; der Presse aber ließ er hierüber keine Notiz zugehen.

Als dieser erste Angriff fehlgeschlagen hatte, verfiel man auf etwas Wirksameres. Cornelius Hertz war bei der Sache als Fremder, als Jude, als Millionär, sowie als derjenige, der durch

die Einforderung seines Guthabens den Baron Reinach grausam in den Tod getrieben haben sollte, eine Art Sündenbock geworden. Wessen man ihn übrigens eigentlich beschuldigte, hat sich niemals recht aufgeklärt. Allein dieser Elektriker aus Frankfurt, den Freycinet zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt hatte, wurde plötzlich kompromittierend. Man fand heraus, daß Clemenceau ihn gekannt habe und er Aktionär der „Justice“ gewesen sei. Nun hieß es, er hätte als Spion gedient und Clemenceau wäre sein Mitschuldiger.

Eine ganze Anklägerbande erhob sich mit einemmale, nahm alles zum Vorwand, log und verleumdete, indem sie Clemenceaus Leben durchwühlte. Er war es, der die Generale Lecomte und Clement Thomas erschießen ließ. Das in seinem Hause befindliche Postbureau bezahlte seine Miete. Er hatte eine Loge in der Oper, gab 200000 Franks im Jahre aus. Ja, ein Abenteurer, der seinen Wahlkreis bereiste, veranschlagte seine jährlichen Ausgaben auf 400000 Franks. Er sei, hieß es, der Besitzer von Millionen. Er war es, der Hertz den Orden der Ehrenlegion verschafft hatte; er war es, der ihm bei seinen Unternehmungen behilflich gewesen; er war es, der Lesseps ungeheure Summen entwunden hatte. Die ganze Presse lebte wochenlang davon. — Als Beweise erbracht werden sollten, blieb kein Tüttelchen von alledem bestehen.

Was Cornelius Hertz betraf, so wurde dargetan, daß er Aktien von „La Justice“ während der Jahre 1883 bis 1885 besessen hatte, nicht länger. Das ging aus einem kurzen Artikel des Blattes vom 2. Dezember 1886, dem sich nicht widersprechen ließ, hervor. Er konnte nicht in der Ahnung veröffentlicht worden sein, daß acht Jahre später eine Reihe von Angriffen erfolgen würde. Jene Notiz besagte, daß Hertz Aktionär des Blattes vom 26. Februar 1883 bis 15. April 1885 gewesen sei, an welchem Tage Clemenceau seine Aktien zurückkaufte — daß Clemenceau Hertz nie einem Minister empfahl — daß Clemenceau seine Stimme gegen Hertz abgab, als über die Erteilung einer Telephon-Konzession an ihn verhandelt wurde — daß er aber, wie es weiter dort hieß, damit kein ungünstiges Urteil über den Mann fällen wollte, der, wiewohl von Geburt ein Ausländer, während des Krieges als Chirurg bei dem Loire-Heere gute Diensten geleistet habe.

Damit nicht genug, legte Clemenceau in einer Rede seinen Wählern in Salernes den 8. August 1893 seine Rechnungen vor. Stolz wie er war, fiel es ihm schwer. Er bewies, daß sein einziger Luxus ein Reitpferd sei, welches ihn in den neun Monaten des Jahres, in denen er es zur Miete hatte, fünf Franks des Tages an Futter und Pflege kostete, sowie ein Jagdschein, der ihn auf keine 500 Franks zu stehen kam; daß er, um in der Jugend gemachte Schulden zu bezahlen, bei einem Notar in Nantes ein Darlehen hatte aufnehmen müssen, eine Schuld, die noch nicht getilgt war. Wo waren die Millionen? Daß er seiner Tochter bei ihrer Verheiratung keine Mitgift habe geben können? Wo waren die Millionen? Daß er seit sechs Jahren dieselbe Wohnung inne habe, daß er dem Möbelhändler und Tapezierer in jährlichen Teilbeträgen zahlen mußte und noch nicht damit zu Ende sei. Wo waren die Millionen?

Unterdessen setzte die Pressemeute nach wie vor ihr Gekläffe fort. In erster Reihe aus vollem Halse die ehrbare Presse, die sogenannte liberale, die ihn als Erfinder Boulangers haßte. Dann die ungeheuer verbreitete gemeine Presse, jene Journalisten, die selbst mit Panamageldern gemästet, nunmehr die Männer als Märtyrer darstellten, die wegen Betrugs verurteilt worden. Dann die Geschäftsleute in und außerhalb des Parlaments. Es kochte vor Haß in dem Gelichter, und wenn es vor Haß in ihm kocht, pflegt es von Tugend zu überwallen.

Die Gemäßigten haßten ihn als den einstigen Feind, die neubekehrten Republikaner sahen in ihm den künftigen Feind, die Rechte den ewigen Feind in ihm. Gib mir meinen Ministerposten zurück! schrie der eine. Du sollst keine Tabourets mehr umstürzen! schrie ein zweiter. Deine Herrschaft ist vorbei! brüllte ein dritter. Was hast du mit Gambetta gemacht? Was hast du mit Boulanger gemacht? Was tatest du in Carmaux? schollen die Rufe. Er habe Frankreich gehindert zu kolonisieren. Er sei ein Feind Frankreichs. Er habe Ministerien auf das Geheiß des Auslandes gestürzt.

Schwieg er hierzu, so hieß es: Er ist tot! Und verteidigte er sich: Welche Frechheit! Und Tag für Tag brachten die Zeitungen die Nachricht von seiner Verhaftung oder seinem Selbstmorde.

Nun wurden die letzten Batterien demaskiert. Man hätte den Beweis, daß Clemenceau sein Land verraten, sein Land verkauft

23*

habe. In Frankreich hat diese Beschuldigung noch einen Sinn. In Europa weiß man nicht, was dies sei. Clemenceau habe Frankreich an England um 20000 Pfund Sterling verkauft. Für Frankreich wäre das nicht viel verlangt. Ich möchte wissen, was das Frankreich schaden könnte. Der Käufer würde dabei am schlimmsten fahren. Gesetzt, jemand wäre dumm genug, Dänemark von mir zu kaufen, und ich ginge auf diesen Handel ein, welcher Schaden könnte wohl Dänemark daraus erwachsen?

Deroulèdes wahnwitziger Haß war zum erstenmale in seiner Rede vom 20. Dezember 1892 zum Ausbruch gekommen. Sie drehte sich um Cornelius Hertz und ging darauf hinaus, daß dieser kleine Deutsche sich unmöglich in Frankreich ohne den mächtigsten Schutz so hoch hätte emporschwingen können. Er sagte darin:

„Dieser Helfer, dieser unermüdliche Mittler für Hertz, der ebenso tatkräftig wie gefährlich ist, ihr kennt ihn alle, sein Name ist auf aller Lippen. Aber keiner von euch würde doch wagen, ihn auszusprechen. Denn drei Dinge sind es, die ihr an ihm fürchtet: seinen Degen, seine Pistole und seine Zunge. Gut! Ich trotze allen dreien und nenne ihn. Seine Name ist Clemenceau.“

Er schrie es mit einer Heftigkeit ohnegleichen. Dann fuhr er fort: „An diesem Tage, wo die Sense der Gerechtigkeit schon so viele Häupter getroffen hat, schien es mir unbillig, daß dies Haupt verschont werde; ich habe es für notwendig und heilsam erachtet, wenn schon nicht, es zu fällen, so doch es zu brandmarken.“

Mit verschränkten Armen und ruhigem Blick hörte Clemenceau ihn an, mit einem „Nein“ eine Behauptung unterbrechend, worauf Deroulède zurückgab: „Wir werden diese Frage des Ja und Nein anderwärts ordnen.“

Und mit der ganzen Zungenfertigkeit der Albernheit und der Lüge, unter der Inspiration des Hasses, fuhr er fort: „Cornelius Hertz gesteht, Clemenceau zwei Millionen gegeben zu haben. (Er hatte selbstverständlich nie dergleichen gestanden.) Weshalb? Da der Herausgeber von La Justice erklärt, nie etwas für Hertz getan zu haben, warum hat dann dieser gewiegte Finanzmann, dieser Geschäftsmann, der mehr habgierig als feinfühlig ist, für nichts und wieder nichts so hohe Summen gegeben? Möchte, was er von Ihnen, Herr Clemenceau, erwartete, nicht gerade darin bestanden haben, Ministerien zu stürzen, alle Männer, die am Ruder

waren, anzugreifen und die stete Verwirrung heraufzubeschwören, die Ihr großes Talent in den Angelegenheiten des Landes und Parlaments anrichtete? Denn dem Niederreißen und Zugrunderichten haben Sie Ihr Leben gewidmet. Wie viele Menschen haben Sie nicht geknickt! Zuerst Gambetta, dann einen andern, dann noch einen und wieder einen, stets ihrer mehr und mehr. Wie muß sich Cornelius Hertz gefreut haben!“ Hierauf schloß er mit der Beschuldigung, Clemenceau wäre ein Verräter des französischen Vaterlandes!

Dessen ganze Antwort war: „Sie lügen!“ (Monsieur Paul Deroulède! Vous en avez menti) und es kam zum Duell.

Man muß die neueste Darstellung des weiteren Verlaufs dieser Vorgänge in Barrès' Buch „Leurs figures“ lesen, um einen wahren Begriff von der bewußten Verdrehung der Wahrheit aus Gehässigkeit gegen Clemenceau zu gewinnen. Denn Barrès, einst Clemenceaus größter Bewunderer, ist, seit dieser Boulanger stürzte, sein giftiger Feind. Und man möge dabei bedenken, daß diese Darstellung dies Jahr herausgegeben wurde, wo kein denkender Mensch mehr an die Beschuldigungen glaubt, die hier aufrecht erhalten werden.

Seinen Anfang nahm es damit, daß der bösartige, langbeinige Deklamator Millevoye — ein Nachkömmling des Elegien-Dichters — immer und immer wieder verlauten ließ, Clemenceau erhielte, als Gegner der Allianz mit Rußland, Geld aus den geheimen Fonds der englischen Gesandtschaft. „Wenn man es nur beweisen könnte,“ sagte er, „Frankreich selbst wird von diesem Manne verkauft. Ich kann mich in die Panamisten finden, nie aber in einen Judas!“

Wenn man im voraus verkündet, daß man sich einen Beweis viel kosten lassen wolle, so findet sich in der Regel jemand mit dem Beweise ein. Barrès aber kommt zu dem Schluß, die Fälschung habe von Clemenceau selbst gestammt, damit er sich hinterher über Verleumdung beklagen könne. Hier ist entschieden der Höhepunkt der Frechheit erreicht. Kein Feind Parnells hat doch jemals behauptet, Parnell hätte seinerzeit selbst der „Times“ seine von Pigott verfälschten Briefe zufließen lassen.

Ein Neger namens Norton, der sich einen bei der englischen Gesandtschaft in Paris angestellten Dolmetsch nannte, kam, wie es heißt, zu Ducret, einem der Journalisten von La Cocarde, und

zeigte ihm wiederholt Briefe des Mr. Lister vom Departement des Äußern an Mr. Austin Lee in der englischen Gesandtschaft in Paris, sowie auch ein Verzeichnis von Bestochenen. Er versprach, gegen eine Summe von 100000 Franks verläßliche, authentische Aktenstücke zu liefern. Später bot er nur Kopien an. Doch die Liste der Bestochenen wäre im Original. Bald stellte sich dieses Verzeichnis als mit T. W. Lister unterfertigt heraus, während dieser Staatsmann seinen Namen mit einfachem V. (Thomas Villers) schrieb — was immerhin fatal war — besonders, da dieses Aktenstück das einzige originale war. Man gebrauchte es dennoch.

Es waren vierzehn Briefe, in deren Besitz man in der Abschrift gekommen war. Ducret, Morès, Millevoye, Deroulède, Dupuy, der Konseils-Präsident, und Develle, der Minister des Äußern, versammelten sich, um zu beratschlagen. An Clemenceaus Verräterei war wohl nicht zu zweifeln, doch es galt, die Briefe zu verstehen, und nicht einer dieser Staatsmänner, dieser französischen Parteiführer, konnte einen englischen Brief lesen. Endlich schaffte der Marquis v. Morès Rat. Er hatte eine englische Gouvernante zu seinen Kindern, ein Mädchen, das unglücklicherweise so ungebildet war, daß sie sich nicht einmal an dem unrichtigen Englisch der Briefe stieß, noch an den unter gebildeten Männern völlig ausgeschlossenen Anredeformen, die hier gebraucht wurden.

Man bekam eine Übersetzung von ihr. Dupuy rief, wie Barrès zugesteht: „Welche Abscheulichkeit Clemenceau begangen hat! Zu jedem andern Manne würde man nun einfach sagen: Verschwinde! und er müßte verschwinden. Zu einer andern Zeit oder in einem andern Lande würde man ihn verschwinden lassen."

Es ist bewiesen, daß Dupuy, als später Ducret eingesperrt war, ihm monatlich 2000 Franks gab. Es läßt sich vernünftigerweise kein Zweifel hegen, daß Dupuy hinter der ganzen Intrigue steckte und entweder durch Ducret die Fälschungen bei Norton bestellt hatte oder sie verwendete, als sie angeboten wurden.

Den 19. Juni 1893 brach der Sturm los. Als Clemenceau die Tribüne bestieg, rief Deroulède: „Lassen Sie uns hören, was Cornelius Hertz zu sagen hat! Sprechen Sie englisch!" usw.

Er entschuldigte sich seinen Kollegen gegenüber. Dieser Skandal wäre notwendig. Clemenceaus Politik sei vaterlandsfeindlich. Er stehe als Freund Englands und Gegner des Bundes mit Rußland

im Solde des Auslandes. Deroulède beklagte nur eines, nicht noch größere persönliche Autorität zu besitzen, um ihn brandmarken zu können, wie er es verdiene.

Nun erhob sich Millevoye: Herr Deroulède hat recht, und am Donnerstag werde ich beweisen, daß Herr Clemenceau der verächtlichste Wicht ist, den es nur gibt (le dernier des misérables). — Es nahm sich etwas komisch aus, als wenn das nur an einem Donnerstag geschehen könnte. Er wollte damit zu verstehen geben, daß er das Material an diesem Tage noch nicht beisammen hätte.

Der Donnerstag kam. Die Meisten hegten den lebhaftesten Wunsch, Clemenceau vernichtet zu sehen. Die Leute kamen auf Millevoye zu und sagten: „Heute also, heute befreien sie uns von diesem Individuum. Guten Mut!“

Man hatte in Clemenceaus eigener Partei wohl kaum je sonderlich warme Gefühle für ihn gehegt. Er sei allerdings, hieß es nun, mit den Gemeinen der Partei familiär gewesen, doch so, wie es der kleine Korporal mit seinen Grenadieren war.

Millevoye begann: „Ich stehe für Clemenceaus Verräterei ein und bürge für die Echtheit der Aktenstücke, auf die ich mich stütze.“ Da rief Clemenceau: „Lügner! Lügner! Lügner!“

Darauf folgte die Verlesung der Papiere. Mit wilden Augen und fieberhafter Stimme sprach Millevoye ununterbrochen darauf los, zog Papiere aus seinem Dokumentenpack, aus seiner Mappe, aus seiner Tasche und las laut, laut!

Er behauptete, diese Papiere wären im Ministerium des Äußern gelesen worden. Da er hierin einen gleichgültigen Fehler begangen hatte — es war beim Konseils-Präsidenten gewesen — begann sich die Stimmung gegen ihn zu kehren. Je länger er las, je größere Unwahrscheinlichkeit gewann auch die Anklage für so manchen. Bei nicht wenigen machte es zudem böses Blut, daß (durch die Albernheit des Negers) der gute Freund der Verschworenen, Rochefort, auf die Liste der Bestochenen geraten war. Clemenceaus Haltung mochte wohl auch dem und jenem imponieren. Schließlich brüllte Deroulède, der den Boden unter sich schwanken und die Niederlage kommen fühlte: „Mir ekelt vor euch allen! Politik ist das erbärmlichste Handwerk. Ich lege mein Mandat nieder, verlasse diese Versammlung, verzichte auf mein Mandat als Deputierter, treibe keine Politik mehr hier.“

Da lachte Clemenceau, daß er sich vor Lachen auf die Schenkel schlug. Höhnisch schreibt Barrès: Auf den Tribünen entsetzte man sich, den kleinen Kalmücken förmlich tanzen zu sehen.

Es kam zu einem Prozeß. Daß die Papiere Fälschungen waren, wurde nachgewiesen. Doch man behauptete, daß echte Papiere zu grunde gelegen wären; der Neger hätte nur die Dummheit begangen, manches hinzuzufügen, das dort nicht vorkam. Diesen Standpunkt nehmen die Nationalisten noch immer ein. Norton erhenkte sich im Gefängnis. Ducret wurde im Gefängnis für Dupuys Geld gehegt und gepflegt.

Und als zwei Monate darauf, den 20. August, Clemenceau in seinem alten Wahlkreise in Var vor seine Wähler trat, konnte er vor dem Geschrei und Geheul der Bevölkerung nicht zu Worte kommen: „Sprechen Sie englisch!“ schrie man. „Mylord! Yes! Cornelius Hertz!“ und er unterlag gegen einen elenden Nationalisten und blieb zehn Jahre in seinem Zelt.

IV

Nun wurde er allen Ernstes Journalist, was er früher nur gelegentlich gewesen. Er wurde Schriftsteller, schrieb zahlreiche wertvolle Bücher. Er bekundete sich als Dichter in dem Romane Les plus forts und versuchte sich als Theater-Schriftsteller mit dem kleinen Drama Le voile du bonheur.

Sieht man dieses Leben mit seinem Lärm und Kampf, seinen Siegen und Niederlagen vor sich aufgerollt, so wird man es nichts so wenig ähneln finden, als dem von Maeterlinck geliebten stillen Selbstgespräch der Seele, das der Kern der Poesie ist. Dafür scheint hier kein Raum zu sein. Und dennoch ist das schlichte, tiefe Buch Les plus forts nichts anderes, während in dem kleinen Schauspiel vornehmlich Clemenceaus ruhige Menschenverachtung und sein Pessimismus Ausdruck fanden.

Etwas sehr Stilles liegt in diesem Ungestümen, etwas Verschlossenes, Wohlverwahrtes. Während die Franzosen in der Regel recht redselig sind, wenn die Rede auf das Kapitel Frau kommt, berührt er selbst bei täglichem Zusammensein nie auch nur mit einem Wort sein Verhältnis zum andern Geschlecht. Ja, er hat vor Büchern, die im Geschlechtlichen schwelgen, einen solchen Ab-

scheu, daß er seinen Freunden schon das bloße Blättern in gewissen Romanen von Pierre Louys verweist. Man darf an so etwas nicht einmal rühren, sagt er.

Man stutzt denn auch bei seinem Roman über diese in der französischen Literatur — so weit sie offen kirchenfeindlich ist — so seltene Erscheinung, die Schilderung einer großen, tiefen, ob auch illegitimen Liebe von Seite des Helden, die dessen Leben, selbst noch an zwanzig Jahre über den Tod der Geliebten hinaus, bestimmt. Er hat eine Tochter mit ihr; aber der legitime Vater hat natürlich über diese Tochter zu bestimmen, und der Held erfährt das tragische Geschick, daß sein einziges Kind ihm geistig entrissen, es in der weltlichen Snoberie und Herzenskälte erzogen wird, die ihn aufs äußerste anwidern. Es kennt sie nicht, kann sie nicht kennen, die tiefe Liebe, die entsteht, wo zwei gemeinsam gelitten haben.

Da aber das Gefühlsleben der Hauptpersonen hier auf ihrer sozialen Stellung und Erfahrung beruht, ist der Roman im innersten Kern sozial und politisch. Die höhere Gesellschaft (le monde) ist hier als ein Konsortium der Stärksten aufgefaßt, und es wird dargetan, daß heutigentags die Stärksten diejenigen sind, die sich im Besitze der Geldmacht befinden. Gewiß ist auch heutzutage das Geld nicht alles; doch ist es allzu viel. Die Gesellschaft, der Staat, ja Gott waren stets auf Seite der Stärksten; Jesus selbst hat dies ja seinem Vater am Kreuze zärtlich vorgeworfen.

Und während die Stärksten, bewußt oder unbewußt, einen Bund bilden, sind die Guten isoliert. Die Stärksten haben erkannt, daß die großen Bewegungen des Gemeingeistes, die (in Gestalt von Revolutionen zum Beispiel) so viel Lärm machen, sehr kurzlebig sind, hingegen die Gefühle, die allen gemeinsam und notgedrungen Durchschnittsgefühle sind, nie versiegen. Mit diesen müssen sie, welche die Massen regieren wollen, stets rechnen, und auf sie können sie allezeit spekulieren.

Die französische Revolution verlegte im Interesse der Umwälzung die Triebkraft der politischen Handlung in die größte Anzahl, verlieh jedoch dadurch dem Konservatismus sein Machtmittel, wirkt doch die größte Anzahl, infolge des Zusammenhalts der gemeinsamen Interessen, in letzter Instanz konservativ. Das allgemeine Stimmrecht ist die Trägheit selbst und gehorcht dem Gesetze der Inertie. Handlung kann nur vom einzelnen ausgehen.

Doch wie die Bäume im Walde sind die Volksmassen durch die Wurzeln ihrer Gefühle miteinander verschlungen, so daß die Denker Jahrhunderte brauchen, ehe sie auf den Grund dringen. Da ferner das parlamentarische System nur ein Massenregiment im verkleinerten Maßstabe ist, so bilden auch bei diesem die allen gemeinsamen Gefühle die eigentliche Wirkungskraft, und die Stärksten machen sich dies zu nutze, um sich Wohlstand um jeden Preis zu sichern und die Schwachen mittelst der Furcht vor Strafe in diesem und womöglich in einem künftigen Leben niederzuhalten.

Indessen ist es doch nicht der politische Gedankeninhalt des Buches, der auf den Leser den größten Eindruck macht, sondern das glühende Mitgefühl mit den Geopferten der Gesellschaft, von dem es beseelt ist. Der Verfasser, der sich nie einen Sozialisten nannte und die sozialistische Lehre als beschränkt betrachtet, weil sie in der Sorge um das Ökonomische aufgeht, verficht hier die Sache der ökonomisch Benachteiligten mit einer Wärme, wie man sie nicht leicht bei einem Sozialisten antrifft. Er zeigt unter anderm, wie in den um die großen Fabriken gelegenen Arbeiterorten alle, Männer, Frauen und Kinder, um leben zu können, an die Maschine gekoppelt und mittelbar an den Fabrikbesitzer gekettet sind, von ihm in jeder Beziehung abhängig und hierdurch um nichts weniger schmerzlich leibeigen, als es in früherer Zeit die Bauern waren, deren Befreiung die moderne Gesellschaft mit so großer Erkenntlichkeit gegen sich selbst feiert. Die mörderische Eigenliebe der Stärksten ist nach Clemenceaus Grundauffassung innerhalb des wechselnden Rahmens der Gesellschaft unveränderlich dieselbe geblieben.

Dieser stillschweigenden Verschwörung der Stärksten ist in dem Buche das Gefühl entgegengestellt, das die Besten bewegt: die Liebe zur Erde mit ihrem Leben und zum Himmel mit seinem Licht, die Liebe zu den Menschen und insbesondere die Liebe zum Handeln, weil wir als Handelnde das Streben der großen Abgeschiedenen fortsetzen. Der ist sein Held, der die Menschen liebt, indem er wirkt, und dem also zu lieben, seine Weise ist zu beten, anzubeten.

V

Unter dem vielen, das Clemenceau in den letzten Jahren auszurichten vermochte, steht sein Auftreten in der Dreyfus-Affäre obenan. Nicht sofort im Klaren über die Sachlage, glaubte er

sogar einige Zeit an die Schuld des Angeklagten — drei Monate länger als ich selbst, der den Quellen ferner stand —, wurde jedoch, als er tieferen Einblick gewann, einer der Vorkämpfer, die am entscheidendsten eingriffen. Um nur eine Bagatelle mitzunehmen: er war es, der Zolas berühmten Brief an den Präsidenten der Republik den Aufsehen erregenden Titel „J'accuse“ gab. Und seine Artikel über diese Angelegenheit, von denen die ersten sieben Bände (zu je 500 Seiten) nun in Buchform vorliegen, sind durch ihr Leben, ihre unerbittliche Logik und ihren scharfen Witz wahre polemische Meisterwerke. Man las sie in jener Zeit Tag für Tag mit derselben Spannung. Doch so sehr sie auf den Tag mit seinen jeweiligen Stadien und Stimmungen berechnet waren, sie vertragen es, noch nach Jahren gelesen zu werden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Clemenceaus persönliche Erfahrungen als Politiker, damals wie bei früheren Kämpfen, seinen unbedingten Glauben an die Demokratie erschütterten. Er nennt sich nicht länger einen Demokraten, glaubt nicht mehr wie früher an das Volk. Er betrachtet die Demokratie im allgemeinen als reaktionären und nationalistischen Anfechtungen stark ausgesetzt. Gäbe man überdies in Frankreich den Frauen das Stimmrecht — und das scheint ja die unausweichliche demokratische Konsequenz — so hält er es für sicher, daß die schon ohnehin so starke kirchliche Macht in Frankreich Triumphe erleben würde.

Nicht als ob Clemenceau zu jenen gehörte, die eine geringe Meinung von der Frau haben. Sein Buch Les plus forts läßt ihn eher als einen Frauenverehrer erscheinen, indem die verstorbene Claire hier förmlich das Ideal vertritt. Nur traut Clemenceau als echter Franzose der Frau nicht die Fähigkeit zu heilsamem Wirken in der Politik zu.

Frauen üben im ganzen gerade keinen besonderen Zauber auf ihn aus, wenn er auch, wie alle Franzosen, in Frauengesellschaft doppelt beredt wird. So beschwerlich ihm weibliche Überlästigkeit zuweilen sein kann, so erzählt er in Gegenwart von Damen doch so unterhaltend, daß man dem Worte einer Französin beipflichten muß, die beim Abendtisch in Karlsbad ausrief: „Wie ärgerlich, daß keine Stenographen da sind!“ Und seine Erzählung galt doch nur den Beobachtungen, die er an Tauben und ihrer Treulosigkeit im ehelichen Verhältnisse, sowie an Katzen machte, die seinen Hühnern

nachstellten und die er in seinem Garten mit Pistolen schoß. Doch was er erzählte, war lehrreich wie die Fabeln von La Fontaine, die ebenso hoch durch ihren Humor stehen wie durch ihre vollendete Form.

Selbst im Alltagsleben ist übrigens das Geschlossene seines Wesens auffällig. Er macht keinerlei Zugeständnisse an Brauch und Sitte, wofern diese nur im entferntesten seine Überzeugung berühren. Er läßt sich nie am Gängelbande des Herkommens zerren. Ich hörte selbst, wie er einem jungen Paare, das ihn förmlich vergötterte, abschlug, bei der Taufe des jüngsten Kindes Gevatter zu stehen, ja auch nur ein Dokument als Pate zu unterschreiben, weil er mit Kirchlichem nichts zu tun haben wollte.

Ich habe bei der menschlichen Begrenzung, die ich bei ihm finde, bei seinen Schwächen und Fehlern nicht sonderlich verweilen mögen. Er ist zuweilen ebenso leichtgläubig wie ungläubig. Er greift mitunter aus mangelhafter Menschenkenntnis fehl. Er hat während seiner ganzen Jugend und seinem kräftigsten Mannesalter an das allgemeine Stimmrecht und die übrigen demokratischen Fiktionen geglaubt, als wären sie mehr als ein geringeres politisches Übel nach anderen größeren.

Es lag nicht in meiner Absicht, einen Helden zu zeichnen. Wir wissen ja, daß die Einteilung in Helden und Schurken unzulänglich ist. Der politische Kampf ist keiner zwischen den guten und den bösen Menschen.

Doch ist es nicht selten einer zwischen der guten Sache und der schlechten, zwischen den in ihrer Größe höchst ungleichen Heeren des Lichtes und der Finsternis.

Es gibt öffentliche Persönlichkeiten, deren Lebenswerk überwiegend ein Kampf für die Finsternis und Unwahrheit ist, selbst wenn sie privat erträglich anständige Leute sind, und es gibt andere, deren Leben ein Kampf für Wahrheit, Freiheit und Volksglück ist, ganz abgesehen von ihrer größeren oder geringeren privaten Vollkommenheit, wie von ihren mehr oder weniger treuherzigen Illusionen.

Georges Clemenceau war mit seiner Heftigkeit im Angriffe und seiner Festigkeit in der Verteidigung stets der Anwalt der tiefen Redlichkeit und der echten Menschlichkeit.

In einem französischen Kreise kam unlängst die Wirkung zur Sprache, die Clemenceaus Wiederwahl voraussichtlich im Senate üben würde. Zum mindesten die, äußerte Anatole France, daß es,

sitzt Clemenceau im Saale, doch einen im Senate gibt, der zu Mercier „Mörder" sagen kann und zu sagen wagt, ohne daß er das Wort auszusprechen brauchte.

Man könnte auch sagen: Nun gibt es im Senate einen, der alle Formen in seiner Gewalt hat und doch kein Zugeständnis macht — das wachsame Gewissen der Machthaber.

Alfred Dreyfus

Jüngst hier in Paris in einem großen Hause, einem wahren Palaste, zu einem Frühstück geladen, kam, als sich eben die Gäste versammelten, der Hausherr mit einem etwas schmächtigen Herrn mit schönen, klaren, blauen Augen auf mich zu und stellte vor: Kapitän Alfred Dreyfus.

Ich drückte die mir dargebotene Hand und eine Bewegung durchzitterte mein Gemüt, von Angesicht zu Angesicht dem Manne gegenüberzustehen, der Jahre hindurch in dem öffentlichen Bewußtsein Europas und Amerikas einen so breiten Platz eingenommen hat. Dreyfus ist mittelgroß und hält den Kopf etwas vorgeneigt. Seine Züge sind regelmäßig, er hat ein angenehmes Lächeln, einen schönen Mund, blonden Schnurrbart, graumelierten Spitzbart, den Scheitel kahl, den Hinterkopf bedeckt mit kurzgeschnittenem, stark ergrautem Haar; das ganze Auftreten ist natürlich, gedämpft und einfach, auch die Stimme mit ihrem ansprechenden Klang ist gedämpft. Seine Abstammung, die sein Verhängnis war, läßt sich aus seinen Zügen nicht erkennen. Der erste Eindruck seiner äußeren Persönlichkeit ist der eines Blondins, und die helle Farbe seiner Augen erinnert an den Norden.

Wie viel Schlimmes hatte ich über diesen Mann gehört! Nicht von seinen Feinden, denn wer würde darauf achten! Nein, von den Verteidigern seiner Unschuld. Man hatte mir gesagt: Allerdings wäre die Dreyfusaffäre nicht möglich gewesen ohne die Verbrechercharaktere des Generalstabs, andererseits aber auch nicht ohne die Unliebenswürdigkeit des Dreyfus. Und man hatte von seinem Hochmut, seinem kalten Wesen, seiner Zurückhaltung gesprochen, die die Haltung der „Kameraden" ihm gegenüber erklärlich

machten. Doch darauf vermochte ein Fremder naturgemäß nicht solches Gewicht zu legen, als auf die Mitteilungen über sein Auftreten nach Abschluß des Prozesses gegenüber den Männern, die sein Leben gerettet hatten. Picquart, der ihm alles geopfert hatte, seine Laufbahn und seine Freiheit, habe er seine Visitenkarte mit einigen verbindlichen Worten geschickt, doch ihm nicht einmal einen Besuch gemacht. Zola habe er auch nicht aufgesucht. Einzig bei Clemenceau habe er sich persönlich bedankt, habe aber auf ihn wie auf andere einen steifen, hölzernen Eindruck gemacht. Dabei betonte man neuerdings sein Auftreten in Rennes, das alle Erwartungen getäuscht habe. Nicht ein einziges Mal sei er beredt worden, nie habe er seine Feinde und Ankläger niedergedonnert. Keinen Augenblick habe er seinen Gleichmut verloren und keinen Augenblick mit sich fortzureißen gewußt.

Nach einer mehrstündigen Unterhaltung mit ihm verdunsteten all diese Eindrücke aus zweiter Hand, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Welche schlechten Psychologen, die jene ungünstigen Mitteilungen über ihn verbreiteten! und wie schlecht sie unterrichtet waren. Zola z. B. hegte für Dreyfus die innigste Freundschaft.

Alfred Dreyfus ist ein durchaus nicht komplizierter Mensch, dessen Wesen als erwachsener Mann durch die beiden einschneidenden Momente bestimmt wurde, daß er von Geburt Elsässer und von Beruf Offizier war; mit Leib und Seele Offizier wie Elsässer bis ins innerste Mark, so daß der Verlust seiner Heimat sich zum entscheidenden Ereignis seines Lebens gestaltete. Im übrigen ein Arbeitsmensch, ein Pflicht- und Familienmensch und ein Ehrgeiziger, der zurückhaltend und still, daher nicht freundlich oder entgegenkommend; eifrig und wißbegierig, daher zuweilen fraglustig bis zur Aufdringlichkeit, von einer gewissen Gleichgültigkeit fremdem Urteil gegenüber, die ererbter Reichtum und vollständiges Aufgehen in Beruf und Arbeit zu verleihen pflegen.

Er sprach fast nicht über seine Leiden oder sein Schicksal, bemerkte nur, daß seine Gesundheit fast gänzlich wiederhergestellt sei. Er sprach von den Tropen, als hätte er eine Vergnügungsreise nach den tropischen Gegenden gemacht. Nur ein einziges Mal färbten sich seine Wangen etwas höher und wurde sein Ton etwas heftiger, als er behauptete, daß noch heutigentags nicht der geringste Verkehr zwischen Deutschen und Franzosen in Straßburg bestehe,

und daß seine Vaterstadt Mülhausen, die größte Stadt des Elsaß, in alten Tagen zur Schweiz gehört habe, aber nie unter deutscher Herrschaft gestanden hätte, so daß man hier nicht das geringste Recht habe, von einer Rückeroberung zu sprechen.

Er hatte sich offenbar in jüngeren Tagen in dem Traume gewiegt, als hervorragender Offizier zu der Wiedererwerbung der verlorenen Provinzen mitzuwirken. Als Soldat war er von heftigem Kampfeseifer beseelt. Als Privatmann aber, persönlich, für eigene Rechnung, war und ist er nichts weniger als eine Kampfnatur. In seiner Seele erbebte keine Saite, die schrill hätte erklingen können, bei dem Unrecht, das ihn persönlich traf, so ungeheuer dieses Unrecht war. Es war kein Schwungbrett in seinem Innern, von dem ein Pathos, mit stürmischem Anlauf sich hoch und höher schwingend, die Zuhörer mit fortreißen könnte; sein Inneres barg nicht die zusammengepreßte Feder, die gewaltsam hätte aufschnellen können, der mißhandelten Unschuld Strafgerichte herauszuschleudern. Darum ertrug er sein Unglück mit gleichmäßiger, nie erschütterter Fassung. Deshalb spielte er in Rennes eine so mißliche Figur. Deshalb hat er in einem kleinen Kreise etwas so Einnehmendes durch Einfachheit und gelassene Milde.

Arthur Görgei

Vor einem halben Jahre hatte ich eines Tags in Budapest, unmittelbar ehe man sich zur Tafel begeben sollte, eine große Überraschung. Ein hochgewachsener, schöngebauter Mann mit weißem Haar und Bart näherte sich mir, und als der Hausherr uns einander vorstellte, sagte er: General Görgei. Ich stutzte und frug: General Görgei? Doch wohl nicht der von 1848? Lächelnd erwiderte der Angesprochene: Gewiß, derselbe. Und er war es wirklich, von dem ich in meiner Unwissenheit nicht gewußt hatte, daß er noch am Leben sei und dem ich mich nun so unvermutet von Angesicht zu Angesicht gegenüber befand. Gerade wie eine Kerze stand er da, so leicht an seinen 83 Jahren tragend, daß er, rasch in seinen Bewegungen und voll Leben in seinem Gespräche, den Eindruck eines Mannes von einigen Fünfzigen machte.

Görgei, der Oberbefehlshaber der Revolution, eine Zeitlang Ungarns Diktator, stand da im schwarzen Frack wie jeder andere ruhige Sterbliche, und setzte sich mir gegenüber zu Tische. Nichts in seiner Erscheinung erinnerte an seine bewegte Vergangenheit, außer der von einem russischen Säbel herrührende Spalt, der ihm quer über den Kopf ging.

Unwillkürlich durchlief ich im Geiste sein früheres Leben. Erst Offizier der ungarischen adligen Leibgarde zu Wien, dann Husarenleutnant, dann, nachdem er, vom Friedensdienst gelangweilt, seinen Abschied genommen hatte, in Prag als Chemiker ansässig. Er wird ein Mann der Wissenschaft und schreibt u. a. eine Abhandlung über die flüchtigen Säuren des Kokosnußöls, die einen gewissen Ruf erlangt und von der Wiener Akademie gedruckt wird. Als die Revolution ausbricht, errichtet er eine Zündhütchenfabrik und besorgt für die aufständische Regierung den Waffeneinkauf in Belgien, kehrt heim, wird Kommandant eines Teils der mobilen Nationalgarde, verhindert den Donauübergang der Kroaten und jagt, als er den reichen Magnaten Eugen Zichy als Vaterlandsverräter hinrichten läßt, dem schlaffen Teil der Bevölkerung Schrecken ein, schwingt sich aber auch zugleich zum populärsten Manne der Revolution auf. Er zwingt 10000 Kroaten zur Kapitulation im offenen Felde, muß aber dem österreichischen Heere weichen und steht von da ab lange in offenem Streit mit jener selben ungarischen Regierung, der er untersteht, indem er in öffentlichen Kundgebungen den verkehrten Befehlen Kossuths schuld an der unglücklichen Wendung des Krieges gibt. Januar 1849 wird er genötigt, die Hauptstadt zu räumen, vereinigt sich jedoch mit den anderen ungarischen Truppen unter Klapka und wird, als Dembinski eine Schlacht verliert, an dessen Stelle zum Oberbefehlsaber über die gesamte ungarische Streitmacht, ungefähr 50000 Mann, ernannt. Mit dieser schlägt er erst Windischgräz in einer mehrtägigen Schlacht, besetzt sodann aufs neue Budapest, schlägt den General Wohlgemut und entsetzt Komorn. Als Mitte April 1849 Ungarn als unabhängige Republik proklamiert wurde, übernimmt Görgei das Kriegsministerium neben der obersten Leitung im Felde.

Im Alter von 30 Jahren steht er denn, die Augen von ganz Europa auf sich gerichtet, auf der Höhe seines Lebens und seiner Berühmtheit.

Mit dem Einrücken der Russen in Ungarn verläßt das Glück ihn wie sein Land. Er erleidet Schlappe auf Schlappe gegen das übermächtige vereinigte russisch-österreichische Heer, und als er sich schließlich, August 1849, nachdem Kossuth auf die oberste Gewalt verzichtet hat, zum Diktator Ungarns ernennen läßt, kann er diese Gewalt nur dazu gebrauchen, mit der siegreichen russischen Heeresmacht in Unterhandlungen zu treten.

Nach Haynaus Siegen war weiterer Widerstand unmöglich. Bei Világos mußte er sich den Russen ergeben. Er bat nicht für sich selbst um Gnade, vermochte aber nicht, günstige Bedingungen für Ungarn zu erwirken. So kam es, daß nun, als das furchtbare Strafgericht Österreichs über das ungarische Volk hereinbrach, die öffentliche Meinung, die ihn früher auf den Schild erhoben hatte, sich aufs heftigste gegen ihn kehrte und ihn, noch während er in Klagenfurt gefangen saß, als Verräter brandmarkte. 1868 kehrte er nach Ungarn zurück, um dort in stiller Zurückgezogenheit zu leben. Doch erst in unseren Tagen wurde die gegen ihn erhobene törichte Beschuldigung des Landesverrats als nichtig erkannt und vergessen, und Görgei genießt nunmehr in seinem Vaterlande die tiefe Achtung, die er verdient.

Den Gesprächsstoff bei Tische bildeten die Begebenheiten des Tages. Es wurden Toaste auf den Hausherrn, der seinen Geburtstag feierte, sowie auf einen der Gäste ausgebracht, doch vor und nach den Reden plauderte Görgei munter, lebhaft und anspruchslos, ein ebenso aufmerksamer Zuhörer als guter Erzähler. Wie bei einer Mittagsgesellschaft nur natürlich, drehte sich die Konversation um einige Kleinigkeiten und Scherze.

Nun ist daran gewiß nichts Außerordentliches, einen großen Mann sich als Mensch im täglichen Leben einfach und ruhig geben zu sehen. Nur ein Kind denkt sich die großen Männer beständig als groß in Funktion. Nur ganz unentwickelte Menschen erwarten, ihnen rein äußerlich ansehen zu können, wie sie in den entscheidenden Situationen waren und handelten. Nichtsdestoweniger wirkte das Antlitz Görgeis dort am Tische ganz eigen auf mich. Ich suchte darin unwillkürlich jene Soldatenstrenge, die ihn bewog, um ein Exempel zu statuieren, den mächtigen Magnaten zum Galgen zu verurteilen, suchte den herrischen Trotz, der ihn als Oberkommandanten dahin gebracht hatte, mit seinen sämtlichen Offizieren die

Anklage gegen die revolutionäre Regierung des Landes zu unterschreiben, in deren Dienst er stand. Er war ein Mann der Wissenschaft, ein kluger Taktiker, ein kaltblütiger Heerführer in Sieg und Niederlage, Diktator seines Landes, dann Gefangener, dann ein Verbannter, dann wohl an vierzig Jahre als Landesverräter verhaßt oder als verdächtige Persönlichkeit übel angesehen gewesen, alle diese Stürme hatte er herauf beschworen oder sie waren über sein Haupt dahin gefahren, und nun saß er hier, aufrecht und schlicht, als ruhiger Gast.

Doch das eigentlich Merkwürdige, das am meisten zu denken gab, war doch noch etwas anderes: Nicht älter als dreißig Jahre, hatte dieser Mann sich schon vom einfachen Leutnant zur höchsten Würde seines Landes emporgeschwungen, und nicht älter als einunddreißig, hatte er die Großtaten seines Lebens hinter sich, den Platz in der Weltgeschichte für immer erobert, von da ab als ein von der Welt völlig unbeachteter Privatmann lebend — und dies ohne Verbitterung, ohne abgestumpft zu sein.

Dergleichen kommt in dem Leben ungewöhnlicher Menschen, deren innerstes Wesen Tatkraft ist, zuweilen vor. Die tapfere und stolze Vera Sassulitsch ist ein ähnliches Beispiel. Im Januar 1878, als sie auf den General Trepof, der einen politischen Gefangenen hatte peitschen lassen, ihren Pistolenschuß abfeuerte, wurde sie mit einem Schlage in der ganzen Welt so berühmt wie Charlotte Corday. Als das Schwurgericht sie freisprach und die Versuche der Regierung, sich ihrer Person zu bemächtigen mißglückten, wuchs in Europa womöglich noch die Teilnahme für sie. Von da ab stieg sie freiwillig in die Vergessenheit hinab. Nicht bloß deshalb trat sie ins Dunkel zurück, weil sie genötigt war, in der Schweiz unter falschem Namen zu leben, noch weil es ihr, bei ihrer hohen Begabung, ihren Kenntnissen, ihrer feinen Bildung, nicht möglich gewesen wäre, sich Geltung zu verschaffen. Sie ist schlichten Herzens, arbeitsam, für die Idee, der sie ihr Leben geweiht hat, tätig und allen persönlichen Ehrgeizes bar. Sie war aber zum Handeln geschaffen, zu der tiefen Entschlossenheit, die, ohne ein übriges Wort zu verschwenden, das Leben einsetzt. Die Originalität ihrer Seele hat späterhin zu keiner vollen Entfaltung mehr gelangen können, weil sie ungewöhnlicher Umstände bedurfte, um sich in ihrer ganzen Stärke zu zeigen, genau wie die Görgeis. Vera Sassulitsch ist auch noch heutigentags,

nur wenig über die Vierzig stehend, lebensvoll wie wenige, was sich in ihren Gebärden, in ihrem feurigen Redestrom hinlänglich bekundet. Allein, ob sie auch unstreitig ein äußerst nützliches Wesen ist und mit den von ihr verfaßten Flugschriften über ökonomische Fragen dem Aufklärungswerke in Rußland nicht wenig Vorschub leistet, das große Ereignis ihres Lebens liegt doch unwiderruflich hinter ihr.

Die Parodie dieser Erscheinung hatte ich bei einem mir bekannten Kopenhagener Schauspieler vor Augen. Er gab 1851 den Hamlet und zehrte, so talentvoll er im Grunde war, bis in die achtziger Jahre an dieser Erinnerung.

Die Männer des Wortes haben den Männern der Tat gegenüber häufig Grund zum Neide. Selten oder nie erringen sie auch nur annähernd die Macht desjenigen, der belohnen, strafen und, nicht nur im übertragenen, sondern im buchstäblichen Sinne siegen kann. So manchesmal mögen friedlich begabte Frauen Heldinnen beneiden, die mit einer einzigen Tat ihrem Namen einen Glanz verleihen, den kein noch so gut geschriebenes Buch, kein noch so erfolgreiches Theaterstück je zu schenken vermag, und mit deren Ruhm — merkwürdigerweise — nur der einzelner Schauspielerinnen sich zu messen vermag; dafür aber bedürfen die Männer und Frauen, die einzig zum Handeln geschaffen sind, eines ganzen, die Verhältnisse des Alltagslebens durchbrechenden Komplexes von außerordentlichen Umständen, um ihr Wesen an den Tag zu legen. Die künstlerisch oder wissenschaftlich veranlagten Menschen sind nur in geringem Maße auf die Umgebung angewiesen, und wenn sie vom Glanze der Berühmtheit rasch wieder ins Dunkel zurücktreten, so liegt es an ihnen selbst und nicht an den äußeren Verhältnissen.

Der Vergleich lag nahe, als ich den Tag, nachdem ich einige Stunden in Gesellschaft Görgeis verbracht hatte, an dem Tische des Mannes saß, der wohl einstimmig als der hervorragendste Ungarns gepriesen wird. Maurus Jokai (oder wie er sich magyarisch schreibt, Jokai Mor) zählt jetzt 75 Jahre und war, wie Görgei, schon 1848 berühmt. Seit damals aber hat sich der Glanz seines Namens nie verdunkelt, vielmehr stets nur erhöht. Seine Einbildungskraft war überströmend und sein Humor unerschöpflich. Ein ununterbrochener Schaffensdrang, der unter einer Produktionsfülle von nahe an dreihundert Bänden nicht erlahmte, hält die

24*

Bewunderung seiner Nation in Atem. Eine höchst eigenartige Phantasie in ihrer wundersamen, mannigfach abgestuften Kraft, hat diesen Mann, der in den vierziger Jahren der Freund und Kamerad Petöfis war, auf den ersten Platz in seinem Vaterlande erhoben und ihn auf demselben bis ins Greisenalter erhalten.

Alles in allem haben denn die Männer des Wortes denen der Tat nichts nachzutragen.

Gustav Johannsen

So sehr man Gustav Johannsen in Nordschleswig vermissen wird, so sehr auch seine Kopenhagener Freunde trauern werden, seine Gestalt nicht mehr sehen, nicht mehr seine warmen, zuversichtlichen Worte vernehmen zu sollen, der Ort, wo er am schwersten zu ersetzen ist, bleibt doch Berlin.

Gustav Johannsen hatte die unschätzbare Eigenschaft, daß er, so völlig er in der Sache aufging, zu deren Wortführer und ausgezeichnetsten Vertreter er sich aufschwang, doch ohne allen Fanatismus blieb und seine dänische Gesinnung chemisch rein von Nationalhaß war. Die schwierige Stellung, die er im deutschen Reichstage einnahm, wurde dadurch erleichtert, daß seine Parlamentskollegen das Gefühl hatten, er käme ihnen mit aufrichtiger Sympathie und ohne jeden Hintergedanken entgegen. Seine Denkart, sein frohgemutes Wesen, sein Takt, in dem seine Klugheit, seine Menschenkenntnis und seine Vorsicht zum Ausdruck kamen, gewannen ihm das Wohlwollen der verschiedenartigsten Persönlichkeiten. Er war wohl gelitten, selbst unter jenen, die gegen ihn stimmten; aber er hatte Freunde unter den Freisinnigen, den Polen und den Sozialisten, und diese Freunde waren nicht bloß politische Freunde. Er stand Männern wie Eugen Richter und Georg von Vollmar nahe, was um so anerkennenswerter ist, als Freisinnige und Sozialisten schlecht miteinander auskamen. Mit den Polen verband ihn die gemeinsame Lage; doch auch die Deutschen fühlten und wußten, daß dieser Mann, der kraft seines Mandats die leibhafte Opposition gegen die moderne politische Deutschtümelei darstellte, einzelnen Deutschen gewogen war, sich unter ihnen wohl fühlte und gleich wie er ihre

Sprache bis zur Vollkommenheit beherrschte, auch keinerlei Voreingenommenheit gegen sie kannte. Er hatte überdies, was die Deutschen Gemüt nennen.

Kaum geringere Gewandtheit, als er in Berlin bedurfte, hatte er in Kopenhagen nötig. Es war natürlich, daß er ursprünglich der Rechten oder richtiger der Nationalliberalen Partei am nächsten stand, betonte diese doch schon in ihrem Namen ihre vaterländische Gesinnung. Sie hatte bekanntlich lange Zeit die vaterländischen Gefühle als ausschließliches Vorrecht für sich in Beschlag genommen, und als sie mit der Rechten verschmolz, bewegte sich diese so völlig in dem alten Geleise, daß sie sich sogar zu gesetzwidrigen Handlungen verstieg, die nur Platz greifen konnten, weil sie im Namen der Nationalität geschahen. Die Unterstützung, die ihm als Vertreter Nordschleswigs in Dänemark von Wichtigkeit sein konnte, fand er selbstverständlich eine Zeitlang am ehesten bei der Rechten. Nicht als ob er je Partei genommen hätte; doch es lag in der Natur der Verhältnisse, daß sich am meisten Stütze von den Herrschenden erwarten ließ. Ungefähr vor einem Jahrzehnt nun änderten sich diese Verhältnisse. Einige Männer der Linken, unter denen besonders Gustav Johannsens Schwiegersohn, Johan Ottosen, hervorgehoben werden muß, hatten ein offenes Auge dafür, daß sich die Linke nie und nimmer durch die Haltung der Rechten von der Fahne verscheuchen lassen dürfe. Nicht nur, daß die Mehrzahl des Volkes selbstverständlich ganz ebenso mit Leib und Seele dänisch war, wie die herrschende Minderzahl, es regte sich ein weit tiefer begründetes natürliches Mitgefühl für die Lage der Südjütländer bei jenen, die in Dänemark selbst von provisorischen Gesetzen und von Gendarmen geplagt wurden, als bei den heimischen Unterdrückern. Es war eine gute und notwendige Politik für die Linke, sich nicht nur wahre Vaterlandsliebe, sondern lebendiges Interesse für die nationale Frage zu vindizieren. Ohne sich von der Haltung der konservativen Blätter beirren zu lassen, näherte sich Gustav Johannsen nunmehr Männern der Linken, bei denen er auf Übereinstimmung der Anschauungen rechnen konnte, und aus einem bloßen Bekannten wurde er bald ihr herzlich geliebter, herzlich verehrter Freund.

Es sei mir gestattet, zu all den Zeugnissen der Männer, die ihm näher standen und die des Ruhmes seiner Liebenswürdigkeit

und Klugheit voll sind, auch mein persönliches zu fügen. Nicht mehr als zehn Jahre sind es her, daß ich in der konservativen Presse Dänemarks noch immer als Landesverräter behandelt wurde. Als damals mir zu Ehren ein Fackelzug durch die Kopenhagener Straßen zog, brachte die Ferslewsche Presse einen Artikel, mit welchen Gefühlen der Scham und des Schmerzes den eben am selben Tage angekommenen Gustav Johannsen der Anblick dieser Fackeln erfüllt haben müsse. Der Schmierer, von dem das Elaborat stammte, wußte nicht, daß Johannsen den Tag zuvor mich hatte bitten lassen, den folgenden Abend mit ihm zu verbringen, und weder Johannsen noch ich sahen uns veranlaßt, die Herren über unsere freundlichen Beziehungen aufzuklären. Sie gestalteten sich stets vertrauter und wärmer, zuletzt zu einer echten Freundschaft, für die ich dem Dahingeschiedenen Dank schulde. Die letzte lange Unterredung mit ihm hatte ich voriges Jahr im Kopenhagener Kommunehospital, wo seine stattliche Gestalt einiges Aufsehen und viel Interesse erregte. Er besaß Eigenschaften, die sich selten vereinigt finden: er war warmherzig und klug. Er war in vieler Hinsicht ein Gefühlsmensch, und eine gewisse Kordialität bildete eine Grundeigenschaft seines Wesens. Doch hatte er nichts von der Unbesonnenheit der Warmfühlenden.

Er war auf seinem vorgeschobenen Posten äußerst bedächtig geworden und wußte sehr wohl, was er sagte und tat, d. h. was zu tun und zu sagen anging; er ging so weit als möglich, und nicht einen Schritt zu weit. Er war der rechte Mann am rechten Platze, und nun ist er dahin.

Viggo Hörup

Es war in der Neujahrsnacht 1871—1872; eine kleine Gesellschaft hatte sich bei Holger Drachmann in seinen Dachzimmern im Hotel Phönix versammelt. Als einer der Geladenen, der den Abend anderwärts verbracht hatte und erst nach Mitternacht erschien, eintrat, ergriff gerade ein junger ihm unbekannter Mann das Wort; er sprach begeistert und bewegt, mit einem etwas singenden Tonfall, der die Provinz merken ließ. Er wolle, sagte er, in dieser

Neujahrsnacht, in der das historische Jahr 1871 zur Rüste gehe, des Mannes gedenken, „dem wir alles verdanken", der uns die Verschmähten, die Armen und Niederen lieben lehrte und uns Ideale gab, denen wir treu bleiben wollen: Sören Kierkegaard. Der eben Eingetretene, der in übermütiger Laune war und die Rede zu empfindsam fand, warf eine scherzhafte Bemerkung ein, was ihm die ziemlich scharfe Abfertigung eintrug: „Was hat der dort in der Ecke sich über mich lustig zu machen!" Das war keineswegs die Absicht des Betreffenden gewesen; aber der unbedeutende Zwischenfall hatte zur Folge, daß nicht wenige Jahre verstrichen, ehe er wieder mit Hörup zusammentraf; denn Hörup war es, der gesprochen hattte, damals so ganz ohne Ironie.

Als die dänische Zeitung „Morgenbladet" zu erscheinen begann, war sie so verhaßt und verachtet — man nannte sie „Die Morgenpost", als könnte man sich ihres eigentlichen Namens gar nicht entsinnen — daß die wenigen, die sie hielten, sich dessen den Bekannten gegenüber ein wenig schämten und sie lieber beiseite legten, wenn sie Besuch erwarteten, um nicht sofort in einen aufreibenden politischen Disput mit dazugehörigen Witzen und Sticheleien zu geraten. Wer aber Sinn für Sprache und Stil hatte, konnte nicht umhin, zu stutzen, als Hörups erste, mit seinem Namen gezeichnete Artikel erschienen. In dieser schlecht ausgestatteten Zeitung, deren grünliches Papier an Robespierres Gesichtsfarbe erinnerte, leuchteten sie wie Feuerwerkssonnen. Es war ein Übermut und ein überlegener Ton darin, die so in Staunen setzten, daß man die Aufsätze stets zweimal las.

Topsöe hatte in einem Artikel, der über die Haltung der Linken klagte, mit Hohn von dem Hanswurst gesprochen, der sich im „Morgenbladet" tummele. Tags darauf brachte das Blatt eine Antwort über das Ding, die Grete, diese merkwürdige Küchenjungfer, an der nie ein Faden trocken sei vor lauter Heulen und Flennen. Die Lacher kehrten sich nun gegen den Angreifer, trotzdem in dem Artikel das Bild nirgends ausdrücklich auf ihn bezogen war.

Björnsons „Redakteur" erschien, ein Schauspiel, das darauf angelegt war, die Sache der Linken in Norwegen zu stärken und daraus die Mitglieder der dänischen Linken für sich hätten Kapital schlagen können. „Morgenbladet" indes brachte über das Stück ein anonymes Feuilleton, das einen männlichen Protest gegen das

allzu Weichliche seiner Grundauffassung, besonders gegen den darin enthaltenen Appell an das Mitleid einlegte und mit den kühnen Worten schloß: „Es gibt keinen Platz für Märtyrer in der vereinigten Linken."

Hörups siegessicheres Auftreten kam daher, daß er die Zukunft in rosigem Lichte sah. Er war überhaupt ein politischer Optimist, er ließ sich von Schwierigkeiten nicht schrecken, ja, er war geneigt, sie zu unterschätzen. So weissagte er Estrups Konseilspräsidentschaft ein baldiges seliges Ende. So mochte er es 1883 lange nicht glauben, daß Berg ihm die Redaktion des „Morgenbladet" aus den Händen reißen wolle, und als er wenige Tage, ehe es geschah, von eben dem Manne, der allgemein als der mutmaßliche künftige Redakteur Bergs bezeichnet wurde, eine Einladung zu einer l'hombre-Partie erhielt, neigte er sofort zu der Ansicht, daß die Wolke vorübergezogen sei. Damals aber, als das provisorische Finanzgesetz erlassen wurde, wies er, ohne eine Minute zu verlieren, nach, worin nun die Gefahr bestehe. Von dem Vorgefallenen in keiner Weise eingeschüchtert, warf er die Frage auf: „Kann noch schlimmeres geschehen?" und gab die Antwort: „Ja, wenn wir uns dazu hergeben, dem Gewaltakt Gesetzeskraft zu verleihen." Vom ersten Augenblicke an war er auf seinem Posten gegen die Gefahr, daß das dänische Volk in seiner Weichheit und Schlaffheit sich könnte hinreißen lassen, dem Ministerium die Absolution für den von ihm begangenen Verfassungsbruch zu erteilen. Ihm kam es nur darauf an, daß keine Erschütterung des Rechtsgefühls der Rechtskränkung folgte.

Darum nahm er sich den Vergleich der Gemäßigten mit der Regierung so sehr zu Herzen. Darum ließ es ihn kalt, als gleichzeitig die Niederlage der Linken bei den Gemeinderatswahlen in Kopenhagen eintrat. Darum tat er später von dem Vergleich die witzige Äußerung, er wäre nicht durch die Denk-, sondern die Sitzorgane zustande gekommen und trage das Gepräge dieses Ursprungs.

Von allen, die mit Hörup zu tun hatten, wird hervorgehoben, welche Milde in seinem Auftreten und seiner gewohnten Redeweise lag, wie leicht es sich mit ihm arbeiten ließ, mit einem Wort, welch fester und ausgebildeter Charakter er war. Als Berg 1883 mit ihm brach, war alles, was Hörup über ihn äußerte: „Er ist ein

großes Kind" — Worte, die auf ihn selbst niemand je hätte anwenden können. Er war von allem Anfang an ein ganzer Mann, der sich nie beklagte, nie überhob, nie andere meisterte, sich immer gleich blieb.

Er hat sehr an sich arbeiten müssen, ehe er diese Selbstbeherrschung errang, die ihn nie aus dem Gleichgewicht kommen, sich nie eine Blöße geben ließ und die, selbst wenn sein Angriff am allerleidenschaftlichsten war und seine Ironie bis aufs Blut geißelte, ihn davor bewahrte, auch nur ein Wort mehr zu sagen, als ihm lieb war.

Ihm erschien die politische Agitation, die die Gemüter gegen ein entwürdigendes und unheilvolles Regiment zu entflammen strebte, als etwas so Berechtigtes, daß in seinen Augen die Übertreibungen und Unbilligkeiten, die sie heraufbeschwor, kaum einer Entschuldigung bedurften. Wie er sich einmal ausdrückte: „Nur die Füchse, denen Samson Fackeln an den Schwanz gebunden hat, stecken die Saat der Philister in Brand."

Nie wich er zurück oder zuckte auch nur mit der Wimper, wenn seine agitatorischen Kraftworte oder Fragen oder scharfen Ausfälle die Gegner in Wut versetzten. Und es gab Zeiten, wo man selbst seine Person bedrohte, wo es in der Östergade unter den Fenstern der „Politiken" schwarz war von zusammengerotteten Mannsleuten, die Böses im Schilde führten. Einmal, als es besonders bedrohlich aussah, holte ihm einer der Mitarbeiter einen amerikanischen Konstablerstab, sich damit zu verteidigen, wenn er überfallen würde.

Er besaß die Gabe, die auch anderen großen Agitatoren eigen war (Lassalle, Gambetta), eine historische Situation oder eine politische Lehre, eine Forderung der Zeit in eine ganz knappe, handliche Formel zusammenzudrängen, die jeder leicht behalten, jeder seiner Anhänger beständig bei sich haben konnte, wie einen Revolver, den man dem Gegner an die Brust setzt.

Diese Gabe hing mit seiner großen Rednergabe zusammen. Er sprach auf offenen Plätzen immer in kurzen, kernigen Sätzen, die sich leicht erfassen und von denen sich keiner überhören ließ. Er rammte seine Sätze wie Keile ein, schleuderte sie wie Spieße hinaus, feuerte sie wie Kugeln ab. Sein Spott zischte, sein Witz und Hohn schnitt durch die Luft, seine Trostworte sangen.

Er sprach weit lieber in freier Luft als in einem Saal: er empfand die Gewalt, die von der Masse auf den großen Volksredner ausgeht; war er doch durch und durch volkstümlich, so wenig breit er in seiner Form und so wenig zugänglich er in seinem Wesen war. Und sprach er vor einer Minderzahl, so hatten seine Worte stets eine Tragweite, die hinausgriff über die im Saale um ihn Versammelten.

Dennoch war er ein noch größerer Schriftsteller als Redner. Kein zweiter dänischer Autor hat je mit solcher wohltuenden Verachtung dessen geschrieben, was nichts Besseres wert ist, als verachtet zu werden, noch hat je einer seiner Geringschätzung Ausdrücke eines so heiteren, spielenden Witzes geliehen oder sie unter einer so abgrundtiefen Ironie zu verbergen gewußt.

Oftmals ist zu Hörups Lebzeiten von seinen Freunden seine Bedeutung als Schriftsteller erörtert worden. Da er jedoch (offenbar aus Furcht, seine Artikel als literarische Erzeugnisse betrachtet zu sehen, statt als Aneiferungen zum Handeln) sie nie zu Büchern sammelte, so hat die mangelnde Übersichtlichkeit seines Lebenswerkes dessen rein literarische Würdigung erschwert. Nun dürften sie in Buchform herausgegeben werden.

Als ein einziges Mal Hörup darein gewilligt hatte, als Grundlage für eine Charakteristik, über die bedeutendsten unter seinen Artikeln und die für seine schriftstellerische Persönlichkeit kennzeichnendsten Aufschluß zu geben, stand er im letzten Augenblicke mit der Bedründung davon ab, daß sie sich eigentlich doch nicht für die Aufbewahrung eigneten. Im Grunde sei es derselbe sich zehn Jahre wiederholende Artikel und dergleichen. Er mochte als Politiker nicht mit einem Literaten verwechselt werden.

In der Tat war ja auch, was er schrieb, keine Schönschrift auf dem Papier, sondern ein flammendes Mene Tekel an der Wand.

Louis Pio

Vor einiger Zeit brachte das in Omaha erscheinende Blatt „Der dänische Pionier“ einen ganz vortrefflichen Artikel über Louis Pio, den Gründer der dänischen Arbeiterpartei, anknüpfend an die abfällige Besprechung, die sein Auftreten in dem von J. Jensen

und C. M. Olsen veröffentlichten Buche „Übersicht über die Bewegung der Fachvereine in Dänemark“, gefunden hatte. Die gegen den Schöpfer des dänischen Sozialismus Louis Pio hauptsächlich erhobene Beschuldigung ging dahin, „daß er die Sache der Arbeiter verriet und sich vom Gelde der Gegner verlocken ließ“. Als seine mutmaßlichen Beweggründe nahm man an, daß er wohl künftige Reibungen mit den Parteigenossen und der Behörde gefürchtet, möglicherweise auch plötzlich den Glauben an seine Kräfte wie an die Ideale, die er sein Lebenlang verfochten, verloren habe; eine authentische Erklärung liege nicht vor.

Eine solche Erklärung suchte nun der erwähnte, offenbar von Angehörigen Pios inspirierte oder geschriebene Artikel zu geben. Er war von Wohlwollen für Pios Persönlichkeit erfüllt, machte aber keinen Versuch, etwas Wesentliches wegzuleugnen und zu beschönigen, und die für das plötzliche Verschwinden des in breiten Schichten vergötterten Arbeiterführers gegebene Erklärung ist sicher die richtige.

Als Pio im Frühjahre 1875 nach zwanzigmonatlicher Marter im Zellengefängnis von Vridslöselille auf freien Fuß kam, war seine Gesundheit so erschüttert, daß er nicht wagen konnte, sich einer neuerlichen Verurteilung auszusetzen.

Gewiß, es wurden ihm nach seiner Freilassung begeisterte Huldigungen von seinen Parteigenossen dargebracht. Nach allgemein menschlicher und namentlich dänischer Gepflogenheit aber bildete er als Führer den Gegenstand leidenschaftlicher Mißgunst und gründlichen Hasses von seite der Genossen, und diese Gefühle machten sich in steten Angriffen auf seine Person und sein Privatleben Luft. Dies, in dem Artikel an erster Stelle genannt, dürfte indes nicht allzu schwer in die Wagschale gefallen sein.

Die Hauptsache waren wohl die ökonomischen Schwierigkeiten, in die er durch die Schulden geraten war, die er zu Gunsten der Sache hatte machen müssen. Als er seine Agitation begann, war er ein völlig mittelloser Mann und fand begreiflicherweise auch bei keinem Kapitalisten eine Stütze. Er hatte seinerzeit seine Bücher versetzen müssen, um die ersten Nummern seiner Wochenschrift „Der Sozialist“ herausgeben zu können, und mußte, als er sie in ein Tageblatt umwandeln wollte, bei einem Wucherer Geld aufnehmen. Die Wochenschrift bestand nur vom Juli 1871 bis zum März 1872,

und da die Furcht vor der Polizei den einen Buchdrucker nach dem andern abschreckte, so wurden diese Nummern nacheinander bei O. C. Olsen, Oettinger, Strandberg, Christiansen (auf einer Handpresse aus der Zeit Christians IV.) in Kopenhagen, dann bei Bäät in Malmö, dann in Hamburg hergestellt. Die erste Nummer des Tageblattes (vom 2. April 1872) wurde bei Henriksen gedruckt, doch schon den 5. April desselben Jahres waren die Führer hinter Schloß und Riegel gebracht.

Von 1875—1877 hatte Pio beständig gegen Geldmangel und Schulden zu kämpfen. Er selbst hatte wenig Bedürfnisse und lebte sparsam. Da aber das Blatt in Henriksens Ausstattung fast unlesbar war, beschloß er, selbst eine Druckerei zu errichten, zu der das gesammte Material in Hamburg um 30000 Kronen angekauft wurde. Als es auf dem Zollamt anlangte, hatte er nicht einmal das Geld, den Zoll zu erlegen. In seiner Verlegenheit wendete er sich an eine damals als Sozialistin bekannte Dame, die schwedische Baronin Liljenkrantz, die ihm ein Darlehen von ein paar Tausend Kronen gegen hohe Zinsen und die Bedingung bewilligte, ihr und einem guten Freunde eine Stellung bei dem Blatte einzuräumen. Diese Dame, mit deren Beziehungen zu Pio das Gerücht ohne Schatten eines Grundes sich viel zu schaffen machte und die ihm nie auch nur das kleinste persönliche Wohlwollen bewiesen hat, war eine höchst drollige Abart einer im Norden ziemlich seltenen Erscheinung, eine unter ihren Stand gesunkene, äußerst rachgierige Elvira, die behauptete, „verführt" worden zu sein, und einige dreißig alt, Flugschriften gegen ihren neunzehnjährigen norwegischen Verführer veröffentlichte. Sie haßte die Gesellschaft, weil sie die Ausschließung des „Verführers" von der norwegischen Universität, deren Satzungen den Studenten sittlichen Lebenswandel vorschrieben, nicht durchsetzen konnte. Eines Tags sprach sie die Hoffnung aus, durch ihre Flugschriften eine Änderung der Gesetzgebung in den nordischen Ländern herbeizuführen, als aber diese Äußerung mit dem erstaunten Ausruf „Wie alt sind Sie denn?" beantwortet wurde, lispelte sie plötzlich: „Muß ich dies beichten?" Alles andere gab sie gern preis, nur ihr Alter nicht.

Das Geld der Baronin langte nicht sehr weit, und Pio mußte neue Summen aufnehmen. Drei Fachvereine streckten ihm Geld vor; doch es half nichts; die Druckerei arbeitete unter großen Aus-

lagen; er sank tiefer und tiefer in Schulden und die Polizei kaufte alle Forderungen gegen ihn auf.

Im Sommer 1876, als die Arbeitslosigkeit in Kopenhagen besonders groß war, begann er sich für Auswanderung zu interessieren und beantragte eine staatliche Unterstützung für die Arbeitslosen, die das Land verlassen wollten. Ein ehemaliger Konsul in Kansas-City, ein Schwede, brachte ihn auf den Gedanken, eine sozialistische Kolonie von Dänen in Kansas zu gründen. Hierzu war jedoch Geld vonnöten; Pio hatte keines. Ein bekannter Kapitalist, dem es um die Ausrottung des Sozialismus zu tun war, händigte auf die Aufforderung der Polizei hin dem damaligen Polizeiinspektor Hertz eine Summe Geldes ein, für die er Pios Einwilligung, fortzuziehen, erkaufen und damit auf seine Weise zur Auswanderung beitragen sollte.

Hätte Pio einen politischen Ausweg zu sehen vermocht, so wäre er schwerlich dazu herabgesunken, das Anerbieten anzunehmen. Aber gerade politisch war seine Lage eine ganz verzweifelte. Es war zu Beginn des Jahres 1877. Man erwartete jeden Augenblick die Erlassung des ersten provisorischen Finanzgesetzes. Seiner ganzen Haltung und Vergangenheit nach konnte Pio den Verfassungsbruch nur mit einem aufrührerischen Appell an den Arbeiterstand beantworten, und sobald er diesen erließ, schlossen sich abermals die Mauern des Zuchthauses um ihn. So schlug er denn alles, Sache und Ehre, in die Schanze, um mit dem Gelde des Gegners die Wirksamkeit zu erwählen, die, wie er glaubte, sich ihm in einem fremden Lande eröffnen würde.

Die ganze Summe, um die er sich verkaufte, waren lächerliche 10000 Kronen, und diese gingen — was man in Dänemark wohl kaum gedacht hat, der Schreiber dieser Zeilen aber mit Bestimmtheit weiß — für den erbärmlich mißglückten Kolonisierungsversuch in Kansas auf. Teils erwies sich das Klima von Kansas als das ungesundeste, das es in den Vereinigten Staaten gab, teils taugten die ausgewanderten Kopenhagener nicht zu Kolonisten. Ihre Frauen, die von Pio Geld zu Tee und Kaffee erhielten, wollten immer von allem das beste haben, „denn das wäre auf die Länge das billigste", während Pio selbst Tage und Nächte auf der Eisenbahn mit einem Sack trockener Cakes als einziger Nahrung reiste. Nach Verlauf von wenigen Monaten war alles aus

Kopenhagen mitgebrachte Geld aufgezehrt und die Ansiedler suchten das Weite. —

Bei Beurteilung der Persönlichkeit des ersten dänischen Arbeiterführers darf nicht außer acht gelassen werden, daß er, wenn er von der Polizei sich dazu bestechen ließ, auszuwandern, dabei weder Wohlleben erhoffte, noch je erlangte. Seine Handlungsweise läßt sich selbstverständlich nicht rechtfertigen; doch hat er selbst sie am bittersten entgolten, und sie läßt sich auch nur als ein Akt der Verzweiflung erklären. Louis Pio war kein ursprünglicher Geist; er hatte keine eigentümlichen Gedanken, noch vermochte er bekannten eine neue, unvergeßliche Form zu geben. Er war auch nicht so begabt wie sein Vorgänger, der allzu früh dahingeraffte Frederik Dreier, seinerzeit unstreitig der beste Kopf Dänemarks. Aber Pio war ein hervorragender Mann, kenntnisreich, energisch, entschlossen, der auch in besonderem Maße die Gabe besaß, auf die Massen Eindruck zu machen und sie zu gewinnen. Er war kein bloß ehrgeiziger und eitler Mann, der sich gern „Großmeister" nennen hörte, wohl aber von Haus aus ein ehrliebender Mensch. Streng gewissenhaft war er allerdings nie; er warf mit aufreizenden Beschuldigungen um sich und richtete ab und zu seinen Stil allzu sehr nach den kaum Halbgebildeten ein, für die er schrieb. Doch er zeigte sich so sehr als Charakter in den fünf, sechs Jahren, in denen er für seine Sache kämpfte und duldete, daß es mit gutem Grunde das größte Aufsehen erregte, als man sein plötzliches Verschwinden und dessen Veranlassung erfuhr. Man begriff nicht, daß er seinen Namen so der Verachtung preisgeben, so seinen Widersachern recht geben konnte.

Um das zu verstehen — und es ist die wehmütige Lehre, die man aus seinem Leben ziehen mag — muß man sich vor Augen halten, welche geradezu erschreckend herabwürdigende und demoralisierende Macht die sozialen Verhältnisse Dänemarks hatten, fast von der Zeit der Durchführung der Juliverfassung von 1866 an bis hinein in unsere Tage. Wer alle die Gerichtsverhandlungen in dem Sozialistenprozesse von 1872—1873 mit den dazugehörigen Flugschriften studiert, kann sich selbst jetzt, wo die leidenschaftliche Erregung jener Zeit vollkommen erloschen ist, eines Gefühls von Ekel und Verachtung nicht erwehren. Haben die Führer des Sozialismus nicht eben viel Herzgewinnendes, denn es sind Männer

von zweifelhaftem Wert, die oft um jeden Preis nur aufreizen wollen, so sind die Stützen der Gesellschaft noch gehaltloser. Das Herz schnürt sich einem in der Brust zusammen, wenn man die Rede des Staatsanwaltes und das Urteil mit seinen Motiven liest. Besonders widerwärtig berührten schon damals die von Georg Kringelbach herausgegebenen „Aufklärungen" über das Urteil des Kriminal- und Polizeigerichtes, und die auf Veranlassung des Justizministers herausgegebene Flugschrift „Die Tatsachen des mittelst Erkenntnis des obersten Gerichtshofes am 6. August 1873 abgeurteilten Kriminalfalls". Hinter diesen Brochüren fühlt man die ganze Sippe der Spießbürger, die in ihrer Wut, daß jemand innerhalb der Grenzen des Landes, als dessen Herrn sie sich fühlt, entschieden von ihr mißbilligten Anschauungen zu huldigen wagt, den Rechtsapparat in Bewegung setzt, um politische Gegner oder Angreifer als gemeine Verbrecher mißhandeln zu lassen und die gegen die Verhaßten, wenn sie wehrlos in ihrer Macht sind, ohne auch nur eine Regung von Humanität zu empfinden, veraltete oder verwerfliche gesetzliche Bestimmungen bis aufs äußerste ausnützt, um ihnen die Ehre abzuschneiden und sie an Leib und Seele zu grunde zu richten.

Hatte der Wortlaut des Grundgesetzes von dem Rechte der Bürger, sich unbewaffnet zu versammeln, überhaupt einen Sinn, so war es verfassungswidrig, daß der Kopenhagener Polizeidirektor die für den 5. Mai 1872 einberufene Versammlung, und nicht nur diese, sondern alle künftigen Versammlungen, die der Arbeiterverein zu veranstalten beabsichtigen könnte, ohne Rücksicht auf die zur Verhandlung kommenden Gegenstände, verbot. Und doch war das Verbrechen, einem solchen Polizeiverbote von zweifelhafter Berechtigung getrotzt zu haben, die einzige Tatsache, die den Angeklagten zur Last gelegt werden konnte. Alle sonstigen gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen, verschiedenerlei respektwidrige Äußerungen, waren teils als bloße Preßvergehen geringen Gewichts zu betrachten, teils als Dinge, über die alle Gebildeten einig sind.

Daß Pio zu fünf Jahren Zuchthaus für dergleichen verurteilt wurde, mochte sich juridisch rechtfertigen lassen, doch es ist wenig erbaulich, wenn das juridisch Zulässige das vom menschlichen Standpunkte Widerliche ist. Es hieß übrigens damals allgemein, daß Herr Goos, der nachmalige Justizminister, gerade in seiner

Eigenschaft als Jurist über das Urteil empört wäre und es in einer Abhandlung, die demnächst erscheinen würde, einer Kritik unterzogen habe. Glücklicherweise siegte sein besseres Ich.

Einen eigentümlichen Eindruck macht es heutigentags, unter den Äußerungen, deren sich Pio, Kringelbachs Buch zufolge, schuldig gemacht habe, mit Riesenbuchstaben folgende Schändlichkeit hervorgehoben zu sehen: „Mit dem Gedanken müssen wir uns alle vertraut machen, daß es die Pflicht der Arbeiter sei, falls die Regierung sich gegen die Verfassung auflehnen und versuchen sollte, die ihr vom Volk verliehene Macht zu mißbrauchen, sich wie Ein Mann zu erheben und sie in die Schranken des Gesetzes zurückzuverweisen."

Der Mann wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, der den Ministern so etwas zutraute; die Minister, die es taten, wurden Ritter des Elefantenordens, der sonst nur Fürsten verliehen wird.

Doch das Peinlichste ist nicht dies sozusagen zu einem historischen Gesetz Gewordene, das Peinlichste ist die Entwürdigung des Mannes, seine Demoralisation, die so innig mit der in Dänemark ein Menschenalter hindurch allgemein herrschenden Demoralisation zusammenhängt. Es ist erstaunlicher, daß einige unversehrt davonkamen, als daß so mancher Charakter in die Brüche ging.

Bloch

Niemand, der Jan de Bloch kannte, wird ohne schmerzliche Gemütsbewegung die Botschaft von seinem Tode vernehmen. Ein seltener Mann war er und einer der klügsten, denen man begegnen konnte, zudem herzensgut und einer von jenen, die vermöge ihrer Stellung dazu ausersehen sind, vielen Ratgeber und Helfer zu sein. Er war wohl der reichste und einflußreichste Mann von ganz Russisch-Polen.

Seine Millionen hatte er durch die Anlage von Fabriken in Polen und von Eisenbahnen in Rußland erworben. Er besaß den praktischen Blick des Geschäftsgenies und hatte kaum jemals Unglück mit einem Unternehmen. Von seinem ungeheuren Vermögen machte er den besten Gebrauch. Bei seiner Gelassenheit und seinem

weitschauenden, überschauenden Blick fand er sich mit Gleichmut darein, daß Viele, ohne Dankbarkeit für ihn zu hegen, an ihm zehrten. Mir persönlich imponierte er durch seine Lernbegier auf den verschiedensten Gebieten. 1885 suchte er mich eines Tages in Warschau auf, um mich zu bitten, ihm die Art, wie ich meine Vorträge aufbaute, auseinander zu setzen. Er ging den Entwurf im Einzelnen mit mir durch, entlehnte meine Handschriften, frug mich Satz um Satz über sie aus. Als ich ihn im Sommer 1901 in Karlsbad traf, bemerkte er, diese Kenntnis wäre ihm nun zu statten gekommen, da er an verschiedenen Orten in England, Frankreich und der Schweiz Vorträge über die Friedenssache hielte, die ja bekanntlich im Alter der leitende Gedanke seines Lebens geworden war.

Schon Alexander III. hatte seinerzeit Bloch zu sich berufen, um sich von ihm seine Ideen über die Notwendigkeit des Friedens zwischen den Großmächten darlegen zu lassen. Der Kaiser bat ihn hierauf, seine Grundgedanken und die Tatsachen, auf die er sie stütze, niederzuschreiben. Er tat es, ließ die Abhandlung drucken, und sie wurde dem Kaiser auf den Schreibtisch gelegt. Dieser blätterte eines Tages ein wenig darin, konnte sie nicht zu Ende lesen und gab daher den Befehl: dieses Heft hat auf meinem Tische liegen zu bleiben. Wenn der Kaiser einen derartigen Befehl erteilt, wird das, wovon die Rede ist, ohne ausdrückliche Anordnung nicht wieder entfernt, und da sie nie erfolgte, blieb denn jenes Heft jahrelang auf dem kaiserlichen Arbeitstische liegen. So kam es, daß Nikolaj II. es als Kind täglich vor Augen hatte und gleichsam davon hypnotisiert wurde. Nachdem er es gelesen, ließ er Bloch rufen, unterhielt sich lange und zu wiederholten Malen mit ihm darüber und aus diesen Gesprächen ging nunmehr der Plan zum Haager Kongresse hervor, der zwar kein praktisches Ergebnis herbeiführte, doch immerhin eine gewisse demonstrative Bedeutung besitzt.

Bloch, der ein durch und durch nüchterner und praktischer Mann war, überschätzte jenen Kongreß auch nicht um ein Härchen. Friedensaposteln als solchen war er nichts weniger als hold. Manche gar oft genannte unter ihnen nahm er durchaus nicht ernst. Er faßte die Sache praktisch und finanziell und wollte von dem europäischen Kriege nur durch den Nachweis der in Grund und Boden verderblichen Wirkungen abschrecken, die er herauf-

beschwören müßte. Zu diesem Zwecke hielt er auf eigene Kosten seine Pariser Ausstellung ab, wobei er für sein Geld ein Gebäude aufführen ließ, wie sonst nur ein ganzes Land es errichtet. Im Vorjahre veranstaltete er eine ähnliche Ausstellung in Luzern und sprach in der Schweiz für seine Idee. Daraus ist das Museum des Kriegs und des Friedens in Luzern erstanden.

Doch er war krank und fühlte sein Leben bedroht. Im August kam er nach Karlsbad, um einige Zeit mit seiner Tochter und mit seinem Schwiegersohn, dem bekannten polnischen Politiker Jozef Koscielski zuverbringen. Die Herzkrankheit, an der er litt, hatte schon damals so große Fortschritte gemacht, daß er kaum hundert Schritt weit gehen konnte, ohne sich niederzusetzen. Im September wollte er mit einigen russischen Damen, von denen die eine sein Pathenkind war, in Basel zusammentreffen. Als sie zur verabredeten Zeit dort eintrafen, mußte er sie einige Tage auf sich warten lassen. Er war zu krank, um mehr als einige wenige Stunden des Tages reisen zu können. Sie erschraken bei seinem Anblick, als er endlich anlangte; denn sie erkannten, daß er diese Begegnung gewünscht hatte, um von ihnen Abschied zu nehmen. Doch er zeigte sich bei dieser letzten Zusammenkunft wie stets im Leben, voller Sorge für die Menschen, die ihm teuer waren, vorsichtig, rücksichtsvoll, weitblickend.

Außerhalb Polens wird man seiner als des Ersten gedenken, der auf dem Wege des Verstandes, ohne Appell an das Gefühlsleben, für den Friedensgedanken arbeitete und stritt. Das große Werk, das er darüber schrieb, ist ein Denkstein auf dem Wege der Menschheit.

Ludwig Büchner

Es war an einem Abend in Darmstadt, 1885. Ich hatte eben einen Vortrag geschlossen, den ich, auf die mir gewordene Einladung hin in einem Saale der Stadt hielt, als ein kleiner, etwa 60 jähriger Herr mit einem runden Kopf und verständigen Zügen an den Katheder herantrat und zu mir sagte: „Darf ich mich Ihnen vorstellen? Mein Name ist Büchner.“ Das rief im Augenblick keine bestimmtere Vorstellung in mir hervor; doch ich sah dem Manne an, er erwarte, daß ich seinen Namen

kenne. Dr. Büchner, wiederholte er. — Sie sind Arzt? frug ich. Ja, Arzt und Schriftsteller. — Im Augenblick fuhr es mir durch den Kopf, doch nicht etwa der Philosoph Büchner? Der muß doch schon viele Jahre tot sein. Ludwig Büchner? sagte ich zögernd. Er nickte. — Ist es möglich, daß Sie es sind? Kraft und Stoff? — Kraft und Stoff, erwiderte er lächelnd. — Mein Gott! war das kein älterer Mann? Er gehörte ja bereits der Geschichte und Vergangenheit so vollständig an, daß in Turgenjews altem Buche „Väter und Söhne" Basaroff, als er mit seinem jungen Freunde von der Verbohrtheit der Alten und ihrer Unbekanntschaft mit aller modernen Kultur spricht, genau, wie wenn es sich darum handelte, einem Knaben ein ABC-Buch zu geben, äußert: „Wir müssen ihnen ‚Kraft und Stoff' zu lesen geben." — Nun teilt der Telegraph mit, daß er tatsächlich tot ist.

„Kraft und Stoff" erschien 1855 und hat seitdem wohl an zwanzig Auflagen erlebt. So wenig tiefgehend der darin verkündete, derbe, grobkörnige Materialismus ist, so naiv der ganze Glaube an den „Stoff," dem das Werk Ausdruck gibt, uns heute anmutet, so hat es doch seinerzeit großes Aufsehen erregt und durch die Bekämpfung der landläufigen theologisch-philosophischen Lehre seinen Nutzen gebracht. Doch es war mir unmöglich, mit Büchner von „Kraft und Stoff" zu sprechen. Dazu war mir das Buch zu herzlich langweilig und zu flach gewesen. Wie nach einer Rettungsplanke griff ich dann nach dem Namen seines Bruders. — Ich kenne nicht nur Sie, sondern auch Ihren so jung verstorbenen Bruder Georg. Ich habe erst neulich seine Arbeiten wieder durchgelesen. Ich kenne kaum ein zweites Beispiel, daß ein zwanzigjähriger Dichter ein ähnliches Werk wie „Dantons Tod" von ihm geschrieben hätte. — Und das Gespräch glitt auf diesen Bruder über, der mit kaum dreiundzwanzig Jahren von einer Krankheit dahingerafft wurde und mit dem große Anlagen zugrunde gingen, den zehn Jahre älteren Bruder, der meiner Vorstellung, wie der aller Anderen, als Jüngling vorschwebte.

Den Brüdern war der revolutionäre Hang gemeinsam, beide mußten für ihre Überzeugung Opfer bringen. Der ältere wurde flüchtig, der jüngere verlor seine Stellung an der Tübinger Universität und lebte seit dem Jahre 1855 in seiner Vaterstadt Darmstadt. Er machte den Eindruck eines schlichten, braven und tüchtigen

25*

Mannes. Daß er Europa wohl ein Jahrzehnt lang in Aufruhr versetzt hatte, beruhte unzweifelhaft mehr auf seinem Charakter als auf seinen Fähigkeiten. Er gehörte zu den Denkern, die klar und eindringlich werden, weil sie keinen Blick für die Schwierigkeiten haben. Das Ganze erschien ihm im Grunde so unendlich einfach. In seinen Augen waren es nur die schlechte Erziehung, der Aberglaube und die Heuchelei, die an der Erkenntnis der einfachen Wahrheit hinderten. Für Leute die gleich ihm veranlagt waren, schlichte, derbe, praktische Männer, mit Hang zur Vereinfachung, tüchtige Männer, geneigt, die Anschauungen Andersgesinnter auf verworrenes Denken und Lust an blindem Schwatzen zurückzuführen, wurde sein Buch das Evangelium der neuen Zeit. Heutigentags hat sein Name wie sein Schaffen nur historisches Interesse. Wir vermögen noch einen Sinn mit dem Ausdruck „die Kraft" zu verbinden, wenn wir sie auch anders nennen, wissen aber nicht mehr, was „der Stoff" ist.

Der Kellner

„Sieh dir den Burschen an, der uns bedient," sagte mir Julius Lange einmal als junger Mensch im Café „Zur roten Laterne", schau nur, was er für eine Stirn hat. Der war von der Natur zu etwas Besserem bestimmt, als den Leuten Kaffee und Chokolade zu bringen. Der Bursche war etwa 15 Jahre alt, sein Gesicht überraschend intelligent.

Einige Jahre waren vergangen, da klopfte jener Junge bei mir an und meldete sich als der Kellner, der mich und Lange zu bedienen pflegte. Was er wünsche? — Ja, ob ich ihm nicht behilflich sein möchte, Student zu werden. — Student? Das wäre leichter gesagt als getan. Was er für Vorkenntnisse habe? — Fast keine, aber er konnte es in seiner Stellung nicht länger aushalten und wollte mit Gewalt Student werden.

Ich wendete mich zuerst an einen Mann, der edelmütig, kenntnisreich und völlig uneigennützig, unentgeltlich eine große Anzahl junger Männer und Frauen für das Abiturientenexamen vorbereitet hatte, dann veranstaltete ich in einem Kreise von Kameraden eine Sammlung zur Deckung der doch nicht geringen Unkosten

während der Studentenjahre und brachte an einem einzigen Abend mehrere hundert Kronen für ihn zusammen.

Der junge Bursche begann seine Studien und machte gute Fortschritte. Es fehlte an allen Vorkenntnissen, doch besaß er ungewöhnliche Fähigkeiten. Allerdings keine ebensolche Ausdauer. Es lag etwas Leichtlebiges, Unberechenbares in seinem Wesen, das ihn oft plötzlich umschlagen ließ. Statt Ausdauer hatte er Hartnäckigkeit und Ehrgeiz.

Dies bewies er, als etwa ein Jahr, bevor er daran denken konnte, die Reifeprüfung abzulegen, und es noch einen Berg von Schwierigkeiten in Bezug auf das Lateinische und Griechische für ihn zu überwinden gab, ein braver und sehr wohlhabender Mann, der ihn bei mir gesehen hatte, dem armen Burschen, dessen offener Blick ihm gefiel, einen jener Anträge machte, wie sie einem Menschen nicht zweimal im Leben begegnen. Der Mann, der einen großen Teehandel im Mittelpunkte der Stadt besaß, bot dem jungen Menschen einen Posten bei sich an, und zwar einen so bevorzugten, daß er an einem Tische mit ihm essen und in einigen Jahren, wenn er selbst, bei seiner schwächlichen Gesundheit, sich aus dem Geschäfte zurückzog, dieses gänzlich übernehmen sollte.

Alles Zuredens ungeachtet, weigerte Peter Jensen — wie wir ihn nennen wollen — sich hartnäckig, das glänzende Anerbieten anzunehmen. Er wolle kein Kaufmann werden, sondern studieren. Daß er am leichtesten dazu käme, etwas zu lernen, wenn er so plötzlich gut gestellt und binnen Kurzem selbständig wäre, davon mochte er nichts hören. Ein halbes Jahr darauf gab er jedoch die Studien auf, da die Erlernung der alten Sprachen ihm unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Er suchte und fand einen Posten im Bureau der Vereinigten Dampfschiffgesellschaft, gab ihn aber selbst alsbald wieder auf, da er bei seinem eigenwilligen Wesen mit seinem Vorgesetzten nicht gut auszukommen vermochte; suchte und fand hierauf eine bescheidene Anstellung bei einer Bahn an einer kleinen Station auf dem Lande, wurde aber nach kurzer Zeit verabschiedet, weil sein Vorgesetzter Geld aus der Kasse entnommen und er es nicht angezeigt hatte, obgleich er darum gewußt.

So mußte er denn in den sauern Apfel beißen und zum Kellnergewerbe, so verhaßt es ihm war, zurückkehren. „Ich bin

wiederum sozialer Sklave geworden", war der Ausdruck, dessen er sich bediente. Er hatte sich in ganz jungen Jahren verlobt. Aufgeweckt und tüchtig wie er war, schwang er sich bald unter die Aristokratie der Kellner auf und heiratete. Er hatte seine Frau von Kind auf gekannt. Sie war sehr hübsch und sehr verständig. „Eine Kindheitsliebe", meinte er erklärend, gleichsam um damit anzudeuten, daß die erste Leidenschaft verraucht sei, daß er aber ein besseres Weib nicht bekommen könnte. Er übersiedelte nach Paris, erhielt dort einen Platz als Kellner, lernte ausgezeichnet französisch, wie er schon früher vortrefflich deutsch gekonnt hatte, ersparte sich so viel Geld, daß er seinen Eltern zur silbernen Hochzeit eine ganze Wohnungseinrichtung schenken konnte, kehrte nach Kopenhagen zurück, wo er einen Vertrauensposten bei einem großen Etablissement erhielt und genoß eine solche Achtung, daß seine Kameraden ihm ihre Genossenschaftskasse anvertrauten. Das war seine beste Zeit. Zwar war er nach wie vor mit seiner Stellung unzufrieden, doch die Aufmerksamkeit, die ihm manchesmal von Stammgästen, die seine höheren Anlagen erkannten, bewiesen wurde, schmeichelte ihm, und er fühlte sich nicht unglücklich.

Er war stets ungeheuer oppositionell gesinnt gewesen. Im Jahre 1871, als er noch kaum über das Knabenalter hinaus war, ließ er sich immer und immer wieder mit großer Geringschätzung über die Arbeiter aus, die sich scharenweise von etlichen Polizeimännern auseinander treiben ließen, während sie sie doch bequem kurz und klein schlagen könnten, diese Leute, „die herumgehen und die Arme baumeln lassen". In Paris hatte er sich zu einem gesinnungstüchtigen Republikaner entwickelt. Eines Tages war in dem Restaurant, in dem er bedienstet war, ein Diner für den Prinzen Valdemar, die Prinzessin Marie und einige Herren ihres Gefolges bestellt, und er als der Einzige, der französisch sprach, wurde dazu ausersehen, die Prinzessin zu bedienen. „Ich war fest entschlossen, nicht Altesse royale sondern nur Madame zu sagen," erklärte er. „Indessen erging es mir recht übel. Herr Doktor wissen doch, wie finster es immer in den Küchen ist, wo man die Teller holen muß, so daß man sie unmöglich ordentlich nachsehen kann. Kaum stelle ich vor die Prinzessin den ersten hin, als ich einen schwarzen Fleck am Rande bemerke. Pardon Madame! sage ich rasch und tausche den Teller um. Wie ver-

verlegen wurde ich aber, als die Prinzessin auf dänisch antwortete: „Das macht nichts."

Als die „Dänische Bewegung" zustande kam und sogenannte „Europäer" als schlechte Patrioten und gefährliche Leute höchlich verdächtigt wurden, konnte Peter Jensen, der den Gang der Dinge in den Zeitungen verfolgte, sich vor Staunen nicht lassen. Bei den Rudimenten europäischer Kultur, die er aus der Fremde mitheimgebracht hatte, wollte es ihm nicht einleuchten, daß diese vom Übel sein könnte, und in den kräftigsten Ausdrücken ließ er sich eines Tages über „diese Dänen" aus: den ganzen Schwarm sollte man nehmen und die einen in die Strafanstalt, die andern in den Narrenturm, die Dritten in ein Dummen-Internat (!) und manche ganz und gar zurück zu den Affen schicken — so wären sie am besten versorgt: „Oder soll unser Vaterland, um seine Eigenart vor fremder Bestrahlung zu behüten, einer verschlossenen Stube gleichen, in der sich nach dem Abstauben wieder auf alles der Staub legt? Ist das die dänische Bewegung?"

Sehr erbaut war er eines Tages, als einer der Träger der Bewegung in der Presse, ein erbärmlicher Journalist mit dem Brustton der Überzeugung, gelb vor Neid und triefend vor Bravheit, mit einem Deutschen in sein Restaurant gekommen war. „Ich bediente sie," sagte er und hatte also Gelegenheit, den galligen Schöps deutsch radebrechen zu hören. Von einem Kasus oder Geschlecht scheint er keinen blauen Dunst gehabt zu haben. Ich schämte mich seiner, weil er einer von der Linken ist.

Durch einige Zeit hatte ich Peter Jensen aus den Augen verloren. Da trat er eines Tages mit einer Miene bei mir ein, als wären große Schicksale über sein Haupt dahingegangen. Die Züge hatten etwas Angegriffenes, Abgespanntes, es lag wie Gram auf seiner Stirn.

Was ist Ihnen geschehen? — Ich habe meine Stelle verloren und stehe im Augenblick ohne Erwerb da. — Wie das und weshalb? — Wegen einer Frau. Sie wissen ja, Herr Doktor, daß viele Frauen, auch richtige Damen, nicht selten ein Auge auf uns Kellner werfen. Die, von der ich rede, blieb immer am längsten im Etablissement, plauderte mit mir und forderte mich beim Weggehen auf, sie zu begleiten. Sie war nichtsdestoweniger eine echte Dame. — Dame? — Ja, das heißt: Herr Doktor kennen ohne

Zweifel Daudets Sappho. Das war genau derselbe Charakter. Wenn wir dann fortgingen, wollte sie immer, daß wir in irgend einem Nachtrestaurant mitsammen soupierten. Sie werden sich das wohl nicht vorstellen können, welches Vergnügen es macht, wenn man ein Kellner ist, andere Kellner für sich herumspringen zu lassen. Um mich kurz zu fassen: sie kostete mir viel Geld. Der Gedanke an meine Frau, eine Kindheitsliebe, konnte dagegen nicht aufkommen. Als ich in Verlegenheit war, machte ich eine Anleihe bei der mir von den Kollegen anvertrauten Kasse. Es wurde entdeckt. Ich erzählte einigen Herren, die alte Stammgäste bei uns waren, von meinem Mißgeschick, und sie waren großmütig genug, mir die paar hundert Kronen, die ich zur Deckung brauchte, vorzustrecken. Doch die Kollegen wollten mir ihre Kasse nicht mehr anvertrauen, und als die Sache herauskam, wurde ich entlassen.

Er erhielt einen anderen Platz, doch in einem minder angesehenen Lokal, und eine immer größere Niedergeschlagenheit über seine Lebenslage bemächtigte sich seiner. Er kam öfters zu mir und sagte einmal: Die pekuniären Verhältnisse zwischen Kellner und Prinzipal sind in Kopenhagen nachgerade ein wahrer Skandal geworden. Der Kellner erhält in der Regel keinerlei Entgelt vom Prinzipal für seine Arbeit, sondern muß ihm im Gegenteil eine Abgabe entrichten, die sich zwischen 1—4 Prozent der Bruttoeinnahme bewegt. Nichtsdestoweniger verlangt man eine gute Schulbildung, Schliff und nicht geringe Sprachkenntnisse von ihm, und die Arbeit ist eine vielfache bei sklavischer Abhängigkeit von Prinzipal und Publikum, die ihn jeder Laune und Willkür der beiden preisgibt. Diese Sachlage empört mich Tag für Tag und hat den brennenden Wunsch in mir angefacht, sie einmal zur Sprache oder doch wenigstens zu allgemeiner Kenntnis zu bringen. Das Trinkgelderwesen war mir immer ein Greuel, die Kellner waren von jeher eine verachtete Menschenklasse, und ich habe selbst keine große Achtung für sie. Aber die Sache ist in den Blättern nie ordentlich und gründlich behandelt worden. Wir Aufwärter haben doch eigentlich dasselbe Recht zu leben wie andere Menschen.

Als nun eines Tags in einer Zeitung die Kellner spöttisch „die Herren im Frack“ genannt wurden, rückte Peter Jensen in der „Politiken“ eine Entgegnung ein, worin er zeigte, daß es den

Wünschen der Kellner durchaus nicht entspreche, beständig dieses demütigende Kostüm tragen zu müssen.

Doch nicht nur die Lage seines Standes, die des ganzen Proletariats beschäftigte ihn. Er schrieb lange, nie gedruckte Abhandlungen, um zu beweisen, daß der Sozialismus so wenig wie irgend eine andere Lehre imstande sei, den Arbeitern aufzuhelfen. Die einzige Rettung für sie sei, so wenig Kinder als möglich in die Welt zu setzen. Indessen kam er immer wieder, mir Mitteilung von einem neuen Zuwachs seiner Familie zu machen, so daß ich eines Tags nicht umhin konnte, ihn auf den Widerspruch zwischen seiner Theorie und seiner Praxis aufmerksam zu machen. Er antwortete mit der Redensart, daß das Beispiel eines Einzelnen kaum viel nützen würde und meinte überdies, daß wohl bei allen Menschen ein Widerstreit zwischen Theorie und Praxis bestände.

Vor acht Jahren trat er wieder einmal bei mir ein, mit tiefem Ernst in den Zügen: Ich komme, Ihnen Lebewohl und Dank zu sagen. Sie sehen mich schwerlich mehr. Ich habe die Brightsche Krankheit, mit der man nur am Leben bleiben kann, wenn man sich pflegt. Aber dort, wo ich jetzt bin, stehe ich beständig im Zug, und es ist mir ganz unmöglich, die vorgeschriebene Diät zu beobachten. Ich hatte gehofft, meinen Sohn in eine höhere Gesellschaftsschichte emporzuheben, als die, in der ich mein Leben verbracht habe; das wird mir unmöglich sein. Aber, nicht wahr, sie werden meine Frau und meine Kinder nicht ganz aus den Augen lassen, wenn ich nicht mehr bin?

Einen Monat darauf war er tot.

Ein Idealist

Als junger Mann ging er ganz in dem Gedanken auf, Dichter zu sein. Er war groß und hager und als der Sohn eines gelehrten, mürrischen, vielschreibenden Professors korrekt, geschmackvoll, empfindsam, mürrisch und akademisch. Daß er immer mit seinem Halse zu schaffen hatte, — wenn man ihn ärgern wollte, erkundigte man sich statt dessen nach seinem Magen — machte ihn noch mürrischer. Und diese mürrische Laune stimmte ihn elegisch.

In der gesamten dänischen Lyrik gibt es keine so düsteren Gedichte wie die seinen; er klagte immer. Der Refrain seiner Verse war ein ewiges: „Was nützt alles!“ Und beständig seufzte er in seinen Reimen über die Grausamkeit des Schicksals, das ihn verurteile, seinen dunklen Weg allein zu wandeln. Er selbst betrachtete seine Poesie als Ausdruck des herben Urteils eines strengen und mannhaften Geistes über seine Zeitgenossen, oder als Zeugnis des Loses einer erhabenen Dichternatur in der prosaischen Welt.

Er war empfänglich für weibliche Schönheit und freite beständig um hübsche Haustöchter, die auch etwas Moos hatten. Doch er besaß nicht den rechten Griff, um diese Schönen zu gewinnen und bekam nach und nach so viel Körbe, daß er einen Handel damit hätte eröffnen können. In einer niedrigeren Sphäre hatte er mehr Glück, und so verbrachte er seine Jugend damit, Mädeln nachzusteigen und Verse zu schmieden. Da er als Professorssohn selbst bald Professor wurde und außerdem noch mit einem Amt samt zugehörigem Ordenskreuz versehen wurde, genoß er bei Eintritt in das reifere Mannesalter Ehre und Ansehen und ein gutes Auskommen und hatte, trotz der nach wie vor gedruckt an den Tag gelegten Empfindsamkeit, ein gut Teil des verknöcherten Wesens eines hartgesottenen Junggesellen angenommen.

Seine Stellung erforderte jedoch auch eine Frau, und als Vierziger freite er denn um ein junges Mädchen aus angesehener Familie, das, sehr geschmeichelt, sich von einem Dichter begehrt zu sehen, Ja sagte. Da sie in einer andern Stadt wohnte als er, waren sie in der Verlobungszeit auf den schriftlichen Verkehr angewiesen. Der Professor, der sich eben so sehr als bildend einwirkender Erzieher wie als Liebender fühlte, versäumte niemals, seiner Geliebten ihre Briefe mit Strichen unter den stilistisch mangelhaften erotischen Ergüssen und mit Vorschlägen zu besserer Abfassung der Zärtlichkeiten zurückzuschicken, ein pädagogischer Eifer, der, so wohlgemeint er war, auf die ohnehin nicht eben flammende Leidenschaft, die er erweckt hatte, unbedingt etwas abkühlend wirkte.

Da ich ihn als junger Mensch kennen lernte, war er schon lange Ehemann und Vater und hatte sich allmählich in den naivsten und vollständigsten Egoismus hineingelebt, den ich je gesehen. Er sprach niemals von etwas andrem als von sich selbst und suchte aus jeder Verbindung, die er anknüpfte, aus jedem Gespräch, das

er führte, unmittelbaren Nutzen zu ziehen. Er pflegte mit Klagen über seine Gesundheit zu beginnen und mit Klagen über seine Einkünfte zu schließen. Er hatte Vermögen und ein gutes Einkommen, aber wenn man ihn hörte, war er in ewiger Geldverlegenheit und gezwungen, ums tägliche Brod zu kämpfen, er, ein Dichter. Antwortete man dann: „Das größte Unglück ist im Grunde doch, daß Ihr Magen so schlecht ist," so schrie er, heiser und wütend: „Der Hals, der Hals!" — Doch sein Hauptthema war das Geld, selbst dann, wenn er mit einem jungen Menschen sprach, der nicht den zehnten Teil seines Einkommens hatte. Er malte dann mit Vorliebe aus, was ihm Alles für Geld zu Gebote stehen würde, wenn er welches hätte. Genußreiche Reisen, allerhand Zerstreuungen; namentlich verweilte er gern bei den erotischen Abenteuern, die er unzweifelhaft auf Reisen erleben würde. Da er gleichzeitig immer das ehrbare Leben, das er in Dänemark führe, hervorhob, wurde einmal an ihn die Frage gestellt: Es scheint also, daß Ihre Moralität von der Örtlichkeit abhängt? worauf er ganz gelassen zur Antwort gab: Allerdings.

In seinem Familienleben hatte seine naive Eigenliebe sich zu einem System ausgebildet. Ihm wurden bei den Mahlzeiten immer besondere Speisen, seine Speisen aufgetischt, während Frau und Kinder auf frugale Kost angewiesen waren. Als einmal die Familie in einer Sommerfrische nach der Schattenseite gelegene Zimmer bekommen hatte, mietete er für sich Zimmer nach der Sonnenseite usw.

Er schrieb viele Zeitungsartikel, nach damaliger Sitte anonym, und ließ es Leuten gegenüber, die ihm dabei von Nutzen sein konnten, nicht an einer gewissen Zudringlichkeit fehlen. Das bereitete mir seinerzeit viele Unannehmlichkeiten und Scherereien. Wenn ein neues Buch erschien, fand er sich mit unabänderlicher Regelmäßigkeit bei mir ein, um meine Meinung zu hören, die man einige Tage später, in viele eleganten Floskeln eingesponnen, in der Zeitung als die seine lesen konnte. So war ich einmal, als ich, von einem Kameraden gebeten, ihm mein ehrliches Urteil zu sagen, meine Meinung mit aller schuldigen Rücksicht geäußert hatte, so unvorsichtig, mich über das betreffende Buch auch mit dem Professor in ein Gespräch einzulassen. Das Blatt, in das er schrieb, kam mir nicht regelmäßig zu Gesicht. Eines Morgens, als ich ausgehe, treffe ich meinen Kameraden, der mir mit einem

bittern: „Danke für die Rezension!“ in den Weg tritt. — Ich habe keine geschrieben! — Nun, du willst es ableugnen. Sehr begreiflich, sie ist so boshaft wie nur möglich, aber jede Wendung ist von dir. — Ich verschaffte mir das Blatt und sah alles, was ich gesagt hatte, benützt und verdreht.

Das Schlimmste war, daß der Professor, da ich als junger Mensch Theater-Berichterstatter für die „Illustrerede Tidende“ war, sich eigens einen Freiplatz neben mir verschaffte und mich in den Zwischenakten über meine Eindrücke von Stück und Darstellung ausholte. Ich war zu jung, um mich zu getrauen, ihn abzuweisen, und hatte somit das doppelte Vergnügen, am nächsten Morgen meine Einfälle in seiner Zeitung zu sehen, und wenn mein eigener Artikel am Sonntag erschien, den Vorwurf hinnehmen zu müssen, einer allzustarken Beeinflussung von Seite meines Vorgängers und Meisters zu unterliegen.

Zuletzt war er mir eine förmliche Geißel, und einer der Gründe, weshalb ich mich auf meinen ersten längeren Aufenthalt in Paris so außerordentlich freute, war der, nun endlich von seinem Anblick befreit zu sein und nicht mehr seine Litaneien über das Jahreseinkommen, das ihm von Rechts wegen zukäme, anhören zu müssen.

Ein paar Monate hatte ich so in Paris verlebt und mich dort glücklich gefühlt, viele Franzosen und Italiener kennen gelernt und jeden Tag mit einigen wenigen Landsleuten zu Mittag gespeist, immer in einem und demselben Restaurant, als eines Tages — ich sitze eben vor einem Café des Palais Royal und lese meine Zeitung — der lange Schatten eines Mannes, der vor mir stehen geblieben war, über das Blatt fällt. Noch bevor ich die Augen erhoben hatte, sagte mir eine ahnungsvolle Unruhe, daß er es sei und kein anderer, obschon mir seine Anwesenheit in Paris völlig unbekannt war. Von nun an war es um meine Ruhe geschehen. Sein erstes Wort war: wo pflegen Sie zu Mittag zu speisen? Ich antwortete selbstverständlich, daß ich mich an kein bestimmtes Lokal bände, bald da, bald dort mein Mittagbrod nähme. Ich ließ mir von den Kameraden, die er kannte, einen feierlichen Eid leisten, daß sie ihm unsern Rendez-vous-Ort nicht verraten würden. Doch vergebens. Eines Tages, kurz vor der Mittagsstunde, fand sich der Professor bei dem gutmütigsten von uns ein,

blieb, bis dieser gehen mußte, erklärte sich bereit, ihn eine Strecke zu begleiten, machte das Restaurant ausfindig und stand wie Banquos Geist mitten unter uns. Von nun an mußten wir unstät von Restaurant zu Restaurant wandern, wo man uns nicht kannte und uns schlecht bediente. Aber wie oft fand er uns trotzdem, und wie oft mußten wir hören: „Ihr glücklichen jungen Menschen! und doch so wenig glücklich! Ich schäme mich, wenn ich sehe, wie schlecht Ihr es versteht, Eure Jugend auszunützen. Nein, als ich jung war, da war ich ein andrer Kerl, voller Lust und Leichtsinn! Wie viele Abende ich nur in den Bal Mabille fuhr und selbander nach Hause kam! — Doch selbst jetzt noch, mit grauem Haar und Bart, konnte er es nicht lassen, uns Jüngeren seine Triumphe vorzuhalten. Immer wieder kam er darauf zurück, er hätte im Café de la Régence eine junge, wunderschöne Dame getroffen, die mit einem abgelebten alten Herrn hinkäme und zu wiederholten Malen, wenn der Alte nicht hinsah, mit ihm geliebäugelt (und wie geliebäugelt!) habe. Er versprach sich viel von dieser Bekanntschaft, und ich für mein Teil versprach mir dahinter zu kommen, wer sie sei. — Eines Abends kam ich ins Théâtre français, in dem ich einen Freiplatz hatte und in das er sich natürlich auch einen zu verschaffen gewußt. Unglücklicherweise saß niemand neben mir, er kam auf mich zu, aber ich war im ersten Augenblick nicht sicher, ob er es denn auch wirklich sei. Er sah ganz verändert aus. Haar und Bart waren sonst ergraut, ja mit Silberfäden durchzogen gewesen, jetzt erschienen sie hellbraun. Ich machte natürlich keine Bemerkung. Doch er rückte selbst mit der Sprache heraus: „Sie wundern sich wahrscheinlich, daß mein Äußeres etwas verändert ist. Aber die Sache ist die. Ich war gestern zufällig in einem Parfümerieladen der Rue Richelieu und wollte einiges kaufen, als die junge entzückende Dame, die hinter dem Ladentisch stand, mir sagte: „Aber warum geben Sie denn, mein Herr, Ihrem Haar nicht seine natürliche Farbe wieder?“ Ich meinte, daß mir das widerstrebe, mich zu färben. „Färben!“ erwiderte sie, „wer spricht denn davon? Färben führt den Haaren fremde Stoffe zu. Dieses Elixier hingegen gibt ihnen nur ihre ursprüngliche Farbe in ungeschwächter Stärke wieder.“ Ich erklärte denn, die Sache versuchen zu wollen, und wirklich, meine Haare sehen aus wie vor zwanzig Jahren.

Unwillkürlich setzte ich diesen Verjüngungsprozeß mit der Dame vom Café in Verbindung und beeilte mich am nächsten Tage, meinen Freund, den Negerkellner Jules, über die betreffende Dame, die der Professor mir gezeigt hatte, auszufragen. Sehr ernsthaft erklärte hierauf der gute Jules: „Monsieur! Gestatten Sie mir gerade heraus zu sprechen! Ich kenne sie und kann sie nicht empfehlen!" Was gleicht meinem Triumph, als ich einige Tage später, da der Professor wieder einmal von seiner feinen Dame und den Mienen und Blicken fabelte, mit denen sie trotz ihrer Feinheit ihn regaliere, in leicht hingeworfenem Tone äußerte: „Jules, der sie kennt, erklärt jedoch, sie durchaus nicht empfehlen zu können." — Tableau.

Jahre vergingen, und am Ende der Sechziger hatten die Gefühle des Professors sich ungemein vergeistigt. Seine Erotik beschränkte sich auf lange Korrespondenzen mit fremden Damen, die er in deutschen Badeorten getroffen hatte, und auf väterliche Belehrung junger Schauspielerinnen. Er fühlte sich mehr denn je als Dichter. Wenn er die der Linken angehörigen Bauern mit ihren „Transtiefeln" verabscheute, kam das daher, daß sie „auf die Poesie trampelten." So oft er nur das Wort „Dichter" aussprach, geschah es mit einer eigenen salbungsvollen, liebkosenden Betonung, wie wenn er ein heiliges Wort in den Mund nähme, und er kämpfte in diesen Jahren für die Poesie gegen die im Entstehen begriffene Linke.

Als die moderne literarische Bewegung in den siebziger Jahren begann, verhielt er sich ihr gegenüber anfänglich einige Jahre sympathisch. Sie hatte ja nichts gegen Poesie und Dichter, und er kannte uns Alle. Obwohl er sich immer als gläubige Seele gefühlt und häufig die Gelegenheit ergriffen hatte, beiläufig seinen Glauben zu bekennen, sah er sich durchaus nicht berufen, der Bewegung im Namen des Glaubens entgegenzutreten. Das Einzige, was ihn vom Anfang an bei diesen jungen Schriftstellern unangenehm berührte, war ihre vollständige Umgehung aller schön gedrechselten Phrasen und — mit etwas mehr Recht — der Mangel an Übergängen in ihrer Prosa. Doch je mehr er alterte, zusammenschrumpfte und je tugendhafter er notgedrungen wurde, desto widerwärtiger wurde ihm die neue Schule. Vor allem die Norweger: Björnson mit seiner „Leonarda," Ibsen mit seinen

„Gespenstern." Was sollte das bedeuten? Das waren ja förmliche Sturmläufe gegen alle Sittlichkeit und Poesie. „Leonarda" war nicht bloß unsittlich, sondern dumm und flach, die „Gespenster," der schrecklichste der Schrecken, voll des gröbsten Realismus, nicht nur unsittlich, sondern eine Frucht des Schönheitshasses. Und er hielt ihnen gegenüber die Fahne des Ideals hoch. Mit einem Male wurden die Jungen, die er bis jetzt so oft und so gern aufgesucht hatte, noch schlimmer als die Norweger, und er machte sich in den Zeitungen über sie her. Stark war er nicht mehr, aber ein Starker im Glauben, sie waren Leugner. Er stand da als Ritter für die Sache der Schönheit gegen diese Verfechter des Häßlichsten in der Natur. Er war der Wortführer des Geistes gegen die fleischliche Lust, der Fahnenjunker des Idealismus. Doch dies genügte nicht. Seine Gemütsbewegung wurde immer tiefer und tiefer; eine Art Verklärung kam über ihn, er wurde gläubig wie ein Kind, eifriger und eifriger in seinem Glauben und verkündete dessen Sieg über das Heidentum. Zuletzt gehörte er zu den ausgezeichnetsten Kirchenvätern der Literatur. Der Umstand, daß er sein ganzes Leben fast immer nur an sich selbst gedacht hatte, konnte ihm gegenüber nicht in Betracht kommen. Hatte er das doch mit so vielen der vornehmsten Heiligen des Altertums und des Mittelalters gemein.

Als ein eigentlicher Heiliger wurde er jedoch bei seinem Tode nicht betrachtet. Darin aber waren Alle einig, daß Dänemark in ihm einen echten Idealisten verloren habe.

Herbert

Er war mir in der Schule eine Klasse voraus, mochte nur anderthalb Jahre älter sein als ich; ich erinnere mich nicht, wann ich ihn zum erstenmal sah. Sein Name war Herbert. Doch er steht leibhaft aus meinem Fuchsjahre, da er 18 Jahre zählte, vor mir. Er war damals ausnehmend schön; wiewohl höher gewachsen und schlanker, als man es sich von Raphaels Violinspieler denken kann, hatte er dessen herrlichen Rücken und etwas von seinem tiefen, poetischen Blick. Sein Fachstudium war Jus,

und er betrieb es äußerst gewissenhaft, hatte aber im Herzensgrunde keine sonderliche Vorliebe dafür, sondern war eine durch und durch lyrische und enthusiastische Natur. Nicht wenige von uns waren dies in jungen Jahren, doch bei den anderen konnte man leicht voraussehen, daß die Begeisterung nicht lange vorhalten würde. Er war sogar in der Freundschaft ein Enthusiast und — verharrte auch dabei. Für einen Fremden, der ihn damals gesehen hätte, würde sein Wesen sich in dem Ausdruck erschöpft haben: Ein junger Schwärmer. Er war munter und jugendlich lustig, stets bei unseren Trinkgelagen mit dabei, Gelagen in der Stadt, Gelagen im Walde, die damals für uns junge Leute, die wir die zwanzig noch kaum überschritten hatten, die köstlichste Unterhaltung bildeten, versäumte auch selten ein Lied mitzubringen, was sehr willkommen war. Nicht als ob diese Lieder zu unseren besten gehört hätten. Die von Jens Paludan-Müller hatten einen ungleich schärferen persönlichen Zuschnitt und einen volleren Klang, die Julius Langes mehr Humor und Schelmerei. In den seinen aber gab sich im höchsten Grade die überströmende Freude kund, jung zu sein, Student zu sein und in einer vortrefflichen Welt mit ausgezeichneten Kameraden zu leben. Bei unseren Festmahlen wurden natürlich auch Reden gehalten. Ich glaube, daß Troels Lund (der heute berühmte Historiker) der witzigste unter unseren Rednern war, wie er auch beim Fechten im Aushecken von Finten nicht seinesgleichen hatte. Einer der heitersten, sowie bei Schlägereien der stärkste und tapferste von uns, war Harald Paulsen, nunmehriger Obergerichtsassessor, der eben erst aus Finnland gekommen, aus dem Hause Runebergs, in dem er gelebt hatte, einen gewissen Duft herüberbrachte. Er war mit Runebergs Sohn Walter befreundet, der bei uns allen einen Stein im Brett noch von der Zeit her hatte, wo er, schön und heiter wie ein Apollino, im Atelier des alten Bissen arbeitete. Eine im Aalborger Museum aufgestellte Büste gibt noch einen Begriff von seiner damaligen Schönheit. Wir unterhielten uns bei unseren Zusammenkünften und Gelagen vortrefflich, aus welchem Grunde wüßte ich heute nicht mehr recht zu sagen. Ich glaube, der Grund lag in der Atmosphäre gemeinsamer Zuneigung, die uns vereinte. Wir fühlten uns einer in des anderen Gesellschaft wohl. Denn sonst wurde nicht gerade besonderer Witz an den Tag gelegt. Alle vierzehn Tage einmal versammelten wir uns bei unserem

Obmann Fr. Nutzhorn in Ehlers Kollegium, wo wir uns aus einem guten Buche etwas vorlasen, keineswegs immer aus einem neuen, im Gegenteil zumeist einem alten Klassiker. Nachher wurde bei einem höchst bescheidenen Abendessen der Wert des Buches erörtert, bis wir endlich den Gegenstand fallen ließen, um uns über allerhand Beliebiges auszulassen. Unsere Gespräche waren, was das Persönliche anlangt, äußerst diskreter Natur; wir sprachen nie von Frauen, und ich möchte bezweifeln, daß überhaupt der Name einer Frau über unsere Lippen kam. Das war der damalige Stil unter den Studenten, der von den Gepflogenheiten der jetzt lebenden Jugend sicherlich nicht wenig absticht.

Doch keiner war verschlossener als Herbert. In jenen Jugendjahren, wo die Kameradschaft die Herzen öffnet und der Trank die Zunge löst, nahm er zwar an aller Lustbarkeit teil, doch kein Wort verriet, was im tiefsten Innern in ihm vorging.

Sein Leben war lauter Pflichterfüllung. Wenn wir beisammen waren, verließ er uns ein wie das andere Mal pünktlich vor elf, da er allabendlich behilflich sein mußte, seinen alten apoplektischen Vater zu Bett zu bringen. Für seine Mutter und seine in Jütland verheiratete Schwester hegte er die zärtlichste, gefühlvollste Liebe. Er gemahnte mich zuweilen an die dichterischen Gestalten aus dem Anfang des Jahrhunderts, einen Jüngling mit einem Zitherspiel, einen Ritter mit einer Harfe. Nur daß er nie wie diese einzig sich selber lebte.

Indessen lag er eifrig seinen Rechtsstudien ob und erhielt nach einigen Jahren eine Anstellung in dem Städtchen Mariager als Substitut bei einem Verwandten, der dort Amtsrichter war. Wie wir ihn bemitleideten, und keiner mehr als ich! Schon Kopenhagen war ja so gründlich Mariager, und nun dies Diminutiv!

Das Leben hatte uns dazumal zu zersplittern begonnen. Nach vier bis fünf Jahren hatten drei der Trefflichsten aus unserem Kreise bereits das Zeitliche gesegnet, andere befanden sich auf weiten Reisen, wie Julius Lange und Vilhelm Thomsen, die dritten wieder dachten ans Heiraten. Herbert und ich traten uns trotz der Entfernung näher; ich sagte ihm alles; ich wußte — und das Leben hat mich in dieser Beziehung nicht enttäuscht —, daß ich mich unbedingt auf ihn verlassen könnte. Er wurde bald und blieb durch dreißig Jahre in allem und jedem mein Vertrauter. Er vergalt

mir nicht mit gleicher Vertraulichkeit, wohl aber mit einer Zuneigung, deren Wärmegrad niemals sank.

Ich besuchte ihn 1865 in Mariager, wurde in die Familie aufgenommen, unterhielt mich täglich mit seiner Schwester, die wunderschön war, weit schöner als er, und lebte mich recht in das Wesen einer dänischen Kleinstadt ein. Ich hatte bis dahin im Grunde nur eine einzige kennen gelernt, Nyköping auf Falster, wo ich einen Monat lang als Gast im Hause des ausgezeichneten Historikers Caspar Paludan-Müller geweilt hatte. Die Einwohner von Mariager nannten sich mit lateinischer Endung, sprachen von Mariagensern, was an die Philippenser des Neuen Testaments erinnerte; die Einwohner des rivalisierenden Hobro hießen die Hobroniten, was an die Ammoniten des Alten gemahnte. Wollte man in der Stadt eines friedlichen Daseins teilhaftig werden, so galt es vor allem, mit der Familie Rasmussen auf gutem Fuß zu stehen. Sie nahm einen hervorragenden Platz ein, hauptsächlich wegen dreier alter Jungfern, die mit scharfen Zungen und platten Nasen an den Fensterscheiben lagen, so oft man die Straße entlang ging.

Ein großes Vergnügen war es, die Pastorsfamilie kennen zu lernen. Der Pastor, der sich weit in der Welt umgetan hatte, jenseits des Ozeans gewesen war und über die verschiedensten Kulturverhältnisse trefflich Bescheid wußte, war ein aufs äußerste lebhafter, nervöser, klardenkender und grundernster Mann, dessen Name einer angesehenen Familie angehörte. Sein Pfarrhof hatte die Traulichkeit, die dänischen Pfarrhöfen in der Regel eigen ist. Ich kenne sie, so seltsam das klingen mag. Als Student habe ich mehrmals ganz Dänemark und Schleswig, Alsen mit inbegriffen, zu Fuß durchwandert. Ich pflegte solche Fußtouren in Gesellschaft eines Freundes zu machen, und so oft wir konnten, suchten wir bei Regen oder wenn wir müde waren, Zuflucht in Pfarrhöfen. Wir träumten von einer blonden „Emma" oder „Ida", die hinter den Scheiben hervorgucken würde, und sahen uns ausnahmslos vortrefflich aufgenommen.

Einmal sogar über die Maßen gut. Ich machte eine Fußwanderung mit einem sehr intimen Freunde, dessen Tante durch einen Zufall eine römische Prinzessin geworden war und einer der vornehmsten Familien des päpstlichen Adels angehörte. Als wir

beim Eintritt in den Pfarrhof unsere Namen nannten, war das erste, wonach sich die Pastorin bei meinem Freunde erkundigte: Doch nicht ein Verwandter der Prinzessin P.? Als die Antwort: „Das ist meine Tante" lautete, fuhr sie voll Entzücken von ihrem Sitze auf. „Die hat mir einen Kuß gegeben!" rief sie und wäre meinem Kameraden vor Freude bald um den Hals gefallen. Doch auch auf mich fiel etwas von dem Abglanze. Wir wurden bewirtet, als wären wir selbst Prinzen gewesen, und mußten die Liste aller gräflichen Familien der Gegend anhören, mit denen die Frau Pastorin bekannt war.

Oft ließ man uns tagelang nicht fort, manchmal fast eine Woche nicht. Ach, ihr lieben, dänischen Pfarrhöfe! Niemand ahnte, daß mich etwas wie Weh beschlich, als ich mir von 1871 an freiwillig all eure Pforten verschloß!

Was dem Pfarrhofe von Mariager etwas ganz Besonderes gab, war erstens die ungewöhnliche Begabung des Pfarrherrn, ferner dessen Liebe zur Pastorin, einem prächtigen Geschöpf von siegesgewissem, etwas weltlichem Wesen, das wohl geeignet war, einem nervösen, feurigen und etwas älteren Mann vor Anbetung, in die sich leise Mißbilligung mischte, den Kopf zu verdrehen. In keiner Beziehung glich sie der Pastorsfrau einer dänischen Kleinstadt. Ihn den Anblick eines neuen Hutes auf ihrem Kopf genießen oder ihr die Hand küssen zu sehen, war lehrreich und schön.

Nur eines machte mir einen gewissen Provinz-Eindruck bei dem Paare: es fand mich äußerst elegant, hielt mich mit allen Modefinessen der Hauptstadt gründlich vertraut, sprach davon, in Kopenhagen einen Ball geben zu wollen, bei dem ich den Tanz anführen müßte, wie ich es sicherlich auf allen Bällen täte. Mir kam die Hostrupsche Replik in den Sinn: „Herrgott, muß das eine Unschuld vom Lande sein, mich für einen Stutzer anzusehen!"

Herbert hatte mich darauf vorbereitet, in dem Pastor einen ungewöhnlichen Mann zu finden. Das bestätigte sich mir, als er das erstemal in seinem Garten mit mir sprach. Kaum daß wir allein waren, sagte er zu mir, von dem er eine Anzahl Zeitungsartikel aus der langen Polemik über „Glauben und Wissen" kannte: „Ich bin in literarischer, besonders aber in philosophischer und religiöser Hinsicht vollkommen mit Ihnen einverstanden." — „Einverstanden,

mit mir? Das ist wohl kaum buchstäblich zu nehmen?" — „In allem und jedem; ich bin durch die Lektüre von Renans Schriften zu meinem Standpunkt gekommen. Ich betrachte mich von Haus aus als einen Schüler Renans; später habe ich mich in der nämlichen Richtung allein vorwärts gearbeitet. Damit Sie sehen, daß ich meine Überzeugung auf der Kanzel nicht verleugne, versprechen Sie mir, mich morgen zu hören." Ich begab mich den nächsten Tag mit nicht geringer Spannung in Gesellschaft Herberts und seiner Familie in die Kirche. Der Pastor bestieg die Kanzel, sammelte sich, die Hände einige Minuten lang vors Gesicht geschlagen, so daß es ganz verborgen war, schien in das inbrünstigste Gebet vertieft und begann. Eine sonderbare Predigt! Sie war gegen den Wunderglauben gerichtet: Wie glaubst du armer kurzsichtiger Mensch mit deinem beschränkten Verstande entscheiden zu können, ob dies ein Wunder sei oder nicht! Wie wagst du bejahend zu antworten? Bist du in die Tiefen der Natur eingedrungen, weißt du, wo die Grenzen des vollkommen Natürlichen aufhören? usw., doch genau in demselben Stil und Ton, in dem die gewöhnliche orthodoxe Predigt stattfindet. Die Bauern hörten sie geduldig an ohne zu stutzen, ohne die allergeringste Ketzerei zu vernehmen. Sie hatten genau dasselbe Gefühl, als wenn der Pastor gesagt hätte: Wagst du, Elender, zu entscheiden, daß dies kein Wunder sei? Ungefähr wie der Hund sich nicht nach den Worten, sondern nach Ton und Gebärde richtet, und nur daraus entnimmt, ob sein Herr freundlich gesinnt oder böse ist.

Als ich im Februar 1872 in einem Verteidigungsartikel zum Schluß andeutete, daß ich unter meinen Gesinnungsgenossen auch Geistliche der Volkskirche zähle, und mein einstiger Gönner, der Historiker Caspar Paludan-Müller, daraufhin in einer leidenschaftlichen Entgegnung es für meine Pflicht erklärte, einen solchen „Verräter" ohne weiteres auszuliefern, ja sogar durchblicken ließ, daß ich nicht imstande wäre, einen Namen zu nennen, da war es dieser Geistliche, an den ich dachte. Seinen Namen zu verraten, war ich natürlich nicht gewillt und sah mich demnach zum Schweigen verurteilt. Auch jetzt noch, wo sowohl er wie Paludan-Müller tot sind, mag ich den Namen des Mannes nicht nennen, aber genau dasselbe ist mir bei anderen Geistlichen widerfahren.

Diese Menschen bildeten jahrelang Herberts Umgang, und da er sich früh zu einem allerdings sanftmütigen, doch äußerst radikalen Freidenker entwickelt hatte, brauchte er seinem Geist keine Gewalt anzutun.

Mit Herbert vollzog sich während seines Aufenthaltes in der Provinzstadt die Veränderung, daß er, ohne dem lyrischen Hang seiner Natur im geringsten Abbruch zu tun, sich mehr denn je zu strenger Korrektheit entwickelte, ein Mann der Pflicht und des Gesetzes wurde. Kein Mensch hätte eine Schwäche, geschweige denn einen Fehler an ihm aussetzen oder ihm einen begangenen Fehlgriff zur Last legen können. Er war unangreifbar. Nie hatte er eine Dummheit begangen. Auf diese Weise war er wohl geeignet, in eine Kopenhagener Beamtenstellung überzugleiten. Er wurde bei einer großartigen Privatinstitution, die später vom Staate übernommen wurde, angestellt, und stieg durch seinen strengen Pflichteifer, seine Beharrlichkeit, seinen hellen Verstand und seine große Tüchtigkeit in nicht gar vielen Jahren vom niedrigsten Posten zu einem der allerhöchsten auf. Das Wohl und Wehe von Hunderten von Menschen hing von seinem Gutdünken ab.

Die Verbindung zwischen ihm und mir erfuhr nie eine Unterbrechung. Wir sahen uns zwar nicht gar oft, er unternahm ab und zu längere Reisen, ich hielt mich viele Jahre im Auslande auf, doch so oft wir konnten, kamen wir zusammen, und der Briefwechsel zwischen ihm und mir geriet nie ins Stocken. Mir kamen in dieser Zeit hier und da Gerüchte zu Ohren, die mehrfach das gleiche besagten: von Frauen, die ihn liebten, mochte er nichts wissen, und er selbst hatte Unglück in der Liebe; mehr als einmal sollte er eine unerwiderte Liebe gehegt haben. Es scholl halb wie Lüge, es klang nach Geklatsch, und ich fragte ihn nie danach. Wenn wir uns sahen, war das Verhältnis das gleiche. Ich sagte ihm alles, er sagte mir vieles, doch nichts besonders Intimes, stellte sich mir indessen als ein Freund zur Verfügung, dem Freundschaft Religion war.

Da ereignete sich etwa um das Jahr 1879 zum erstenmal etwas, das ein neues Element in unser Verhältnis brachte. Wir trafen einander nach langer Trennung irgendwo außerhalb Dänemarks, und ohne Einleitung begann er mir sein intimstes Leben der letzten Jahre zu erzählen. Er liebe eine verheiratete Frau mit

einer Leidenschaft, die ihm alles andere in der Welt gleichgültig mache; sie erwidere seine Liebe mit ebensolcher Heftigkeit. Sie hätten ihre Umgebung über ihre Leidenschaft und das zwischen ihnen bestehende Verhältnis aufgeklärt. Allein sie leiste den gewaltsamsten und zähesten Widerstand. Er war außer sich, wie jemand, der sein ganzes Leben für eine Sache einsetzt und einem ehernen Widerstand begegnet. Prüfend äußerte ich, daß wohl auf Seite der anderen ein gewisse Art von Recht bestehe, warf etwas von alten Verpflichtungen und dergl. hin. Als er antwortete, waren Peitschenschläge in seiner höhnischen Stimme, eine wilde Rücksichtslosigkeit in seinen scharf geschliffenen Worten. Kein Tittelchen mochte er in Abschlag bringen. Eine Leidenschaft wie diese sei von beiden Seiten heilig, habe einzig ein Recht in der Welt, alles andere sei dummes Zeug. Die andern! „Mögen sie sich damit abfinden, wie sie können. Sie existieren nicht für mich."

Zum erstenmal in zwanzig Jahren war seine Verschlossenheit mir gegenüber durchbrochen. Ich mußte an Kierkegaards Wort von dem Gekrache denken, mit dem das Burgtor der Innerlichkeit aufspringe. Ich war tief erstaunt. Er, der in unseren Jugendtagen mir von so manchem tollen Schritte abgeraten, mir geraten, von allem offenbar Unausführbaren abzustehen, er, der mir immer vorgestellt hatte, daß es doch nie zum Glück führen könne, das Glück mit Sturm nehmen zu wollen, er nahm nun nicht die geringste Rücksicht. Sein Entschluß stand fest. Ich habe nie zuvor einen Mann des Gesetzes und der Rücksichten, ja kaum einen Zigeuner mit so wilder Überzeugung vom Recht der Leidenschaft und solcher Verachtung von den Institutionen der Gesellschaft reden hören — und das war er, der sein ganzes Leben danach gegeizt hatte, sich dem Gedanken der Relativität anzupassen.

Ich lebte im Auslande und fragte ihn niemals aus, hörte oder sah aber nie seinen Namen mit einer Katastrophe, noch mit einer Frau zusammen genannt. Es geschah nichts. Entweder muß der Widerstand zu stark gewesen sein, oder, wie ich mehr Grund habe zu glauben, einer der beiden Teile fiel ab. Doch dieser eine war nicht er. Die Sache selbst wurde nie mehr zwischen uns berührt.

Wir pflegten jedes Jahr, wenn ich auch nur einige wenige Hochsommertage in Kopenhagen verbrachte, wenigstens einmal ganz allein mitsammen in Skodsborg zu Mittag zu speisen. Da sprach

ich mich zu ihm aus, und er erzählte mir, was ihm begegnet war, doch stets mit dem von Jugend auf von ihm beobachteten Vorbehalten, in die ich, wie er wohl wußte, nie versuchen würde einzudringen.

An einem Sommertage von 1885, einem der schönsten, die es geben kann, einem Wochentage, saßen wir wieder einmal so ganz allein einander an einem Tische auf der Terrasse gegenüber und erfreuten uns des Anblicks des sonnenbeschienenen Sundes und der guten Luft. Sechs Jahre waren es her, seit er sich damals mir gegenüber ausgesprochen hatte, und nichts deutete darauf hin, daß nun von seiner Seite ein vollkommen vertrauliches Gespräch folgen würde. Wir plauderten vom Leben im allgemeinen und von dem Guten und Bösen, das es uns beiden gebracht hatte. Da rief Herbert mit plötzlicher Heftigkeit aus: „Was für ein Leben ich geführt habe! Was für ein Tor ich doch in meinen jungen Jahren war! Allen Lebensgenuß ließ ich mir entgehen. Da ist die heutige Jugend ganz anders. Glaub' mir, ich kenne sie, habe bei meiner jetzigen Stellung Dutzende von jungen Leuten unter mir, und da ich zu den Beamten gehöre, mit denen die Jugend leicht auskommt, so schenken meine Untergebenen mir ihr Vertrauen. Glaub' mir, diese Jugend lebt nicht so theoretisch und abstrakt wie wir, als wir jung waren. Sie liebt keine Ideen und Ideale, sondern Mädels von Fleisch und Blut. Und sie läßt sich mit großem Vergnügen wiederlieben. Du weißt gar nicht, wie glücklich in Dänemark heutigentags von der jüngeren Welt gelebt wird, welches Leben sie führt." — „Beneidest du sie wirklich? Ist denn deiner Ansicht nach der lustige Leichtsinn, die blanke, bloße Sinnenfreude das eigentliche Glück?" — „Das eigentliche? Nein, das ganze," und er schwur einen lustigen Eid. „Sowohl meiner Lebensanschauung wie meiner Praxis nach weiß ich das. Ja natürlich und selbstverständlich liegt darin und darin allein das Glück. Selbst die bezahlte Liebe ist gut, sehr gut." Er bereute die Prinzipien seiner Jugend, seine Selbstquälereien, seine Torheit, sich um das einzige Gute des Lebens betrogen zu haben. Zum zweitenmal in meinem Leben setzte er mich in Erstaunen. Er sah, wie er so sprach, so lyrisch aus, wie da er achtzehn Jahre gewesen. Und dies der Seraph meiner Jugend, der hier redete, der Ritter mit einem Zitherspiel, der Dichter mit einer goldenen Harfe! Ich mußte an

nahverwandte Ausbrüche in Arbeiten und Dichtungen Renans, als älteren Mannes, denken.

Ich kam zu der Zeit nicht mehr in Häuser, die Herbert besuchte; hatte zu viel zu tun, um in Gesellschaft zu gehen. Zu ihm schaute ich oft hinauf, hörte auch stets von ihm und zwar als von einem ständigen Gaste in reichen Großhändlerkreisen, der immer aufgeräumt bis zur Forciertheit, immer der Maître de plaisir der Gesellschaft sei. Mehrere Jahre verstrichen. Er war noch immer sehr schön, wiewohl er ja doch nicht mehr jung war. Sein Haar hatte noch die alte Üppigkeit, doch als sich im Bart die ersten Silberfäden zeigten, ließ er sich den Vollbart abrasieren und erschien nun mit dem vollkommen glatten Gesicht von ganz unbestimmbarem Alter. Indessen magerte er stark ab; seine Gestalt war nach wie vor die schlanke, hohe, doch jetzt traten die Backenknochen unter der Gesichtshaut leicht hervor, was das Seine dazu beitrug, seiner gesellschaftlichen Lustigkeit etwas Gezwungenes, etwas nicht in Wirklichkeit Empfundenes zu geben.

Wieder vergingen ein paar Jahre, nicht viele. Da teilte mir Herbert brieflich mit, daß er im Begriff stehe, sich zu vermählen. Ich würde sein Wahl sicherlich billigen. Seine Erkorene, ein Mädchen aus äußerst angesehener Familie, sei nicht gerade schön, aber seelengut; sie sei auch nicht mehr ganz jung, habe aber die liebreichsten, treuherzigsten Augen, sie sei übrigens gläubig, stark religiös, doch keine von denen, die anderen mit ihrer Propaganda lästig fielen. Ihre Frömmigkeit sei echt. — Ich habe Grund anzunehmen, daß jedes Wort, das er schrieb, ihm aus der Seele kam, und daß ihre kurzwährende Ehe durchaus harmonisch gewesen.

Nicht lange nach einer der stärksten Krisen seines Lebens war also — vielleicht unter dem Eindruck der Überredungskunst einer aufrichtig gläubigen Dame, in deren Haus er häufig kam — der Ordnungsmensch, der Gesetzesmensch, der Idyllenmensch abermals in ihm aufgetaucht. In frühester Zeit war dieser von dem Schwärmer in ihm zurückgedrängt worden. Dann hatte der heimlich ihn Befehligende lange alle seine Schritte im Leben gelenkt. Hierauf erlitt er eine große, entschiedene Niederlage im Kampfe mit der reinen, wilden Leidenschaft. Sodann die zweite entschiedene Niederlage, als der Drang nach Ersatz für die verlorenen niedereren Freuden der Jugend den Alternden erfüllte und er den Sinnenkultus

an die Stelle seines einstigen Kultus des Ideals setzte. Nun endlich war der Ordnungs- und Idyllenmensch voll und ganz und für immer über ihn Herr geworden. Er war etwas leidend, wenn auch nicht krank, und mochte der täglichen Fürsorge eines liebevollen Weibes bedürfen.

Eines Tags, wohl kaum über ein halbes Jahr nach seiner Hochzeit, tritt ein alter naher Bekannter, ein angesehener Arzt der Hauptstadt, in mein Arbeitszimmer und sagt mir: „Ich bringe Ihnen einen Gruß von Herberts Sterbebett.“ Ich fuhr in die Höhe. Ich wußte gar nicht, daß Herbert krank sei, noch weniger, daß dieser mein alter Freund sein Arzt gewesen. „Er hat mich gebeten,“ fuhr er fort, „Ihnen sein letztes Lebewohl und zugleich die Bitte zu überbringen, ihm keinen Nekrolog im morgigen Blatte zu widmen. Er wolle still aus der Welt gehen. Mißverstanden könne das nicht werden. Wie nahe Sie und er einander standen, sei ja allgemein bekannt.“ Ich erfüllte sonach den Wunsch des Dahingeschiedenen. Auch jetzt, mehr als sieben Jahre nach seinem Tode, handle ich nicht dawider.

In schwerer Krankheit, da man mehr mit den Verstorbenen als mit den Lebenden Umgang pflegt, drängt sich einem die Erinnerung an die wenigen, die man im vollsten Sinne Freunde nennen konnte, mit dem tiefen Gefühle der Dankbarkeit, die man ihnen schuldet, mächtig auf. Herbert steht vor mir, von allen Freunden, die ich im Leben hatte, der einzige, der während meiner ganzen Jugend und meines Mannesalter mein unbedingtes Vertrauen besaß. Und ich frage mich selbst: Hab' ich ihn je gekannt? Und kenne ich ihn jetzt, da er nicht mehr ist?

Politik

Mano negra

Vor etwas mehr als einem Jahre ist der spanischen Arbeiterpartei, vor einem halben Jahre etwa der aufgeklärten, fortgeschrittenen Menschheit Europas ein Justizverbrechen zur Kenntnis gekommen, das gegenwärtig allenthalben erörtert wird und wegen dessen nur allein im Februar 1903 ein öffentliches Meeting in Paris und zwei in London abgehalten wurden. Von Spanien ging die Bewegung für die unschuldig Verurteilten nach Frankreich über, von Frankreich nach Italien, und seither haben englische, belgische, holländische Organe, Schweizer Blätter und wenigstens ein deutsches, die Frankfurter Zeitung, ihre Stimme in der Sache erhoben, während sich gleichzeitig diejenigen, welche die Freilassung der Unglücklichen zu erwirken streben, an alle Männer, denen sie Einfluß auf die öffentliche Meinung zutrauen, mit der Bitte wenden, zur Schaffung einer solchen das Ihrige beizutragen.

Die Ehre der ersten Anregung der Sache gebührt einer beherzten, beharrlichen Frau, der Spanierin Soledad Gustavo. Aber europäisch wurde die Bewegung erst, seit einige der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Frankreichs sie in die Hand nahmen.

Vor zwanzig Jahren machte in der Presse eine Nachricht die Runde, daß man in Spanien einen weitverzweigten, auf Mord, Raub und Brandstiftungen ausgehenden Verbrecherverein, La mano negra (die schwarze Hand), entdeckt habe, dem man nicht anders als durch Massen-Einkerkerungen, zahlreiche Hinrichtungen und viele Verurteilungen zu lebenslänglicher Fesselung beizukommen vermocht hätte.

Um den Lesern in Kürze das Ergebniß der gewissenhaften Nachforschungen der letzteren Zeit über die Rechtsfälle mitzuteilen, wie diese sich ausnehmen, namentlich im Lichte der nicht geringen

Anzahl Briefe, die es den in die Sache verwickelten noch Lebenden aus ihren Gefängnissen herauszuschmuggeln gelang: La mano negra hat nie existirt. Sie verdankt ihr künstliches Dasein einzig einem Polizeikniff und spielte keine andere Rolle als die, einen Vorwand abzugeben zur Unterdrückung von Arbeitervereinen, wie zum bürgerlichen Tode oder dem Tode auf der Richtstätte all der leitenden Männer unter den Arbeitern, die den Ortsbehörden am selbstständigsten und daher am gefährlichsten erschienen.

Das Land, wo diese Vorgänge sich abspielten, ist das von unzähligen romantischen Dichtern besungene Andalusien, ein an und für sich fruchtbares Land, dessen Boden aber einem aus wenigen Mitgliedern bestehenden untätigen Gutsbesitzerstande gehört, während eine ganze große Landarbeiter-Bevölkerung, die mit dem elenden Lohne mühselig ihr Leben fristet, sich immer und immer wieder der Hungersnot preisgegeben sieht. Dadurch seit lange zur Verzweiflung gebracht, schloß sie sich endlich in Vereinen zusammen, die ihre Interessen wahrnahmen. Diese Vereine waren den Herrschenden ein Dorn im Auge, den sie um jeden Preis ausreißen wollten. Internationale Vereine waren verboten, lokale aber nicht, und der Mann, der zuerst sie zu vernichten beschloß und dadurch eine Unzahl von Menschen ins Unglück stürzte, war der „Landkommandant" (etwa so viel wie Bezirkshauptmann) von Jerez de la Frontera, Don Tomas Perez Monforte. Den Vorwand boten einige zufällige Mordtaten, einige Ausschreitungen und Brandstiftungen, wie sie zu allen Zeiten stattfinden, besonders aber in Gegenden, deren Bevölkerung durch Hungersnot aufgeregt ist.

Am besten gekennzeichnet wird Monfortes Handlungsweise durch die Angaben, die ein schlichter, aber durchaus gebildeter Arbeiter, Manuel Sanchez Alvarez, dem spanischen Blatte „Tierra y Libertad" zugehen ließ.

Er berichtet hier, wie er eines Tages von dem Weingarten, in dem er eben arbeitete, durch einen Gendarmen zum Kommandanten von Jerez gerufen wurde, der ihm, nachdem er mit beflissener Höflichkeit ihn aufgenommen, sich setzen geheißen, ihm eine Zigarre geboten hatte, den vier- bis fünffachen Taglohn versprach, falls er ihm Namen und Adresse der politisch rührigsten Arbeiter mitteilen und sie nach einem der Polizei gegebenen vorherigen Wink bereden wollte, Getreidefelder in Brand zu stecken

oder in der oder jener Plantage die Rebenstöcke zu durchschneiden. Monforte schickte dann Alvarez mit der Mahnung heim, sich die Antwort nur ja gut zu überlegen. Der Kommandant führte viele katzenfreundliche Redensarten im Munde: „Wir können miteinander sprechen wie Vater und Sohn, nur vergiß nicht, daß ich der Vater bin!“ Als jedoch Alvarez das nächste Mal wiederkam, um eine abschlägige Antwort zu erteilen, mahnte der Kommandant ihn daran, daß er Mittel habe, ihn zu zwingen. Und wirklich begann ein paar Monate darauf ein Prozeß wegen Legens von Feldbränden und Durchschneidung von Rebstöcken mit 30 bis 40 Angeklagten, wobei Alvarez zwanzig Monate in Untersuchungshaft gehalten wurde.

Nunmehr trat die Mano negra in Wirksamkeit. Worin sie bestand, hat keiner von den der Teilnahme an dem Geheimbunde Angeklagten je gewußt. Das einzige Sichere ist, daß man eines Tages in Villamartin, einem der Kirchspiele, wo die sogenannte „revolutionäre“ Bewegung unter den Landarbeitern am stärksten war, an einer Mauer zwei- oder dreimal eine schwarze Hand abgedrückt sah — was doch an und für sich, wie man meinen sollte, nichts weiter beweist, als daß irgend Jemand seine Finger in einen Farbentopf getaucht hatte. Allein Monforte behauptete, die schwarze Hand wäre das Abzeichen des „geheimen Gerichtes“ der Landleute, das Mordbrennerei und die Niedermetzelung der Besitzenden zum Zwecke hätte, eine Vermutung, die dadurch bestätigt wurde, daß er selbst und sein Untergebener, Hauptmann Oliver, „unter einem Steine die Statuten der geheimen Gesellschaft mit dem Geständnisse all der Verbrechen fanden, zu denen die Mitglieder sich verpflichteten, Raub, Brandstiftung und Mord.“ Schon daß irgend eine geschlossene Gesellschaft ihre Satzungen unter einem Stein auf dem Felde verborgen hielte, war eine recht kindische Erdichtung, daß sie aber dort das Geständniß ihrer Verbrechen hinterlegt haben sollte, war eine Vorspiegelung, von der man gedacht hätte, sie appeliere doch gar zu sehr an die Leichtgläubigkeit des Publikums. Dennoch wurde sie geglaubt. Und von diesem Augenblicke an hatten die Behörden ein Mittel in der Hand, die sämtlichen Arbeitervereine Andalusiens mit dem angeblichen Arbeiterbunde Mano negra zu verknüpfen.

In der Tat erließ im Jahre 1882 der „liberale“ Gouverneur von Cadix, Lonja y Santos, eine Ordonnanz, in welcher er im

Widerspruche mit der Verfassung erklärte, daß hinsichtlich aller Eigentumsbeschädigungen und Brände, die nicht nachweisbar durch einen Zufall entstanden wären, das Hausgesinde und in Ermangelung dessen die lokale Leitung des sogenannten Arbeitervereins als mutmaßliche Anstifter zu betrachten seien.

Drei große Strafprozesse folgten: Der Prozeß „Parilla," der Prozeß „Arcos" und der Prozeß „Das Wirtshaus zu den vier Wegen," die alle dem Zweck dienten, die Arbeiterbewegung unter dem Scheingrunde der Bestrafung eines begangenen Mordes zu vernichten.

Das größte Aufsehen erregte der Prozeß Parilla. Ein Arbeiter, Namens Bartolomeo Campos, wurde im Dezember 1882 bei einer Rauferei mit seinem Vetter Manuel Gago erschlagen. Beide waren Mitglieder des lokalen Arbeitervereines gewesen. Aber Campos war aus diesem ausgewiesen worden, weil man über sein Verhältnis mit der Frau eines andern Mitgliedes aufgebracht war. Die Mordtat hatte demnach einen rein privaten Charakter. Wiewohl Gago nur einen einzigen Genossen gehabt hatte, wurden aus diesem Anlasse nicht weniger als hundert Arbeiter eingekerkert, und der öffentliche Ankläger Don Manuel Azcutia beantragte ganze fünfzehn Todesurteile. Es verlohnt sich der Mühe, seine Rede vor Gericht Satz um Satz zu studieren. Ein widerlicheres Stück offizieller Beredtsamkeit wird man nicht leicht finden. Für einen Kritiker ist dieses Aktenstück eines der lehrreichsten seiner Art. Es sollte in einem zum Stilunterricht dienenden Buche als Probe aller der Fehler abgedruckt werden, die ein Redner zu vermeiden hat. Selten kommt ein Beiwort vor, das nicht im Superlativ stünde: nie ein Hauptwort ohne eine Schleppe von Beiwörtern. Nicht eine Leihbibliothekswendung ist verschmäht, nicht ein billiger Effekt verworfen. Der Stil ist derartig: Es handelt sich hier um den grauenvollsten, den furchtbarsten, den unmenschlichsten und ruchlosesten Mord, der je in den Annalen des Verbrechens verzeichnet wurde, um einen Mord, verübt mit dem abgefeimtesten Vorbedacht, der grausamsten Treulosigkeit usw.

Das ganze Streben des Staatsanwaltes ging dahin, zu beweisen, daß der Arbeiterverein des Ortes und Mano negra ein und derselbe verbrecherische Bund seien, die Geißel und der Schrecken der ganzen Gegend. Einer der Angeklagten, der in einem nun-

mehr veröffentlichten Briefe seine Unschuld beteuert, wurde in Folge der Tortur, der er unterworfen wurde, irrsinnig und gewann erst nach längerer Zeit den Gebrauch seiner Geisteskräfte wieder. Sechs wurden zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurteilt. Sieben wurden *garottiert*, das heißt auf die in Spanien übliche Art hingerichtet, bei welcher das Opfer auf einen Stuhl mit dem Rücken gegen eine Stange gesetzt wird, an welcher ein Eisenbügel befestigt ist, der sich von hinten um seinen Hals zusammenschraubt.

Die nun veröffentlichten Briefe von Antonio Valera, Jose Ortega und Salvador Morena, die aus den verschiedenen Gefängnissen von Gomera, Puerto de Santa Maria und Alhucemas datieren, sind geradezu Entsetzen erregende Aktenstücke zur Geschichte der menschlichen Ungerechtigkeit und Rohheit.

Die beiden anderen Gerichtsfälle weisen ganz denselben Typus wie jener erste auf, und das Resultat war, daß in den spanischen Zuchthäusern, teils von Puerto de San Maria, teils von Ceuta, acht wegen Teilnahme an dem Verbrecherkomplott „Die schwarze Hand" abgestrafte Überlebende schmachten — jenem Komplott, das nie existiert hat.

Bei der Versammlung, die am 29. Januar in Paris zu Gunsten der Unschuldigen abgehalten wurde, machte Jaurès mit gewohnter Beredtsamkeit darauf aufmerksam, daß die Dreyfus-Sache der Welt die Augen über all die Möglichkeiten geöffnet habe, die sich in der Rechtspflege bergen. Mit einer Anspielung auf die Doppeleisen, in die der Gefangene auf der Teufelsinsel gelegt wurde, rief er aus: „Wie können wir uns wundern, daß Tortur im Lande der Inquisition zur Anwendung kam, wenn dies vor Kurzem erst in dem der Revolution geschah? . . . Das Verbrechen, das die Herrschenden kürzlich verübten, hat eine prächtige Klarheit, die der rächenden Wahrheit ausgestrahlt, und sie wird in der ganzen Welt das Antlitz der Opfer wie der Verbrecher erhellen."

In London wurden Versammlungen für die unschuldig Verurteilten den 7. Februar in der Athenäum Hall, den 14. Februar in der Liberty Hall (Eastend) abgehalten; außerdem ist eine allgemeine Volksversammlung auf dem Trafalgar Square in Aussicht genommen.

In Frankreich hat Pierre Quillard, hat Georges Clemenceau für die Sache geschrieben, in London Krapotkin für sie gesprochen.

Die Namen der Acht, die nun seit zwanzig Jahren, unschuldig eingekerkert, Ketten tragen, sind die folgenden: Jose Ortega, Augustin Martinez, Antonio Valero, Salvador Moreno, Cristobal Gil, Diego Morales, Francisco Prieto, Jose Doblado.*)

Armenien

Armenien ist die Schweiz Kleinasiens, ein Gebirgsland wie die Europas, aber unfrei, mißhandelt, gemartert, das Land des Massenmordes.

Hier lebte, auf verhältnismäßig hoher Kulturstufe stehend, ein kleines Völkchen von etlichen Millionen, das, ob auch von steten Verfolgungen heimgesucht und in häufige Kämpfe verwickelt, doch bis zum letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts nicht von Ausrottung bedroht war, eines der ältesten Völker der Erde mit einer wohl viertausendjährigen Geschichte, ein arisches und frühzeitig zum Christentum bekehrtes Volk, von gläubigen Mohammedanern beherrscht, die es seines Glaubensbekenntnisses und seiner überlegenen Zivilisation wegen hassen und verabscheuen. Bis hinauf nach Rußland erstreckt es sich, nach der Türkei und Persien, und aller drei Sprachen dieser Grenznachbarn sind seine Gebildeten in der Regel mächtig, wie sie, außer der Muttersprache, in der Regel auch noch ein oder das andere europäische Idiom, meistenteils wohl das französische, beherrschen. Achtzig Prozent des Volkes sind Bauern; das Handelsgenie seiner Kaufleute aber ist weltbekannt, und es hat seine Gelehrten, Schriftsteller, Dichter, wie die fortgeschrittensten Völker Europas.

Auf dem Berliner Kongresse von 1879 wurden die armenischen Christen gleichwie die rumänischen Juden — um ihren Leiden endlich Abhilfe zu bringen — unter den Schutz der Großmächte gestellt, und sowohl die Türkei wie Rumänien gelobten Besserung. Alles war selbstverständlich eitel Schein und Trug. Die das Versprechen leisteten, dachten keinen Augenblick daran, es zu halten, die es entgegennahmen, keinen Augenblick daran, seine Erfüllung gegebenenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen. Die

*) Nach den neuesten Nachrichten sind die Unschuldigen der „Mano negra“ soeben begnadigt worden.

Folge war, daß die rumänischen Juden seit damals in einer Hölle lebten, gegen welche die Dantes als ein kühler friedlicher Ort erscheint, und daß in den letzten sieben Jahren 300000 Armenier unter Torturen hingeschlachtet wurden, von denen man bisher vermeinte, daß die Henker der Inquisition das Alleinrecht darauf besessen hätten.

Den gewöhnlichen Spießbürgern und Spießbürgerinnen, dem Schriftsteller oder Journalisten, besagt diese ungeheure Zahl, eben um ihrer Größe willen, so gut wie nichts. Sie spricht nicht zur Phantasie, weil sie kein anschauliches Bild gibt. Wer vermag sich einige hunderttausend Leichen vorzustellen, wer die Schrecknisse, unter denen die geschändeten und mißhandelten Weiber endlich ihr Leben aushauchten, oder die Qualen des Hungers auszudenken, welche die gefesselten Gefangenen in den Kerkern von St. Jean d'Acre erduldeten, ehe sie starben?

Ein junger dänischer Schriftsteller hat sogar die Gelegenheit für passend erachtet, seinen Witz spielen zu lassen, gefunden, die Armenier „hätten Zeit genug gehabt, sich auf schmerzlosere Art aus der Welt zu schaffen, als indem sie dieses Geschäft ihren Henkern überließen". Wie humoristisch doch das junge Dänemark ist!

Das kommt wohl daher, daß in Dänemark nichts interessiert als Kopenhagen mit den Vorstädten, in Norwegen nichts als das Ministerium des Äußern und die Konsuln, um die sich die Ehrensache der Selbständigkeit dreht. In den skandinavischen Ländern war es bisher einzig Dr. Hans Kaarsberg, der eine tiefere Teilnahme für die Armenier bekundete. Da er jedoch der Ansicht ist, daß ihnen mit Zeitungsartikeln zu helfen sei, muß sein harmloser Glaube nicht weniger Wunder nehmen, als die gute Laune der anderen.

Das neunzehnte Jahrhundert wird künftigen Zeiten naturgemäß als das große Jahrhundert der naturwissenschaftlichen Entdeckungen und der Erfindungen gelten, wird in dieser Hinsicht ebenso bewunderungswürdig erscheinen, wie die Epoche um 1500 in Bezug auf die bildende Kunst.

Doch fast in allem, was Politik betrifft, wird es sich als eine barbarische Zeit darstellen. Kaum um Haaresbreite kann man diesem Jahrhundert nachrühmen, den dunkelsten Zeiten der Geschichte in Bezug auf Freiheitsberaubung, Ausbeutung, Tortur und Massen-

mord nachgestanden zu sein. Die Blutbäder, die Nero anrichtete, sind wahre Kinderspiele im Vergleich zu denen Abdul Hamids, Neros Grausamkeit Dilettantismus gegen Abdul Hamids Virtuosität im Martern und Hinschlachten.

Und nun bedenke man, daß zu Neros Zeit der große Mörder, ob er auch straflos blieb, in den Augen der Christen nichts anderes als das Tier der Offenbarung war, wogegen heutzutage alle christlichen Mächte in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Abdul Hamid stehen und ihm keinen Strohhalm in den Weg legen. Man bedenke ferner, daß dieses selbe Europa, das, ohne einen Finger zu rühren, 300000 Christen in der asiatischen und europäischen Türkei foltern und niedermetzeln sah, zärtlich um die klägliche und lächerliche Missionstätigkeit in China besorgt ist, und man wird einen Maßstab für die Chimborazo-Höhe haben, zu der die politisch-religiöse Heuchelei an der Wende des Jahrhunderts gediehen ist.

Wenn jemand sich lange in Gedanken mit den Schicksalen der Armenier beschäftigt hat, wenn er einzelne ihrer besten Männer und Frauen kennt, Zeuge davon war, welche Leiden erduldet, welche Opfer gebracht, welcher Heldenmut bewiesen worden und wie nach vieljährigen Kämpfen alles mit einer allgemeinen Abschlachtung endete, so mag es sonderbar oder herzlos anmuten, daß seine Gedanken in dem einen kalten Worte münden: Verspätung der Menschheit auf ihrem Wege. Da aber doch unmöglich alles nur Chaos sein kann, nachdem die wissenschaftlichen, intellektuellen und industriellen Fortschritte durch wechselseitige Befruchtung sich unablässig häufen, verbreiten und vermehren, da, trotz allem, trotz Volksunterdrückung und Klassenunterdrückung und religiöser Verfolgung und endloser Quälerei jeder selbständigen oder hervorragenden Persönlichkeit, ja trotz des Massenmordes von Hunderttausenden eines unglücklichen Volkes, naturnotwendig, unausbleiblich, eine Art Fortschritt stattfindet, so wird der Niederschlag im Gemüte zu allerletzt doch eben der Eindruck des furchtbaren Zeitverlustes, der unermeßlichen welthistorischen Verspätung sein, welche die unaufgeklärte religiöse Willkürherrschaft verursacht, ob sie nun von dem roten Mörder im Süden oder dem weißen Zar im Norden, von Königen auf winzigen Thronen oder Männlein auf noch winzigeren Tabourets herstammen.*)

*) Siehe des Verfassers „Armenien und Europa“. Genf 1903.

Makedonien

Wütet der Klassenkampf als Kampf um das Brod in den zivilisiertesten Ländern Europas und Amerikas mit ungeheuren Arbeitseinstellungen und, wenn sich dies nur irgend als nötig vorschützen läßt, dem Einschreiten der Truppen gegen die Hungernden, so herrschen in den minder zivilisierten Staaten Europas am Anfange des Jahrhunderts die Zustände, die man als mittelalterliche zu bezeichnen pflegt, Religionsfanatismus als Faustrecht, mit täglichen Aussaugungen und Ermordungen, mit Mordbrennerei, Notzucht und jeder Art von Tortur. Die türkischen Gräuel in Makedonien, die rumänischen Schandtaten gegen die jüdische Bevölkerung werden mit jedem Tage empörender, während Europa, nach wie vor mit Gemütsruhe Zeuge der Ausrottung der Armenier, gegen das, was sich in Makedonien und Rumänien vor aller Augen abspielt, mit jedem Tage gleichgültiger zu werden scheint.

Daß die nordamerikanischen Freistaaten Rumänien wegen seiner Verfolgung der rumänischen Israeliten eine scharfe Note zugehen ließen, hatte bisher keine andere Wirkung, als daß Rumänien eine ganze Schar von Emigranten, die schon mit Reisepässen versehen, ihre Habe bis auf das Letzte verkauft haben, an der Auswanderung hindert, wodurch die armen Leute nun gezwungen werden, die kleine, für die Überfahrt und die Ansiedlung im fremden Lande bestimmte Summe auf rumänischem Boden zuzusetzen, um dann schmählich zugrunde zu gehen.

In Makedonien hat Europa seinen Einfluß noch in keiner Weise geltend gemacht, obgleich es nur zu starken Anlaß dazu hätte.

Im Frühjahr 1902 begann die makedonische Intelligenz zur Aufklärung einer Leserwelt, deren Interesse sich nicht bloß auf das Land oder die Stadt beschränkt, die sie selbst bewohnt, in französischer Sprache die Herausgabe einer Halbmonatschrift „Le mouvement Macédonien", die (nach Art der von den Armeniern herausgegebenen Zeitschrift Pro Armenia und des Organs der Jungtürken Medeheret), über die Gewaltakte der türkischen Schreckensherrschaft von Woche zu Woche Kunde gab. Manchmal begleitet das Blatt seinen Text mit Illustrationen. So brachte es im Juli das Bild eines auf Befehl der Türken in Adrianopel gehenkten makedonischen

Führers, Slavi Merdjanof, eines jungen Mannes von seltener Begabung und noch seltnerer Charakterstärke, der bei seiner Gefangennahme drei Wunden am Leibe trug; so im August das Bild dreier türkischer Polizeisoldaten, wie sie sich in Monastir hatten photographieren lassen, auf ihre Säbel gestützt, neben sich auf einem länglichen Tischchen vier abgeschlagene Köpfe von Aufrührern.

In den Organen der europäischen Presse, die teils freiwillig servil, teils von den türkischen Gesandtschaften honorirt sind, werden die Gewalttaten, die von regulären und irregulären türkischen Truppen gegen die Christen begangen werden, durchwegs als Repressalien für die verbrecherischen Überfälle gewisser Rebellen geschildert. Die verzweifelte Notwehr der Unterdrückten stellt man als Herausforderung hin. In Wirklichkeit wird die christliche Bevölkerung Makedoniens, Bulgaren und Griechen, ohne Rücksicht auf die Nationalität in gleicher Weise gemartert. Die Aufrührerscharen, die im gegenwärtigen Augenblicke Makedonien bedecken, haben sich nicht auf Befehl des revolutionären Ausschusses gebildet. Sie sind auf die einfachste Weise von selbst entstanden. Der oder jener Bauer, dessen Weib vergewaltigt wurde, während er, die Hände auf den Rücken gebunden, zusehen mußte, dessen Kinder man stundenlang der Tortur unterworfen, damit sie etwas verrieten, was sie nicht wußten oder nicht sagen wollten, der endlich vielleicht selbst eine Bastonnade erlitten, unter der er nahe daran war, zu bleiben, schart eine Anzahl gleichgesinnter Unglücksgenossen um sich, die auf Rache ausgehen. Der und jener Hirte, dem Baschibozuks die Herde wegtrieben und der nichts mehr besitzt, als das um der Sicherheit willen irgendwo im Walde vergrabene Gewehr, schart einen kleinen Trupp anderer Verzweifelter um sich. Häufiger noch ist es ein junger Lehrer oder Arzt, dem die türkische Polizei nachstellt und der in die Berge flüchtet, weil er den Tod der Tortur vorzieht, die seiner im Gefängnisse sicher warten würde. Um ihn sammelt sich nun ein Dutzend gleich ihm verfolgter oder bedrohter junger Männer, die man in den Kerker werfen und aufs Blut hatte peitschen lassen, wie alle Verdächtigen, die den Türken in die Hände fielen. Wer kann sich da wundern, daß die ausgestandene Tortur sie zu wildem Grimm aufstachelt? Fünf Bauern aus dem Dorfe Eksji-Su und der Schullehrer Natsef aus Zelemitsje wurden, um ihnen

Geständnisse abzupressen, nach der Bastonnade der Tortur unterworfen, die darin besteht, den Schädel so lange mit Zangen zusammenzudrücken, bis er knarrt. Nun begrub man sie bis zum Halse in Unrat und ließ sie drei Tage in diesem Zustande, worauf man sie mit dem Kopfe nach unten aufhängte. Zwei von ihnen starben an der Prozedur, die anderen wurden nach Monastir überführt und entkamen.

Das sind Vorkommnisse, wie sie sich buchstäblich an jedem Tag des Jahres in ganz Makedonien ereignen.

Wenn das Erscheinen der Zeitschrift „Die makedonische Bewegung“ in den letzten Wochen unterblieb, so läßt sich dies ohne Zweifel damit erklären, daß das ganze Land nunmehr in Flammen steht.

Durch das österreichische Blatt „Die Zeit“ ist man in den letzten Wochen über alles Wichtigste die makedonische Angelegenheit betreffende auf dem Laufenden erhalten worden.

Der Generalmajor des bulgarischen Generalstabes, J. Tzontschew, reichte kürzlich seine Demission als General ein, um die Leitung der makedonischen Bewegung in die Hand nehmen zu können. Er hatte sich im serbisch-bulgarischen Kriege ausgezeichnet. Die Regierung, von der Diplomatie gezwungen, Maßnahmen gegen den Ausbruch der Revolution zu treffen, ließ ihn in seiner Heimatstadt Drenowo internieren, und als er, als Bauer verkleidet, einen Fluchtversuch wagte, wurde er in Sofia erkannt, verhaftet und abermals in Drenowo interniert. Nun ist er von dort nach Makedonien entflohen und hat am 8. Oktober 1902 in einem Briefe an „Die Zeit“ die Beweggründe seiner Handlungsweise auseinandergesetzt. Der Anfang seines Briefes lautet:

„Die Festtage am Schipka-Paß sind nun vorüber. Dort und in Sofia ist alles gesagt worden, was man sagen konnte und noch etwas darüber.“ Und er höhnt die Patrioten, die darauf warten, daß ihnen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. „Jetzt tritt der Moment ein, in welchem das bulgarische Volk und gegen ihren Willen die bulgarische Regierung ihre Blicke nach dem Süden richten müssen, dahin, wo sich täglich Hunderte im Namen der Freiheit, im Namen der Menschlichkeit opfern. Diese Kämpfer, dem sicheren Tod geweiht, begeistern sich weder für den seit lange begrabenen Präliminarvertrag von San Stefano, noch für das Ideal eines Großbulgarien, sie sind nur erfüllt von dem Gedanken,

die schmachvolle Tyrannei von sich abzuschütteln und sich die Menschenrechte zu erkämpfen, die ihnen vor einem Vierteljahrhundert „verliehen“ worden sind (durch den Berliner Kongreß 1878) . . . Die bulgarische Regierung und die gekauften Blätter Bulgariens mögen die Tatsachen verdrehen, wie sie wollen, es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß jetzt der makedonische Sklave mit der Waffe in der Hand sein Dasein bekundet.

Das Ende des blutigen Dramas kann man bereits jetzt mit Sicherheit voraussagen: die vollständige Vernichtung der Christen in Makedonien und im Adrianopeler Vilajet, ein allgemeines Blutbad und unermeßliche Opfer. Aber den Gebeinen dieser Opfer wird der Rächer erstehen . . . . Nur der Gedanke, daß es eine öffentliche Meinung und ein öffentliches Gewissen gibt, wird den Streitern in diesem Kampf Mut einflößen.“

So spricht der Mann, der wie ein Held sich an die Spitze aller der zerstreuten Aufrührerbanden gestellt hat.

Lehrreich ist der Vergleich zwischen seiner Sprache und der einer wenige Tage später von Konstantinopel ergangenen amtlichen Mitteilung:

Nach telegraphischen Meldungen von Ibrahim Pascha, Kommandanten der 9. Division in Serres, vom Kommandanten des 3. Korps und vom Wali von Salonichi drangen vor acht Tagen bulgarische Banden bei Razlog und Dokumabala in Makedonien ein und zwangen die bulgarische Bevölkerung mehrerer Dörfer, sich ihnen anzuschließen. Die Einwohner anderer Dörfer flüchteten aus Furcht in das Gebirge. Hierauf wurde Ibrahim Pascha mit einer genügenden Truppenzahl zur Verfolgung der Banden beordert, welche sehr energisch und planmäßig ausgeführt wurde. Die Banden wurden teils vernichtet, teils zerstreut. Der größte Teil der Bevölkerung beginnt zurückzukehren und die von den Banden erhaltenen Waffen niederzulegen. Den Personen, die aus Furcht vor Strafe nicht wagen, zurückzukehren, wird von den Lokalbehörden und der Geistlichkeit bedeutet, daß alle, welche darum bitten, begnadigt werden.“

Wie es sich mit dieser Begnadigung verhält, geht aus dem von Stojan Michailowsky, dem Präsidenten des makedonisch-adrianopolitanischen Komitees unterfertigten Aufruf vom 17. Oktober hervor. Er hat folgende Einleitung: Die Aera der blutigen Gewalttaten in der Türkei beginnt aufs neue. In den Bezirken von

Dschuma, Maleschowo, Melnik und andern sind Frauen und Kinder von Baschibozuks und regulären Truppen erschossen worden.

Das erste, was die türkischen Truppen tun, wenn sie in ein makedonisches Dorf kommen, ist, die Auslieferung aller Waffen zu verlangen. Ist man furchtsam genug, sie auszuliefern, so geht die Plünderung los. Andererseits ist auch die Ankunft der Freischaaren in einem Dorfe für dieses ein Unglück. Ihre Unterstützung wird von den Truppen gerächt, und die Banden schießen erbarmungslos jeden Mitchristen nieder, in dem sie mit Recht oder Unrecht einen Spion vermuten. So lebt die unglückliche Bevölkerung unter einem wahren Schreckensregiment.

Und zwischen den Soldaten und den Guerillabanden selbst wird der Kampf mit einer Erbitterung und einer Todesverachtung geführt, wie sie die Kriegsgeschichte selten zu verzeichnen hat. In Kadino, bei Perlepe, wurde eine kleine Schar von Aufrührern von den Türken in einem alten Turme überrumpelt. Sie verteidigten sich dort einen ganzen Tag und einen Teil der Nacht, und als ihr Vorrat an Pulver und Kugeln verschossen war, töteten sie sich mit Cyankalium. Als beim Morgengrauen die Türken in den Turm drangen, fanden sie dort 7 Leichen. Der Chef der Truppe war Metodi Patschef, ein Lehrer aus Okrida, der, feurig, energisch, beredt, aus seinen Ansichten über die türkische Herrschaft kein Hehl gemacht, und den man zu drei Jahren Kerker wegen Todtschlags verurteilt hatte, obschon er sein Alibi nachzuweisen vermochte. Aus dem Gefängnisse entlassen, in dem er noch andere junge Leute kennen gelernt hatte, die ebenso ungerechterweise eingekerkert worden, wie er selbst, beseelte ihn nur der eine Wunsch, an seinen Bütteln Rache zu nehmen. Er fand seinen Tod bei dem Versuche. Wird es den tapfern Führern allen ergehen, wie ihm?

Werden wir die Makedonier der Armenier Schicksal teilen sehen?

Das Georgische Volk

Vor einem Menschenalter hatte es den Anschein, als ob in der Folge der Klassenkampf die Nationalitätenkämpfe ablösen würde. Der Klassenkampf nimmt allenthalben stetig an Umfang zu, zugleich aber hat die Spannung zwischen unterdrückenden und unterdrückten

Völkerschaften heutzutage eine Stärke erlangt, wie sie frühere Zeiten wohl kaum gekannt haben.

Immer neue Nationalitäten treten vor das europäische Forum mit ihren Klagen, neu, nicht etwa in dem Sinne, als wären diese Nationalitäten unzeitliche Gebilde — sie gehören zu den ältesten historischen Volksstämmen der Erde — wohl aber in dem, daß sie Jahrhunderte lang schweigend gelitten haben. Nach den Polen kamen die Bulgaren, nach den Bulgaren die Armenier, nach den Armeniern die Finnländer, nach den Finnländern die Makedonier.

Alle diese Völkerschaften und noch viele andere streben, durch die Herausgabe von Schriften in den Weltsprachen, Europa ihre Lage zum Bewußtsein zu bringen. Alle haben sie ihre eigenen, zumeist in französischer, doch auch in englischer oder deutscher Sprache regelmäßig erscheinenden Organe. Das der russischen Flüchtlinge kommt englisch, die der jüdischen Zionisten französisch oder deutsch heraus. Die Polen, Armenier, Finnländer, Makedonier haben je ihr französisches Organ.

Unter den Völkerschaften, die in der letzteren Zeit an Europa appellierten, müssen die 30 Millionen Ruthenen hervorgehoben werden, die seit anfangs Mai ihre „Ruthenische Revue“ auf deutsch in Wien herausgeben. Sie schildern darin die grausame Tyrannei, unter der die 25 Millionen ihrer Volksgenossen leiden, die von der russischen Regierung unterdrückt werden, während sie sich mit geringerer Berechtigung über die Haltung der Polen in Galizien ihnen gegenüber beschweren.

In allerjüngster Zeit hat nun einer der kleinen Volksstämme, der wie die Armenier und Juden auf eine dreitausendjährige Geschichte zurückblickt, sich in Paris sein Organ geschaffen und trachtet das gleichgültige Europa für sein Mißgeschick und sein nationales Streben zu interessieren.

Es ist das Georgische Volk.

Bis zum vorigen Jahrhundert, wo die russische Regierung Georgien durch einen Treubruch für eine russische Provinz erklärte, hatte die georgische Nation vom grauen Altertum an sich ihre Selbständigkeit bewahrt. Der erste eingeborene König von Georgien, Pharnabazes, regierte im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, und sieht man davon ab, daß die Georgier von arabischen Kalifen zwischen dem 7. und 10. und von mongolischen Horden

im 13. und 14. Jahrhundert bezwungen wurden, so hat dies kleine, tapfere und begabte Volk, das bei der letzten Zählung im Jahre 1897 eine Kopfzahl von 2½ Millionen ergab, seine Unabhängigkeit bis herab zum Jahre 1801 behauptet.

Georgien ist das Land, das, an der südlichen Abdachung des Kaukasus gelegen, sich vom Schwarzen zum Kaspischen Meere erstreckt, ein Bergland mit zahlreichen Flüssen, mit mildem, dem Anbau von Wein, Baumwolle, Reis, Tabak und Tee günstigem Klima, mit großem Reichtum an Mineralien wie Naphta, Kohle, Silber und Kupfer. Die Hauptstadt ist Tiflis, in der Sprache der Eingeborenen Tiblisi, so benannt nach seinen warmen Quellen, von dem georgischen Worte tbili (warm). Ungefähr 1200 Quadratmeilen umfassend, bildet es die beiden russischen Gouvernements Tiflis und Kutais. In der georgischen Sprache heißt es Sakartwelo und dessen Bewohner Kartwelitomi. Diese Sprache selbst ist so eigenartig, daß sie von einigen Gelehrten als arisch, von anderen als turanisch aufgefaßt wird.

Es ist das Kolchis der alten Griechen, und die Sagen von Jason und Medea, vom goldenen Vließ und dem Argonautenzuge tauchen bei seiner Nennung in der Erinnerung der mit der hellenischen Mythenwelt Vertrauten auf. Auch des Prometheus, der über seine Berge gespannt ward, werden diese beim Kaukasuslande gedenken. Damit aber wird wohl alles erschöpft sein, was der Name Georgien im Gedächtnisse des modernen Europäers in der Regel wachruft. Und von Prometheus, Jason und Medea ist es weit bis zu den georgischen Männern und Frauen unserer Tage.

Bereits im Jahre 312 wurde das Land christlich und erhielt seine eigene Kirche; in den folgenden Jahrhunderten suchte es, namentlich in Byzanz, Gegengewicht gegen die Bestrebungen des persischen Nachbars, den Mohammedanismus einzuführen. 1088 wurde Tiflis von den Türken erobert, aber unmittelbar darauf brach für Georgien seine Blütezeit an. Der georgische König David II., der Erneuerer (1089—1125), vertrieb die Türken und sicherte seine Herrschaft zwischen den beiden Meeren. Seine Tochter Tamara, deren sagenumsponnener Name in zahlreichen Volksliedern verherrlicht wird, bewahrte nicht bloß das Erbe ihres Vaters, sondern warf zu wiederholten Malen mohammedanische Heere zurück und erstreckte ihre Eroberungen bis nach Trapezunt. Unter ihrer

Herrschaft nahm die georgische Literatur, auf welche drei Zivilisationen, die arabische, persische und byzantinische, Einfluß übten, ihren höchsten Aufschwung, und große Dichter, unter denen Rustaveli durch Übersetzungen am meisten Berühmtheit erlangte, bildeten die georgische Sprache zu klassischer Vollkommenheit aus.

Die Mongolen überschwemmten im 13. Jahrhundert das Land, Tamerlan verheerte es um das Jahr 1400. Nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken begann eine ununterbrochene Reihe von Kriegen zwischen der Türkei und Georgien. Vom 15. Jahrhundert an tritt das Reich mit Rußland in Berührung, und dieses beginnt nun mit der Türkei und Persien um den Einfluß auf das umstrittene Land zu wetteifern, dessen Widerstandskraft um jene Zeit durch die Teilung unter mehrere georgische Könige geschwächt war.

Im Jahre 1761 unterwarf sich nichtsdestoweniger einer dieser Könige, Herakli II., der zwei von den drei Kronen Georgiens auf seinem Haupte vereinigte, einen Teil von Persien, das damals eine Beute innerer Kämpfe war, und 1783 schloß er einen Bund mit Rußland, bei welchem Herakli den russischen Truppen freien Durchzug durch sein Land während des Krieges mit der Türkei und Persien zu gewähren versprach, wohingegen Katharina II. sich verpflichtete, Georgien wider diese Mächte zu beschützen und zu verteidigen.

Der Traktat war von Heraklis Seite ehrlich gemeint, nicht aber von der Katharinas. Rußland wollte Georgien von der Türkei und Persien losreißen, wollte es der Erbitterung dieser Mächte preisgeben, um sich, wenn es in dem ungleichen Kampfe geschwächt wäre, seiner um so leichter bemächtigen zu können. Unmittelbar vor einer Schlacht gegen die Türken zog sich der russische General Totleben mit seinem Heer zurück, und gewann auch Herakli allein die Schlacht bei Aspinza, so vermochte er doch nicht, sich gegen die 50000 Perser zu halten, die 1795 Tiflis belagerten, plünderten und verbrannten. Zwar erklärte nun Katharina Persien den Krieg, als sie aber starb, rief Paul I. das Heer zurück.

1798 überkam Georgi XIII. das verheerte Reich nach seinem Vater, und das Jahr darauf sah er sich bei seiner Schwäche genötigt, Stütze in einer neuen Übereinkunft mit Rußland zu suchen. Georgien anerkannte darin die Oberhoheit Rußlands, doch so, daß

dem Lande feierlich die volle Selbstregierung und die Bewahrung des angestammten Herrscherhauses gewährleistet wurde.

Allein noch ehe der Traktat unterschrieben war, starb Georgi, und ohne Scheu erließ nun im Januar 1801 Kaiser Paul eine Bekanntmachung, durch welche er wortbrüchig die unbedingte Annexion Georgiens verkündigte. Vergebens erhob David, der Thronerbe, Einsprache in St. Petersburg, und als bei der Ermordung Pauls Alexander I. gleichzeitig den Thron bestieg, zwang ihn seine Umgebung, das Land, so ungern er sich dazu entschloß, zu besetzen und die Selbständigkeit zu vernichten, die es durch einundzwanzighundert Jahre behauptet hatte.

Ein Jahrhundert lang mußte nun Georgien politisch verstummen. Jetzt aber, wo ein Hauch allgemeinen Freiheitsdranges das ungeheure russische Reich durchweht, melden auch die Georgier sich aufs neue, und da zeigt es sich denn, daß ihre „Intelligenz“ eine durchaus moderne Jugend ist, ebenso praktisch wie freisinnig.

Sie hegen nicht im entferntesten den Wunsch nach Wiedereinsetzung des nationalen Königshauses; sie haben keine mittelalterlichen Ideale. Sie ersehnen nicht einmal die vollständige Unabhängigkeit des alten Georgischen Staates, die ja nur möglich wäre, wenn Rußland Kaukasien aufgäbe, eine Vorbedingung, deren Eintreten selbstverständlich nicht zu erwarten steht.

Was sie fordern, ist dies eine: Georgiens nationale Selbstregierung.

Vor allem verlangen sie auf gleichen Fuß mit den Provinzen der Mitte des russischen Reiches gestellt zu werden. Sie genießen nicht einmal das Minimum von Rechten, das diesen eingeräumt ist. Sie haben keine Provinzialversammlungen (Zemstwo's) und keine Schwurgerichte. Ferner ist ihre Muttersprache unbedingt aus allen Schulen des Landes verbannt, und wie ein jüngst aufgeschnapptes Schreiben Pobedonostsefs an den obersten Geistlichen Georgiens offen erklärt: der Zweck der Schulen Georgiens ist nicht, den Kindern Unterricht zu erteilen, sondern für die Verbreitung der russischen Sprache zu wirken, mit der die Kinder bis auf den heutigen Tag so unvollkommen vertraut sind, daß ein Geistlicher, den Pobedonostsef bestraft wissen will, den Unterricht, den sie erhalten, als „erziehungsfeindlich, ungerecht und verbrecherisch“ bezeichnet hat. In der Tat sind die Schulen in so geringer Zahl vorhanden und so schlecht, daß kaum ein Viertel der Kinder lesen und schreiben kann.

Außerdem aber fordern die Georgier im Anschluß an die gesamte russische Opposition, mit der sie unbedingt zusammenzugehen erklären, nicht bloß eine konstitutionelle Verfassung für das Reich, sondern eine die Staatsgewalt verteilende Verfassung, unter welcher alle bisher unterdrückten Nationalitäten aufatmen können, und skizzieren im Besonderen, wie ihrer Meinung nach eine künftige Verfassung Georgiens auszusehen hätte, so daß keiner der eingewanderten Volksstämme, Armenier, Russen oder Tataren, Unrecht litte. Sie weisen nach, daß unter der jetzigen Verwaltung 67½ Prozent von Kaukasiens Budget dem Lande vollkommen fremden Zwecken zugewendet würden, und beschweren sich, daß man die Söhne des Landes nicht, wie 1801 versprochen wurde, ihrer Militärpflicht in Kaukasien nachkommen ließe, sondern sie nach den entlegensten Gegenden Sibiriens sende.

Das gegenwärtige Auftreten der Georgier ist insbesondere deshalb lehrreich, weil es ein Zeichen unter vielen ist, daß der Alleinherrschaft in Rußland der Sturz droht. Allerdings nicht, wie die russischen Revolutionäre glauben, schon im Laufe ganz weniger Jahre. Einem Außerhalbstehenden fällt es schwer, die zuversichtlichen Hoffnungen eines Krapotkin, einer Vera Sassulitsch oder der in Frankreich lebenden russischen Emigranten zu teilen. Doch so viel wird man wohl sagen dürfen, länger, als noch etwa zwei Jahrzehnte kann es nicht währen.

Eines um das andere melden die unterdrückten Völker und Gemeinwesen sich mit ihren Forderungen. Eine Klasse des Volkes um die andere erhebt sich zur Notwehr. Die früher weit geschieden waren, finden einander. Nicht leicht dürfte es eine größere Kluft als die geben, die noch vor zehn Jahren zwischen der russischen Opposition und den Finnländern bestand, den Finnländern, den loyalsten Untertanen des Kaisers. Nicht so viel wie eines Fingers Breite ist jetzt zwischen ihnen. Nicht leicht kann man sich eine tiefere Kluft denken, als sie vor zwanzig Jahren noch die russische Intelligenz von dem Arbeiterstande und den Bauern trennte. Heute sind Studenten und Arbeiter geistig eins und der Bauernstand befindet sich in drohender Gärung.

Für den einzelnen Menschen ist die Zeit gar lang, binnen welcher eine Umwälzung sich vollziehen muß, und die Älteren erleben sie wohl kaum. Doch läßt sie sich so sicher voraussagen, wie in des Winters Mitte der Frühling.

Das Heimatrecht in Rumänien

Die 250000 Köpfe starke jüdische Bevölkerung Rumäniens ist bekanntlich hart unterdrückt. Rumänien, welches 1878 seine Anerkennung als selbständiger Staat von den Großmächten nur unter der Bedingung erhielt, daß die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses bei seinen Angehörigen auf die Ausübung der bürgerlichen oder politischen Rechte nicht zurückwirken würde, traf 1879 sofort die Bestimmung, die im Lande eingeborenen doch als Fremde behandelten Juden dürften nur Einer um den Andern um das Heimatrecht einkommen, dessen Zuerkennung überdies nur auf Grund eines von Kammer und Senat anzunehmenden Gesetzes erfolgen könnte. Somit wurden denn auch von damals bis jetzt keine 200 eingeborene Juden rumänische Bürger.

Wie die Verhältnisse in Rumänien in diesem Punkte bis auf den heutigen Tag beschaffen sind, davon gibt das Schicksal des Philologen Sainean ein schlagendes Beispiel. Er hat 1901 eine kleine Schrift darüber herausgegeben.

Lazare Sainean, einer der hervorragendsten Philologen Rumäniens, ist 1859 in der Stadt Ploesti geboren und der älteste Sohn einer Witwe. Er studierte an der Bukarester Universität und erlangte 1887 für eine Abhandlung über die Semasiologie der rumänischen Sprache, eine Wissenschaft, die Bréal in Frankreich gegründet hat, die Würde eines Lizentiaten. Die Abhandlung wurde als so bedeutend anerkannt, daß die Universität sie mit einem Preise von 5000 Franks belohnte.

Demeter Sturdza, der jetzige „liberale" Premierminister Rumäniens, der damals an der Spitze des Unterrichtsministeriums stand, ließ den jungen Mann zu sich rufen und sagte ihm, er möchte nur ruhig seine Ausbildung im Auslande vervollständigen; man würde ihn bei seiner Heimkunft „mit offenen Armen" aufnehmen. Worauf er noch hinzufügte: Lassen Sie sich von dem Fall des Dr. Gaster nicht schrecken. Dr. Gaster wurde nämlich 1885 auf Sturdzas Antrag unter dem Vorwande ausgewiesen, Ausländern Auskünfte über die Lage der rumänischen Juden gegeben zu haben, in Wirklichkeit, weil seine wissenschaftliche Überzeugung nicht mit der Lehre Sturdzas und der rumänischen

Nationalisten übereinstimmte, das aus einer Mischung römischer Einwandrer mit den Ureinwohnern des Landes hervorgegangene rumänische Volk sei schlechtweg der Abkömmling des römischen. Trotz seiner philologischen Verdienste wurde daher Gaster vertrieben. Ein recht sonderbarer Zufall wollte, daß er mit Sturdza bei der hundertjährigen Feier der Errichtung der Berliner Akademie wieder zusammentraf, bei welcher Gelegenheit letzterer die rumänische Akademie, Gaster die Londoner Asiatische Gesellschaft vertrat.

Nachdem nun Sainean romanische und orientalische Sprachen in Paris und in Leipzig studiert und u. a. eine Doktor-Dissertation über die Volksdenkmäler Rumäniens veröffentlicht hatte, die auch in Gaston Paris' „Romania" Aufnahme fand, kehrte er 1889 nach Bukarest zurück, wo er zum außerordentlichen Professor an der dortigen Universität ernannt wurde. Da jedoch kein Gehalt damit verbunden war und er bei seiner Armut nicht davon leben konnte, so bewarb er sich gleichzeitig um eine Anstellung als Lateinlehrer an einer höheren Schule, erhielt sie und mochte etwa ein Jahr an dieser gewirkt haben, als man ihm die Stelle wieder nahm. Sie sollte mit einem ehemaligen Lehrer des Prinzen Ferdinand besetzt werden. Ihn selbst ernannte man dafür zum Professor der rumänischen Geschichte und Literatur.

Sainean, der ein Sprachforscher war, sagte dieser Posten nicht sonderlich zu. Er erforderte ganz anderartige Kenntnisse auf historischem und sprachlichem Gebiet als die seinen. Die Ernennung gab überdies Anlaß zu erbitterten patriotischen Demonstrationen. Eine liberale Zeitung „Der nationale Wille", das Organ des bekannten antisemitischen Führers Urechia, wiegelte die öffentliche Meinung auf und bewog die Lehrer an einer höheren Schule gegen die Ernennung, als eine unpatriotische, Einsprache zu erheben. Urechia selbst, der seit lange Vorlesungen über rumänische Sprache und Literatur hielt und keinen Konkurrenten in seiner Stellung haben mochte, drohte, seinen Abschied zu nehmen. Unter diesen Umständen schlugen die Professoren der philosophischen Fakultät, um die Gemüter zu beschwichtigen, vor, zwei Lehrstühle für den Gegenstand zu errichten, die Vorlesungen über Geschichte und neuere Literatur Rumäniens einem Andern zu übertragen, Sainean aber die Literatur bis zum Jahre 1600, die nur ein rein sprachliches Interesse hat, behalten zu lassen. Als jedoch Urechia neue Anstrengungen machte, schlugen

die Professoren um und baten den Minister, da Sainean kein Heimatsrecht besitze, die Ernennung zurückzunehmen. Er hatte damals ein Jahr lang Vorlesungen gehalten. Im November 1890 erhielt er seine Entlassung.

Schon vor mehr als einem Jahre hatte er sich an den Senatspräsidenten Kretzulesco gewendet und bei diesem um das Indigenat angesucht. Allein der Präsident antwortete — wie man in Rumänien stets antwortet — mit dem Rate, sich zu gedulden und nichts zu überstürzen, sondern die Einreichung des Gesuches auf die nächste Reichstagssession zu verschieben, wo es mehr Aussicht auf günstige Erledigung hätte.

Als das Gesuch zur Verhandlung kam, hetzte Urechia die Senatoren mit der Beschuldigung auf, Sainean hätte im Auslande sein Vaterland verschwärzt. Obgleich er weder angab wo, noch wann, machte die Beschuldigung dennoch einen starken Eindruck. Dem Gesetze nach wird ein Gesuch um Aufnahme in den Staatsverband erst zehn Jahre nach dessen Einreichung bewilligt, es sei denn, daß der Betreffende eine nützliche Industrie oder Erfindung im Lande eingeführt oder in irgend einer Wissenschaft Beweise von Talent gegeben hätte. Sturdza, der sich anfangs wohlwollend gegen Sainean gezeigt hatte, war nun anderen Sinnes geworden und leugnete, daß er in seiner Wissenschaft Talent bekundet habe, mochte auch Saineans Lehrer, der verdienstvolle Philologe Hasdeu, ausdrücklich erklären, daß er auf diesen Schüler stolz sei. Das Gesuch über das Heimatsrecht Saineans wurde demnach den 19. Dezember 1891 im Senate mit 79 von 81 Stimmen verworfen. Zwei Stimmzettel waren leer.

Die erst vor so kurzer Zeit vom Türkenjoch befreiten Rumänen sind nun Tyrannen nach türkischem Muster. Äußerst bezeichnend ist eine Anekdote, die ein Graf Langeron in einer 1808 von ihm herausgegebenen Reisebeschreibung von einem Sturdza erzählt, dem Mitgliede einer der ersten Familien des Landes, einem Vorfahren des jetzigen Premiers. Er hatte den Verfasser empfangen und saß eben mit ihm auf dem Sopha, als ein türkischer Bote, ein einfacher Janitschar, ins Zimmer trat und wie ein Medusenhaupt auf ihn wirkte. Bleich und zitternd erhob er sich, lief um eine von dem Janitscharen, der auf dem Sopha Platz nahm, verlangte Pfeife und überreichte sie ihm fast auf den Knieen.

Nach Verlauf von 2 Jahren, während welcher Sainean die beiden Werke „Kursus in Linguistik“ und „Geschichte der rumänischen Philologie“ herausgab, suchte er abermals um das Heimatsrecht an, diesmal bei der Kammer. Der König befürwortete seine Angelegenheit beim Konseilspräsidenten Katurgi, der sich seiner annahm. Der Antrag ging durch. Das Gesetz über die Verleihung des Bürgerrechtes an Sainean wurde von der Kammer am 17. April 1895 angenommen.

Es mußte indes auch vom Senate beschlossen werden. Und hier tauchte nun aufs neue die alte Verleumdung auf, Sainean habe sein Land im Auslande verschwärzt — auf Englisch, wie es hieß, in einer Sprache, die den meisten Mitgliedern unbekannt war. Diese unbegründete Verleumdung wurde ursprünglich von Urechia, schließlich aber auch von Sturdza vorgebracht.

Als Sainean der Sache auf den Grund ging, kam er auf folgendes. Im Jahre 1887 hatte er eine Abhandlung „Juden, Tataren oder Riesen“ geschrieben, später in Gaston Paris „Romania“ abgedruckt, die an den Umstand anknüpfte, daß in Rumänien kyklopische Gebilde vorkommen, welche höchst bezeichnend „la Jidowa“ genannt werden und der Volkssage nach von Riesen stammen. Von den rumänischen Bauern werden nun diese Riesen Tataren oder Juden geheißen. Sainean erklärte es daraus, daß die Khazaren ein tatarischer Stamm, der im 8. Jahrhundert das Judentum annahm und mehr als drei Jahrhunderte als jüdischer Staat existierte, nachdem sie Osteuropa beherrscht hatten, teils in den übrigen tatarischen Bevölkerungen am schwarzen Meere aufgingen, teils in die Nachbarländer, so auch in das jetzige Rumänien einwanderten, wo denn die Erinnerung an riesenstarke Tataren, die zugleich Juden waren, fortlebe. Renan hat der Khazaren in seinem bekannten Vortrage von 1883, „le Judaisme“, Erwähnung getan.

Dieser Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit, daß tatarisches, nicht semitisches Blut in den Adern der rumänischen Juden rinnen dürfte, wurde von Urechia und seinen Genossen zu einer Verleumdung Rumäniens gestempelt, weil vorgeblich der Versuch eines Beweises darin lag, daß die jüdische Bevölkerung des Landes eine ebenso alte sei, wie die in gerader Linie von den Römern abstammenden Rumänen.

Urechia hielt eine große Rede, als das Gesetz über Saineans Eingeburtsrecht vor den Senat gelangte, worauf es mit 61 gegen

12 Stimmen verworfen wurde. Sturdza erklärte bei dieser Gelegenheit, er stimme hier gegen einen Juden, der sich „auf Schleichwegen in den rumänischen Staat einzudrängen versuchte." Urechia, der die Behauptung, Sainean habe sein Vaterland verleumdet, nicht aufrecht zu erhalten vermochte, machte geltend, jedenfalls hätte er dessen Rechte nicht verteidigt, bei dem großen Kampfe, den es so viele Jahre „vor den Augen der Welt" ausgefochten. Er spielte hier auf die Klagen der in Ungarn ansässigen Rumänen an, die in Wirklichkeit der Begründung entbehren, den Rumänen jedoch Anlaß zu Ausfällen gegen die ungarische Bevölkerung geben.

Sainean reiste nun wieder nach Paris und Berlin und arbeitete im Auslande sein jüngstes, umfangreicheres, bedeutendes Werk über den morgenländischen Einfluß auf die Sprache und Zivilisation Rumäniens aus. Doch im November 1899 kehrte er neuerdings nach Bukarest zurück, entschlossen, einen letzten Versuch zur Erlangung des Heimatrechtes zu machen. Der Unterrichtsminister Take Jonescu empfing ihn zuvorkommend und versprach ihm, seine Sache zu stützen. Als das Gesetz neuerdings im Senate auf die Tagesordnung kam, waren zufällig nur 39 Senatoren anwesend, die alle Sainean persönlich kannten; es wurde somit einstimmig angenommen.

So war er also endlich, nach vollen 12 Jahren des Ringens und Kämpfens, Bürger des rumänischen Staates. Er hat das Gefühl bei diesem „Civis Romanus sum" humoristisch geschildert. Seine Brust erweiterte sich, er empfand den Zusammenhang zwischen dem römischen Weltreich und dessen modernem Sproß. In einer einzigen Minute drang er nun tiefer in die rumänische Volksseele ein, als während seines ganzen früheren Lebens. —

Ach, die Herrlichkeit währte nicht länger als genau 24 Stunden.

Der Justizminister hatte das Gesetz sofort an die Kammer zurückgesendet, unter dem Vorwande, es wäre nicht in beiden Abteilungen des Reichstages in ein und derselben Session angenommen worden — ein Umstand, der in der Geschichte Rumäniens noch niemals als ein Hindernis gegolten hatte.

Die Kammer legte die Sache zurück, verschob sie erst auf den letzten Tag der Session, den 3. April 1900, und vertagte sie dann auf die nächste. Doch ehe noch die Kammer neuerdings einberufen wurde, hob Take Jonescu, der sich anders besonnen, das Professorat

28*

der vergleichenden Philologie an der Bukarester Universität auf. Es hatte Saineans ganze Zukunftshoffnung gebildet, da er der einzige Spezialist Rumäniens auf diesem Gebiete war.

Er stand nun im 40. Lebensjahre und fühlte seine Kräfte durch die langjährigen Entbehrungen, die vielen Niederlagen und Enttäuschungen erschöpft. Der Minister selbst hatte ihm gesagt: „Sie sind der einzige rumänische Philologe unter den Jüngeren. Es ist eine Anomalie, daß Sie nicht naturalisiert sind.“ Er selbst wußte wohl, daß eine neuerliche Niederlage in der Kammer seine Zukunftsaussichten im Vaterlande für immer vernichten würden, hielt sie jedoch für unmöglich. Als aber seine Angelegenheit neuerdings vorgelegt werden sollte, eröffnete das antisemitische Blatt „Die nationale Verteidigung“ einen wahren Kreuzzug gegen ihn, und die Folge war, daß den 15. September 1900 die Kammer, die ihm vier Jahre zuvor das Heimatrecht geschenkt hatte, das Gesetz betreffs seines Heimatsrechtes mit 48 gegen 45 Stimmen verwarf.

So hat nun einer der hervorragendsten Gelehrten Rumäniens notgedrungen und brotlos seine Heimat verlassen, um im Auslande Zuflucht zu suchen. Er erklärt öffentlich, daß er auch ferner im Studium der rumänischen Sprache, dem er so eifrig obgelegen ist, Trost für den Verlust seines Vaterlandes suchen werde.

Volksqualen und Utopien

Als auf ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit berufen junge Amerikaner, die von der großen Zukunftssendung der nordamerikanischen Freistaaten durchdrungen sind, sich gern auf das Sendschreiben des Staatssekretärs Hay vom 11. August 1902, worin er deren Vertretern bei den Signatarmächten des Berliner Traktats von 1878 die Gründe auseinandersetzt, welche die Vereinigten Staaten zu ihrer Zuschrift an die Rumänische Regierung bewogen hätten. Nordamerika legte Rumänien eindringlich ans Herz, den im Königreiche geborenen und seßhaften Juden das Eingeburtsrecht und damit die Menschenrechte nicht länger vorzuenthalten. Den Mächten stellte es das unverschuldete und trostlose Elend dar, in das die

aus Rumänien Geflüchteten bei ihrer Ankunft versinken, und teilte mit, daß dieses Elend es Amerika, bei aller seiner bisher bewiesenen Langmut, unmöglich mache, die Einwanderer fernerhin aufzunehmen.

Jene Zuschrift an Rumänien und die Note an die Mächte, die sie erklärte, hat indessen augenscheinlich zwei Seiten, teils eine theoretische — Nordamerika trat als Verfechter der Duldsamkeit und der Menschlichkeit auf —, teils eine praktische — Nordamerika strebte, sich eine Einwanderung hilfloser, blutarmer Menschen vom Halse zu schaffen und verschloß ihnen den letzten Zufluchtsort. So haben ja in der hohen Politik die meisten Vorgänge ein Doppelgesicht.

Unterdessen wächst in Rumänien das Elend von Woche zu Woche. Das neue Handwerkergesetz hat die jüdische Bevölkerung zur Verzweiflung gebracht, und abermals trachtet sie um jeden Preis über die Grenze zu kommen — von der sie dann in der Regel immer wieder mit Gewalt zurückgetrieben wird.

Da es im russischen Reiche, wo etwa drei Viertel aller existierenden Juden ansässig sind, mit den Verhältnissen nicht sonderlich besser steht, kann es nicht wundernehmen, daß die gepeinigten osteuropäischen Juden sich an die Idee des Zionismus klammern. Es ist kaum eine Übertreibung, daß in Rußland wie in Galizien und Rumänien den am besten Erzogenen und am schwärmerischsten Veranlagten unter dem jüngeren Geschlechte die Hoffnung vorschwebt, ein neues, freies, glückliches Gemeinwesen auf dem Boden Palästinas zu gründen. Jeder, der auf Reisen mit dieser Jugend in Berührung tritt, wird die Erfahrung gemacht haben. Aller menschlichen Voraussicht nach wird denn auch im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts Palästina von dem Gesichtspunkte aus angebaut und besiedelt werden, den Verzweifelnden und Vertriebenen eine Zufluchtsstätte und einen volkstümlichen stronghold zu bieten. Die Gesellschaft, die sich unter dem Namen Jewish Company bildete, hatte am Ausgange des Jahres 1900 bereits ein Kapital von 12 Millionen Pfund Sterling gesammelt.

Bei unterdrückten Volksstämmen kommen derartige Pläne heutzutage gleichsam mit Naturnotwendigkeit zu Worte. Während anfangs der neunziger Jahre die armenischen Revolutionäre in London bei ihrer Jugend und Erbitterung die Schwierigkeiten übersahen und an die Möglichkeit glaubten, die Lage ihrer Landsleute

durch Aufruhrversuche zu verbessern, träumte damals so mancher andere besonnenere Armenier von der Errichtung einer Volkskasse, die alle die unbebauten Strecken und zur Veräußerung gelangenden mohammedanischen Besitzungen rings um die armenischen Hauptpunkte in Cilicien aufkaufen sollte. Auf diese Weise befände sich das armenische Volk allmählich in einer strategischen Stellung gleich der Montenegros. Damit wäre ein fester Kern im mohammedanischen Lande gewonnen, worauf von Zeitun und Hadjin der armenische Volksstrom, über seine Ufer tretend, sich nach und nach vielleicht in die Richtung von Adana, Mersina und der Meeresbucht von Alexandrette ergoß. Mit der Zeit hoffte man, die Armenier hier überall die Mehrzahl bilden zu sehen, und besäßen sie nur erst einen Hafen, so stünden sie ja in steter Verbindung mit Europa. Die furchtbaren Metzeleien von 1894 bis 1896 machten die Pläne zu nichte.

Jüdische Pläne verwandter Art hatten besseren Erfolg. Die große Kolonisationsbank für Palästina ist errichtet; nicht wenige Kolonien sind gegründet und blühen auf; alljährlich werden in Basel zionistische Versammlungen abgehalten. Jüngst wurde die allgemeine Aufmerksamkeit neuerdings stark auf das Unternehmen hingelenkt, indem der Begründer des Zionismus, Dr. Theodor Herzl, einen Roman „Altneuland" herausgab, der in dichterischer Form — offenbar um den Ideen leichter Eingang zu verschaffen — das Programm der Zionisten entwickelt, als wäre es bereits verwirklicht.

Der Rahmen ist höchst einfach. Friedrich Löwenberg, ein junger Jude in Wien, juridischer Kandidat, der alle Wege vor sich versperrt sieht und dessen Geliebte eben einem dummen, reichen Freier, den sie gar nicht kennt, den Vorzug vor ihm gab, ist im Begriff, die Flinte ins Korn zu werfen, als er in einer Zeitung die folgende Anzeige liest: „Gesucht wird ein gebildeter und verzweifelter Mann, der bereit ist, mit seinem Leben ein letztes Experiment zu machen."

Ein europamüder Reicher sucht einen Gesellschafter zu einem Aufenthalt auf einer unbewohnten Südseeinsel. Der junge Mann hat gerade noch Zeit, eine jüdische Familie, die in jämmerlichster Armut lebt, aus deren Qual zu erlösen, und folgt dann seinem Beschützer. Auf dem Hinwege laufen sie Jaffa an und besuchen Palästina, das sie wüst, verwahrlost, unwegsam finden. Als sie

aber nach zwanzigjährigem Aufenthalt außerhalb der Zivilisation zurückkehren und nach Haifa kommen, ist alles verwandelt. Die Rhede zwischen Akka und dem Fuße des Karmel ist voll riesiger Schiffe und die Küste von prachtvollen Villen bedeckt. Den Berg krönen schimmernde Bauten, und der Erdboden gleicht einem einzigen großen Garten.

Gleich bei der Landung werden sie durch einen glücklichen Zufall von eben dem jüdischen Knaben empfangen, dessen Wohltäter Löwenberg vor seiner Abreise in Wien gewesen war und der nun zu einem ungewöhnlich tüchtigen, einflußreichen Mann herangewachsen ist. Durch ihn lernen wir nun das ganze neue Palästina kennen.

Es ist das Musterland unter den Ländern der Erde, der Mittelpunkt allen Handelsverkehrs zwischen Europa und Asien geworden, ein Land, das alle im 19. Jahrhundert gemachten Erfindungen und eingeheimsten Erfahrungen dazu verwendet, ohne den beschwerenden Ballast der Vergangenheit, ganz von vorn, eine freie, völlig vorurteilslose bürgerliche Gesellschaft ohne Staat aufzubauen, wo alle Fortschritte gemacht, alle schönen Zukunftsträume verwirklicht und alle Utopien zum täglichen Brote des Lebens geworden sind. Alle Religionsbekenntnisse blühen hier friedlich nebeneinander; das Gemeinwesen regiert sich friedlich selbst, wählt seine Vertrauensmänner, bis zum höchsten, hat sich aber mit keiner Staatsordnung zu schleppen, nur jährlich an die türkische Regierung eine Abgabe zu entrichten. In dem Roman ist eine Beschreibung gegeben, wie Schritt für Schritt und Stufe um Stufe dieser neue Zustand sich aus dem alten entwickelt habe. Geschäftsmänner und praktische Kenner morgenländischer Verhältnisse mögen darüber urteilen, inwiefern das hier als erreicht Geschilderte sich auch wirklich erreichen läßt, wenn nicht in zwanzig Jahren, wie es im Romane geschieht, so in hundert Jahren; ist doch bei einer so großen Sache die Zeitfrage nicht das wichtigste. Dr. Herzl hat auf sein Titelblatt die Worte gesetzt: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen", und nur der Kundige hat das Recht, ihn einen Phantasten oder einen Propheten zu heißen. Auffallend ist es indessen jedenfalls, daß in seinem Buche die türkische Regierung, ja selbst die türkische Oberhoheit, sich unsichtbar gemacht hat und nur durch ihre Abwesenheit glänzt. Sie hat in der Utopie sich diskret

zurückgezogen, um nicht zu stören; das christliche Europa desgleichen. Keiner der beiden Partner pflegt sonst so bescheiden zu sein.

Doch der Schwerpunkt liegt ja nicht in den zahlreichen Hindernissen, die den Plänen der Zionisten im Wege stehen, sondern darin, daß die Phantasie von Millionen hungernder und intelligenter Menschen heutzutage leidenschaftlich in diese Richtung drängt. Es besteht somit die Möglichkeit, daß sich noch einmal in jenem engen Landgebiet eine Art jüdischer Kultur entwickelt, und diesmal eine moderne. Das Experiment wird für die, die es erleben, ein höchst merkwürdiges sein.

Vorläufig sind die verschiedenen Völkerschaften, Stämme und Konfessionen vornehmlich darauf bedacht, einander das Leben sauer zu machen. Während die türkische Methode mit größerer Kühnheit Tortur und Mord zur Anwendung bringt, geht die deutsche, der hohen Kultur des Volkes entsprechend, fast nur auf Sprachverfolgung aus, und es muß gesagt werden, daß hierin die höchste Virtuosität und äußerste Konsequenz erreicht wird. Vor kurzem ist der polnische Sprachunterricht in Berlin verboten worden. Schon vor drei Jahren hat man alle polnischen Kinderschulen verboten, nun ist dem ein Verbot allen und jeden Unterrichts in der polnischen Sprache für Erwachsene gefolgt. Das Provinzialschulkollegium, dem das Polizeipräsidium die Entscheidung übertragen und das in Erfahrung gebracht hatte, „junge Leute unter zwanzig Jahren“ hätten sich unterfangen, Unterricht am Sprachlehrer- und Fortbildungskursus zu nehmen, hat die letzte Unterrichtsanstalt schließen lassen.

Derlei ist ja im Vergleich zu dem, was in Sassun oder Jassy geschieht, kaum in Anschlag zu bringen. Doch ist es immerhin hübsch.

Reise-Eindrücke

Bunte Reisebilder

Wer so häufig als möglich das potenzierte Reiseleben zu führen sucht, dessen Gesundheit ihm jedoch weder unwegsame Gegenden wie Island aufzusuchen, noch sich den Anstrengungen einer Ausstellungsbesichtigung zu unterziehen gestattet, nimmt seine Zuflucht gern zu bekannten Stätten, bekannten Kunstwerken und alten Freunden. Entdeckt man dann nach ein-, nach zweimonatlicher Abwesenheit, daß man sich dennoch in den Strudel des Gesellschaftslebens mit hineinwirbeln ließ, so sieht man sich genötigt, den Aufenthalt nach ein, zwei Wochen zu wechseln oder ganz und gar nach der Heimat aufzubrechen.

So ist man denn wieder daheim und gibt sich einen Augenblick über seine Erlebnisse Rechenschaft. Die persönlichen, im Grunde die einzigen einigermaßen unterhaltenden, legt man in ein besonderes Fach beiseite und läßt die übrigen sich vor dem Auge ausbreiten.

Wo immer man schreiben mag, wird man am besten tun, die Politik nur obenhin zu berühren. Also nur so viel, daß im deutschen Reiche die Verlegenheiten, in die eine mehr oratorische als weitschauende Politik es versetzte, überall Beunruhigung hervorgerufen haben. Weit und breit hegt man in Deutschland die Besorgnis, daß die andern Mächte sich in China aus der Schlinge ziehen, die Kampfstellung aufgeben und Deutschland im Stiche lassen könnten. Wohl wahr, die Deutschen sind allmählich zu einem kriegerischen Volke diszipliniert worden, während die Franzosen, die immer Dolche reden, nahe daran sind, die friedliebendsten Revue-Zuschauer und Generals-Beklatscher zu werden. Als man den Pariser Nationalisten zu wissen tat, das Vaterland sei in Gefahr

und der Aufruhr in China fordere Rache, meldeten sich 120 Mann zu den Fahnen, und die Offiziere beanspruchten eine Gehaltserhöhung, außer der Zulage, die der Kolonialkrieg ohnedies mit sich brachte. In Deutschland meldeten sich auf den gleichen Aufruf hin freiwillig 130 000 Mann zum chinesischen Feldzuge, und die Offiziere machten sich, bis auf etliche neuvermählte Reserveoffiziere, die einige Zurückhaltung beobachteten, die Ehre streitig, daran teilzunehmen. Bei denen aber, die daheim sitzen, herrscht Besorgnis.

Es ist unstreitig herrlich für ein Land, einen temperamentvollen Mann an der Spitze zu haben; aber ... Ganz vortrefflich ist es ja auch, hoch zu Roß oder auf der Kommandobrücke einen Mann zu sehen, der sich in jeder Uniform gleich gut ausnimmt, zu Lande wie zur See; dennoch ... Eine große Freude ist es nicht minder, in seinem Herrscher einen der beliebtesten Redner des Jahrhunderts wie zugleich einen Mann zu besitzen, der als Prediger, Komponist, Maler, Jäger gleich groß ist. Nichtsdestoweniger ... nichtsdestoweniger ist es ein bedauerliches Mißgeschick für die französischen Damen, deren Phantasie, wie Jules Lemaitre mit einem allzu matten und schüchternen Ausdruck bemerkt, der deutsche Kaiser keineswegs unangenehm berührt, das heißt, die nach ihm girren, und ebenso ein rechtes Mißgeschick für die Nationalisten, deren Zahl Legion ist, daß er nicht ihr Kaiser statt der Deutschlands wurde. Sein Federbusch ist der Federbusch nach ihrem Herzen, und ließe sich nur bei allem, was er sagt, für deutsch das Wort französisch setzen, sie würden ihm die Füße küssen.

Der prosaische Deutsche bedauert gegenwärtig (1900) die ungeheuren Summen, vorläufig einige hundert Millionen, die der Krieg bereits verschlungen hat, so daß sich das deutsche Reich gezwungen sah, in England ein Anlehen aufzunehmen. Das aber muß jedenfalls zum Lobe des deutschen Kaisers gesagt werden, vergleicht man Temperament und Temperatur bei ihm und bei den andern Fürsten der Erde, so dürfte schwerlich einer als Konkurrent neben ihm in Betracht kommen.

Doch nun vom glühenden Erdboden der Politik zum Bretterboden des Theaters! Goethes Faust muß, seit dem Tode des Dichters, entschieden ein Erfolg genannt werden. Es gibt, so lange nach der Première, noch immer Abende, wo das Stück allein in

Berlin gleichzeitig auf drei Theatern aufgeführt wird, von den zahlreichen anderen deutschen Bühnen ganz abgesehen. Auch Schiller, muß man sagen, hatte Theaterglück. Sein Publikum hat sich vergrößert. Wäre er heute noch am Leben, er hätte größere Einnahmen als Gerhart Hauptmann, während er wohl zeit seines Lebens nicht so viel verdient haben dürfte, wie Hauptmann in einem einzigen Jahr.

Daß dessen „Biberpelz" denn doch in Kopenhagen aufgeführt werden soll, freut mich. Das Stück ist ein ausgezeichnetes Werk, an und für sich äußerst witzig und szenisch entschieden das Hervorragendste, was Hauptmann geschrieben hat. Wie aber den Dialekt wiedergeben und wie das richtige Maß einhalten in der Darstellung des unseligen Richters! In Berlin ist die Aufführung ideal. — Wenn man Goethes Schauspiele samt und sonders oftmals gesehen hat, bieten sie nicht mehr viel des Anziehenden, was aber Schiller betrifft, so bereitete eine Vorstellung im Dresdner Theater einen Genuß, der wohl sein Verlockendes hatte. An ein und demselben Abende wurde „Demetrius", das von ihm nachgelassene dramatische Fragment, und sein berühmtes Gedicht „Die Glocke" als eine Art Schauspiel mit Tableaux aufgeführt. „Demetrius" ist und bleibt seiner Anlage nach eines der allerausgezeichnetsten Dramen Schillers, ein geradezu bewunderungswürdiges Werk. Doch ist zu wenig davon fertig, als daß es dem großen Publikum gefallen könnte. Man sollte es mit der von Laube nach Schillers genialer Vorzeichnung vorgenommenen Ergänzung des Stückes aufführen. Dieses Bruchstück ist übrigens das augenscheinliche Vorbild von Öhlenschlägers Schauspiel „Königin Margarete" gewesen, das in dem nämlichen deklamatorischen Stile abgefaßt ist. Um wie viel besser hat nicht Mérimée in seinem Schauspiele die Hauptperson, den jungen, wilden, geschmeidigen und schlauen Kosaken, erfaßt und dargestellt. „Die Glocke" mit ihren schönen Versen und vielen ewigen, aller Individualität baren Wahrheiten, ist ein förmliches Konfirmationsschauspiel für Kinder.

Von modernen deutschen Schauspielen gab man überall Sudermanns „Johannisfeuer" und Blumenthals und Kadelburgs „Die strengen Herren" (d. i. die Sittlichkeitskomiker, die der deutschen Literatur und Kunst die Lex Heinze bescheren wollten). Nach allen Richtungen hin wurde schriftlich und telegraphisch

mitgeteilt, daß Sudermanns Stück Fiasko gemacht hätte. Dem war durchaus nicht so, und wäre dem so gewesen, es hätte für den Wert des Stückes nicht das allermindeste zu bedeuten. Hauptmanns „Biberpelz“ wurde an dem ersten Abende verlacht und an den vier nächsten vor leeren Bänken gespielt; da aber Brahm das Stück unentwegt weitergab, kämpfte es sich durch und gehört nun, wie dessen Vorbild „Der zerbrochene Krug“ von Kleist, zu den klassischen Kassenstücken. „Johannisfeuer“ hat einen etwas mageren Vorwurf; es fesselt nicht stark, so gut es auch gebaut ist, und wirkt besonders als ostpreußisches Interieur. Doch mit welcher Ungerechtigkeit Sudermann von seinen Hassern und Neidern behandelt wird und — welchen niederen Standpunkt die deutsche Zeitungskritik zum guten Teil einnimmt, fühlte man beim bloßen Durchblättern der feindlichen Artikel. Es war, als sähe man den Dänen Falkman in vierzehn bis zwanzig verschiedenen Gestalten leibhaft vor sich, mit seinem ganzen sittlichen Ernst, seinem Verständnis, seinem Geist, seinem Witz, mit allem und jedem! Das stehende Wort über die Liebesszenen des Stückes war „schwül“, ein mit vieler Mißbilligung niedergeschriebenes Wort. Die Liebenden umarmten sich nämlich nach vielen Seelenkämpfen ein- oder zweimal. Die Haupteinwendung, die jedoch gegen das Stück erhoben wurde, bestand darin, daß die Handlungsweise des Helden, der zuletzt, von den Umständen gedrängt, die eine heiratet, trotzdem er die andere liebt, eine ganz verwerfliche sei — was Sudermann, wohl zu merken, keineswegs leugnete. Doch es genügt, daß es in einem Stücke wie im Leben zugeht, um den großen Stab von deutschen Zeitungskritikern in helle Wut zu versetzen. Sie sind nämlich die Bannerträger des Ideals.

„Die strengen Herren“ sind eine lustige Satire über die Kunstmoralisten, deren Niveau aber kein höheres ist, als das der Herren, die sie bekämpft. Dem muß wohl so sein, weil das deutsche Kunstpublikum so ungebildet ist. Immer und immer wieder verwahrten sich die Verfasser in flachen Repliken dagegen, der wirklichen Tugend und Ehrbarkeit zuleibe zu wollen, rissen aber mit allen diesen Vorbehalten ihrem Humor die Schwungfedern aus. Doch waren manche komische Einfälle und gute Witze eingestreut. Das Stück fand stürmischen Beifall, ein Beweis, daß in Berlin so wenig wie in München sich eine sei es auch noch so winzige Partei für die

Lex Heinze fand. Man vergleiche damit die Zustände in Dänemark und Norwegen, wo die komischen sittlich entrüsteten Kritiker üppig blühen und in diesem ihren Blütenstande ebenso stark, wenn auch nicht gerade so lieblich, wie Rosen und Lilien duften.

Eleonora Duse, vor kurzem noch die erste Schauspielerin der Welt, spielte mit ihrer italienischen Truppe „Hedda Gabler". Aber ach! Die ewigen Gastspieltournéen haben ihre einst so edle Kunst zur toten Manieriertheit erstarren lassen. Mienenspiel, Gebärden, Körper- und Handbewegungen, die Art, in der sie sich setzt, den Kopf in die Hände vergräbt, lauscht, starrt, überrumpelt, alles bloße Manier. Dazu kam noch, daß sie ja auch nicht die leiseste Vorstellung von einer nordischen Frau wie diese Hedda Gabler hatte. Das ginge indes noch an, da Hedda allgemein europäisch aufgefaßt werden kann. Weit schlimmer war ihre plumpe Übertreibung. Als sie zu Beginn des Stückes Tante Jule mit Kälte und Widerwillen aufzunehmen hat, behandelt sie sie mit so ausgesuchter, sich fort und fort erneuernder Unverschämtheit, daß man nicht begreifen konnte, wie die alte Dame sich dies auch nur einen Augenblick bieten ließ. Als sie Eilert zum Trinken verleiten will, bewegt sie volle fünf Minuten das Glas mit dem heißen Punsch mit schlangenartigen Bewegungen unter seiner Nase hin und her, damit auch nicht der leiseste Zweifel über ihre Absicht obwalte, ihn in die alte Trunksucht verfallen zu lassen. Frau Duse kann nur italienische Stücke ausgezeichnet spielen. Schade, daß sie auf Jahre einem so wenig dramatischen Dichter wie d'Annunzio in die Hände fiel, dessen wortreicher und kunstbegeisterter Roman „Fuoco", der nun in Deutschland aufs eifrigste gelesen wird, zwar seine Vorzüge hat, doch was die Beziehungen zu Frau Duse anlangt, nur ein trauriger Mißgriff ist.

Morgenstimmung

I

Dem dänischen Reisenden schien die Sonne durchs Fenster in sein Hotelzimmer herein, eine warme, sengende Frühlingssonne. Er blickte auf den Platz hinunter, alle Bäume waren mit Knospen bedeckt, und ihm war, als könnte er alle diese Knospen mit einem kleinen schwachen Knall bersten hören. Wie zarteste Musik klang ihm das im Ohr.

Er befand sich auf der Durchreise in Berlin, war mehrere Wochen müde und überangestrengt gewesen; nun hatte er acht Stunden in einem Zuge, ohne Unterbrechung geschlafen, er war ein neuer Mensch, der alte wieder, durch und durch gesund; jedes Gefühl von angegriffenen Nerven war weggeblasen. Die Frühlingssonne schien ihm bis ins Herz hinein, und ihm war, als sprängen auch in seinem Innern Knospen mit einem kleinen schwachen Knall.

Die Sonnenstrahlen hatten schon soviel Kraft, daß Überkleider unnötig waren. Er ging durch die Voßstraße in den Tiergarten, wo er als alter Berliner jeden Steg kannte. Seine Augen hingen rings an all den dicken, klebrigen Kastanienschößlingen, den strotzenden Klumpen halb entfalteter Blätter, an dem lebhaft schimmernden Grün — keine Farbenharmonie, nichts von der bestrickenden, feinen Schönheit des Niedergangs, der Schwäche, der Ohnmacht, nur das frische, vegetative Hervorsprudeln der unerschöpflichen Säfte des Lebens.

Gerade so paßte es diesen Morgen zu seiner Stimmung. Er selbst war durchaus nicht mehr jung und hatte wohl ein vierzigfaches Menschenleben hinter sich, allein er war wie diese alten Kastanienbäume mit brauner, knorriger Rinde, hinter welcher die Säfte mit derselben Frische in jedem neuen Jahre kreisen. Und Alles, was er um sich sah, das ganze ungeduldige, ja brutale Anbrechen des Frühlings, all dies schien ihm in seinem Innern vor sich zu gehen. Er begriff fast nicht, daß er es war, den gestern noch winterliche Schwermut niederdrückte. Er war nun zur Siegesallee gekommen und schritt durch sie dahin, erst nach der West- dann nach der Stadtseite zu. Binnen kurzen drei Jahren haben sich hier die einigen dreißig Marmormonumente erhoben, welche die

Geschichte von Preußens Herrschern erzählen, vom ersten Markgrafen von Brandenburg angefangen bis herab zu Kaiser Wilhelm I. Die Denkmäler sind allesamt in neudeutschem Stil, wirken prangend und anspruchsvoll. Der Nachdruck ist seltener auf das Künstlerische als auf das Offizielle gelegt. Vieles daran ist notgedrungen kriegerische Kostümkunst mit ihren Ringpanzern, Schlachtschwertern und Schilden; mit Harnischen, Schärpen und Helmen; Kollern, Federhüten und Degen; Hoftrachten, Perrücken und dreieckigen Hüten; Uniformen, Pickelhauben, Feldstechern und Säbeln. Hinter jedem, in übernatürlicher Größe sich stolz brüstenden Monarchen zwei von den Männern, deren Namen mit seiner Regierung verknüpft sind; zumeist ein Feldherr und ein Staatsmann oder ein Krieger und ein Gelehrter; unter ihnen sieht man mit Staunen zwei große Geister, Sebastian Bach und Kant. Wenn nun all dieser weiße Marmor in der Sonne schimmert, sich leuchtend zwischen dem überall hervorquellenden Grün abhebt, so nimmt sich das Ganze gar festlich aus. Die kriegerische Einförmigkeit der Gepanzerten ist überdies nicht ohne Abwechslung. Da steht die drollige Figur jenes Regenten, der den Beinamen „der Faule“ führte; dort die einnehmende Jünglingsgestalt eines andern, den man „das Kind“ nannte. Hier ist Friedrich Wilhelm I. mit dem schweren Stock in der Hand. Hier Friedrich Wilhelm II., der schlaffe Epikuräer. Da Friedrich der Große als ganz junger Mann, in kecker fast tanzender Stellung, mit dem Adlerblick und jenem Profil, das man nicht leicht ansehen kann, ohne sich darein zu verlieben.

Doch die Hauptsache für die große Masse der Bevölkerung, die keinen besondern Hang zum Königskultus hat, ist die durch den Anblick dieser Siegesallee bei jedem Einzelnen wachgerufene Empfindung, einem Reiche anzugehören, das, in stetem, nur ganz kurz (wie durch Napoleon) unterbrochenem Wachstum begriffen, an Bedeutung, Reichtum, Einfluß und Macht immer höher und höher steigt. Es beginnt als eine Markgrafschaft, wird Kurfürstentum, dann zum Range eines Königreichs erhoben, von dem großen Friedrich in einen Zukunfsstaat verwandelt und endet als ein Kaisertum, dessen Machtgebiet weit über seine Grenzen hinausgeht. Das erweckt in der Seele des geborenen Berliners ein Hochgefühl des unwiderstehlichen Glückes, der gedeihlichen Entfaltung des Ganzen, zu dem er zählt, ein Gefühl, das im Einklange steht mit dem Frühling rings um

ihn her, und das nicht hoch genug zu schätzen ist. Weit schwieriger ist es dem Fremden, eine solche Empfindung schwellenden Wachstums zu hegen, einem Ausländer, der einem Gemeinwesen angehört, das nicht in der Sonne, sondern im Schatten liegt und das von Jahrhundert zu Jahrhundert sich immer mehr verkleinert hat, immer mehr zusammengeschrumpft ist.

Doch, wenn die Sonne so warm und so befruchtend scheint, das Laub so licht und jugendfrisch glänzt, alle Knospen so ungeduldig springen, das neue Leben so verwegen drängt, teilt jenes Gefühl des Gedeihens, der Entfaltung und Ausbreitung sich auch dem Reisenden mit, der nur ein außerhalb stehender Zuschauer ist. Und er sagt sich: Solch eine Siegesallee sollte jeder Mensch in seinem Innern haben. Wie sie sollte ein Menschenleben angelegt und geführt werden. Und er gedenkt der Zeit, da er selbst ein kleiner, armer Markgraf war, stets auf der Wache an den Grenzen seines Wesens, sie zu behaupten, zu befestigen und zu erweitern, erinnert sich, wie er Kurfürst wurde, und trachtet im Geiste leicht über die vielen Niederlagen hinwegzugleiten, aus denen seine Geschichte und die Geschichte der Meisten besteht. Doch, bah! Die Sonne scheint, die Knospen der Kastanienbäume sind so herrlich klebrig und saftig; was bedeuten Niederlagen! Selbst Friedrich der Große erlitt Niederlagen, nach Kunersdorf schien er verloren und dahin zu sein. Nirgends der leiseste Hoffnungsschimmer! Doch er konnte nicht zu Grunde gehen; ein Zufall, eine Schicksalsfügung errettete ihn. Und in diesem Sonnenschein beschleicht den Reisenden das Gefühl, als müßte in einem entscheidenden Augenblicke auch in seinem Leben sich das Schicksal wenden, ein Peter III. den Thron besteigen! Vorbei die Gefahr, der Feind verwandelt sich in einen Freund und Helfer, so plötzlich, wie der Winter zum Frühling geworden.

II

Abendunterhaltung

Wo soll der Fremde in Berlin den Frühlingsabend verbringen? Da wurde ja doch vor kurzem das sogenannte bunte Theater, das Überbrettl gegründet, mit dessen Errichtung Ernst von Wolzogen Holger Drachmanns Idee vom litterarischen Variété verwirklicht hat und wo

es Abend für Abend so gesteckt voll ist, daß das Unternehmen sich als eine Goldgrube für ihn erwies. Neu kann die Sache insofern nicht genannt werden, als sie bekanntlich seit manchem lieben Jahr, wenn auch in etwas anderer Form, in Paris besteht, woselbst in großen und kleinen Cafés junge Poeten und Sänger, ohne auf einer Bühne aufzutreten, allerlei in Vers und Prosa zum Vortrag bringen. In Berlin aber hat die Idee so starken Anklang gefunden, daß nicht weniger als fünf Konkurrenz-Unternehmungen in dieser einen Stadt vorbereitet wurden, und daß Wolzogen mit einem Teil seiner Truppe die größeren Städte Deutschlands bereist und überall Glück macht.

Es ist nichts außerordentliches, was man auf dem „Überbrettl“ zu sehen bekommt. Es sind keine Übermenschen, die da auftreten. Man wird durch keinen tollen Übermut verblüfft, durch keine künstlerische Übermacht bezwungen. Der Eindruck ist kein übermäßig starker, immerhin aber auch kein rein oberflächlicher. Es ist kein Überschuß an besonders Gutem da, doch ist es auch kein Ausschuß, was geboten wird. Die Bühne trägt dem scherzhaften Selbstlob in ihrem Namen wohl oder übel Rechnung.

Am stärksten wirkt hier das Zwanglose, daß Leiter und Auftretende hereinkommen, natürlich zum Publikum sprechen, keinem bestimmten, für den Abend festgestellten Programme folgen, sondern die Sache untereinander abmachen, wie es ihnen paßt und zur Zufriedenheit des Publikums gereicht. Dies Zwanglose aber hängt damit zusammen, daß das ganze Unternehmen auf deutschem Grund und Boden jung und neu ist. Es hat etwas Lenzfrisches. Es trägt Möglichkeiten in sich.

Musikstücke, die das Publikum noch nicht gehört hat, haben hier Gelegenheit, sich zu erproben. Dichter, die es nicht liest und bislang nicht kannte, werden ihm vorgetragen, ihre Lieder ihm vorgesungen, und es entdeckt da Namen, die nur im Kreise der Eingeweihten hoch geschätzt waren, oder auch solche, die jungen, doch talentvollen Anfängern zugehören.

Ab und zu wird eine kleine Szenenreihe aufgeführt, so „Ein Regiekollegium“ von Max Reinhardt, die den Jammer eines Dichters bei der Probe seines Schauspiels schildert, wo keinerlei Rücksicht auf ihn genommen wird. Hier legte ein Schauspieler, Herr Marzell Salzer, ein bedeutendes Talent an den Tag. Er trug

29*

auch mehrere Gedichte, darunter eines von Detlev von Liliencron, mit so außerordentlicher Kraft vor, daß es eine Lust war, ihm zuzuhören. In anderen Sachen war er recht unbefriedigend in seiner Manier, ohne Crescendo sofort mit voller Lungenkraft einzusetzen. Unter den auftretenden Damen sang und spielte Frau Gisela Schneider am besten. Sie ist die Frau des bekannten ausgezeichneten Schauspielers des Deutschen Theaters Hermann Nissen, eine äußerst tüchtige und schelmische Schauspielerin, doch etwas schwerfällig. Übrigens war das schöne Geschlecht hier durch keine Schönheit vertreten. Dr. Evers, der während der Abwesenheit Ernst von Wolzogens ihn vertritt, trug einige eigene Fabeln vor, in denen sich sprachliches Talent verrät.

Doch nicht auf die einzelnen Leistungen kommt es hier an, sondern darauf, daß überhaupt ein Anfang gemacht ist. Es hat sich nun erwiesen, daß auch in Deutschland leichte aber gute Verse, unterhaltende Lieder ohne Schlüpfrigkeit und Anzüglichkeiten, feine und leichte politische Satire (wie die in einer Reihe von Schattenbildern mit begleitenden Versen über den Feldmarschall Waldersee in China) ein Großstadtpublikum Abend um Abend zu fesseln vermögen. Verpflanzte man das Unternehmen nach Dänemark, so würden Talente, die heute verkümmern, darin glänzen. Keiner von den Schauspielern, die auf dem Überbrettl zu tanzen haben, tanzen z. B. auch nur annähernd so reizend, wie der Schauspieler Jacobsen vom Dagmartheater. Es wäre überdies eine vorzügliche Schule für unsere jungen Dichter, selbst ihre Verse so vorzutragen, daß sie zu schöner Geltung kämen. Noch ist vielleicht nicht einer unter ihnen, der das kann. Auf diese Weise würden sie die Gunst des Publikums gewinnen, das heute aus bloßer Unkenntnis ihre Gedichtsammlungen ungelesen läßt. Das persönliche Auftreten würde eine Rückkehr zu dem gesunden, ursprünglichen Verhältnis des alten Hellas oder des alten Nordens bedeuten, wo die Dichter selbst ihre Verse vorlasen oder vorsangen. Publikum und Autor würden einander menschlich näher treten.

Etwas, das, so geringfügig es ist, auf dem „Überbrettl“ das Auge angenehm berührt, ist die Kleidung der Herren. Endlich, endlich scheint der schauerliche schwarze Staatsanzug seinen Nimbus einzubüßen. Braune und graue Röcke mit Sammetkragen und schimmernden Knöpfen, Westen in starken Farben und von ver-

schiedenem Schnitt, lichte Tücher, die mit nachlässiger Eleganz um den Hals geschlungen sind, Schuhe mit blanken Spangen erfreuten das Auge. Es war freilich nur erst ein Zurückgreifen auf ältere Moden des neunzehnten Jahrhunderts, allein es gab doch einen Vorgeschmack des Tages, an dem die abscheulichen, schwarzen, tristen Futterale des Manneskörpers aus dem vorigen Jahrhundert ein für allemal in die Rumpelkammer geworfen und Schönheitssinn und Farbenfreude aus dem Alltagsleben nicht mehr verbannt sein werden.

Pariser Eindrücke

I

Volkslieder und Nationaltänze

Die berühmte spanische Gesanglehrerin in Paris hatte ein Kostümfest für ihre Schüler veranstaltet; d. h. sie hatte sie gebeten, selbst die Kostümierung zu besorgen, und sich begnügt, Chöre und Sologesänge mit ihnen einzustudieren, sowie von einem polnischen Bildhauer Tableaux stellen zu lassen.

Der Tag der Generalprobe war gekommen. Als Zuschauer waren nur etwa zwanzig Geladene zugegen. Doch merkwürdige Gestalten gab es darunter, die einen sonderbaren Eindruck auf einen fremden Beobachter machten. Seltsam, daß für diese alte, beleibte Dame, deren Gestalt nun ohne Form ist und deren Gesichtszüge nicht einmal Spuren einstiger Schönheit aufweisen, ein großer Komponist so viele Jahre in Leidenschaft erglühte! Und nicht minder absonderlich ist die Vorstellung, daß jene mehr als achtzigjährige, schwerhörige Frau, jene bedauernswürdige Ruine, die berühmte Sängerin ist, die Turgeniew sein ganzes Leben hindurch so sehr fesselte, daß er, um in ihrer Nähe zu bleiben, Vaterland und alles aufgab, was sie voneinander hätte trennen können.

Der Tanz beginnt. Zuvörderst nordische Volkstänze; denn unter den Schülern sind viele Skandinavier. Die jungen Herren und Damen tragen norwegische und schwedische Kostüme und tanzen gut.

Was sie aufführen, sind echte Bauerntänze mit ihrem Stampfen und Schwingen, doch kalte, uninteressante, ein Tanzen, bei welchem eine gewisse Kraft an den Tag gelegt wird, in dem jedoch keine Seele und nur wenig Anmut liegt.

Nun folgt der sarazenische Tanz, ausgeführt von einer reizenden verschleierten Griechin in türkischer Tracht, auf dem Haupt eine schwere, mit Steinen besetzte Tiara. Die tanzende Dame, eine bekannte Gräfin, ist nicht mehr jung und dürfte, wiewohl hochgewachsen, niemals schlank gewesen sein. Dennoch ist ihre Schönheit vollendet. Ihre sichere Anmut ist asiatisch, und, fast völlig stille stehend, nur sich neigend, das Haupt, den schönen Hals, die strahlenden, herrlich geformten Arme senkend und hebend, fesselt sie alle Blicke, während eine morgenländische, lärmende Musik den Tanz begleitet; sie ist in ihren Bewegungen zugleich stolz und lässig, sinnlich und würdevoll; besonders aber fremdartig, uneuropäisch. In ihrer Gestalt hat der Orient sich in Paris niedergelassen. Man ahnt ein stark bewegtes Leben hinter ihrem Tanze. Sie hat lange in Konstantinopel gelebt, spricht türkisch, sowie griechisch und französisch und behauptet, daß die türkische Sprache von allen die schönste sei.

Es folgt das spanische Tableau und bald darauf der spanische Chor zum Klang der Tamburine und Kastagnetten. Lola, die blonde spanische Schönheit, singt so rein und voll, daß die Herzen schmelzen. Doch ihre Schwester Carmen tritt aus der Gruppe vor und beginnt ihren Tanz. Es blitzt aus ihren tiefen, schwarzen Augen, es flammt von ihrem großen, blutroten Munde. Pulver steckt in der geschmeidigen Gestalt, die sich auf den Zehenspitzen der kleinen Füße hebt. Der Seidenrock zeichnet die schönen Formen der Hüften und Beine. Sie dreht sich herausfordernd zum Schall der Tamburine und der anfeuernden Stimmen. Hinknieend, schlägt sie ihre kleine Handtrommel, wiegt den Oberkörper vor- und rückwärts und nach den Seiten, mit lachenden Augen und glitzernden Zähnen und berückendem Blick, erhebt sich und tanzt, wie es ihr Name andeutet — Carmen. Vollendet schön an Körperbau, ist sie fast häßlich von Angesicht mit ihren unregelmäßigen Zügen und den zahlreichen, nicht allzu feinen Mätzchen des Schalks hinter dem Ohr, wo die rote Nelke sitzt; im Tanze aber erhält dieses unedle Antlitz einen so siegessicheren Ausdruck,

daß es schön wird. Und es leuchtet, wenn am Schlusse des Tanzes der Beifall der Zuschauer und Teilnehmer der Tänzerin entgegenrauscht.

Ein Armenier tritt in der Nationaltracht seiner Heimat vor und bringt ein ergreifendes Lied zu Gehör. Ein armenischer Sänger ist schon als solcher der Sympathie gewiß. Kein Volksstamm hat in dem letzten Jahrzehnt so viel gelitten wie der seine. Nur berührt es wehmütig, wo immer man Armenier trifft, den Parteihaß zu beobachten, mit dem sie einander verfolgen. Ihre Presse in den verschiedenen Städten enthält fast nur Angriffe auf Landsleute. Die in allen Ländern zerstreuten reichen armenischen Großkaufleute sind gegen das Los ihrer gepeinigten Landsleute in der Regel vollkommen gleichgültig und gehen gänzlich in den Nationen auf, unter denen sie leben; sie sprechen türkisch, russisch, englisch oder französisch, fast gar nicht armenisch; die wirklichen Armenier aber, die national bestimmten und begeisterten, sind in einander verabscheuende Parteien zersplittert, gleich den in dieser Hinsicht fortgeschrittensten europäischen Völkern, und haben so ihre Aussichten für die Zukunft selbst verringert.

Auf den armenischen Gesang folgt der russische Chor. Er trägt das Lied „Im Garten", jenes frische Lied vor, welches das Ohr kitzelt und das Herz bezwingt. Aus allen Stimmen klingt die des Fräuleins Melgunof von der Moskauer Oper hervor. Schlank, blond und heiter läßt sie ihre volle Stimme sich mit jenen der anderen jungen Mädchen und Frauen paaren. Eine dieser jungen Frauen, die mit einem bekannten französischen Arzt vermählt ist, gleicht mit ihren sanften, blauen Augen, ihrem reichen, lichtblonden Haar einer nordischen Madonna. Nunmehr beginnt inmitten des Chorgesanges der Tanz. Es sollen zwei Paare tanzen. Von den auftretenden vier russischen jungen Mädchen sind zwei als Männer gekleidet, die eine als ein russischer Landedelmann, die andere als dessen Kutscher, die erstere ist in weißem Atlas, die andere in dunkler Seide mit grünem Band. Zuerst tanzt der Edelmann mit seiner Braut, hierauf der bäuerliche Kutscher mit der seinen.

Das erste Paar ist ganz schneeweiß vom Wirbel bis zur Zehe. Fräulein Nathalie, die den Herrn vorstellt, hat die Haltung einer Königin. Fräulein Olga, die vornehme Braut, ist das Bild jungfräulicher Unschuld. Über beider Tanz, der ein Annähern und

Sichentziehen unter gehalten stattlichen Formen darstellt, ruht ein Hauch von Unberührtheit, und nichts kann keuscher sein als der Kuß, mit dem nach russischer Weise der Tanz schließt. Nun folgt Fräulein Mucha in der Rolle des herrschaftlichen Kutschers. Sie tanzt quer über die Bühne mit etwas vorgebeugtem Kopf, und in diesem Tanz ist solch ein Überschwang von jugendlicher Kraft, so viel Keckheit und Trotz, daß sie sofort zu Beifall hinreißt. Die Überlegenheit des Geistes, mit der dies junge Mädchen das Leben um sich her betrachtet, bekundet sich in ihrem Tanz, und dazu all ihre Originalität, ihr Komödiantenwesen, ihre tausend Einfälle und Launen. Jetzt tritt ihre Mittänzerin vor; ein ganz kleines Geschöpf in der kleidsamen russischen Bauernmädchentracht mit weiten Ärmeln, zahlreiche Korallenketten um den Hals. Fräulein Manitschka ist erst siebzehn Jahre alt, auf den ersten Blick unansehnlich, klein, mit der Gesichtsform und den dunkeln Augen einer Japanerin, von gelbbrauner Hautfarbe gleich einer Zigeunerin. Sie ist das Kind berühmter Eltern, von gar vornehmem Geblüt, frühreif, entwickelt in ihrem Gedanken- und Sinnenleben wie unter anderen Himmelsstrichen eine mehr als dreißigjährige Frau. Sie beginnt ihren Tanz! Wie sie tanzt! Sie bewegt kaum die Füße, man sieht keinen Schritt, sie scheint über den Boden hinzugleiten, nicht „zu schweben“, wie man zu sagen pflegt, nein, eben zu gleiten, lautlos, schlafwandlerartig. Sie schließt ihre Augen, sie öffnet ihre Arme; sie träumt wie in Verzückung; es spielt um die Muskeln des Mundes, die Lippen öffnen sich, sie gleitet hinein in der Sehnsucht Stillung, in das Glück. Eine ganze Seelengeschichte ist, was sie erzählt.

Im Laufe von nicht zwei Stunden haben wir Einblick in ein halbes Dutzend verschiedener Volksseelen nur dadurch gewonnen, daß wir Zuschauer waren bei dem Tanz und Sang junger Dilettanten in Paris. Das scheint etwas Geringes und ist es doch nicht. Denn es ist nur ein Sinnbild dessen, was man im europäischen Hauptstadtleben täglich mitmacht. Vergeht doch in Paris nie ein Tag, an dem der Fremde, der wirklich zugelassen wurde, nicht Mitgliedern von vier, fünf verschiedenen Völkerschaften begegnete und mitlebte in ihrem Fühlen und Denken.

Wer sich daran gewöhnt hat, für den hat es etwas Schreckliches, an einem Orte leben zu müssen, an dem es keinen Zufluß von Fremden gibt, und wo daher die Eingeborenen sich aufreiben unter dem selten

oder niemals bereichernden, vielmehr stets nur zu größerer Beschränktheit führenden Verkehr miteinander. In Sven Langes Schauspiel „Die stillen Stuben“, das in einer Provinzstadt spielt, setzen Mann und Frau sich zu Tische, sie sind verlegen, suchen nach einem Gesprächsstoff. Als der Mann mit seinen Fragen, die sich um die Erlebnisse des Vormittags drehen, einen wunden Punkt berührt, hält seine Gattin ihm vor, daß er so gar nichts anderes auf die Bahn zu bringen wisse. „Unser Repertoire ist ja nicht sonderlich groß“, erwidert er wehmütig. Das Wort drückt gelassen die ganze Verzweiflung aus, sein Leben in einer Provinzstadt verbringen zu müssen, und streift dabei wohl auch die allgemeinere Melancholie der Einförmigkeit in einem kleinen Lande.

II

Mittfasten (la mi-carême)

Von den nach der Oper hinausgehenden Fenstern eines Erdgeschosses, Ecke des Boulevards des Capucines, wo Herr Stanton, der Repräsentant der North American Review, sein Bureau und die amerikanische Kolonie ihr Lesezimmer hat, sieht man den Boulevard — es ist etwas über die Mittagszeit — in strahlendem, blendendem Sonnenschein liegen. Es ist so warm, daß alle Fenster offen sind, ja sogar niemand die Überkleider anbehält. Der Boulevard ist so vollgepfropft von heiteren Menschen, die sich unterhalten und auf den Karnevalszug warten, daß sich keine Seele durchzudrängen vermag. Die Menge wogt nur mit schwacher Brandung auf und nieder, wie ein flutendes Meer. Reiterei mit schimmernden Helmen und gezogenen Pallaschen, die in der Sonne blinken, halten die Mittelpartie der Straßen für das Herannahen des Festzuges frei, indes das Volk sich mit den kleinen Papier-Konfetti bewirft, die nicht größer als das Loch sind, das hier zur Kontrolle in die Billetts gedrückt wird. In Wirklichkeit sind sie ja auch aus derartigen kleinen, wertlosen Papier-Rundstücken entstanden. In einer Werkstätte warfen sich eines Tags einige Arbeiterinnen ein paar Handvoll solcher zu Boden gefallenen Schnitzel an den Kopf. Der Meister, der auf die Lustigkeit und den Jubel aufmerksam wurde, den dieser Spaß, dieses unbedeutende Spiel in der Werkstätte hervor-

rief, kam hierdurch auf den Einfall, solche kleine runde Papierstücke in Massen, in Millionen und Milliarden zu fabrizieren. Und nun hat seine Fabrik ihn zu einem steinreichen Mann gemacht. Aus allen Fenstern stürzen sich über die Untenstehenden sackweise die roten, blauen, goldgesprenkelten Konfetti, die ihnen die Hüte, Kragen, Röcke, Kleider bedecken, ihnen am Halse hinabkriechen. Auch dieser ungeheure Regen wirkt im Sonnenschein festlich auf das Auge. Niemand nimmt etwas übel, auch nicht ein hartnäckiges Bombardement mitten ins Gesicht. Man lacht und reißt Witze auf der ganzen Linie und in allen Reihen.

Doch da naht der Zug in ungeheuren, festlich prangenden Wagen, wie Schiffe breit, hoch wie Häuser, mehrere Etagen übereinander besetzt mit geputzten Frauen und geschmückten Männern, während Fußgänger in gelben, grünen, roten Kostümen aus allen Ländern und Zeiten sich um sie scharen. Die Wäschermädchen aus den verschiedenen Waschhäusern haben je ihre Königin gewählt, und diese Königinnen, die wählten wieder die Königin der Königinnen, ein Wäschermädchen wie sie, nicht gerade die allerschönste, doch von allen die beliebteste. Einer der Wagen hat oben die Form von Santos' Luftballon; unten stehen an zwanzig junge Männer und Frauen in der ungeheuren Gondel und werfen Blumen. Die Wagen haben alle Musik mit, nach deren Klängen drinnen — ist doch Raum genug — getanzt wird. Hoch oben hockt eine kleine Pierrette, lacht und schlägt den Takt mit den Füßen, die von ihrem luftigen Sitz niederbaumeln. Die Königinnen sind jung, frisch und nett, sie sitzen in der Sonne mit bloßem Hals und bloßen Armen in geschmackvollen Anzügen da, freuen sich wie Kinder und frieren nicht.

Dort ist die Königin der Königinnen. Ihr Thronsitz ist hoch oben auf einem Stiel befestigt, und der Baldachin darüber hat die Form einer schützenden Kapuze, so daß das Ganze dem Sturmhut gleicht, der Blume, die in manchen Sprachen der Venuswagen heißt. Sie ist schon bei Loubet gewesen, hat, um nicht zu empfangen, ohne zu geben, Madame Loubet einen Blumenstrauß überbracht und zum Dank eine prachtvolle Brosche erhalten. Vor unserem Hause hält sie an, denn sie stattet allen auf ihrem Wege liegenden Redaktionen einen Besuch ab, und „l'Echo de Paris“ hat seine Lokale über uns.

Sie ist niedlich anzusehen, hoch und schlank, trägt sich mit außerordentlicher Würde und neigt, wie eine echte Königin, beständig das Haupt zum Dank für die stürmischen Huldigungsrufe. Welche angeborene Eleganz in diesen französischen Frauen aus den niedern Ständen! Noch gestern stand sie am Waschtrog — heute ist sie Königin — eine Eintagskönigin; doch keine Fürstin könnte sich mit größerem Anstand in dem prachtvollen Samtmantel bewegen, dessen Schleppe von Pagen in ihrem Gefolge getragen wird. Dieser Tag ist epochemachend in ihrem Leben. Von ihm wird sie noch ihren Kindeskindern erzählen und ihnen dann den Schmuck zeigen, den sie, während Paris zu ihren Füßen jubelte, vom Präsidenten der Republik empfangen hat.

Während Wagen auf Wagen unter Musik vorüberzieht, wird eine kleine Mahlzeit in unserem Lokale angerichtet. Mr. Stead aus London zeigt Geisterphotographien vor, für deren Zuverlässigkeit er einsteht, Flammarion aber — sonst doch der große Verehrer „des Unbekannten" — runzelt seine mächtige Stirne und schüttelt den Kopf. Finot, der kluge Herausgeber von „La Revue", macht aus seiner Skepsis kein Hehl. Die amerikanischen Damen trinken Limonade und lachen. Die hohe Gestalt Mr. Stantons, mit dem schönen weißen Haar, bewegt sich von Gruppe zu Gruppe.

III

Ein Abend im L'Oeuvre-Theater

Einzige Aufführung des „Baumeister Solneß". Man arbeitet sich in dem Gedränge äußerst langsam durch die langen Korridore vorwärts. Bei einer Feuersbrunst würde nicht einer mit dem Leben davon kommen, so haarsträubend sind diese Platzverhältnisse.

Lugné Poë, der sein Pariser Ibsen-Publikum auf ein Haar kennt, hat jedem einzelnen, bei dem der Wunsch vorauszusetzen war, den „Baumeister" zu sehen, eine Anzeige ins Haus geschickt, und das Theater ist ausverkauft. Das da ist keine gewöhnliche Zuschauermenge; eine nicht geringe Zahl der künstlerisch am höchsten entwickelten Persönlichkeiten von Paris und zahlreiche Ausländer, die meisten unter ihnen Russen und Engländer. Das Stück fesselt von Anfang bis zu Ende, wird im rechten Tempo und mit Leben und Seele gespielt.

Der Solneß, den Lugné Poë uns zeigt, ist der gealterte, bekümmerte, hartherzige, vom Zweifel verzehrte Mann, er, der inmitten seiner Erfolge keinen Augenblick der Sorglosigkeit genießt, er, der, mißgünstig und machthaberisch, in steter Angst vor der aufwachsenden Jugend umhergeht. Für diesen Solneß fand er den rechten Ausdruck. Er zeigte uns auch, wie er auftaut, wie er gewonnen wird, zugleich weich und stark wird, als Hilde ihm ihr Inneres offenbart, wie er scheinbar seine Jugend wiedergewinnt und den Schwindel überwindet, elektrisiert von der Begeisterung für sein Wesen und seine Kunst, die bei ihr verwegener Mut ist. Was fehlte, das war die Kraft in Solneß, die seinen Erfolg und seinen Ruhm schuf, der Reiz, der für die jungen Frauen von ihm ausgeht. Offenbar aus Furcht, dem Harten, Rauhen in seinem Wesen Abbruch zu tun, hatte Lugné Poë versäumt, uns die dämonische Anziehungskraft anschaulich zu machen, die er auf das andere Geschlecht übt.

Seine Gattin, Susanne Desprès, war eine entzückende Hilde, die französische Hilde, braunhaarig, nervig, eine Energie, die, ungenützt, zur Schwärmerei geworden wäre. Das tollköpfig Jugendliche war verweht, der spezifisch norwegische Ungestüm war durch französischen Elan ersetzt; alles in ihr war der Träumerei bare Klarheit, ein Enthusiasmus, der zu Tat und Ruhm führt. Sie war mehr danach angetan, als weiblicher Herold ihrem Geliebten den Weg zu bahnen, als resigniert ihre Zuflucht zum Luftschloß zu nehmen. Doch, was sie bot, war herrlich: Glaube, der Felsen sprengen könnte, befeuernde Leidenschaft, ein Dürsten nach des Erkorenen Ruhm, der grundfranzösisch war und ist, und endlich mit einer Gewalt, die das Theater durchbebte, jene Schluß-Ekstase, die sich in dem Rufe Luft macht: „Mein — mein Baumeister!“ und die so mächtig ist, daß Hilde Solneß' Sturz überhört, um nur den Harfentönen hoch oben in der Luft zu lauschen.

IV

Lebenswogen

Eine schöne, liebenswürdige, lebensdurstige Dame voll starker, heißer Empfindungen schrieb mir im vorigen Jahre aus Ägypten, wo sie Genesung von einem Leiden suchte: „Meine Bekannten hier

bemühen sich vergebens, mich für alle diese Altertumsdenkmäler, Tempel und Königsgräber zu interessieren; ich fühle mich nur wohl, wo sich die Bevölkerung, die nackten, dunklen Menschen, schreiend, vor Wärme dampfend und schwitzend, zusammendrängen. Diese Lebenswogen, die mir entgegenschlagen, tun meinen Sinnen wohl. Die Hitze und der Gestank von allen diesen lärmenden Menschen sind mir lieber, als die kalte, feierliche Einsamkeit unter den Ruinen einer Zeit, die tot ist."

Dieser Worte und besonders des Ausdrucks „diese Lebenswogen, die mir entgegen schlagen" mußte ich gedenken, als ich am Fastnachtsdienstag (mardi gras) aus dem Automobil-Klub, wo ich in guter englischer Gesellschaft mein Frühstück eingenommen hatte, auf den Konkordeplatz trat. Er lag in hellem Sonnenschein und ein kleiner Junge warf mir sofort eine Handvoll Konfetti ins Gesicht. In Haufen lagen überall die Säcke Konfetti zum Verkaufe, aus denen sich die Leute fort und fort im Gedränge überschütteten. Es gibt doch keinen Platz, der sich an festlicher Breite mit diesem messen könnte! Wäre er im Norden gelegen, man hätte Kleinbürger-Kasernen darauf erbaut. Hätte er sich in London befunden, man würde ihn mit Bäumen bepflanzt und in einen Park verwandelt haben. Hier breitet er sich, groß und weit, in voller Schönheit aus. Und steht ein Fremder in dem schmalen Schatten, den der Obelisk des Koncordeplatzes wirft, so hat er das Gefühl, er stehe wiederum im Mittelpunkte der modernen Welt.

Auf den Boulevards drängt sich die Bevölkerung in dichten Massen und schart sich im Kreise um äußerst beredte Ausrufer, die dies oder jenes feilbieten. Hier gehen die Wogen des rein äußerlichen Volkslebens hoch.

Doch noch auf ungleich eindringlichere und geistigere Weise hat man hier in Paris das Gefühl, sich mitten im wogenden Leben zu bewegen. Hier drängen sich nicht nur alle die tatkräftigsten und strebsamsten Elemente der Bevölkerung Frankreichs zusammen, hierher strömen auch von allen Seiten die am heftigsten und stärksten Lebenden. Hier gibt es zum Beispiel eine armenische Kolonie, wie eine ungarische, eine russische, und bei ihnen allen hat es den Anschein, daß man hier intensiver, als in den verschiedenen Mutterlanden dieser Kolonien lebe. Dem Fremden öffnen sich die Herzen, und in wenigen Tagen empfängt er mehr vertrauliche

Mitteilungen und Geständnisse als sonst in Wochen. Unter den Armeniern sind die politischen Gemütsbewegungen die heftigsten, doch Gemütsbewegungen anderer Art bieten einen nicht minder großen Gesprächsstoff. Eine Heldin, ein tapferes, ausgezeichnetes Weib war unter ihnen, der sie durch volle sechs Jahre wie einem Häuptling Heerfolge geleistet. Sie braucht in Armenien nur ihren Namen zu nennen, und Blumen werden ihr auf den Weg gestreut. Sie war die Seele aller Aufstandsversuche und stellte so ihren übrigens begabten, hervorragenden Mann in den Schatten. Allein sie ist jetzt 35 Jahre alt, und orientalische Frauen altern rasch. Eines schönen Tages reiste ihr Mann mit seiner achtzehnjährigen Cousine nach Paris. Auch sie siedelte sich dort an, die Heldin wurde aus wilder Eifersucht eine Megäre, und die Kolonie teilt sich nunmehr zwischen ihm und ihr, deren einstige Liebe bitterer Haß abgelöst hat. Inmitten der Sorgen um ihr Volk haben die Landflüchtigen Partei für und gegen ein Liebesverhältnis und einen Bruch genommen. Es ist, als wären sie angesteckt von der Pariser Atmosphäre.

Die Anziehungskraft von Paris ist so groß, daß sich die Landflüchtigen von allerwärts hierher wenden. Doch ein Leben der Landflüchtigkeit ist ein anbrüchiges Leben, so stark es auch pulsieren mag. Hier gibt es z. B. ausgewiesene und landflüchtige Russen zu Tausenden; doch sie sind aus ihrer Tätigkeit in der Heimat herausgerissen, und Paris ist so unterhaltend, daß durch den Aufenthalt in der französischen Hauptstadt der Sinn der Jugend zerstreut und sie abgehalten wird von gesammelter, planmäßiger Arbeit, die den Russen ja stets schwer fällt. Die jungen Söhne der Familien haben sich aus der Heimat geflüchtet, weil man ihnen, zur Strafe für die Beteiligung an den Studentenunruhen, ihren Aufenthalt in einem Dorf außerhalb der zivilisierten Welt zu nehmen befohlen hatte, wo sie eines geistigen Todes gestorben wären. Oft hat dann die Mutter des jungen Mannes ihn heimlich nach Paris gebracht, und es ist rührend zu sehen, mit welcher Fürsorge sie ihn umgibt, wie sie ihn zu Fleiß und Ausdauer zu ermuntern, ihm ihre eigene unerschütterliche Beharrlichkeit einzuflößen sucht. Doch alle russischen Häuser öffnen sich ihm; er geht von einer Familie zur andern, spielt und singt oder zeichnet und malt vom Morgen bis zum Abend, liest die neuen Bücher, verplaudert den Tag mit seinen

Landsmänninnen, und für seine Zukunft lernt er nichts. Oder es ist, um eines andern Falles zu erwähnen, ein reifer, bedeutender Mann, der seines Amtes entsetzt wurde — ohne Angabe des Grundes, nur mit einem Wink, er hätte zu „rote“ Ansichten — und der das Land verlassen mußte, um sich hier seinen Weg zu bahnen. Er arbeitet, findet einen Wirkungskreis, hält Vorträge, schreibt Bücher in seiner Wissenschaft und ist leidlich zufrieden. Seine Frau aber, die ihm aus Liebe folgte, ist dies nicht. Sie ist durch und durch Künstlerin, eine feurige Zigeunernatur. Gefeierte Sängerin und gewandte Schauspielerin, bestand ihr Leben darin, ihre Stimme erschallen zu lassen und das Beifallsklatschen der Zuhörer entgegenzunehmen. Hier ist sie wie ein Schwan auf dem Trockenen, mit einer überschüssigen Lebens- und Kunstkraft geladen, für die sie keine Verwendung hat. Von all der hier potenzierten, hier jedoch halb und halb überflüssigen Gemüts- und Geistesbewegtheit eines jeden schlagen dem Lebenswogen entgegen, der in den fremden Kolonien verkehrt.

Obgleich eine starke politische Unzufriedenheit in Frankreich im Frühling 1902 nicht herrscht, ist doch die Stimmung, so viel sich beurteilen läßt, bei den Besten gedämpft. Das Volk hat eine starke Krise hinter sich, und infolge der unseligen Amnestie, die man für staatsmännische Klugheit hielt, die jedoch nichts anderes war, als tiefe Unsittlichkeit, ist das Gift aus dem Staatskörper nicht ausgeschieden worden. Die Nationalisten sind in Paris tätig, haben aber auf dem Lande keine Macht. Jules Lemaître und François Coppée erhalten Einladungen in vornehme Häuser und lassen beim Dessert den Teller zu „patriotischen Zwecken“ umhergehen. Die nationalistischen Damen machen bekannt, sie hätten das Gelübde abgelegt, sich einfach zu kleiden und an keinerlei Festlichkeiten teilzunehmen, sondern das Ersparte zu Wahlausgaben zu verwenden. Um aber einen Druck auf die Geschäftsleute zu üben, ließen sie diese wissen, weshalb dies Jahr keine Einkäufe gemacht würden, und forderten sie auf, durch ihre Stimmenabgabe für den Anbruch einer helleren Zeit zu sorgen.

In Paris sind die Nationalisten stark vertreten. Man ist indes der Meinung, daß eine radikale Kammermehrheit aus den Wahlen hervorgehen werde, doch ohne einen leitenden Geist. Und die französischen Parlamentarier sind in dem Grade Herde, daß man immer

vor einer Überrumpelung seitens der Feinde der Republik in Angst sein muß. Man denkt bereits stark an die nächste Präsidentenwahl. Wahrscheinlich zieht Waldeck-Rousseau sich rechtzeitig als Conseilspräsident zurück, um sich zum Präsidenten der Republik aufzusparen. Deren Feinde haben den kleinen, gefährlichen und frechen Renegaten Doumer, der nun heimkehrt, nachdem er als Gouverneur von Tongking Geld springen ließ, zum Mann der Zukunft ausersehen. Das wird hoffentlich verhindert werden, aber ruhig kann man nie sein, wenn man weiß, was ein Volk imstande ist, sich beikommen und vorspiegeln zu lassen, und wie die Massen urteilen. Gustave Lebon hat ein Buch „Die Seele der Massen“ darüber geschrieben.

Wir haben die ganze Bevölkerung von Nordfrankreich Boulanger als Retter Frankreichs ausrufen sehen. Er hatte einen prächtigen Rappen, auf dem er sitzen und reiten konnte. An den anderen Eigenschaften gebrach es ihm. Wir haben das gesamte Volk von Nord- und Südfrankreich in Wut gegen alle die ausbrechen sehen, die behaupteten, Dreyfus, der nichts verbrochen hatte, sei unschuldig. Was haben wir von der Art nicht schon alles gesehen!

Nie sitze ich in Paris bei den Angehörigen Bizets, unter diesen feinen, klugen, geistsprühenden Menschen, ohne mich immer wieder frisch über das Schicksal Bizets zu entsetzen. Er hatte Carmen komponiert, dies Werk des Genies, das klar, einschmeichelnd, leichtfaßlich war, und das wie geschaffen schien, Herz und Sinn aller Zuhörer zu gewinnen. Die Erstaufführung gestaltete sich zu einem Fiasko sondergleichen. Das Publikum zischte und pfiff wie besessen. Der zweite Akt konnte kaum gespielt werden, und zum Schluß wurde das Stück unter Pfeifen und Gejohle begraben.

So ausgezeichnet und so wenig aufrührerisch Carmen war, es lag jenes Element von wertvollem Neuen darin, das die Masse stets dazu aufreizt, zum Pöbel zu werden. Bizet hätte ein Sechziger werden sollen. Er würde dann den Siegeszug seiner Oper über die ganze Welt gesehen haben.

Die Lehre, die in derlei liegt, ist endlich von den Häuptern der französischen Politik verstanden worden. Auch von denen, die 1870 Demokraten waren. Sie sind von jeder abergläubischen Verehrung des „Volks“ geheilt. Mit ihnen ist man leicht eines Sinnes, wie mit den Königen des Geistes in Frankreich, mit Männern wie Gaston Paris.

Ganz anders denkt und fühlt das Heer von jungen, begeisterten, edeln Russen und Russinnen, die hier an der kürzlich gegründeten russischen Hochschule, der einzigen freien russischen Universität, zusammenströmen. Sie sind fast sämtlich Marxisten. Weder Tolstoi noch Krapotkin haben einen einzigen Anhänger unter ihnen. Sie sind Neulinge im Leben, voll Glauben und Zuversicht, ein vortreffliches Menschenmaterial, in dem ein überströmendes Leben wogt, eine Jugend, lernbegierig wie keine zweite. — Es ist gut stehen in dem schmalen Schatten, den der Obelisk auf dem Konkordeplatz wirft.

V

Französische Häuser

Wie das Schneckenhaus das Werk des Tieres ist und seine Form wiedergibt, so sollte das Haus stets der Ausdruck der Persönlichkeit sein, die es bewohnt. In Paris gibt es viele Häuser dieser Art.

In den großen Schlössern sind die Eindrücke gemischt. Fontainebleau erinnert zugleich an Franz den Ersten, an Heinrich den Vierten, an Ludwig den Dreizehnten und an Napoleon, die alle hier residierten, an Katharina von Medici, Anna von Österreich, Frau von Maintenon und Marie Antoinette, die lange das Palais bewohnten, an Christine von Schweden, die hier zu Gast, an Pius den Siebenten, der hier Gefangener war. Man wird da genötigt, sein Interesse auf eine einzelne Persönlichkeit zu richten. Und bei einem alten Napoleonverehrer verdrängen dann unwillkürlich die Erinnerungen an den Kaiser alle anderen. Da sind die Vorgemächer, durch die er täglich schritt, mit ihren Abbildungen aus dem alten Rom; sein Badezimmer mit Gemälden auf Glas, die früher das Marie Antoinettes schmückten; sein Arbeitszimmer mit den strengen Möbeln; sein Schlafzimmer mit dem schönen, kurzen Bett; das kleine Gemach, wo er seine Thronentsagung unterzeichnete (sein eigenhändiger, mehrmals verbesserter Entwurf des Abdankungaktes hängt hinter Glas in der Bibliothekgalerie). Herrlich ist der Garten, den er durch die hohen Fenster sah. Merkwürdig, wie er, der selbst so wenig Herz hatte, Herzen zu gewinnen verstand. Noch heute geht ein Zauber von allem

aus, worauf Hand oder Auge des letzten Imperators ruhten. Am stärksten wirkt wohl der große historische Hauch jener Tage in dem Schloßhof, zwischen den niedrigen Flügeln, wo er 1814 von seiner Garde Abschied nahm.

Die Prunkpaläste, die in unseren Tagen von Privatleuten in Paris gebaut werden und die mitunter viele Millionen verschlingen, spiegeln das Wesen des Eigentümers indirekter, doch vollständiger, als Staatsschlösser es vermögen. Prachtbauten zeigen, worauf der Eigentümer Wert legte und worauf sein Ehrgeiz gerichtet war, selbst wenn er nur geringen Teil an der Arbeit des Architekten und des dekorierenden Künstlers hatte. Ein Beispiel ist das prachtvolle Haus des Grafen Boni de Castellane, das schön und frei an der Kreuzung zweier Alleen dicht beim Bois de Boulogne liegt. Der Graf, dem seine Frau, die Tochter des bekannten Milliardärs Jay Gould, eine Riesenrente als Mitgift einbrachte, hat ungeheure Summen für die Ausstattung des Hauses verwendet, zu dessen Vollendung dann im Augenblick die Mittel doch nicht reichen. Ein hübscher, eleganter junger Herr, der den Fremden gastfreundlich zur Besichtigung des Palastes einlädt und ihm auf Wunsch selbst als Führer dient. Zunächst fällt die ganz ungewöhnlich breite innere Treppe aus hochrotem, weißgeädertem Marmor auf; wohl die schönste in Frankreich. Sie teilt sich auf halber Höhe in zwei herrlich geschwungene Absätze mit Geländern aus vergoldeter Bronze, erinnert in ihrer Form an eine Treppe in Trianon, wirkt aber durch die Schönheit des Materiales stärker. In den Gemächern hat jede Tapete und jedes Möbel eine eigene Geschichte. Fast alles stammt aus den Königschlössern des alten Frankreichs. Jedes einzelne Stück des Mobiliars ist signiert, von einem der Möbeltischler ausgeführt, die im achtzehnten Jahrhundert für Könige und Fürsten arbeiteten, und jedes ist einzig in seiner Art, eine pièce unique, nie vom Künstler für irgend einen geringeren Käufer wiederholt. Da alles aus der Zeit der Regentschaft, des fünfzehnten und sechzehnten Ludwig stammt, passen Mobiliar, Tapete, Bilder und Zeichnungen gut zueinander. Das Schlafgemach der Gräfin kann sich dem jeder französischen Prinzessin aus jenen Tagen vergleichen. Im Badezimmer des Grafen sind alle Wände mit Aquarellen und Zeichnungen der ersten französischen Meister des achtzehnten Jahr-

hunderts bedeckt: sie stellen Frauen dar, deren Kostüm — oder Kostümmangel — meist dem Orte, an dem die Bilder hängen, angepaßt ist. Der Raum gleicht dem Badezimmer Napoleons nicht mehr als Graf Boni de Castellane dem Kaiser. Das ganze Haus zeigt die Spuren eines Reichtums, der den Prunk liebt, sich aber auch redlich bemüht, das Beste zu erwerben, was für Geld zu haben ist. Deutlich sichtbar ist die Vorliebe für die heiterste und frivolste Epoche französischer Kunst.

Seit die Schätze, die im Künstlerheim Edmonds de Goncourt aufgespeichert waren, in alle Winde zerstreut sind, gibt es in ganz Paris wohl kaum ein Haus, das Geist und Geschmack seines Besitzers so klar widerspiegelt wie Anatole Frances Villa Said. Man sagt noch zu wenig, wenn man dies Häuschen ein Museum nennt. Jedes Stück darin ist so auserlesen und außerordentlich wie die Einfälle des Besitzers. In den vielen kleinen Stuben der drei Stockwerke, auf der Treppenflur: überall, auf jedem Fleckchen, ein wertvoller Kunstgegenstand. Ganze Massen altfranzösischer Raritäten; Stoffe, Hausgerät, Möbel und Bilder. An diesen Kaminen kann der Betrachter Geschichte studieren. Da ist einer, der aus den verblichenen und deshalb beseitigten Mosaiksteinen der Borgiasäle des Vatikans gefügt ward. Und nicht nur römische, nein, auch die feinsten echt griechischen Altertümer und Kunstgegenstände sieht man in großer Zahl. Ein marmorner Eros stammt aus der besten Zeit. Kleine Tonfiguren aus Athen, dem Pelopones und von den Inseln, die von den Schätzen des Louvre oder des „Alten Museums" in Berlin nicht in Schatten gestellt werden. France hat selbst alles in Hellas gesammelt. Er hat auch die Mappen mit Meisterblättern französischer Künstler gefüllt. Dem Besitzer macht es Freude, sein Haus zu zeigen; jedes Ding hat hier nicht nur seine Geschichte: der Führer knüpft an jedes noch allerliebste Geschichten. Niemand erzählt so gut und so gern wie er. Eine Gesellschaft kann er einen ganzen Abend lang unterhalten, ohne einen Augenblick zu ermüden; Scherz, Satire, Ironie und Herzlichkeit mischen sich, je nach seiner Stimmung, in verschiedenen Dosen zu einem Plaudertalent von feinstem Reiz. Wenn eine Dame, der er nichts abzuschlagen vermag, ihn bittet, läßt er sich, nach einigem Weigern, sogar herbei, seine Gedichte vorzulesen.

In seiner Bibliothek stehen die schönsten Werke der Vergangenheit in deren geschmackvollem Einband; moderne sucht man vergebens. Die Riesenballen neuer Bücher, die ihm täglich ins Haus geschickt werden, beachtet er kaum; viele Packete werden überhaupt nicht geöffnet, sondern gehen, wenn sie eine Weile gelagert haben, an einen guten Freund hinten in der Provinz, der sich so eine stattliche Bibliothek sammeln kann. Auf die Frage, weshalb er so wenig moderne Bücher lese, antwortet France, seine Zeitgenossen seien ihm zu nah verwandt, als daß er von ihnen sonderliche innere Bereicherung hoffen dürfe. „Ich lerne mehr von Petronius als von Mendès."

In seinem Geist wie in seinem Haus ist alles mit Bibelots vollgestopft. Memoiren und Dokumente hellenischer und französischer Kunst stöbert er auf, und durch seine Werke zieht sich die stete Erinnerung an Bücher, die außer ihm niemand kennt, an seltsame, schnurrige Dinge, die eine Zeitfarbe mit sich bringen. Der Gelehrte verleugnet sich nie in dem Dichter; der Sammler und Bücherfreund ist in seinen Romanen und Novellen beständig zu spüren. Die Leidenschaft ist nicht seine Sache. Nur in der Erzählung „Die rote Lilie" kommt sie zu Wort. Sonst herrscht in seinen Büchern die reine Intelligenz. Er führt den Leser auf eine Höhe und läßt ihn in einen Abgrund von Ironie hinabschauen; selbst der Schwindel wird da zum Genuß. France darf so hoch hinaufzuklettern wagen; er hat seinem Geist solide, kräftige Nahrung geboten. Alles, was er schildert, ist echt — vielleicht, weil er selbst in seinem Hause von lauter echten, alten Sachen umgeben ist, an denen Farbe und Duft verklungener Zeiten haftet. Wer seine La Pucelle d'Orléans las, muß gemerkt haben, daß hier Quellen entdeckt, Töne, Wortfügungen, Denkarten und Nuancen des Fühlens gefunden sind, die kein früherer Bearbeiter des Stoffes so zu bewahren verstand . . . Einen nicht unwesentlichen Teil der literarischen Persönlichkeit des Dichters lernt man erst kennen, wenn man ihn in seinem Heim walten sieht und erzählen hört.

VI

Begnadigung und Amnestie

Der Frühling ist in Frankreich erschienen, und es gibt Tage, wo die Luft einzuatmen ein Fest ist und wo die Sonnenwärme sich kosend um einen legt. Die Kastanienbäume sind völlig ausgeschlagen, und die Zweigspitzen der Platanen leuchten im hellsten Grün. Alle die Alleen, die vom Stern des Triumphbogens ausgehen, und alle die Wege, die auf den Konkordeplatz münden, alle Bäume entlang den beiden Seine-Ufern umkleiden sich Tag für Tag reicher und dichter. Lenzfrisch liegt die schöne Stadt da, und das Straßenleben macht sich voll Frühlingslaune breit. Der Rahmen um das hier Erlebte ist licht.

Wenn man ein paar Monate lang ein aufmerksamer Zuschauer des inneren Lebens von Paris war, das nicht so frühlingsheiter ist wie die Jahreszeit, so fühlt man sich betroffen, in welchem Grade es noch heutigentags (1902) von der Dreyfus-Affäre beherrscht wird. Allenthalben wird ihrer erwähnt, und selbst unerwähnt steckt sie zumeist hinter dem, was geschieht. Sie hat durch die französische Gesellschaft einen Riß gehen lassen, einen Riß, der sich noch nicht geschlossen hat und auch ferner offen bleiben wird. Sie hat vieljährige Freunde getrennt, Verwandte, ja Brüder entzweit, Verbindungen aufgelöst, die der Geschichte angehörten, hat andererseits in einem gemeinsamen Gefühl für das Recht oder in der Schwärmerei für das Heer Menschen zusammengeführt, die einander fremd waren, und hat Zusammenrottungen, Verschwörungen bewirkt. Ungleichartige Naturen hat sie eine Zeitlang in eins verhäkelt und verkettet und verschmolzen.

Da geschah es, daß unter den anfangs fest Verbundenen Spaltungen eintraten, von denen insbesondere die unter den Dreyfusards entstandenen recht bedauerlich sind.

Während es unter den begabtesten Nationalisten etliche gibt, denen nicht wohl dabei zu Mute ist, in der Weise Partei genommen zu haben, und die heimlich wünschten, sie hätten sich nicht mit solchem Ungestüm über Dreyfus und die Verteidiger seiner Unschuld gestürzt, fühlen die Dreyfusards sich in der Regel nicht bloß durch das Bewußtsein, im Dienste einer guten Sache viel aufs Spiel

gesetzt zu haben, sondern auch durch den Gedanken des Sieges über einen Widerstand gehoben, dem Zehntausende zu Gebote standen, wo sie kaum über zehn verfügten.

Voll und ganz ist jedoch das Gefühl des Sieges keineswegs und kann es zweier einschneidender Geschehnisse zufolge auch nicht sein. Das eine ist die Begnadigung, das andere die Amnestie. Beide haben die Dreyfusards in einander diametral entgegengesetzte Gruppen geteilt, doch je auf ganz verschiedene Weise.

Die Begnadigung, die unmittelbar auf den empörenden Urteilsspruch des Kriegsgerichtes in Rennes folgte, wirkte in Europa teils beruhigend, insofern sie die Sicherheit bot, daß der Unschuldige keiner neuerlichen Gefängnistortur ausgesetzt sein würde, teils erbitternd, weil man den Helden der Tragödie durch sie erniedrigt fand und weil die Forderung der Gerechtigkeit unerfüllt blieb.

Unter den Dreyfusards Frankreichs war der Eindruck ebenfalls sehr gemischt. Einige waren zufriedengestellt, weil, wie sie geltend machten, eine Begnadigung unter den gegebenen Verhältnissen so viel wie eine Freisprechung seitens der Regierung und gleichbedeutend mit der Verwerfung des Urteiles sei. Anderen war zu Mute, als hätte man durch diesen einen Zug ihre ganze mehrjährige Arbeit zunichte gemacht. Wie einer der letzteren sich eines Tages äußerte: „Früher hatte der Mann nichts verraten, an dem Tage aber, an dem er die Begnadigung annahm, verriet er uns." Einstimmig fügte man übrigens hinzu, daß Alfred Dreyfus selbst durchaus kein Verlangen nach Begnadigung geäußert, sondern in seinem Zustande der Entkräftung sich nur habe überreden lassen, sie anzunehmen, als sie ihm geboten wurde, weil er faktisch nicht mehr die Widerstandskraft besaß, eine neuerliche Kerkerstrafe zu ertragen, und den natürlichen Wunsch hegte, sein Leben für Frau und Kinder zu erhalten, während er sich zugleich das Recht vorbehielt, seine Sache, sobald dies möglich wäre, neuerdings anhängig zu machen. Nicht minder einstimmig jedoch wurde die Behauptung aufgestellt, Joseph Reinach hätte die Begnadigung erwirkt.

Auf die Frage, ob dem so sei, erwiderte er jüngst mit größter Offenheit: „Ja, ich war es, ich ganz allein, der die Begnadigung gefordert und sofort erlangt habe; ich weiß, man hat mich deshalb getadelt, allein ich übernehme mit Gemütsruhe die

volle Verantwortung. Ich habe mich in meinem Buche ‚Wintersaat‘ (‚Les blés d'hiver‘) weitläufig darüber ausgesprochen, besonders aber in dem am 11. September 1899 geschriebenen Artikel ‚Man muß die Ehre Frankreichs retten‘. Ich hatte Gelegenheit, gleich nach der Verurteilung europäische Aussprüche darüber zu vernehmen, und samt und sonders waren sie gegen Frankreich gerichtet; wurde doch das Urteil im Namen Frankreichs gefällt. Ich befand mich damals in einem böhmischen Badeorte und war Zeuge der Verachtungsausbrüche und der Verwünschungen, die sich über Frankreich ergossen. Da sagte ich mir, das soll ein Ende haben. Wir müssen Frankreichs Ehre und Namen aus dieser Sache herausarbeiten. Sehr möglich, daß in den Augen so mancher die Gestalt des Dreyfus durch eine Begnadigung einigermaßen an Prestige verlieren wird. Doch gleichviel. Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Frankreich geht Dreyfus vor, und es gilt jetzt Frankreichs Ehre. So telegraphierte ich denn nach Frankreich und erwirkte, dank dem Wohlwollen des Ministeriums, was ich anstrebte. Mein Räsonnement war das folgende: Es nützt nichts, die Einsetzung eines neuen Kriegsgerichtes zu fordern und zu erlangen, es würde doch ein jedes das gleiche Urteil fällen, wie die vorhergegangenen. Und mit jedem neuen Erkenntnis würde Frankreich an Ansehen verlieren und die Aussicht, Dreyfus zu befreien, sich verringern. Was geschehen soll, muß gleich geschehen, und kein vernünftiger Mensch wird die Bedeutung des von der französischen Regierung getanen Schrittes mißverstehen. Ein Kind begreift, daß die Regierung, hegte sie auch nur den Schatten eines Zweifels an der Unschuld des Mannes, ihn nicht begnadigen würde.“

Nichtsdestoweniger hat, wie Figura zeigt, die Annahme der Begnadigung bewirkt, daß einige der vornehmsten Dreyfusards nicht nur die Sache jetzt als abgetan betrachten, sondern in ihren Gefühlen für diejenigen, welche die Begnadigung ins Werk setzten, sich stark abgekühlt haben. Labori ist ein großes Beispiel.

Was die Amnestie betrifft, die das ihrige dazu beitragen dürfte, daß das Ministerium die Neuwahlen kaum überlebt, so hat die Regierung bei ihrer Erlassung keinen einzigen Dreyfusard auf ihrer Seite gehabt, sondern sich sie alle durch diesen Schritt entfremdet, der von der großen Furchtsamkeit, die sich manchmal für Staatsklugheit ausgibt, diktiert worden ist.

Nicht etwa, als ob die Regierung den Dreyfusards abhold wäre. Sie wollte ihnen ihr Wohlwollen an den Tag legen, machte es ihnen aber zugleich unmöglich, sich zu rechtfertigen, und deckte die Verbrecher mit dem Mantel der Liebe. So unterliegt es z. B. keinem Zweifel, daß der Kriegsminister André Picquart den Wiedereintritt ins Heer als Oberst mit Beförderung zum General nach Verlauf von wenigen Wochen angeboten hat. Es hieß eine Zeitlang, Picquart hätte dies Anerbieten ausgeschlagen, weil er aus Privatrücksichten Paris nicht verlassen wollte. Auf Befragen stellte indes Picquart neulich mit Bestimmtheit in Abrede, von einem solchen Motiv geleitet worden zu sein. „Alles war vorbereitet," erklärte er, „meine Ankunft war sogar meinem Regimente als nahe bevorstehend angezeigt worden, und die Offiziere hatten sich dahin geeinigt, mich aufs beste zu empfangen. Allein der Minister wollte mich durch eine Hintertür einführen, worein ich nicht willigte. Man hatte einen Formfehler in dem Urteile, das mich aus dem Heere ausstieß, gefunden, und dies sollte nun geltend gemacht werden. Ich forderte indessen die Wiederaufnahme meines Prozesses. Ich wollte mich rechtfertigen und beweisen, daß ich nichts verbrochen hatte. Ich wollte zum Haupttore hinein. Als mir dies abgeschlagen wurde, lehnte ich alle Anerbietungen ab." Dabei ließ er die Bemerkung fallen, daß er nie im Leben einen Schritt tun würde, seine Wiedereinsetzung in das Heer zu erlangen.

Unstreitig herrscht nun, der angenommenen Begnadigung willen, eine gewisse Kälte zwischen ihm und Alfred Dreyfus. Das Gerücht aber ist unwahr, daß dieser Picquart nicht Dank gesagt hätte, wie er es um ihn verdiente. Und der andere große Vorkämpfer für die Befreiung des Unglücklichen, Zola, steht in den herzlichsten Beziehungen zu ihm. Alfred Dreyfus, die Hauptperson selbst, ist im Grunde ein Opfer sowohl der Begnadigung als der Amnestie. Erstere hat ihm Sympathien entfremdet, letztere es ihm unmöglich gemacht, die Verbrechen seiner Feinde an den Tag zu bringen.

Nichtsdestoweniger ist sein Gemüt ruhig wie das weniger Männer, und bei jedem neuen Gespräch mit ihm sagt er einem mehr und mehr zu. Es ist erstaunlich, mit welcher gelassenen Humanität er von den Motiven und Handlungen spricht, die sein Unglück herbeiführten.

Die feindselige Stimmung gegen ihn leitet er von seiner reservierten Haltung, seinem Wunsche ab, geselligen Umgang zu meiden, um alle seine Zeit zu seiner Verfügung zu haben. „Als ich in den Generalstab trat, machte ich keinen einzigen Besuch, sondern ließ meine Visitkarte bei meinen Vorgesetzten und meinen Kameraden abgeben. Dies galt als wenig höflich."

Die Sache selbst ist ja noch unaufgeklärt. Aber Dreyfus neigt zu dem Glauben, es hätte Henry Schrecken eingejagt, als er auf dem „Bordereau" die Handschrift seines Freundes Esterhazy erkannte, eingeweiht in dessen Handlungsweise und wahrscheinlich auch an dessen Unternehmungen beteiligt, wie er war. Höchst bezeichnend äußerte Dreyfus kürzlich: „Ich verabscheue alle großen Gebärden und Gesten, alles Pathos, und mißtraue ihnen. Als Henry sich an die Brust schlug und mit brüllender Stimme sich weigerte, darüber Auskunft zu geben, welcher Offizier mich als den Schuldigen angezeigt hätte, wußte ich, was er wert sei." Das Vorgehen seiner übrigen Feinde führt er einzig auf den Hochmut zurück, der nicht zugestehen mag, sich geirrt oder jemandem unrecht getan zu haben. Und er sagte mit rührender Philosophie: „Man findet diesen Zustand ja auch bei sich selbst wieder; ein jeder weiß, wie peinlich es ist, zugestehen zu müssen, man habe sich geirrt."

Wir sprachen von der Schwierigkeit überhaupt, die historische Wahrheit zu ergründen. „Man muß immer beide Teile hören," meinte er. „Wir müßten also eine persische Darstellung von den Griechenkriegen der Perser haben," entgegnete ich. Er räumte dies ein, ebenso die Schwierigkeit, die Wahrheit über Personen zu erfahren, machte jedoch geltend, daß sie uns in bezug auf den allgemeinen Zustand der Sitten zugänglich wäre. „Und in bezug auf die Begebenheiten," bemerkte ich. Kurz zuvor waren wir beide mit dem Engländer Bodley beisammen gewesen, dem Verfasser des Werkes „Frankreich", der scharf Henri Houssayes Buch „1814" kritisiert hatte. Bodley hatte mit englischer Gewissenhaftigkeit die Reise von Elba nach Paris genau auf den Spuren Napoleons unternommen, um die Marschroute des Kaisers zu studieren, und er behauptete nun, daß Houssayes Angaben häufig ganz verkehrt wären. Was macht das? sagte Dreyfus. Eine Ungenauigkeit in derartigen Einzelheiten ist unwesentlich, wenn nur das Totalbild richtig ist. Doch hob er gleichzeitig als Offizier hervor, wie

verzweifelt verkehrt militärische Zusammenstöße häufig von den Historikern beschrieben würden. Thiers' „Schlacht bei Austerlitz", sagte er, ist Geschichte für kleine Kinder, eine Kette von Unmöglichkeiten. Und das Gespräch glitt über in Bewunderung von Napoleons militärischem Genie und in Äußerungen des Bedauerns über den Größenwahn, der ihn zu überflüssigen Kriegen verleitete.

Während Dreyfus sprach, betrachtete ich ihn, den ruhigen Mann mit den hellen Augen, der so sorglos an dem Schreibtisch in seiner großen Stube dasaß, und stellte mir ihn im Sträflingsanzug vor, in der Hütte auf der Teufelsinsel, die Doppelbügel an den Füßen, belauert von Wächtern Tag und Nacht, und es durchschoß mich die Erinnerung an sein stoisches Buch „Fünf Jahre meines Lebens" wie an all das, was an Leidenschaften und Gedanken von dieser Gestalt und ihrem Schicksal über die Erde ausgegangen war.

Draußen lachte indessen der Frühling und lockte ihn ins Freie. Ruhig wandert er durch die belebten Pariser Straßen, allen unbekannt. Niemand beachtet in dem Schwarme den Mann, dessen Name noch heute in der Bevölkerung Frankreichs die tiefsten Scheidungen hervorruft und vor so kurzer Zeit täglich in der ganzen zivilisierten Welt genannt wurde.

VII

Lavretski

Es gibt eine Lebens- und Zeitempfindung, zu der man nicht leicht in der Heimat gelangt, wo der Lebenshorizont, indes Tag um Tag verrinnt, sich vor dem Blicke unmerklich verschiebt, doch die mit außerordentlicher Stärke sich an Stätten einstellt, an denen man nur ab und zu in längeren Zeitabständen weilt, wie Menschen und Kreisen gegenüber, die man nach Verlauf von Jahren wiedersieht. Es ist das Gefühl, im Innersten derselbe zu sein, der man in der Jugend war, und dennoch Menschenalter durchlebt zu haben und mit dem Blicke zu umspannen.

Turgenjew hat etwas von diesem Gefühl am Schlusse seiner Erzählung „Ein adeliges Nest" versinnlicht, wo Lavretski die Entdeckung macht, es sei eine neue Generation aufgewachsen, sie unter sich spielen und lärmen hört. Allein Lavretski fühlt sich alt

(wie Turgenjew selbst das Gefühl hatte, es zu sein), und er kommt somit um das an diesem Gefühle Reizvolle und Befriedigende: mit frischen Sinnen zwei Generationen zu überblicken.

Man betritt hier in Paris das Haus eines schönen vornehmen Ehepaares, von dem man als ein Bekannter der Schwiegertochter des Hauses eingeladen worden. Sie kommt daher, groß und schlank, eine Florentinerin, die Pariserin geworden ist, hat die Haltung einer Dame und ist eine Dame. Im selben Nu jedoch taucht vor dem inneren Auge die kleine Wohnstube auf, in der sie, zweijährig, um den Tisch herumlief, während die Eltern daneben standen, und dies Bild ist um nichts weniger lebendig als das gegenwärtige. Und leibhaft steht einem ihr Vater vor der Seele, als ein Vierundzwanzigjähriger, ein Jugendfreund, mit dem man gelebt hat, gereist ist, dessen flüchtigste Äußerungen man im Gedächtnis behalten. Hier kennt ihn niemand, nicht der Gatte der Tochter, noch die Schwiegereltern. Keiner von ihnen hat ihn je gesehen. Hier lebt er nur in der Erinnerung der jungen Frau und in der des Gastes. Und diese letztere trägt ja nicht einmal mehr seinen Namen.

Seine Gestalt gewann ihm alle Herzen, sein Gemüt war zart, seine Stimme voller Wohlklang. Alles kleidete ihn. Und nun ist er allen diesen anderen, selbst dem Manne, dem seine Tochter sich fürs Leben verband, nur ein Name auf einem südländischen Grabe, ein Schatten der Vergangenheit, von dem zu sprechen taktlos wäre, da er niemanden interessiert.

An einem dritten Orte wartet eines Tages ein junger Mann in einer Gesellschaft auf mein Kommen, stellt sich mir vor und bittet mich, das Haus seiner Schwiegermutter zu besuchen. Seine Frau aber, die nun 26 Jahre alt ist, sah ich zum letztenmal als ein einjähriges Kind und trug sie so manchesmal auf meinen Armen herum. Ihre Mutter war damals ungefähr in dem Alter, in dem sich heute die Tochter befindet. Als ich an dem anberaumten Tage in den Salon trat, erhob sich eine grauhaarige Dame, um mich zu empfangen, und ich mußte mir innerlich gewissermaßen Gewalt antun, um in ihr die schlanke, biegsame Gestalt wiederzuerkennen, die ich auf einmal vor mir sah, jene, die mit ihrem reichen, braunen Haar vor 25 Jahren ihrem Namen entsprach. Die Tochter, die sich lächelnd näherte, war älter, als damals die Mutter gewesen. Unwillkürlich suchte mein Blick den Hausvater,

einst mein Lehrer und väterlicher Freund, und unleidlich war's, ihn als Bronzerelief an der Wand zu sehen, florumwunden, bis zur Unkenntlichkeit gealtert, längst aus der Zahl der Lebenden gestrichen.

Wohltuend ist es desungeachtet, mit dem Auge zu verfolgen, wie sich Geschlecht an Geschlecht reiht, wenn der gute Genius des Stammvaters sich unverfälscht vererbt. Wer sich an Renan als jüngeren, kräftigen Mann erinnert, den berührt es eigentümlich, seine Tochter zwischen ihren erwachsenen Kindern zu sehen. Doch der Anblick hat nichts Trauriges, im Gegenteil. Frau Psichari hat ihres Vaters geistige Tapferkeit und seinen Seelenadel geerbt, und der ihm eigene neckisch überlegene Ausdruck spielt in ihren Zügen, die in verschönten Linien an die seinen mahnen. In Jean Psicharis Haus ist der heiligen Flamme, die in Ernest Renans Lebenswerk brannte, ein Altar errichtet, ja dieses ganze gastfreie Haus ist ein Tempel der Geistesfreiheit und der seelischen Vornehmheit. Die hervorragendsten Geister Frankreichs scharen sich um die Tochter Renans. Ihr erwachsener Sohn aber spricht zu einem vom französischen Sozialismus (die ganze Familie ist sozialistisch), die junge Tochter ist bereits entwickelt, durch und durch gebildet und hat etwas Originelles mit ihrer Mischung von griechischem und französischem Blut. Diese Jugend schiebt die Männer, die man in seinen jungen Jahren bewundert hat, in der Zeit zurück und macht sie zu Vorfahren, Vergangenheitsgrößen, so daß man sich fragt, wohin man selbst gehöre.

In einem Briefe, den ich im Herbst 1878 im Gefühle des Glücks, Stätten und Menschen wiederzusehen, von Paris aus an das norwegische „Dagbladet“ sendete, stand damals, daß im Augenblicke drei Namen hier alle anderen überstrahlten und die Physiognomie der Stadt und des Landes wesentlich bestimmten. Es waren die Namen Léon Gambetta, Sarah Bernhardt und Emile Zola.

Schon an zwei Jahrzehnte ist's, daß Gambetta verschwand. Er, der aufs innigste mit einem bestimmten historischen Moment verknüpft war, starb vielleicht im rechten Augenblicke, hinterließ ein glänzendes Andenken, dem sein früher Tod zugute kam, und wird nun zugleich von den Nationalisten als national und von den Republikanern als Republikaner gefeiert.

Sarah Bernhardt und Emile Zola leben noch und behaupten mit unauslöschlicher Energie, je auf die eigene Weise, ihren Platz.

Beide sind sie in der ganzen Welt bekannt. Sarah Bernhardt hat einem Theater ihren Namen gegeben und spielt noch jeden Abend, leitet überdies alle Angelegenheiten, liest die Stücke durch und setzt sie in Szene. Gewiß, sie ist nicht mehr dieselbe; die Jahre haben ihre Stimme minder voll und ihren Hals minder schön werden lassen, allein ihr Körper hat seine erstaunliche Geschmeidigkeit und ihr Spiel seine Virtuosität bewahrt. In ihrer Darstellung von Sardous „Théodora“ sind Szenen, in denen sie in nichts dem nachsteht, was sie in der Jugend war. Sie hat auch noch immer ihr Temperament und ihre ungeduldige Willenskraft. Die italienische Dichterin Annie Vivanti schilderte jüngst sehr ergötzlich, wie Sarah sie um zehn Uhr abends rufen ließ, um über ein Schauspiel, das Annie gedichtet und das Sarah Interesse eingeflößt hatte, mit ihr Rücksprache zu nehmen. Ein Schwarm von Leuten wartete auf Audienz. Aber dem einen wurde geantwortet: Frau Sarah ist nicht zu Hause; einem andern: Frau Sarah ist beschäftigt; einem dritten: sie ist krank; einem vierten: sie ist tot; einem fünften: sie hat niemals existiert; bis Annie Vivanti ihren Namen nannte und zu der großen Rastlosen geführt wurde, die ihr einen bestimmten Übersetzer empfahl. Auf die Antwort der italienischen Dichterin: ich werde ihn zeitig morgen früh aufsuchen, rief Sarah erstaunt: „Morgen früh? Weshalb nicht heute abend? Wir müssen die Sache gleich heute abend in Ordnung haben.“

Es ist ein Trost, daß es Wesen wie sie gibt, die unverwüstlich scheinen und jedenfalls nie die Waffen strecken.

Zolas hartnäckiger Wille ist von ähnlicher Stärke und von höherem Rang. Er hat als Romandichter mit den Jahren eine Wandlung durchgemacht, die von dem Naturalismus, den er in der Jugend verkündigte, weitab geführt und anderen großen Utopisten wie Tolstoi näher gebracht hat. Doch hat er sich in den letzteren Jahren durch heldenmütiges Auftreten in der Lebensfrage Frankreichs eine ganz neue Ehre eingelegt. Als die Jungen schwiegen, war er es, der fast sechzigjährige Mann, der die Ehre des literarischen Frankreichs rettete. Es war weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, was ihn trieb. Er hatte nur die Sache vor Augen, und da er in anbetracht seines schlechten Rufes meinte, es wäre besser, wenn ein anderer sie führte, hielt er sich im Hintergrunde. Er wollte, wie er neulich abends einmal äußerte, nicht Anlaß zu der Einwendung geben:

„Was mischt der sich ein, diese unmoralische Personnage, dieser „Pornograph!“ Darum schickte er zuerst nach Coppée und sagte ihm: „Coppée! Ich habe eine schöne Rolle für Sie, habe Ihnen eine schöne Aufgabe zu geben. Machen Sie sich zum Fürsprecher der ungerecht verurteilten Unschuld. Die Sache liegt so und so. Sie haben alle Bedingungen, sie durchzuführen.“ Coppée war ursprünglich nicht abgeneigt. Bekanntermaßen aber sagte er sich in Bälde los und ging ins entgegengesetzte Lager über, wo man dieses weiche Hirn alsbald an die Spitze stellte. Zola hingegen wurde eins mit der Sache und wuchs in diesem Kampfe an sittlicher Größe zu ungeahnter Höhe empor. Sie beschäftigt ihn noch unausgesetzt, und in umgedichteter Gestalt wird sie den Vorwurf zu seinem nächsten Roman bilden.

Doch eine jugendliche Schar von Russen und Russinnen stürmt zu mir herein, junge bärtige Männer mit lächelndem Mund und ernsthaften Augen, lernbegierig, talentvoll, zerstreut, oft träg, alle voll Sehnsucht, für die Freiheit zu leiden, förmlich danach geizend, ins Gefängnis zu kommen, junge Mädchen von verschiedener Art, einige unansehnlich, ärmlich gekleidet, so arm, daß sie kaum das Brot haben, und, wenn sie einem ein Bukett Levkojen bringen, eine Mahlzeit dafür opfern müssen. Eine davon saß kürzlich einmal morgens hier und vergaß Ströme von Tränen über die neunhundert jungen Studenten und Studentinnen, die man daheim in Rußland samt und sonders verhaftet und verschickt hat. Sie wollte zurück, wollte nicht hier bleiben, wollte mit den anderen leiden. Allein sie trocknete ihre Wangen nicht, nahm kein Taschentuch heraus, so daß ich sie mit dem meinen abzutrocknen begann. Schließlich, als die Tränen immer heftiger rannen, mußte sie doch das kleine wollene Fetzchen hervorziehen, das ihr als Taschentuch diente und dessen sie sich schämte.

Andere von diesen jungen Mädchen sind hochgewachsen, elegant, mit einer Haltung und einem Gange wie Fürstinnen. Und ihre Eltern habe ich gekannt, als sie nicht viel älter waren, als es die Töchter jetzt sind, und ich sehe sie vor mir, den klugen, vornehmen, geistvollen Vater, die schöne, kühne, freimütige Mutter, und nun ist der Vater alt und die Mutter tot, und diese strahlenden jungen Wesen haben ihren Platz eingenommen.

Turgenjew zeigte sich doch als Genie, als er den Lavretski zeichnete.

VIII
Französischer Konservativismus

Kraft seiner alten und glorreichen Kultur ist Frankreich ein in geistiger Beziehung konservatives Land. Es leistet Neuerungen auf künstlerischem Gebiete zähen Widerstand und verrät seine geringe Zugänglichkeit für fremde Einflüsse vielleicht nie so sehr, als wenn es sich recht entgegenkommend zu zeigen versucht.

Anläßlich der Centenarfeier Victor Hugos wurde ein großartiges Fest im Pariser Rathause abgehalten, bei welchem letzteres mit seiner glänzenden Beleuchtung und Ausschmückung die Illumination des ganzen Rathausplatzes beherrschte. Um Mitternacht erschien auf dem Balle die zwanzig bis dreißig Mann starke Deputation des Prager „Sokol", lauter schöne, junge Leute, kenntlich an ihrer Nationaltracht. Trotz des starken Gedränges machte man ihnen bei ihrer Popularität überall in den Sälen und Korridoren Platz. Da wurde Eljen gerufen, und alles wiederholte mit leidenschaftlicher Begeisterung: Eljen! Eljen! Die jungen Tschechen sahen sich erstaunt um. Sie erkannten wohl, daß man ihnen eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, verstanden jedoch — wie sie mir sagten — nicht, was man rufe. Heißt doch Lebehoch auf Tschechisch Nazdar, während Eljen das ungarische Hurrah ist. Da aber den Parisern Tschechen und Ungarn auf eines herauskommen, als etwas Östliches, das weit weg liegt, so rief man in seiner Herzensunschuld Eljen! Diese kleine Begebenheit ist typisch. Die Franzosen teilen die Fremden und das Fremde nach Himmelsstrichen ein. So wird z. B. skandinavisches und russisches Wesen unter der Bezeichnung: Einfluß des Nordens zusammengefaßt, und wollen sie sich gegen einen Skandinavier höflich bezeigen, so bedauern sie artig, nicht Deutsch zu verstehen.

Diesem nationalen Konservatismus entspricht ein künstlerischer. Er bekundet sich in einer hartnäckigen, länger behaupteten Zurückweisung ihrer eigenen erneuenden Geister, als es irgend zu rechtfertigen ist. Die Haltung der öffentlichen Gewalten und des französischen Publikums Rodin gegenüber gibt das beste Beispiel. Die Behauptung ist nicht übertrieben, daß außerhalb Frankreichs Rodin in diesem Augenblick in ganz Europa anerkannt ist als der größte

jetzt lebende Bildhauer der Erde, neben dem höchstens noch einer, Meunier, in Betracht kommt. In Frankreich aber wird ihm die Anerkennung so hartnäckig versagt, daß der ausgezeichnete Künstler seelisch darunter leidet und sich ein geradezu krankhafter Glaube an prinzipielle Verfolgung seiner bemächtigt hat. Wer mit Rodin verkehrt, dem wird es nicht entgangen sein, wie bedauerlich sich die Vorstellung bei ihm einnistet, alle Behörden seien hinter ihm her, die ganze offizielle Welt ihm aufsässig, so daß es ihm eine wahre Linderung ist, zu vernehmen, wie auch andere Widerstand zu überwinden hatten, es auch bei ihnen nicht so glatt ging, sich durchzusetzen. Er ist nur allzu geneigt, sich als den einzigen Verfolgten zu betrachten.

Der Konservativismus des Kunstgeschmacks wurde bekanntlich in erschreckender Weise ihm gegenüber an den Tag gelegt, als der französische Schriftstellerverein die Annahme seiner Balzac-Statue, dieses unvergleichlichen Werkes eines bahnbrechenden Genies, verweigerte und ihr ein Standbild vorzog, das keinen Widerstand heraufzubeschwören, doch auch keine Menschenseele zu entzücken vermochte.

Der redliche Wille, ihn zu kränken und zurückzusetzen, kam ganz besonders bei den Festen zum Andenken an Victor Hugo zum Ausdrucke. Sein geniales Denkmal des Dichters, auf dem dieser nackt auf seiner Felseninsel sitzt, dem Gesang der Stimmen lauschend, wurde verworfen und statt dessen auf dem Victor-Hugo-Platze das schale, zerfahrene herkömmliche Monument enthüllt, das Zeugnis von der Vorliebe der Pariser Demokratie für das Zweitbeste ablegt. Der Meister ließ sich denn zu einem Gesuch an den Stadtrat herab, seine Büste des Dichters möge es sein, vor der die Schuljugend defiliert. Man beschied es abschlägig und stellte eine weit unbedeutendere als Gegenstand für die Huldigung der Pariser Kinder auf. Und folgerichtig, wie man in seiner Dummheit war, lehnte man auch ihre Aufstellung im Foyer des Théâtre Français ab. Man brachte dort lieber, lorbeergekrönt, Falguières nichtssagende Büste an, um derentwillen sogar Houdons Voltairebüste den Platz räumen mußte. Ihn nimmt nun sie ein, während Houdons unsterbliches Brustbild Voltaires, dicht nebenan, durch sein wundervolles Leben die neue Hugo-Büste doppelt flach und seicht erscheinen läßt.

Nur insofern kann man sagen, deren Aufstellung sei im Geiste des Ortes erfolgt, als das Théâtre Français ja eine Hochburg des künstlerischen Konservativismus ist und in gewisser Hinsicht sein soll. Ein Theater ist überhaupt seinem Wesen nach eine konservative Institution, ein Nationaltheater aber ist allezeit zu einem gewissen, zuweilen übrigens guten und gesunden Konservatismus gezwungen.

Vor sechs Jahren war das Théâtre Français stark im Verfall; auf allen Linien herrschte Stillstand, und die Aufführungen waren recht mittelmäßig. Nunmehr ist es wieder im Aufblühen begriffen. Es hat wohl keine Sterne erster Größe, doch wird schön gespielt, und in der Leitung macht sich eine feste Hand fühlbar, ohne Zweifel die Guitrys. Dieser vortreffliche Schauspieler, der zugleich ein liebenswürdiger, kurzweiliger Mensch ist, hat sich beim Théâtre Français als ein Regisseur ersten Ranges erwiesen. Das Feuer, die Taktfestigkeit, womit nun alles über die Bretter geht, sind sicherlich sein Werk.

Es ist nicht seine Schuld, wenn der hier herrschende Konservativismus sich in der Annahme völlig wertloser, durchaus traditioneller Stücke äußert. Lavedans „Marquis von Priola" ist ein abschreckendes Beispiel. Das Stück scheint einzig zu dem Zwecke geschrieben, dem beliebten Schauspieler Le Bargy eine Bravourrolle als unwiderstehlicher ob auch alternder Don Juan zu bieten, und geradezu empörend ist es, wie es alle die althergebrachten Konventionen beobachtet. Der Held ist der Verführer, wie er im Buche steht, der Verführer von Fach, der tagein und tagaus nichts anderes sinnt und tut, als verführen. Unaufhörlich prahlt er vor seiner Umgebung, seinen Freunden, seinem Sohne, seinen Freundinnen mit seinen zahllosen Triumphen, die er mit tiefer Bitterkeit einheimst; denn er verachtet die Frauen unbeschreiblich, weil sie nämlich so leicht zu gewinnen seien. Und wenn er sich so erschrecklich abmüht, durch erheuchelte Verliebtheit zu verführen, so geschieht es nicht zum Vergnügen, nein, er wirkt in seinem Berufe, er „rächt" dies oder jenes. Er ist — mit anderen Worten — schlechtweg herausgeschnitten aus Octave Feuillets Romanen und Dramen, von Monsieur de Camors bis zu Dalila. Da zeigt es sich, wie die Strafe auf ihn lauert: denn er kann bei seinem Alter das Leben, das er führt, nicht ertragen und ist beständig dem Schlagfluß

ausgesetzt, der sich durch unheildrohende Schwindelanfälle ankündigt. Zudem ist ein Sohn neben ihm herangewachsen, den er durch Wohltaten gewinnen zu können meint, der aber, streng und arbeitsam, auf das tiefste seinen ausschweifenden Vater verachtet und es ihm offen ins Gesicht sagt. Schließlich trifft ihn eine allgemeine Lähmung, die ihn verurteilt, den Rest seiner Tage im Rollstuhl zu verbringen. In seinem tiefen Elend wird er nichtsdestoweniger von dem edlen Sohn gepflegt werden, dem er ein so schlechtes Beispiel gab. Kurz, das Stück ist das Schlimmste des Schlimmen, aber es wird vorzüglich gespielt. Und noch immer besser, dieses sehen, als zum Beispiel das jämmerlich unanständige Schauspiel „La passerelle", worin die alternde Réjane erschrecklich aussieht, und das auch nur Aufgewärmtes bietet.

Das zweite diesjährige Schauspiel des Théâtre Français, Paul Hervieus „Rätsel", enthält eine bedeutend ansprechendere Mischung von altem Stil und neuen Ideen. Das Stück hat zwar nicht die kräftige Ursprünglichkeit der unmittelbar vorhergehenden Arbeit Hervieus, „Der Fackellauf", doch bekämpft es mit feuriger Kühnheit die in Frankreich noch immer gang und gäbe Vorstellung von der verheirateten Frau als des Mannes Eigentum, kraft dessen er das Recht hat, sie zu vernichten, wenn sie ihn hintergeht, wie er auch das Recht hat, ihrem Geliebten das Leben zu nehmen. Das Stück ist eine Verkündigung der Humanität als Pflicht und eine Inschutznahme der in erotischer Leidenschaft begangenen Fehltritte. In seiner Form aber entspricht es auf das genaueste dem französisch-mathematischen Bühnenherkommen. Es ist wie der Pont Neuf gebaut, solid und fest, ohne den kleinsten überflüssigen Zug, vermöge einer reinen Verstandes-Konstruktion. Wenn sich der Vorhang senkt, fällt er über ein: Was bewiesen werden sollte. Wie wohl täte nicht etwas wogendes Leben um diese strengen Linien! Die Gestalten sind hier zu reinen Typen geworden: der brutale Ehemann, der leidenschaftliche Liebhaber, die unvorsichtige Gattin, der humane Hausfreund. Selbst Corneille ist nur in seinen geringeren Sachen so abstrakt. Diese mathematische Linienführung hat jedoch etwas, das nach altfranzösischem, grundfranzösischem Geschmack ist. Das Stück ist denn auch auf das wirksamste inszeniert und wird, was die beiden Frauengestalten anbelangt, die von der Bartet und der hier ganz besonders glänzenden Marthe Brandès gegeben werden, herrlich gespielt.

Der tüchtigen akademischen Bildhauerkunst, wie sie von Paul Dubois, dem Verfechter der Tradition, repräsentiert wird, hat Frankreich einen so gewaltigen Fortschrittsmann wie Rodin gegenüberzustellen. Auf dem Gebiete des Schauspiels aber verhält es sich anders. Es gibt kleine junge Talente die Menge (wie Romain Rolland und andere), welche die ausgetretenen Wege zu verlassen streben. Auf den Theatern Frankreichs aber ist der künstlerische Konservativismus noch die weitaus stärkere Macht. Es gibt keinen Rodin in der französischen dramatischen Kunst.

IX

Eine Generalprobe im Pariser Renaissancetheater

Am Renaissancetheater fand gestern für die Presse die als eigentliche Erstaufführung zu betrachtende Generalprobe von drei neuen Stücken, einer russischen Komödie „Kretsjinskis Vermählung", einem deutschen Einakter „Colombine" und einer französischen Satire „Das Portefeuille" statt. Von diesen Stücken hatte nur das letzte etwas mit Literatur zu tun. Der Saal bot eine Zeitlang mindestens ebensoviel Interesse wie die Bühne, denn eine Menge der bekanntesten Persönlichkeiten hatten sich dort versammelt. Viele schöne Damen in schönen Toiletten und viele berühmte Männer waren da. Ein zahlreiches russisches Publikum hatte sich wegen des ersten Stückes eingefunden, eine Schar von Skandinaviern Charlotte Wiehe zu Ehren, die in dem zweiten nach langer Pause zum erstenmal wieder auftrat, und viele der vornehmsten Schriftsteller Frankreichs, weil das dritte von Oktave Mirbeau war, der mit Emile Zola und Mme. Charpentier eine kleine Loge im ersten Rang inne hatte.

Das russische Schauspiel war ein vierzig Jahre altes Sächelchen, eines von jenen, das man in Rußland selbst heute nur noch in Samara spielt, ein Stück, das von dem Versuche eines erfinderischen Glücksjägers und Industrieritters handelt, durch die Heirat mit einer jungen Millionärstochter zu Gelde zu kommen. Er spielt und verliert, weiß sich gegenüber der Rücksichtslosigkeit seiner wucherischen Gläubiger nur dadurch aus der Klemme zu ziehen, daß er einen falschen Diamanten als einen echten verpfändet, und

31*

fällt, eben als er sich des Glücks der Ehe erfreuen soll, der Polizei in die Hände. Da schenkt ihm das junge Mädchen, um ihn vor Sibirien zu retten, großmütig den echten Diamanten, den er hatte nachahmen lassen.

Die männliche Hauptperson war recht ergötzlich im Stile des Helden von Gogols „Revisor" ausgeführt. Im übrigen war das ganze Stück altmodisch und grobkörnig, einigermaßen an derbe englische Komödien aus dem 18. Jahrhundert wie die Sheridans gemahnend. Kretsjinski wurde von Gremier, dem ausgezeichneten Direktor des Theaters, ausgezeichnet gespielt. Doch grobe und körperliche Späße waren es.

„Colombine", worin Charlotte Wiehe auftrat, war eine deutsche Bagatelle, ein flaches, erbärmliches Stück, ursprünglich für die Wiener Schauspielerin Frau Odilon von einem unbekannten Schriftsteller geschrieben, der chemisch rein von Talent ist. Wir sehen Colombine, die übrigens in moderner Tracht gespielt wird, als junge Frau auf der Reise in einem Hotel, Monte Carlo, wo sie in einem Monologe uns über ihre Genußsucht und über ihren Verdruß aufklärt, daß ihr Gatte, ein Bankbeamter, bei seinen bescheidenen Einkünften Sparsamkeit von ihr fordere. Sie kann nicht leben, ohne Geld zu verschwenden. Einer ihrer Verehrer, ein bejahrter Herr, der ohne vernünftigen Grund den Titel Baron Harlekin führt, findet sich ein, macht ihr in zudringlicher Weise den Hof und bietet ihr Geld an. Als sie hört, daß er über zehn Millionen besitze, fängt sie an, ihm Sympathie zu zeigen, verspricht ihm ihre Gunst und erhält vorläufig einen Tausendfranksschein. (In dem ökonomischeren Deutschland lautet die Summe nur auf 500 Mark.) Der Mann, der aus unfaßbaren Gründen Bajazzo tituliert wird, kommt, kaum daß der Baron fort ist, nach Hause. Er hat gespielt und 11000 Franks gewonnen. Er schärft jedoch Colombine ernstlich ein, sich in ihren Ausgaben einzuschränken: denn diesmal hat er sich nur dadurch gerettet, daß er verbrecherischer Weise seinen ersten Einsatz der ihm anvertrauten Kasse entnahm. Colombine will von der Sparsamkeit nichts hören, noch auch von ihren Ausgaben Rechenschaft ablegen, umsoweniger, als sie selbst, in ihrer Eigenschaft als Schauspielerin, ziemlich viel verdient. Dagegen kokettiert sie weit stärker mit ihrem Mann, als früher mit dem alten Baron. Sie verlangt Champagner, trinkt, tanzt, lärmt,

umarmt und küßt. Der Mann will ihr Geld ins Portemonnaie legen, das, als er fortging, leer war. Sie weigert sich hartnäckig, es ihm einzuhändigen. Er bemächtigt sich dessen nach einem Kampfe, erblickt darin den Tausendfrankschein, über dessen Provenienz ihm Colombine keine Aufklärung geben will, und schießt sich aus Verzweiflung über die ihm von ihr angetane Schmach eine Kugel vor den Kopf. Der Dialog dieser Jämmerlichkeit ist plump und witzlos, zugleich flach und gemein.

Um so verdienstvoller war es, daß Charlotte Wiehes Anmut, ihr sonniges Lächeln und ihre gute klare Diktion gleich sehr zu ihrem Rechte kamen. Der etwas fremdländische Ton ihrer Rede verletzte das französische Ohr nicht, und das Publikum fand ihre Gestalt reizend, ihr Spiel intelligent.

Die letzten Tage vor der Vorstellung war Frau Wiehe förmlich krank vor Angst, und diese Angst ließ sich ihrem Auftreten und dem Spiel in den ersten Szenen auch anmerken. Sie arbeitete zu sehr mit den Armen, war allzu unruhig und infolge der Anstrengung, die ihr die fremde Sprache bereitete, nicht einfach und natürlich genug. Dennoch riß sie hin. Eine Erscheinung, wie die ihre, ist in Frankreich höchst ungewöhnlich, und ihre Anmut wirkt daher dort stärker als in Dänemark. Da ja ihr schauspielerisches Talent enge Grenzen hat — die Fürstin von Monaco der Kunst nannte Gunnar Heiberg sie witzig —, stand man in Kopenhagen dem Gerüchte von der Anerkennung, die ihr im Auslande gezollt worden sei, etwas ungläubig gegenüber. Allein es hatte nicht übertrieben. Es war ihr hier eine weit schwierigere Aufgabe gestellt, als in den Pantomimen. Gleich nach den ersten Proben sprach jedoch ihr Direktor Gemier mit Wärme von ihrem Talent; es habe seine Erwartungen bei weitem übertroffen. Guitry war der nächste, von dem ich sie in einer Gesellschaft, in der ich zugegen war, rühmen hörte. Aber auch schon früher hatte ich von Männern wie Octave Mirbeau und Ludovic Halévy, Autoritäten in Theaterfragen, ihr Lob vernommen. Und bei der Generalprobe selbst äußerten Paul Hervieu, Emile Zola und Octave Mirbeau ihre Anerkennung.

In dem letzten Stücke, „Le portefeuille“, der wahre Ausfluß von Mirbeaus Bitterkeit und Verachtung der bestehenden Ordnung, wird die Wirkung einigermaßen durch Übertreibung geschwächt.

Wir befinden uns im Bureau des Polizei-Inspektors. Er ist anmaßend, hochmütig, spricht in herrischem Ton. Zwei Polizeidiener schleppen eine Frau herein, die vor dem Bureau auf- und abspazierte und wegen vermeintlicher Liederlichkeit eingebracht wird. Kaum aber sind die Diener aus der Tür, als sich ihr der Inspektor jubelnd in die Arme stürzt. Aus Angst vor seiner eifersüchtigen Frau hat er nicht den Mut, das Fräulein anderswo als in seinem Bureau zu sehen, wo er sich sie denn immer wieder von den Amtsdienern vorführen läßt, ein Vorgehen, das ihn deckt, die Dame aber, die auf diese Weise der Roheit und den Püffen der Polizeileute ausgesetzt ist, in höchliche Aufregung versetzt.

Nach einer ergötzlichen Szene zwischen den beiden werden sie genötigt, eine geziemende Haltung anzunehmen; denn Diener bringen abermals einen Arrestanten, doch einen, der sich freiwillig eingefunden hat. Er stellt sich als ein armer Teufel heraus, alt, gebückt, an Bruch leidend, außer stande, sein Brot zu verdienen. Er überbringt eine Maroquinbrieftasche, die er auf der Straße gefunden hat. „Natürlich leer," höhnt schon zum voraus der Inspektor. „Sehen Sie nur selbst nach," antwortet der Alte. Der Inspektor findet 10000 Franks darin, doch keinerlei Angabe, wem sie gehören. Und der arme Teufel hat sie, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, überbracht, wiewohl er, der den ganzen Tag mit demütiger und bittender Gebärde auf der Straße stand, nicht mehr als zwei Sous bekommen hatte und diese nicht in gangbarer Münze.

Der Inspektor, der ihn bisher als einen aus der Hefe des Volkes behandelt hatte, schlägt plötzlich um. Er staunt, er bewundert den Mann; er deklamiert; was er hier erlebt, ist einfach eine heroische Handlung, eine einzig dastehende Begebenheit. Der Alte antwortet, was er getan habe, sei nur, was jeder täte, die beiden Gendarmen da (deren Mienen werden vielsagend), das Fräulein dort (sie murmelt protestierend, darauf könnte er sich nicht verlassen), endlich der Inspektor selbst (der eine lehrreiche Grimasse macht). Der Inspektor behauptet, die Handlungsweise sei heroisch, und nimmt hierauf ein kurzes Verhör mit ihm auf. Name und Wohnung? Der Name wird angegeben. Die Wohnung? Place d'Anvers. Was für eine Nummer? Keine Nummer. Eine Bank; eine Bank unter einem Kastanienbaum.

Der Inspektor ist entsetzt. Also ohne Domizil? Ein Vagabund, ein Bettler ist es, den er vor sich hat. Und im Nu ist der Hochmutsteufel wieder in ihn gefahren. Ob der andere nicht wisse, daß der Fall im Gesetze vorgesehen sei? Ob er vielleicht glaube, daß „Brieftaschen finden" ein Erwerbszweig oder Bettelei eine erlaubte Profession sei? Nein, mein Bester, da du kein Domizil hast, werde ich dir eines anweisen. Fort mit ihm zur Station! worauf ihn die Polizeidiener wegschleppen. Als sie fort sind, macht die Geliebte des Inspektors ihm bittre Vorwürfe. Ob er sich nicht schäme, diesen armen Teufel ins Loch stecken zu lassen? Sie schäme sich seiner und breche mit ihm für immer. Da wird der Gewalthaber neuerdings in ihm rege. Außer sich ruft er zwei anderen Polizeidienern und befiehlt ihnen, das lüderliche Frauenzimmer in Haft zu nehmen.

Gemier, der als Bettler die mit Meisterschaft von ihm gelöste Aufgabe hatte, in ruhiger Einfalt die für die Gesellschaft beschämendsten Wahrheiten auszusprechen, wurde immer und immer wieder von dem Beifall des Publikums unterbrochen.

Doch, wie gesagt, das Hauptinteresse bietet bei einer solchen Vorstellung vor geladenen Gästen nicht die Bühne, sondern der Saal. Am interessantesten waren mir zwei Personen, Mirbeau und Zola. Ersterer äußerte einige Tage vor der Aufführung seines Stückes, daß ihm dessen Schicksal ganz gleichgültig sei. Es wäre eine Bagatelle. Größeres Gewicht lege er auf ein neues, den ganzen Abend füllendes Schauspiel, das er dem Français gegeben habe. Gleichwohl war er in den Kulissen an dem Tage selbst erregt und nervös. Mirbeau ist eine gewinnende Persönlichkeit, ein äußerst feingesitteter, artiger Mann. In seiner Rede messerscharf, rücksichtslos, herb, ein Desperado, selbst wenn er ausgelassen lustig ist. Er ist durch und durch Kombattant.

Zola ist dies nicht mehr. Wenn man ihn nach mehreren Jahren wiedersieht, ist man überrascht, um wie viel schöner er geworden ist. Die Gestalt ist magerer als früher, der Ausdruck des Gesichtes seelenvoller, geistvoller geworden, wie durchleuchtet von Geist. Seine Ausdrucksweise ist milder als ehedem. Er hat etwas Gedämpftes. Obgleich seine Erscheinung durchaus nicht das Gepräge des Alters hat, fühlt man doch deutlich, wie all das in den letzten Jahren Erduldete in seinem Gemüte Spuren hinterließ.

Seine zuversichtliche Lebensanschauung hat er sich zwar bewahrt, doch eine tiefere persönliche Vorstellung davon erhalten, wie weit die Menschheit noch zurück ist. Sein Leben war bedroht; er mußte sich ganze Tage im Justizpalast verborgen halten, ehe man wagen konnte, ihn durch eine Hintertür, vor der ein Wagen hielt, hinauszulassen. Die rasende Menge würde ihn zerrissen haben, wie sie es vor hundert Jahren in Stockholm mit dem Grafen Fersen getan. Jetzt kann er sich allerdings ohne Gefahr frei umherbewegen; ökonomisch aber war die Dreyfussache sein Ruin. Der Verkauf seiner Bücher bringt ihm kaum mehr ein Zehntel des früheren Ertrages ein, und kein Blatt will mehr einen Roman von ihm in seinem Feuilleton haben, so daß er die letzten Male genötigt war, diese der ökonomisch herabgekommenen „Aurore" gratis zu überlassen. Die Bewunderung Europas für die Schönheit seines Charakters hat ihn für den Verlust der Gunst seiner Landsleute nicht schadlos zu halten vermocht.

X

Die Victor Hugo-Gedenkfeier

Bei der Geringschätzung, welche die Geistesaristokratie Frankreichs für alles Offizielle hegt, fand sie sich bei den offiziellen Festlichkeiten anläßlich des hundertjährigen Geburtstages Victor Hugos nur spärlich ein. Selbst Akademiker bekundeten Zurückhaltung; es hatte nichts Verlockendes für sie, um neun Uhr morgens in den feierlichen Räumen des Pantheons zu erscheinen. Darum wohnten auch nur verhältnismäßig wenige von den hervorragendsten Persönlichkeiten Frankreichs der Erstaufführung der „Burggrafen", die am 26. Februar 1902 stattfand, bei, und den Saal füllten eine Menge dekorierte Herren und prächtig gekleidete Damen, die bei Hugos Lebzeiten zu seinen grimmigsten Feinden gehört hatten, was sie indes keineswegs hinderte, jetzt tapfer Beifall zu klatschen.

In der Proszeniumsloge links im Parkett die schönen Damen aus dem Hause des Direktors Jules Claretie, in der Balkonloge nächst der Bühne rechts die Familie Hugo. In der vordersten Reihe hatten die Damen Platz genommen, unter welchen besonders die beiden jungen auffielen: Frau Jeanne Charcot, geb. Hugo, die in erster Ehe mit Léon Daudet vermählt war, und Frau Georges

Hugo, die mit Jean Ajalbert vermählt gewesen, was den Zeitungen zu einer Aufzählung der lebenden Männer Anlaß gab, denen die Damen in erster Ehe angehörten. Weder Georges noch Jeanne Hugo haben irgend etwas von Victor Hugos Genie geerbt. Im Hintergrunde der Loge sah man außer den Herren Georges Hugo und Charcot den alten, weißhaarigen Lockroy, der seinerzeit die Witwe nach einem der Söhne Hugos heiratete. Man applaudierte fleißig und ostentativ in dieser Loge, in der die Erben des großen Mannes saßen: dennoch machten sie den Eindruck, als ob sie nicht viele Berührungspunkte mit ihm hätten.

Dank dem Talent und dem feinen Schönheitssinn der Brüder Mounet und der Frau Second-Weber, gestaltete sich die Aufführung sehr schön. Sylvain, in der schwierigen Rolle des in Bettlertracht auftretenden Kaisers Friedrich Barbarossa (als von den Toten zurückgekehrt, wie Olaf Trygveson in Oehlenschlägers „Waräger"), war ungenügend. Im ganzen aber war die Aufführung so tüchtig inszeniert, und es wurde so tüchtig gespielt, daß all das Krause und Unmögliche des Stückes zurückgedrängt wurde und dafür die lyrischen Schönheiten der Diktion zu voller Geltung kamen. Wie Schuppen fiel es einem von den Augen, daß dieses Drama genau dieselben Fehler und Vorzüge wie Hugos andere Dramen besitze und diesem um nichts nachstehe. Auch in „Ruy Blas" leidet ja die Handlung an krasser Unwahrscheinlichkeit. Alle diese Schauspiele sind Opern ohne Musik, deren Melodien und Harmonien die Verse bilden. Und nirgends, nicht in einem Hugoschen Drama, noch kaum in irgend einem andern französischen Bühnenwerke, erreicht der Wohllaut und die Tonfülle der Verse eine so hohe Vollendung wie hier. Manche Partien, wie Otberts Liebeserklärung, rissen durch den bloßen Wohlklang der Verse das Publikum zu Beifall hin. Die Verkünstlung der Handlung, die Unnatur gewisser Empfindungen, der übertriebene Ausdruck anderer, die etwas gar zu pompöse Form, die Stolz, Haß und Rachsucht oder Liebe, Demut, Edelmut oder auch Trotz und Liebe annahmen, alle diese Mängel und Auswüchse gerieten über der unvergleichlichen Schönheit der Verse, ihrem dröhnenden Metallklang, ihrem schmelzenden Gesang in Vergessenheit.

Doch nicht darin gipfelte die Stimmung des Abends. Erst als Frau Second-Weber nach dem Schlusse des Stückes in schwarzem

Gewande gegenüber dem weißgekleideten Fräulein Bartet, der Büste Victor Hugos huldigend, die Verse vortrug: „Ce siècle avait deux ans“, wurde die Stimmung eine spontan überwältigende: das ganze Publikum erhob sich und jubelte vor Entzücken. Vortrag ist wahrlich nicht das Wort; sie wurde eins mit dem Gedichte, eins mit Hugo; sie sprach in seinem Namen, oder vielmehr: er sprach zu uns durch sie. Mit einer meisterlichen Sicherheit, als hätte sich das Gedicht ihrem eigenen Innern entrungen, mit einer vor Bewunderung bebenden Stimme, als wäre sie Hugos Priesterin, vom Gotte trunken und der Anbetung voll, schmetterte sie die Alexandriner in den Saal, daß sie hinhallten über unsere Köpfe, in unseren Seelen hallten, wie eine irdisch-überirdische Musik. Und ob man das Gedicht hundertmal gelesen hatte, man entdeckte ungeahnte Schönheiten darin. Es begann schlicht und historisch mit den bekannten Zeilen:

> Zwei Jahre zählte das Jahrhundert. Sparta
> Ward Rom und unterm Bonaparte hervor
> Stach schon Napoleon

und ward allmählich zu einem ganz vor uns entrollten Lebenslauf, einer Kindheit unter den Augen der Mutter, einer strebenden und liebenden Jugend, einem kämpfenden und sieghaften Mannesalter, bis es sich in den Himmelsflug einer Begeisterung verlor, in der man nur noch Sterne um sich funkeln sah.

Eine Faustaufführung

Vor einem kleinen Kreise von etwa 800 Eingeladenen wurde hier in London*) ein Schauspiel von einzig dastehendem literarischen Interesse aufgeführt. Die Gesellschaft Elisabeth Stage Society gab zum erstenmal nach 300 Jahren Marlowes berühmtes Drama „Doctor Faustus“, das seit den Tagen des Dichters unbeachtet moderte, und er wurde bekanntlich schon 1593 durch einen Dolchstoß getötet, von einem Rivalen in einem erbärmlichen Zwist um verkaufte Küsse im Alter von 29 Jahren dahingemordet.

In St. Georges Hall, Langham Place, war eine Bühne erbaut und genau nach dem Muster des alten Schauspielhauses

*) Am 7. Juli 1896.

Fortune eingerichtet worden, und vom Anfang bis zum Ende hatte man die gewissenhafteste Wiedergabe des schon durch seinen Stoff so merkwürdigen vor-Shakespearischen Dramas dem Geiste wie der äußeren Form nach angestrebt. Alle Schauspieler waren Amateure, alle kannten ihre Rollen auf ein Haar und führten sie mit einer Begeisterung und daher mit einer Gesamtwirkung aus, die einen tiefen und bereichernden Eindruck hinterließ. Von Spiel in höherem Sinne war nicht viel die Rede, man deklamierte Marlowes Jamben, der Art des Dramas entsprechend, in einem halb singenden Ton, der die Schönheit der Verse zu voller Geltung kommen ließ. Im übrigen wirkte das Stück wie eine theatralische Parade in der Manier der alten Moralitäten, und mit Staunen entdeckte man, wie nahe Marlowe hier noch jenen ersten Anfängen des englischen Theaters steht, bei denen durcheinander heilige und profane Figuren eingeführt waren. Schon die Personenliste deutet darauf hin, indem sie zuerst eine Reihe von Sterblichen anführt, dann von Unsterblichen (wie Lucifer, Belzebub, Mephistopheles, gute Engel, böse Engel, die sieben Todsünden usw.). Das englische Drama vor der Zeit der Elisabeth ist ein Produkt der Reformation und der Renaissance im Verein. Beide spiegeln sich in der Faustsage, welche die Empörung eines einzelnen Menschen gegen Gott darstellt und dieser zugleich eine tragische Würde und einen titanischen Charakter verleiht.

Zum ersten Male hatte ich eine Shakespearische Bühne vor Augen, oder richtiger deren fünf Bühnen in einer: die Plätze zu beiden Seiten ihres Mittelbaues, der davor laufende Gang und die zwei Etagen der inneren Bühne. Überraschend wirkte das bunte Leben, das die Handlung mittelst dieser Einteilung des Raumes erhielt; die Personen konnten zwanglos kommen und gehen, ungesehen von den anderen. Ohne Kulissenwechsel änderte sich jeden Augenblick der Charakter der Bühne, je nachdem die Vorhänge vor eine der beiden inneren Bühnen vorgezogen wurden oder sich zu irgend einer Offenbarung auftaten oder zusammengezogen hingen, während der Chor erzählte.

Die unterste Etage der inneren Bühne wurde vom Höllenschlunde gebildet, einem ungeheueren Maul mit großen Zähnen — gleich dem unter den Kulissenrequisiten der damaligen Zeit beschriebenen — und aus diesem Schlunde kamen und in ihm

verschwanden wieder alle die Personen, die aus der Hölle aufstiegen und also der Unterwelt angehörten. Mephistopheles wanderte beständig durch diesen Schlund aus und ein: ihm entstiegen auch Alexander und Helena; aus seinen Tiefen tauchten die sieben Todsünden hervor. Bei ihrer Darstellung und der der wenigen anderen Frauengestalten des Stückes fand die einzige Ungenauigkeit der Rekonstruktion statt, denn sie wurden von Frauen gegeben, während sie in alten Tagen ja doch junge Männer darstellten.

Allein der Schönheitseindruck gewann dadurch bedeutend. Die jungen Damen — lauter der guten Gesellschaft angehörige junge Frauen oder Mädchen, Dilettantinnen in der Schauspielkunst — sahen unstreitig ungleich besser aus, als es bei Knaben in Frauenkleidern hätte der Fall sein können. Sie hatten sich, um die Todsünden recht gefährlich erscheinen zu lassen, mit einer Leidenschaft für ihre Aufgabe entblößt, daß sie alle Rücksichten darüber vergaßen, und nur vereinzelte (wie der Zorn und die Völlerei) wirkten mit gutem Bedacht über die Maßen komisch. Der gute und der böse Engel waren ganz wie die Engel auf den Gemälden Botticellis kostümiert und trugen ihre roten oder schwarzen Flügel mit großem Anstand. Die melodramatische Begleitung ihrer Bewegungen und Tänze wurde nach alten, dem Virginal Book Fitzwilliams von anno 1600 entnommenen Musikstücken ausgeführt.

Als Kuriosum war die Vorstellung etwas Außerordentliches in ihrer Art. Nicht selten wurde man zu hoher Bewunderung hingerissen, wie da von der Bühne die weltberühmten, von Shakespeare entlehnten Verse schollen, womit Faust Helena anredet. Zuweilen war man auch von der Kindlichkeit der Einbildungskraft betroffen, so, wo Faust unsichtbar dem Papst erst einen Teller, dann einen Becher schnappt. Ausgelassen war die Stelle, wo er, gleichfalls unsichtbar, dem Papst eine Ohrfeige gibt. Das Faustdrama ist ausgesprochen antipapistisch, doch diese Art, der Befreiung vom Katholizismus Ausdruck zu geben, steht denn doch unserem heutigen Empfinden allzu fern.

Gleichwohl darf nicht vergessen werden, daß Marlowe es war, der als erster den Empörergeist in Faust hineinlegte. In der Sage ist dieser nur ein Geisterbanner und Geisterbeschwörer, der von seiner Begierde nach weltlicher Lust geleitet wird. Das Trachten von Marlowes Faust steht nach Macht, einer irdischen Allmacht:

die ganze Energie des Zeitalters und Marlowes steckt darin, wie später das rein geistige Streben der Humanitätsperiode hinter Fausts Erkenntnis der Unzulänglichkeit und des Stückwerks alles Wissens bei Goethe.

Übrigens machte das Dichterwerk des berüchtigten Religionsspötters als Ganzes einen überaus frommen Eindruck. Marlowe hat nicht gewagt, seinen Helden von Anfang bis zum Ende in seinem Ebenbilde zu gestalten. Faust behauptet die männliche Kraft, deren er sich rühmt, keineswegs bis zu seinem Tode; im Gegenteil, er bereut und windet sich recht kläglich, als der Zeitpunkt, wo der Teufel ihn holen soll, herannaht. Dies schreibt sich allerdings ein klein wenig daher, daß Marlowe nur in einem einzigen seiner Dramen (Edward II.) die dichterische Inspiration weiter als bis über ihre erste Hälfte hinaus festzuhalten vermochte; zum größten Teil aber liegt es an der Theaterzensur jener Tage, die einen Faust, der bis zu seinem Tode in Trotz gegen den Himmel verharrt haben würde, nie und nimmer geduldet hätte. Der Mann, der auf Marlowe in religiöser Beziehung am meisten Einfluß geübt, sein junger Kollegienkamerad Francis Kett, wurde 1589, also gerade zur Entstehungszeit des Faustdramas, wegen leichtsinnig geäußerter Ketzereien in bezug auf die Dreieinigkeit und die Göttlichkeit Christi in Norwich lebendig verbrannt. Marlowe setzte sich demselben Schicksale aus, wenn er keine verständige Rücksicht walten ließ.

Das der Vorstellung beiwohnende Publikum war von der Zuhörerschaft, die vor 300 Jahren zugegen gewesen, gar sehr verschieden. In dieser Beziehung konnte keine Wiederbelebung stattfinden. Herren in Frack und weißer Halsbinde, Damen in großer Toilette, schöne Schauspielerinnen in Phantasietrachten, die Morgenkleidern ähnelten. Von Kennern waren u. a. A. Furnivall, Archer und Feis, welch letzterer ein drolliges Buch über Shakespeare und Montaigne geschrieben hat, anwesend. Svinburne hatte einen versifizierten Prolog geschrieben, den Edmund Gosse vortrug.

Eine große Pietät gegen den Dichter und das Werk gab der Vorstellung ihr Gepräge.

Erinnerungen an Christiania

Für einen Dänen, der nach einem Zeitabschnitte von nahezu einem Jahrzehnt wieder Norwegen besucht, hat wohl nichts einen solchen Reiz, als die gemeinsame Sprache um so viel reiner und bestimmter als daheim aussprechen zu hören. Der Gesang, den für das dänische Ohr das Norwegische hat, ist ansprechend; es scheint sich von dem kräftigeren Tonfall der alten Sprache weniger entfernt zu haben. Zum mindesten haben die a hier keinen ae-Laut, und jedenfalls werden die Sätze nicht so breiig.

Als Stadt ist Christiania nicht schön. Die Architektur der Häuser hat nichts Bedeutendes, und was in den letzten Jahren hinzukam, ist in schlechtem Berliner Stil mit faden Fassaden und noch langweiligeren Türmen. Doch wie herrlich ist die Lage, um wie vieles schöner als die des flachen Kopenhagen.

Eine kaum halbstündige Wagenfahrt, und man ist oben auf den Anhöhen längs des Fjords, mit ihrer weiten Aussicht über Inseln und Gestade und bewaldete Felshänge, wo das Laub der Bäume nun zur Herbsteszeit in bunter, metallischer Pracht schimmert. Und draußen, am äußersten Rande der Stadt, wo Felsvorsprünge weggesprengt werden müssen, um Straßen Raum zu geben, und an den letzten Häusern Gras sprießt und Föhren wachsen, sieht man die Stadt sich aus der umgebenden Natur förmlich wie eine Statue erheben, die noch halb im Block festsitzt. Frischer, unberührter Natur ist Christiania näher als Kopenhagen.

Wer trotz zahlreicher Besuche in Norwegen von norwegischer Natur verhältnismäßig wenig gesehen hat, ist nicht im stande, von ihrem Reiz mit voller Kenntnis zu sprechen.

Mitunter kann man jedoch gegenüber einem Lande und seiner Natur (wie einem Einzelmenschen gegenüber) mit einem Schlage durch eine plötzliche Vision ein offenes Auge für dessen ganze Schönheit gewinnen. Sie enthüllt und offenbart sich uns, um nie wieder der Erinnerung zu entschwinden. So mag es in Norwegen jedem ergehen, der eine lichte Mainacht auf dem Krogkleven erlebt. Die Landschaft ist wie verzaubert. Magischer Glanz ruht über dem Wasser, das man schaut. Vom düstern Rahmen der Fjaelde umgeben, dehnen sich in der tiefen Stille, von blinkenden Wassern

durchzogen, wellenförmige Fluren und Wälder, ein buntes Bild von schroffer Kraft mit lächelnder Anmut gepaart. Zur Nachtzeit hat diese Landschaft die Poesie eines Traumlandes.

In wahrhaft großen Städten kann man wohl nicht von einer Hauptstraße sprechen. Christiania hat bekanntlich eine und nur eine. Dort fand das neue Nationaltheater seinen Platz, das, von außen nicht gerade übel, von innen sehr schön ist. Leider hat es keine durchwegs gute Akustik. Im sogenannten ersten Parkett geht von der Bühne jeder Laut verloren. Dieses Theater hat sich unter Björn Björnsons Leitung trefflich eingeführt. Es hat nicht an einem Ballast von Hofrücksichten zu schleppen; es kann seine ganze Kraft auf das Schauspiel vereinigen und hält sich daher auch gut. Es wird vorurteilsfrei geleitet und hat dies durch die Aufführung berühmter Schauspiele bewiesen, die unter der früheren Leitung von der Bühne ausgeschlossen waren. Das Theater macht einen jugendlichen Eindruck und hat gute junge Kräfte in seinem Dienst.

Christiania beging im September Abelfestlichkeiten anläßlich des hundertsten Geburtstages von Norwegens größtem wissenschaftlichem Geiste. Bei der Art seines Genies konnte diese Feier unmöglich den Charakter eines Volksfestes tragen. Allzuwenige von den ihm Huldigenden vermochten sich einen Begriff von seiner Größe zu machen. Nur sein fast ideal schönes Antlitz und sein tragisches Geschick — der Tod zur selben Stunde, in der ihm die der großen Anerkennung schlug, konnten ihm nationale Popularität verschaffen.

Nunmehr folgten Festlichkeiten, die einem Lebenden galten: Sverdrup kehrte nach der vierjährigen Abwesenheit auf der „Fram" in die Heimat zurück. Seine Tat war eine von jenen, die jedermann verständlich sind: seine Gestalt war schon seit vielen Jahren bekannt und volksbeliebt. Hier fühlte sich der Nationalstolz in seinen Äußerungen auf sichererem Boden.

Gleichwohl war die Festlichkeit keine so gewaltige und unmittelbare, wie sich erwarten ließ. Diese glückliche Heimkehr wurde eben als eine Wiederholung empfunden. Nansen hatte seinerzeit von der Begeisterung Christianias den Rahm abgeschöpft. Er war der erste; er war höher nach Norden gedrungen als irgend einer vor ihm. Er verstand es auch besser, vorteilhaft aufzutreten, sich in Szene zu setzen. Sein die Ankunft meldendes Telegramm war im Bulletinstil gehalten; Sverdrups Telegramm war männlich und glanzlos.

An einem schönen, sonnenhellen, etwas kühlen Septembertage liefen zwei Panzerschiffe, „Norge“ und „Harald Haarfager“, aus, um die „Fram“ im Christianiafjord einzuholen und die Ankömmlinge mit dem schuldigen Kanonensalut zu begrüßen. An Bord der „Norge“ befanden sich alle Minister und zahlreiche Honoratioren, und man muß den norwegischen Ministern nachsagen, daß sie nicht aufgeblasen, sondern Männer sind, die Fremden wie Landsleuten mit der größten Artigkeit begegnen, ohne etwas Herablassendes zu haben. Mehrere unter ihnen waren jünger, als es Minister anderwärts zu sein pflegen, wie es auch eigentümlich berührte, einen Admiral von so jugendlichem Aussehen an Bord zu treffen, daß man ihm kaum vierundzwanzig Jahre gegeben hätte. Man scheint in Norwegen früher zu avancieren, als etwa in Dänemark.

Wie noch stets in Christiania, war auch bei dieser Gelegenheit das Arrangement nichts weniger als geschickt. Der Empfang der „Fram“ in seinen verschiedenen Stadien zog sich ungemein in die Länge. Erst segelten die Spitzen der Behörden von der „Norge“ zu der „Fram“, um Sverdrup zu begrüßen; hierauf kam dieser mit seinen Leuten von der „Fram“ zur Begrüßung der „Norge“ herüber, und während all der Zeit, ja, weit länger noch, während die Bemannung der „Fram“ auf einem andern Fahrzeuge mit einem Frühstück bewirtet wurde, lagen die Schiffe regungslos auf der Höhe des Fjords und ließen die Bevölkerung von Christiania, die hunderttausendköpfig längs des Strandes aufgestellt war, Stunde um Stunde warten und harren.

Ohne Sang und Klang, ohne Hurra oder Willkommgruß kam Sverdrup an Bord der „Norge“. Doch, es war ein schöner Anblick, ihn zu sehen. Ein Mann. Nicht ansehnlich. Regelmäßige Züge, Glatze, starker, flammend roter Bart, ruhige Augen, stetiger Blick; doch welche Festigkeit, welcher Ernst! Nie scheint der Mann gelächelt zu haben, nie lächeln zu wollen. Wortkarg, verschlossen, unbeugsam, ein Charakter.

Der schöne Augenblick des Tages war die Einfahrt nach Christiania durch den mit Seglern und Booten überdeckten Fjord. An der Tonne hoch oben am Hauptmaste allen leicht kenntlich, glitt die „Fram“, von Jubel umrauscht, mitten unter ihnen still hinein, während vom Lande von den unermeßlichen Scharen, die alle Abhänge, Kais und Wege besetzt hatten, Willkommgrüße erschollen.

Sonntagsstimmung, sommerlich sonnige Stimmung, lag darüber, ein Hauch von berechtigtem Nationalstolz, der mit dem Winde klatschend an die Flaggen schlug.

Hatte es nun auch ein großes Interesse für einen Fremden gehabt, die gesamte hauptstädtische Bevölkerung in ihren breiten Schichten von festlicher Erwartung und Begeisterung bewegt zu sehen, so war es doch eine noch größere Freude, nach einer Pause von vielen Jahren Norwegens einsamsten Mann wiederzusehen, aufs neue Gedanken und Eindrücke mit ihm zu tauschen. Die Krankheit Henrik Ibsens hat zur Folge gehabt, daß er sich nun mit größerer Schwierigkeit bewegt, hat aber weder seine Teilnahme für alles, was in der Welt geschieht, noch das Wohlwollen gegen alte Freunde im geringsten beeinträchtigt. Er bringt seine Vormittage an seinem Erkerfenster am Drammenswege sitzend zu, von wo er die vielen Menschen beobachten kann, die auf diesem Hauptwege ins Innere der Stadt kommen und gehen. Übrigens lebt der Dichter nach wie vor sehr isoliert.

Wenn von irgend einer Veränderung in seinem Wesen die Rede sein kann, so ist es höchstens die, daß die ihm innewohnende zurückgedrängte Wärme mehr hervortritt, daß jetzt im Gespräch die Innerlichkeit sich ebenso stark fühlbar macht, wie die sich nie verleugnende Strenge. Man kann dies Gesicht, dessen monumentale Züge in der ganzen Welt bekannt sind, unmöglich ohne Gemütsbewegung wiedersehen, und fast mit Andacht ergreift man aufs neue die Hand, die so tiefe Meisterwerke schuf.

Davos

Zu dem vielen Bemerkenswerten, das es zur Zeit in Zürich zu sehen gibt, gehört Massenets neue schöne Oper „Griseldis", die außerhalb Frankreichs bisher nur dort gegeben wurde. Ein einzelner reicher Bürger der Stadt, Fabrikant Schwarzenbach, hat eben sämtliche Dekorationen, die kunstvollen Maschinerien, alle Kostüme, genau nach dem Muster der bei den Pariser Aufführungen verwendeten, aus eigenen Mitteln hierzu beigesteuert.

In das ständige Repertoire des Theaters sind überdies Ibsens Schauspiele aufgenommen. So fand Ende Februar eine treffliche Erstaufführung des „Volksfeindes" statt.

Unter den sinnreich geordneten Sammlungen des Landesmuseums kann man seine Zeit angenehm und lehrreich verbringen; die Aussicht vom naheliegenden Uetli ist bei klarem Wetter sehenswürdig und imposant. Doch lockt es einen, wenn man zur Winterszeit in der Schweiz weilt, mehr auf die Berge hinauf, wo der Himmel fast immer blau ist, die Sonne scheint und hoher Schnee liegt.

In sechs, sieben Stunden gelangt man von Zürich nach dem zwischen 1500—1600 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Davos.

Schon die Eisenbahnfahrt da hinauf ist eine fesselnde Reise. Die Straße steigt inmitten der abwechslungsreichen, von der blendend weißen Schneedecke verhüllten Gebirgslandschaft, wo von den zackigen Kuppen Bergströme in die Täler stürzen, stetig an. Namentlich von Landquart aus bietet die in großen Bogen sich aufwärts schlängelnde Straße eine Fülle von wilden und großartigen Ansichten. Die aus den Felsen hervorwachsenden Föhrenwälder wechseln mit ganz nackten Felswänden. Den Fluß, Landwasser, der aus dem Davoser See hervorkommt, hat man einen guten Teil des Wegs zur Seite. So winterlich die Landschaft ist, gehen nicht nur die zahlreichen englischen Sportliebhaber mit ihren Damen, sondern alle die Eingeborenen, Bauern und Arbeiter, ihre Frauen und Kinder, ohne Überkleider in der Kälte. Allerdings scheint die Sonne, so daß sie nicht sehr fühlbar wird, und die Luft ist ruhig, dem Auge durchsichtig, reiner und trockner als andere Luft, daher der Lunge wohltuend.

Davos ist ein Kurort der Brustkranken, und augenblicklich weilen dreitausend Kranke dort, eine ganze kleine Bevölkerung, ebenso zahlreich wie die der Eingeborenen. Gleich bei der Ankunft sieht man die Patienten auf den äußeren Galerien des Hotels, ein Buch oder eine Zeitung in der Hand, auf ihren Lagern in freier Luft gebettet. In den Sanatorien werden die Fenster weder bei Tag noch bei Nacht geschlossen.

Mit Ausnahme der Ärzte und Touristen gibt es in Davos fast niemanden, der sich nicht der Gesundheit halber dort aufhielte. Kein Aufenthalsort in Europa wird bei Tuberkulose für so heilsam gehalten, weshalb denn auch Tuberkelkranke aus allen Weltgegenden hier zusammenströmen. Manche werden ganz geheilt; andere sind gezwungen, auf unbestimmte Zeit hier zu bleiben, wenn der Versuch,

den Aufenthalt zu wechseln, nicht glücklich für sie ausfiel, und solche empfinden es als eine Qual, darauf angewiesen zu sein, den Rest ihrer Tage an einem Orte zu verbringen, wo sie in der Regel außer stande sind, die Tätigkeit, die sie in guten Tagen ernährte und ihr Leben ausfüllte, fortzusetzen. So manche verschwiegene Tragödie spielt sich an diesem sonnenbeschienenen Platze ab.

Die Umgebung ist wundervoll. Wenn man von Davos-Dorf aus einen Ausflug auf der in die Berglehne gesprengten Straße nach einem Wiesen benannten Örtchen macht, so geht die Fahrt mehrere Stunden durch die schönsten und überraschendsten Alpenlandschaften in bunter Abwechslung. An einem Punkte bei Davos-Glaris ist ein Tunnel durch eine ungeheure Lawine gesprengt, die vor etwa zwanzig Jahren über den Weg hinabgestürzt, die ganze östliche Talseite anfüllte und sich noch eine beträchtliche Strecke weit auf der andern Seite des Tals emportürmte. Da durchzufahren ist herrlich. Die Beleuchtung hat etwas Geheimnisvolles, und die langen Eiszapfen hängen wie Nadeln einer Tropfsteingrotte von der Decke.

Ein anderer herrlicher Ort in der Nähe von Davos ist Schatzalp, das 300 Meter höher liegt und mittelst einer Drahtseilbahn erreichbar ist. Hier hat man einen Ausblick über Alpenrücken und Alpenkuppen, der unvergeßlich ist. Richtet man den Blick empor, so ist einem, als sähe man ungeheuere Sphinxe Seite an Seite lagern, dicht aneinander gedrängt, Rücken neben Rücken, mit abgewendeten Gesichtern. In unmittelbarer Nähe sieht man nur diese ungeheueren Rücken zum Himmel ragen. Weiter weg zeichnen sie sich, mit ihrem Sonnenschnee den Horizont umkränzend, in Kämmen und Zacken am Himmelsblau ab. Ach! Hätte Konges Nytorv solch eine Aussicht, Dänemark könnte seine Steuern abschaffen und ausschließlich von den Reisenden leben, die an dem Anblick sich zu ergötzen kämen.

Davos, das vor 30 Jahren eine Einöde war, ist jetzt eine Doppelstadt (Platz und Dorf) mit einer Reihe schöner, zum Teil prachtvoller Hotels, die zugleich Sanatorien sind; Villen, Restaurants usw. Die Hauptstraße hat das gewöhnliche Gepräge der Badeorte. Ein Theater gibt regelmäßig Vorstellungen, die auch im Lokalblatte besprochen werden, natürlich mit gebührender Rücksicht darauf, nicht durch allzu strenge Beurteilung der Leistungen auf den Fremdenbesuch abschreckend zu wirken. Nicht selten kommen auch fremde

32*

Schauspieler und Virtuosen den Ort mit seinem kunstsinnigen und dankbaren Publikum besuchen. Ein paarmal die Woche werden im Kurhause sogenannte Bierkonzerte mit teils klassischem, teils leichterem Programm gegeben, bei denen die Patienten, die abends ausgehen dürfen, sich in großer Zahl einfinden.

Man sollte meinen, der Aufenthalt unter lauter Kranken oder doch Leidenden müßte unheimlich sein. Doch dem ist durchaus nicht so. In den großen Speisesälen, wo die Bewohner der Sanatorien sich nach Nationalitäten oder Sympathien um die Tische gruppieren, hört man fast niemals husten, und die Kranken zeigen sich um nichts mehr verstimmt als andere Menschen, ja eher weniger. Sie leben an einem der schönsten Punkte der Welt beständig in frischer Luft. All ihre Zeit und ihre Gedanken werden bei diesem steten Aufenthalt im Freien teils von der Kur, teils vom gesellschaftlichen Zusammenleben mit jungen Männern und Frauen der verschiedensten Nationen in buntem Schwarme in Beschlag genommen, und der Müßiggang ist naturgemäß, hier wie anderwärts, der Verliebten Kopfkissen.

In einer lebhaften Schilderung, die vor etlichen Jahren Otto Lassen im Tilskueren unter dem Titel „Die weiße Stadt“ von Davos gab, war auf dem weißen Untergrunde des Schnees, in allerdings etwas grell aufgetragenen Farben, rot und schwarz, das Flirten hier zwischen Krankheit und Tod ausgemalt.

Unter den vielen Sanatorien ist eines der schönsten und bestausgestatteten im Besitze eines Dänen, eines Herrn Alfred Hvalsöe, der seinerzeit um seiner Gesundheit willen hierher seine Zuflucht nahm, dann aber, als er sie wiedergewonnen hatte, hier blieb, um sie nicht neuerdings aufs Spiel zu setzen. Wiewohl in seinem geräumigen, jüngst in Davos-Dorf aufgeführten Hause sich Leute aus aller Herren Ländern, aus Griechenland und Portugal, aus Amerika, Deutschland, Italien und der Schweiz befinden, ist es doch natürlich, daß besonders die Skandinavier bei ihm, bei dem sie sich wohl und heimisch fühlen, Unterkunft nehmen. Vor etlichen Jahren hatte Herr Hvalsöe das Mißgeschick, sich kontraktlich mit einem Arzt verbunden zu haben, der seinen Erwartungen nicht entsprach. Mit großen Geldopfern löste er daraufhin den Kontrakt, und die Anstalt wird nunmehr von einem ausgezeichneten Schweizer Arzt, Dr. Doenz, geleitet, dem als Assistent ein hervorragender dänischer junger Arzt, Dr. de Fine Licht, zur Seite steht.

Da der Ort für so außerordentlich gesund gilt, haben verschiedene Gemeinwesen und Staaten Sanatorien für Patienten hier errichtet, die nicht imstande sind, die vollen Verpflegungskosten zu bezahlen. Der Kanton Basel hat ein eigenes Gebäude aufgeführt. Ebenso besitzen die Engländer, die überhaupt dominieren und stark zusammenhalten, ein solches billiges Sanatorium; das Deutsche Reich hat ein ähnliches aufführen lassen, ein sehr großes, in dem jeder Platz besetzt ist. Auch die Holländer haben, wenn ich nicht irre, eines.

Dagegen fehlt es gänzlich an einem Sanatorium für die Mittellosen derjenigen Nation, welche die größte Anzahl blutarmer Kranker hier herauf sendet, die russische nämlich. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie schädlich Entbehrung und mangelhafte Ernährung für Brustschwache ist. Wer sähe nicht ein, daß die Not zunichte macht, was das Leben im Freien, in der reinen trockenen Luft, Gutes bewirkt. Bei Konzerten und Vorlesungen gelingt es ab und zu, ein paar tausend Franks für die armen Russen hereinzubringen, eine äußerst geringe Hilfe, wo es Hunderte von Kranken gibt. Gegenwärtig befinden sich gewiß an vier- bis fünfhundert kranke Russen in Davos.

Der Präsident des russischen Vereins von Davos hat das Ansuchen an mich gestellt, die Aufmerksamkeit der wohlhabenden Petersburger und Moskauer Bevölkerung auf diese Verhältnisse zu lenken, denen durch einen Appell der dortigen Presse an die stets bereite russische Mildtätigkeit gewiß mit Leichtigkeit abzuhelfen wäre. Ohne Schwierigkeit könnte da die für die Errichtung eines russischen Sanatoriums benötigte Summe aufgebracht werden. Es nimmt sich doch gar zu sonderbar für Rußland aus, dem Kanton Basel nachstehen zu sollen. Wird die Summe dem „Russischen Verein“ von Davos gesendet, so kann man ihrer besten Verwendung sicher sein.

Haben nur erst die Rußk. Wjedomosti die Sache angebahnt, so werden auch die anderen russischen Blätter sich alsbald anschließen, und die Not der russischen Patienten hat in kürzester Frist ein Ende.

Die Schweiz, Freiheit und Fortschritt

Es mußte wohl einen starken Eindruck auf Alfred Reucker machen, den jungen Direktor, der mit Talent und Eifer das Züricher Stadttheater leitet, als er von der Leitung des deutschen Theaters in Prag auf diesen Posten versetzt wurde. Er kam aus einem Lande, in welchem Nationalitäten und Sprachen einander mit erbitterter Leidenschaft bekämpfen, in eines, wo grundverschiedene Volksstämme und Idiome in tiefstem Frieden und gegenseitigem Verständnis nebeneinander bestehen.

Nach dem Austritt des Kaiserreichs aus dem deutschen Bunde und seiner Zweiteilung in Österreich-Ungarn wurde bei politischen Erörterungen gar oft die Ansicht laut, daß es nun für das in Nationalitäten zersplitterte Reich keine andere Rettung gäbe, als eine monarchische Schweiz zu werden. Wie weit jetzt Österreich-Ungarn davon entfernt ist, dies zu sein, weiß ein jeder. Nirgends wütet der Volkshaß und Sprachenstreit so heftig, wie dort. Und sollte jemand geltend machen, daß sich in der Verbindung „eine monarchische Schweiz“ eben auch ein Widerspruch berge, so muß dagegen eingewendet werden, daß die Person des Monarchen in Österreich nicht nur zur Zersplitterung nichts beiträgt, sondern im Gegenteil in diesem Augenblick das einzige vereinende Element zu bilden scheint. Wie in Österreich aber, so geht es an den meisten anderen Punkten Europas, wo sich verschiedene Sprachgruppen und Stämme innerhalb der Grenzen eines Staats befinden. Unterdrückung der Bewohner und Ausrottung der Sprachen ist die Losung. Läge die Schweiz nicht mitten in Europa als der lebendige Beweis der Möglichkeit voller Verträglichkeit und gegenseitigen Entgegenkommens auf diesem Gebiet, so würde man sich heutigentags verschwören, sie ließen sich überhaupt nicht verwirklichen. Und es wäre auch sicherlich nicht dazu gekommen, wenn diejenigen, die es zu wege brachten, nicht hochentwickelte politische Anlagen besessen hätten. In dem einen Nachbarstaate der Schweiz, dem Deutschen Reiche, wird der Ausrottungskrieg gegen die französische Sprache im Westen, die dänische im Norden, die polnische im Osten mit einer Leidenschaft geführt, die den Einheitsbestrebungen der Russen nicht das geringste nachgibt. Die Schweiz hat das Problem, das in anderen Ländern

erst eine späte Zukunft lösen wird, einfach dadurch gelöst, daß sie jedermann seine Sprache reden und schreiben läßt und drei Hauptsprachen im Parlament das gleiche Recht einräumt. Es gibt keinen Kanton, der um der Sprache willen aus dem Schweizer Bunde auszutreten wünschte.

Die Freiheit hat sich in diesem Punkte wie in anderen in der Schweiz als segensreich erwiesen, nachdem sie durch blutige Kämpfe errungen worden. Und wie in der Schweiz innerhalb der Republik das eine Sprachgebiet dem andern gegenüber keinen Chauvinismus an den Tag legt, so zeigt sich auch die Freiheitsliebe der Schweizer chemisch rein von Vaterländerei. Wie wäre sonst der dortige höhere Unterricht so musterhaft geworden! An den Schweizer Universitäten und polytechnischen Anstalten werden sowohl Ausländer wie Eingeborene angestellt, wobei von diesen Ausländern nicht einmal der Eid auf die Verfassung der Republik gefordert wird, noch daß sie sich naturalisieren lassen. Manche dieser Institute sind durch die Liberalität, mit der die Bundesversammlung die Gelder für sie bewilligte, sowie durch die Vorurteilslosigkeit, mit der man zu ihrer Leitung hervorragende Ausländer berief, die ersten in Europa geworden. So das in den neunziger Jahren errichtete Maschinenlaboratorium und das neue elektrische Laboratorium in Zürich. Bedenkt man, daß die meisten Mitglieder der Bundesversammlung geborene Bauern sind, so läßt sich nicht leugnen, daß die Voraussicht, die sie an den Tag gelegt haben, ganz erstaunlich ist. Denn eine Anstalt wie das Maschinenlaboratorium zur Heranbildung von Ingenieuren gab es vorher nirgends. Die Folge ihrer Gründung war denn auch, daß Studierende aus allen Ländern der Welt in Zürich zusammenströmten.

Die von der Eidgenossenschaft selbst errichteten Institute, die hohe Gehalte bieten können, sind dadurch in der Lage, sich ihre ausgezeichneten Professoren zu erhalten, wogegen die Universitäten, die Schöpfungen der Kantone sind und nicht so hoch besolden können, Gefahr laufen, daß die von ihnen angestellten Ausländer, die dort als Professoren Anerkennung oder Berühmtheit erlangten, sie verlassen, um einem Ruf in größere Länder zu folgen. Jedenfalls aber ist es bewunderungswürdig, daß die fremde Nationalität kein Hindernis für die Berufung bildet, und die Republik erntet

denn auch unmittelbar den Lohn hierfür durch den Glanz, der ihre Unterrichtsanstalten umgibt, und die große Zahl von Fremden, die diese herbeilocken.

Darin wie in manchen anderen Schweizer Verhältnissen liegt eine gute Politik, ein kräftiger Hauch von weltbürgerlichem Freiheitsgeiste.

Wehmütig stimmt die Beobachtung, wie sehr das Asylrecht, das die politischen Flüchtlinge aller Länder früherer Zeit in der Schweiz fanden, im letzten Menschenalter eingeengt wurde. Solange der Staat nur im geringen Maße zentralisiert war, konnte der Flüchtling, wenn eine fremde Regierung um seinetwillen den Bundesstaat beunruhigte, aus dem einen Kanton in den anderen verschwinden, und niemand kannte seinen Aufenthalt. Als sich aber die Eidgenossenschaft mehr und mehr zentralisiert hatte, wurde der Druck der Großmächte für den kleinen, verhältnismäßig schwachen Staat zu stark, und nun hat sich der Fremde kaum in der Schweiz niedergelassen, da erscheint schon die Polizei und verlangt ihm seine Papiere ab. Man hat dies jüngst sogar bei der Kronprinzessin von Sachsen gesehen. Auf diese Weise machte man seinerzeit auch Wjera Sassulitsch den Aufenthalt in der Schweiz unmöglich; Krapotkin wies man geradezu aus, wie es scheint, von der Drohung Rußlands beeinflußt, daß man sonst die zahlreichen Schweizer Bonnen und Kammerjungfern aus dem russischen Reiche ausweisen würde. Nur England hat jetzt noch zugleich Kraft und Freiheitsliebe genug, politischen Flüchtlingen die Zufluchtsstätte abgeben zu können.

Im übrigen hat die Freiheit augenscheinlich die in der Schweiz stattgehabten Fortschritte bedingt, mit anderen Worten: die Schweiz ist eines der Länder, wo sich zur Zeit Freiheit und Fortschritt ohne Bedenken in einem Atem nennen lassen. Dem ist durchaus nicht immer so. Wie die Verkopplung der Worte Freiheit und Gleichheit in der Regel recht unkritisch ist, da eine wirkliche Gleichheit nur durch eine fortlaufende Kette von Zwangsmaßregeln gesichert werden könnte, so geschieht auch die Verkoppelung von Freiheit und Fortschritt nicht selten recht gedankenlos. Das zeigt sich gerade jetzt in Frankreich, wo die Leitenden, in der Erkenntnis der Gefahr, die der Republik und dem ganzen modernen Gedankenleben von der katholischen Kirche droht, notgedrungen vor die Wahl gestellt sind, entweder vollständige Unterrichtsfreiheit, auch selbst zu gunsten

aller Feinde der Geistesfreiheit, zu gewähren, oder im Notfalle äußere Gewaltmittel, wie die Schließung von Schulen u. dergl., zu gebrauchen, um den Fortschritt zu gewährleisten. Selbst wenn einzelne der Meinung sind, volle Unterrichtsfreiheit würde auf die Länge der Sache des Fortschrittes besser dienen, müssen sie sich doch darüber klar sein, daß sie ihn durch die Einräumung unbedingter Freiheit um Jahrhunderte verzögern können. Sie legen sich demnach die Frage für den Augenblick dahin zurecht, daß, gleichwie der religiöse Aberglaube ursprünglich mit Gewalt verbreitet wurde, es jetzt auch notwendig sei, ihm mit Gewalt zu begegnen. Man kann aus dem als Zolas Testament zu betrachtenden Buche, dem trotz seiner Mängel so ergreifenden und gewichtigen Romane „Wahrheit", herauslesen, wie der Kampf für den freien Gedanken gegenüber dem Autoritätsglauben im Geiste eines großen Teiles der modernen Franzosen geradezu zum Kampfe um Wahrheit und Recht erwachsen ist. Eine Zola so unähnliche Persönlichkeit wie France steht in diesem Punkte ganz auf seiner Seite.

Logischerweise sollten diese Männer mehr von der Freiheit erhoffen; sie tun es nicht, weil sie trotz ihres Pochens auf die Demokratie, und trotzdem sie sich selbst sowohl Demokraten wie Sozialisten nennen, gar wenig Zuversicht hegen, daß das Volk, sich selbst überlassen, sich von der Kirche freimachen und sein eigenes Bestes verstehen würde. Sie wünschen jedenfalls, daß die Regierung, durch eine energische Haltung gegenüber den Kongregationen, dem haltloseren Teil des Volkes in den Sattel helfen möchte. In Frankreich also stehen die beiden Losungen Freiheit und Fortschritt momentan in grellem Gegensatze zu einander.

Wenn dem in der Schweiz nicht so ist, so kommt dies daher, daß dieses Land dieselbe Krise bereits hinter sich hat. Von 1844 bis Ende 1847 wurde in der Schweiz in heißem Bürgerkriege derselbe Kampf ausgefochten. In den verschiedenen Kantonen wurde mit den Waffen in der Hand um die Einziehung der Klostergüter und die Vertreibung der Jesuiten einer-, und die Überantwortung des Unterrichtswesens an sie andererseits gestritten. In Luzern und Aargau schlug man sich 1844 und 1845, bis die katholischen Kantone Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis einen Sonderbund eingingen, der erst durch Bundesratsbeschluß 1847 aufgelöst wurde, woran sich dann auch ein Gesetz

über die Austreibung der Jesuiten schloß. Als aber der Sonderbund dagegen Protest einlegte, siegte der Radikalismus nur durch ein 30000 Mann starkes Heer, das die Niederlage der katholischen Kantone und die Kapitulation ihrer Truppen herbeiführte.

Wenn also die Schweiz heute so glücklich ist, Fortschritt und Freiheit in einem Atem nennen zu können, so darf man daraus nicht schließen, daß die beiden in einem vernünftig regierten Lande zu allen Zeiten unlöslich verbunden sind.

Dr. Hermann Türck

Auf der Durchreise in einem deutschen Hotel. Der Koffer steht zur Weiterfahrt für dieselbe Nacht bereits geschlossen, als der Kellner eine Visitenkarte überbringt. Ich lese — mit einiger Verwunderung, daß meine so kurze Anwesenheit in der Stadt ruchbar geworden — den Namen: Dr. Hermann Türck. Der Mann ist mir unbekannt, der Name bekannt. Ich entsinne mich einer scharfsinnigen Monographie dieses Verfassers über das psychologische Problem in der Hamlettragödie und aus neuerer Zeit einer eigenartigen und subtilen, wenn auch nicht ganz überzeugenden Untersuchung über die Bedeutung des Begriffes Magie in Goethes Faust. — Bitten Sie den Herrn einzutreten!

Dr. Türck wollte sich bei mir bedanken, daß ich nicht, wie gewisse andere, seinen Namen bei der Besprechung von Shakespeares Hamlet ungenannt ließ. Wie im allgemeinen deutsche Gelehrte, legte auch er großes Gewicht darauf, seinen Namen, sobald sich jemand seine Arbeit zu nutze machte, genannt zu sehen, und nahm eine Außerachtlassung dieser Rücksicht sehr übel auf. Außerhalb Deutschlands dürfte man es in dieser Beziehung minder genau nehmen. Doch das bildete nur die Introduktion. Dieser Mann der Wissenschaft war nicht gekommen, um einen förmlichen Besuch abzustatten, sondern um Gedanken auszutauschen, und ein Gespräch entspann sich, wie es zwischen zwei einander fremden Männern in einem Hotelzimmer, unmittelbar vor der Abreise des einen, wohl selten geführt worden ist. So wenig hatte dieses Gespräch mit der Umgebung und den Umständen zu tun.

Nach Verlauf von wenigen Minuten fiel die Rede auf die Kritik des Neuen Testaments. Da mein Gast sich auf diesem Gebiete gründlich unterrichtet zeigte, frug ich ihn: Wie erklären Sie die Erzählung von dem im Ehebruch ergriffenen Weibe, Evangelium Johannis, 8. Kapitel? Die Geschichte gehört ja nicht dorthin, ist eine spätere Einschiebung. Es hat sie keiner der synoptischen Evangelisten. Sie ist an und für sich unwahrscheinlich, insofern hier dem Weibe die Strafe nur deshalb erlassen wird, weil ein Mann ohne rechtliche Befugnis sie davon losspricht. Doch die Antwort Jesu ist offenbar nicht erdichtet, dazu ist sie allzu monumental. Die Stelle ist also unecht, wo sie steht, die Antwort aber scheint echt. Wie erklären Sie das?

Er entgegnete: Die Geschichte ist ganz gewiß ein Einschiebsel und gehört nicht dorthin, wo sie steht. Doch ist sie nicht nur echt, sie ist die einzig echte im ganzen Johannes-Evangelium. Sicherlich hat man sie auch im ersten christlichen Jahrhundert gekannt, und sie ist, aufgeschrieben, in Umlauf gewesen. Allein bei der Redaktion der drei ersten Evangelien war sie stets verworfen und ausgeschieden worden, weil sie in allzu hohem Grade mit den jüdisch-christlichen Moralbegriffen der Evangelisten im Widerstreite stand. Von der Formel aus: Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein! gab es ja kein geschlechtliches Vergehen mehr, das sich verurteilen ließ. Auch bei dem vierten Evangelium wurde demnach zu seiner Zeit die Geschichte ausgelassen, bis einmal ein Abschreiber, der sie kannte und sich von ihr angesprochen fühlte, sie einschob, mitten hinein in eine Verbindung, in die sie nicht paßte, wo sie nun aber steht: so kam sie auf uns. Sie ist älter als alles, was das Johannis-Evangelium im übrigen enthält.

Er kam nun darauf zu sprechen, welche Erzählungen der Evangelien überhaupt die ältesten seien und wie er sie auffasse. Kennen Sie mein Werk „Der geniale Mensch“? — Nein. — Das Buch hatte übrigens Erfolg, hat in wenigen Jahren fünf Auflagen erlebt. Dann muß ich Ihnen aber ein und das andere auseinandersetzen, bezüglich dessen ich sonst darauf verweisen könnte. Die gangbare Auffassung des Verhältnisses zwischen Jesus und Johannes ist falsch. Man betrachtet es als ein Fortsetzungsverhältnis, es gestaltete sich rasch zu einem ausgesprochenen Gegensatzverhältnis. Sobald Jesus Ernst damit machen wollte, dem

Täufer nachzufolgen, wurde ihm dessen Grundirrtum klar. Johannes war ein Bußprediger; ihm war das einzig Wichtige die Askese, alles weltliche Leben als solches sündig. Die Worte, die ihm im Lukas-Evangelium in den Mund gelegt sind und die sich auf ein Kompromiß einlassen, wonach auch ein Zöllner, ein Soldat und andere vor Gottes Richterstuhl bestehen können, sind unechte Zusätze. Kennen Sie Paul Wernles Buch „Die synoptische Frage"? — Nein. — So lesen Sie es; er hat vollauf nachgewiesen, was ich behaupte. Wie gesagt, der Täufer verkündete nur Fasten und Gebet, wollte damit direkt die Sündhaftigkeit des Menschen bekämpfen. Jesus mit seinem überlegenen Geiste sah ein, daß dies so unmöglich ist, wie die Finsternis aus einem verschlossenen Hause dadurch entfernen zu wollen, daß man sie in Kübeln oder Säcken wegträgt. Man tut besser, die Fenster zu öffnen. So wollte Jesus lieber das Streben des Menschen nach Vollkommenheit fördern, als direkt die Sünde durch Askese bekämpfen. Daher wird auch der Gott, auf den er hinwies, nicht der strafende Richter, sondern der liebevolle Vater.

Er bildete sich anfangs ein, bei dem Asketen Johannes Befriedigung finden zu können, und als er getauft war und sich damit in den Zustand der Sündenlosigkeit versetzt glaubte, war ihm, als tue sich der Himmel über ihm auf. Allein dieses Entzücken währte nicht lange; denn als er, nach dem Beispiele des Täufers, sich in der Wüste einem Leben der Kasteiung und Selbstquälerei hingegeben hatte, fühlte er sich wie vernichtet und einzig den Mächten der Finsternis in die Gewalt gegeben. Nun trat in seinem Leben dessen entscheidende innere Krise ein, die er in seiner Bildersprache seinen Jüngern dargestellt hat, und sicherlich gehören die Partien der Evangelien, welche Jesu Versuchungsgeschichte schildern, den alleräItesten Sammlungen der Reden Jesu an.

Jedes einzelne der drei Stadien der Versuchungsgeschichte ist im Leben des großen Menschen typisch. Die Krise hat in der Regel bei allen denselben Verlauf. Es heißt, daß ihn, als er vierzig Tage gefastet hatte, hungerte, und der Teufel habe zu ihm gesprochen: Sprich, und diese Steine werden Brot! Mit anderen Worten: er sah ein, es wäre ein schlechtes, unnützes Opfer, das Fleisch zu ertöten. Er fühlte, daß selbst der am reinsten strebende Geist von irdischen Bedürfnissen abhängig bleibe und unter der

Entbehrung eines elenden Bissen Brotes leiden könne. Und indem er sich darüber härmte, so unaufhörlich auf die Schranken seiner Endlichkeit zu stoßen, selbst wenn sein Wesen sich zur höchsten Höhe emporschwang, stellte sich die Versuchung zum Selbstbetruge ein, die Versuchung, sich einzubilden, sein bloßer Wille genüge, um die Verhältnisse der Wirklichkeit zu verwandeln. Ehrlich, wie er gegen sich war, überwand er jedoch diese Versuchung, schaute der Wirklichkeit ins Auge und erkannte ihre Macht.

Doch da trat die zweite Versuchung an Jesus heran. Als er mit der ganzen Gewalt seiner Seele die ihm von der Wirklichkeit entgegengestellten Schranken nicht zu durchbrechen vermochte, da zeigte sich ihm der Ausweg der Verzweiflung, sich der Qual dieser Wirklichkeit durch Selbstmord zu entziehen. Das ist's, was Jesus meinte, als er in seiner Bildersprache den Jüngern von der Aufforderung erzählte, die ihm der Versucher zugeflüstert, sich von der Zinne des Tempels herabzustürzen. Auch diese Versuchung ist typisch und hat die größten Geister der Erde beschlichen, wie auch die großen Dichter die vortrefflichsten, genialsten Menschen, die sie schufen, als ihr ausgesetzt darstellten.

Wenn nun der große Geist die tiefe Niedergeschlagenheit, die zur Selbstvernichtung führt, überwindet und sich zur inneren Freiheit emporringt, so geschieht es, weil er sich ein- für allemal über Glück und Unglück, über Furcht und Zweifel erhebt, das Erdenleben sieht, wie es ist, beschränkt, bedingt, der Gefahr ausgesetzt, vom Zufall überwältigt zu werden, und dem Mittelpunkt seines eigenen Wesens zustrebt.

Doch da stellt sich auch zum dritten Male die Versuchung ein, nämlich die, kraft seiner außerordentlichen Gaben nach äußerer Macht zu streben und schonungslos einherzufahren, wie ein Ungewitter.

Diese Versuchung ist es, die Jesus in seiner Bildersprache damit bezeichnete, daß der Versucher ihm die Herrschaft über alle Reiche der Welt geboten habe. Einen Augenblick hat er sich versucht gefühlt, Macht nicht auf geistigem Wege zu gewinnen, sondern durch äußere Mittel, als Eroberer und Herrscher. Seine wahre Natur, die sich nicht zur Anwendung von Gewalt und List eignete, wurde auch dieser Versuchung, wie aller der andern von der Askese bei ihm heraufbeschworenen, Herr, und im Gegensatz zu Johannes,

der seinen Jüngern das schwere Joch der Askese auferlegte, wurde er nun derjenige, der von sich selbst sagte: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

Ein starkes Klopfen an der Tür unterbrach Dr. Türck. Es war der Hoteldiener, der den Koffer hinuntertragen wollte. Allein der originelle Besuch und das anregende Gespräch sind mir unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt.

Plaudereien

Das Spital

Nirgends, weder in Kopenhagen noch auf dem Lande, hört man ein so fröhliches Vogelgezwitscher, wie es aus dem Garten des Kommunalspitales in die Fenster all der Kranken tönt. Es klingt, als käme es aus Tausenden von Vogelkehlen, klingt so frisch und rücksichtslos munter und macht gerade dadurch einen etwas wehmütigen Eindruck. Ganz willkommen ist der Vogelsang wohl auch nicht, wenn er den Kranken an einem Frühlingsmorgen schon um vier Uhr aus der Vergessenheit des Schlafes weckt, nachdem er vielleicht mit großer Mühe und durch ziemlich ausgiebige Betäubung um ein Uhr in den Schlaf gesunken ist. Aber im allgemeinen wirkt es doch ermunternd wie eine Botschaft des Lebens und der Lebensfreude da draußen.

Am seltsamsten berührt es den Patienten jedoch, die Sperlinge immer nur zu hören, nie sie zu sehen, weder sie, noch die Bäume, auf denen sie sitzen. Was außerhalb seiner Fenster liegt, ist ihm völlig unbekannt, er hat den Hof des Hospitales nie gesehen. Eines schönen oder minder schönen Tages kamen die Träger mit der schmalen Bahre, legten ihn darauf und warfen ein Bettuch über sein Gesicht, um ihn der Begaffung der neugierigen Schar zu entziehen, die sich vor dem Hause angesammelt hatte, vor dem der Spitalwagen hielt. So sah er nichts, als man ihn hinabtrug, und er völlig wie ein lebloser Gegenstand in das Innere des Wagens geschoben wurde. Und fort ging es nun in rascher Fahrt durch die Straßen. Wieder wurde er hinaus- und hinaufgetragen und auf ein Bett gelegt, wo er fürs erste, bisweilen durch lange Monate, bleiben sollte. Zum Fenster hat er aber noch niemals gehen können, hat niemals durch dasselbe hinausgeblickt, und dieser Umstand macht

das Sperlingsgezwitscher, das von da draußen hereintönt, aus dem Unbekannten, so geheimnisvoll.

Um sechs Uhr beginnt sein Tag. Eine kleine, freundlich lächelnde Marie schiebt sich herein, als käme sie auf Rädchen, zieht die Gardinen auf, daß das Tageslicht in die Augen sticht, und öffnet die Fenster, die frische Luft hereinzulassen. Sie ist immer guter Laune, wie das Wetter auch sein mag. Dann beginnt die gewissenhafte Reinigung des Zimmers, doch noch ehe sie in Gang kommt, sieht jemand nach dem Ofen. Es ist ein hochgewachsenes, ernstes Mädchen, das in der Stille dort hantiert, eine von Jenen, mit denen das Leben nicht milde verfuhr und die darum nicht lächelt. Sie gehört nämlich zu den Überzähligen, die gegen den Willen der Eltern zur Welt kamen und darum von diesen im Stiche gelassen wurden. Ihre Mutter, die reich verheiratet ist, hat ihr niemals im geringsten beigestanden, ihr nur einmal, als die Tochter sie bat, ihr zur Gründung einer Waschanstalt behilflich zu sein, den klassischen Zehnkronenschein angeboten, den sie ausschlug. Kein Wunder, daß sie von ganzem Herzen Sozialistin ist. Sie ist eine kernige Natur, völlig frei von dem empfindsamen Mitleiden, das manchen Patienten so angenehm ist; sie findet die Lage der besser gestellten Patienten entschieden beneidenswert im Vergleich zu ihrer eigenen: „Sie haben gut reden," meint sie, „die nichts zu tun haben als dazuliegen und sich pflegen zu lassen." Aber ihre Rauheit kleidet sie gut, sie kommt aus einem stolzen Sinn, den das Leben nicht zu beugen vermochte. Sie besorgt dem Patienten die Wäsche, besorgt sie vortrefflich und fordert so wenig für ihre Arbeit, daß er sich schämt, ein so geringes Entgelt dafür entrichten zu sollen.

Wenn das Zimmer instand gesetzt ist, wird der Tee gebracht. Noch ehe er kommt, pflegt indessen der Patient sich an seine Arbeit, ans Lesen oder Schreiben zu machen. Er muß den Morgen ausnützen, da er später auf Besuch gefaßt sein muß. Doch die erste Störung, die sich einstellt, ist willkommen, ja kaum eine Störung zu nennen, denn die der gute Geist des Hospitals ist, die Krankenpflegerin, der alle Herzen entgegenschlagen, ist leise eingetreten. Sie kommt, um einen Verband oder Umschlag zu bringen, und kommt wie der Lichtstrahl im Düster trüber Tage, der niemals den Augen schmerzt, sondern immer nur wohltuend ist. Sie ist jung

und hübsch, stark und klug, weiblich bescheiden und sorgsam wie eine Mutter oder Schwester. Oder richtiger gesagt, sie ist die wahre barmherzige Schwester ohne Frömmelei. Weltlich insofern, als ihr Beruf nichts mit Religion zu tun hat, sondern von Wissenschaft und Humanität ausgeht, unweltlich insofern, als sie für den bescheidensten Lohn, ohne auch nur einen Dank zu erwarten, den anstrengendsten Dienst versieht, beständig ihre Zeit und ihre Kräfte andern weihend. Weiß beschuht, in ihrem einfachen, kleidsamen Gewande, steht sie da, gleich einem guten Genius der neuen, befreiten Menschheit. Sie ist Weib in ihrer Sorgfalt, mit der sie tagsüber keinem der ihrer Pflege anvertrauten Kranken das geringste entraten läßt, wie auch in ihrer Wißbegierde, ihrer Lernlust, ihrem Hang, des Abends nach getaner Arbeit ein Gespräch anzuknüpfen, in dem ihr Antwort werden kann auf einige der vielen Fragen, die ihr das Leben aufwirft. Und dennoch erscheint sie nicht als Weib, insofern sie in dem Kranken doch nur den Menschen, nicht den Mann sieht. Als Mann existiert er nicht für sie. Sie wäscht seinen Rücken, als scheuerte sie einen Tisch. Sie betrachtet seine nackten Beine, als sähe sie ein paar Stelzfüße. Er hat das etwas demütigende Gefühl, für sie nur ein Gegenstand zu sein, und mag sich glücklich schätzen, wenn er nur kein allzu unappetitlicher Gegenstand ist. Sie kann wie Dorine im „Tartuffe“ Männer nackt sehen von Kopf zu Fuß, ohne zu erröten oder sich zu schämen. Sie ist gegen alle gleich, aber das schließt nicht aus, daß es Patienten gibt, die sie ohne Enthusiasmus wartet. Das sind die Zärtlinge, die Winsler, die über jedes Nichts jammern, sich mit Wärmflaschen umgeben und alle zehn Minuten nach ihr läuten. Sie weiß es zu würdigen, wenn man auf ihre knapp zugemessene Zeit Rücksicht nimmt, nicht ohne Nötigung läutet und sein Schicksal als Philosoph, ohne Ächzen und Klagen hinnimmt. Sie selbst bedarf der Philosophie. Wenn sie nach zwanzig Jahren aufreibender Tätigkeit sich zurückzieht, erkennt ihr das Gemeinwesen einen Ruhegehalt von monatlich 50 Kronen zu. Das ist der Lohn, den es den guten Genien in seiner Mitte zu teil werden läßt.

Der Rundgang ist das spannendste Ereignis des Tages. Diejenigen, die den Primarius nur im Privatleben kennen, wissen wohl kaum, was er auf seinem eigenen Felde ist und bedeutet. Hier steht er in Respekt wie ein Feldherr. Wenn er in seinem

weißen Kittel eintritt, gefolgt von Unterärzten und Krankenpflegerinnen, so ist er die berechtigte Überlegenheit in Menschengestalt, für die jüngeren Ärzte ein Gegenstand des schrankenlosen Vertrauens und aufrichtiger Bewunderung, für die jungen Studenten, die sich im Hospital praktisch ausbilden, geradezu das Ideal in Person. Seine Tätigkeit ist verantwortungsvoll wie selten eine. Als Chirurg nimmt er tagaus tagein die eine Operation nach der andern vor, in der Regel so rasch nacheinander, daß die Patienten schon betäubt zu ihm gebracht werden, damit keine Zeit verloren geht. Doch das aufreibende Tagewerk vermag ihn nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Er verfolgt von Tag zu Tag den Verlauf der Krankheit, hat stets ein aufmunterndes Wort für den Patienten und nimmt sich ab und zu sogar zu einem Gespräche Zeit. Kommt der Sekundararzt an seiner Stelle, der jünger und noch nicht in solchem Grade Respektsperson ist, so bekommt das Gespräch rasch einen kameradschaftlichen Anstrich, und es wird leichter gelacht.

Ein Mittel, sich im Hospitale die Zeit zu vertreiben, ist die Tagespost. Vier-, fünfmal des Tags strömt eine Flut von Briefen und Drucksachen herein. Den einen oder andern vom Personal kann man mit seltenen Postmarken glücklich machen, dem, jenem, ein Buch zu lesen geben. Auch „Politiken" ist eine Zerstreuung: sie geht den Korridor entlang von Hand zu Hand, und zuweilen schickt der unbekannte Bewohner eines der anstoßenden Krankenzimmer, sich in aller Ehrerbietung nach der Bedeutung eines Fremdwortes, das in der Zeitung vorkam, zu erkundigen. Eine weitere Zerstreuung sind die vielen Blumen, die wohlwollende und mitfühlende Menschen den Tag über einem Kranken senden. Langen sie in zu reichlichen Mengen an, so müssen sie draußen auf dem Gange untergebracht werden, der immer ganz voll von blühenden Gewächsen ist, von dankbaren entlassenen Patienten den Krankenpflegerinnen gesandt. Das ist nämlich die einzige Gabe, die diese annehmen dürfen. Immerhin ist manchmal das Zimmer des Patienten, wenn er zu den bevorzugten Sterblichen gehört, voller Blumen, die ihm aus der Stadt geschickt werden, oder Blütenzweigen, die ihm die Krankenpflegerin mitbringt, wenn sie bei ihrem Ausgang einmal die Woche im Walde war. Eines Tages hatte sich zufälligerweise ein ganz besonders reicher und prächtiger Blumenflor in einer der Stuben angesammelt, so daß das hübsche

junge Mädchen, welches das Mittagessen brachte, in helles Staunen geriet. „Nein, diese Masse Blumen! Ist heute vielleicht ein Festtag?“ rief sie dem in den Fünfzigen stehenden Patienten zu. „Jawohl,“ erwiderte der, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, „ich feiere heute meinen 80. Geburtstag.“ — „O, da erlaube ich mir zu gratulieren!“ kam es mit ungeheuchelter Herzlichkeit und mit kräftigem Händedruck zurück. Das war die Strafe dafür, daß er den Besuchern, die ihm einreden wollten, er sähe so jung aus, nicht ins Gesicht gelacht hatte.

Obwohl die Krankenpflegerinnen in der Regel nur einmal in der Woche aus ihrem Gefängnis herauskommen, kennen sie die Kopenhagener doch alle vom Sehen und wissen ein wenig Bescheid um eines jeden Verhältnisse. Daher kennen sie so ziemlich alle, die dem Kranken Besuche abstatten, und berühmtere Personen werden mit Interesse betrachtet. Eines Tages, als ein junges Brautpaar direkt vom Traualtar weg zu einem Kranken gefahren kam und mit seinem jungen Glück förmlich erfrischend auf das ganze Hospital wirkte, war es der Gegenstand der diskreten Sympathie des ganzen Korridors.

Von acht Uhr an wird kein Besuch mehr zugelassen, die Krankenpflegerin nimmt für diesen Tag Abschied, und die alte, gutmütige und verständige Nachtwärterin schaut freundlich nickend zur Tür herein, um anzudeuten, daß sie zu Diensten stehe, wenn der Patient Nacht machen will. Aber erst muß noch gearbeitet werden, jetzt, wo Ruhe ist. Bücher und Papier werden vom Tischchen herunter ins Bett genommen, und wird dann nach drei bis vier Stunden der Wärterin geläutet, so erscheint sie wie Sjofna mit dem Schlaftrunk und plaudert noch ein bißchen, ehe sie die Lampe löscht.

Jedes Jahr zur Weihnachtszeit pflegen die Zeitungen Sammlungen zu veranstalten, um die Kranken in den Hospitälern zu erfreuen, und da ist keiner, der ihnen diesen Trost nicht gönnte. Kein Patient aber verdient in dem Grade ein fröhliches Weihnachtsfest, wie das Personal des Hospitals. Ihm sollten, weit eher noch als den Patienten, Liebesgaben zuströmen.

Magnet für Narren

Es ist ein großes Vergnügen, gerade in der ersten Frühlingszeit, wenn alle Knospen springen, mit der Bahn durch die Lande dahinzufahren. Auf einer Strecke von vollen fünfzig Meilen fort und fort kaum etwas andres als Tausende von Fruchtbäumen, die in Blüte stehen, mit Blüten so ganz übersäet sind, daß fast sonst nichts von ihnen zu sehen ist. Doch nicht nur die Fruchtbäume, alles blüht, jeder Dornenbusch, jeder Magnolienbaum, und nicht nur die Fruchtbäume der unzähligen Gärten, auch alle die längs des Weges gepflanzten. Man denkt an die Japaner, die so lange vor den Bewohnern Europas für diese Schönheit Auge hatten; es ist einem, als sähe man lauter Frühlingslandschaften auf Kakemonen vor sich. Und nun die Buchen mit ihrem halbentfalteten Laub und die wehenden Kronen der Birken, heller als das hellste Grün. Wie erfrischen sie das Gemüt, wenn man durch einen Wald von ernsten Nadelbäumen gekommen ist.

Aber es war mir nicht gegönnt, den Anblick in Ruhe zu genießen. „Jede Krähe sucht ihresgleichen", sagt das Sprichwort, und — fügt Andersen belehrend für die Kleinen hinzu — „das ist immer wieder eine Krähe." So geschah es denn, daß ein anderer Kritiker sich zu mir in den Waggon setzte und mir Geschichten aus seinem Journalistenleben aufzutischen begann, welchen Quälereien er ausgesetzt sei, welche Masse von Leuten ihn überliefen, um von ihm Gefälligkeiten zu verlangen usw. „Es ist meine Spezialität," erklärte er, „einen Magneten für Narren, für Erfinder und für Gönner abzugeben."

„Drei höchst verschiedene Kategorien," äußerte ich.

„Keineswegs: auch die Erfinder oder Entdecker und die Gönner sind verrückt. Von andern als solchen habe ich noch nie Besuch erhalten. Hören Sie z. B., was ich in einer einzigen Woche erlebte. Eines Tages tritt, eine große Mappe unter dem Arm, ein junger, recht netter, wohlgekleideter Mann von gesetztem Wesen bei mir ein. „Ich habe eine Entdeckung gemacht." — Welcher Art? — „Eine astronomische." — Ich verstehe nichts von Astronomie. — „Das dachte ich mir, aber Sie besitzen ungewöhnlich viel gesunden Menschenverstand und werden mich also verstehen können." — Zu

viel Ehre, aber warum kommen Sie zu mir? — „Weil ich Sie bitten will, meiner Entdeckung zur Anerkennung zu verhelfen.“ — Worin besteht sie? — „Sie beweist, daß Newtons Genie nichts als Humbug war und daß sein ganzes Weltsystem verkehrt ist.“ — So, so! Aber Newton ist doch sonst eine solide alte Firma, der nicht leicht etwas anzuhaben ist. — „Das weiß ich; um so notwendiger ist es, daß die abergläubige Verehrung für ihn ein- für allemal ein Ende nehme.“ — Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß unsere ganze moderne Kultur sich auf Newton stützt? — „Nein.“ — Sie wollen doch nicht etwa die alte lächerliche Beschuldigung aufwärmen, daß er seine Ideen Pascal gestohlen habe? Sie werden wohl wissen, daß die Briefe, welche das beweisen sollten, Falsifikate waren? — „Ich habe nichts damit zu tun; ich beweise, daß seine Berechnungen ganz und gar verfehlt sind.“ — Warum gehen Sie nicht zu den Professoren der Astronomie damit, wenn Sie Astronom sind? — „Ich bin nicht Astronom, ich bin Dekorationsmaler.“ — Ach so! Aber Sie wollen sich in Zukunft mit Astronomie beschäftigen? — „Nein. Ich glaube genug für die Wissenschaft getan zu haben, wenn ich Newton entlarvt habe.“ — Und warum gehen Sie nicht zu den Professoren? — „Weil ich fürchte, daß sie mich für verrückt halten würden.“ — Und mir gegenüber haben Sie diese Furcht nicht? — „Nein. Auch bin ich überzeugt, daß sich unter Ihren Freunden Leute befinden, die meine Berechnungen untersuchen können, und haben Sie nur erst herausgefunden, wie epochemachend sie sind, so werden Sie gewiß nicht anstehen, meinen Namen bekannt zu machen.“

Ich zeigte die Papiere einem Mathematiker, der alsbald darüber im klaren war, der Mann sei verrückt, doch sich dabei nicht genug über den Scharfsinn wundern konnte, den er mitten in aller Verrücktheit an den Tag gelegt.

Tags darauf meldete sich ein schmächtiger, junger Mann mit hellblondem Haar, deklinierte der Reihe nach seinen Namen, seine Lebensstellung und andere Eigenschaften und rief: „Ich habe eine Entdeckung gemacht.“ — Bitte, nehmen Sie Platz. Darf ich fragen, worauf sie Bezug hat? — „Auf die Liebe!“ — Zwischen Mann und Weib? — „Ja!“ — Ich war der Meinung, da sei das meiste schon entdeckt. — „Nein! Ich habe erkannt und zum erstenmal in dieser Sammlung Novellen auseinandergesetzt, daß Verlobten das

Recht zustehen sollte, wie Ehegatten miteinander zu leben." — Ist das alles? — „Es will mich dünken, das sei genug. Niemand hat es vor mir bewiesen." — Gewaltig scheint Ihre Entdeckung mir gerade nicht. Noch auch ganz neu. Glauben Sie nicht, daß einige Verlobte ihr schon auf der Spur waren? — „Das hat nichts zu sagen. Der Gedanke ist niemals so ausgesprochen und durchgeführt worden wie von mir." — Er ging und ließ einen Pack Novellen zurück, die sich bei näherer Einsichtnahme so unschuldig wie verdünnte Milch erwiesen. Von ihm aber wollte ich eigentlich nicht erzählen, sondern von dem merkwürdigen Zufall, der mir am nächsten Morgen einen dritten Besuch so verwandten Charakters zuführt, daß ich mich rein einer Mystifikation von Spaßvögeln ausgesetzt glaubte.

Ein junger Mann, klein, breitschultrig, untersetzt, eine Hornbrille auf der Nase, trat ein und sagte, nachdem er Platz genommen: „Ich erlaube mir, Sie im Interesse einer Entdeckung aufzusuchen, die ich gemacht habe." — In welcher Richtung? — „Über Liebe." — Ich sah ihn groß an. Mir schien das nicht mit rechten Dingen zuzugehen. — Zwischen Mann und Frau? — „Ja. Ich habe die Entdeckung in diesem Manuskript hier dargelegt und bitte inständig, es lesen zu wollen." — Worin besteht die Entdeckung? — „Darin, daß Gegenliebe ein Begriff ist, der der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Wenn der eine die andere liebt, so liebt diese andere niemals ihn, sondern läßt sich nur lieben. Das wurde bisher noch nie festgestellt. Es ist meine Entdeckung. Aber was sagen Sie dazu? Stimmt das nicht mit Ihren eigenen Erfahrungen überein?" — Meine Erfahrungen auf diesem Gebiete sind sozusagen null. — „Ich sehe, Sie wollen mit der Sprache nicht heraus. Aber die Sache steht so ziemlich fest. Ich will Ihnen mitteilen, auf welche Weise ich zu der Entdeckung kam. Sie haben vermutlich von der Geschichte gehört, die zwischen mir und einem jungen Mädchen vorgefallen ist?" — Ich schüttelte energisch den Kopf. — „Wie, nicht? Sie wollen es vielleicht nicht zugestehen. Nun denn, ich lebte längere Zeit mit einem Mädchen zusammen. Eines schönen Morgens aber packt sie ihre sieben Sachen und sagt ohne lange Umschweife: ‚Jetzt gehe ich‘." — Und sie ging wirklich? — „Ging und kam nicht wieder. Das nahm ich mir natürlich zu Herzen: es kränkte mich; ich hatte mich an das Mädel gewöhnt. Doch da geschah es, daß ich meine Reise nach Dresden unternahm." (Er

sagte das, als spräche Hannibal: Da geschah es, daß ich die Alpen überschritt.) — Sie sind in Dresden gewesen? — „Sie haben in der Tat nichts davon gehört? Nun, Sie wollen es wohl nicht Wort haben? Wie gesagt, ich war in Dresden; dort grübelte ich viel über mein Leben und Schicksal und über das Leben und Schicksal im allgemeinen nach. Dort machte ich denn auch die Entdeckung." — Auf meinen fragenden Blick fuhr er fort: — „Jawohl, die Entdeckung über die Liebe. Und (hier richtete sich der kleine Gnom mit der Hornbrille zu seiner vollen Höhe auf) seit jener Zeit regiere ich die Frauen mit eiserner Hand." — So hart? „So fest. Ich kehrte von Dresden zurück und treffe da meine frühere Geliebte auf der Straße. Ein Blick, nur ein kalter, gleichgültiger, und sie war wieder mein. Jetzt lieben mich die Weiber in hellen Haufen. Ich setze sie erst durch Phlegma in Erstaunen, flöße ihnen dann durch ruhige Überlegenheit Interesse ein und erobere sie schließlich dadurch, daß mir alles so vollkommen schnuppe ist." — Glauben Sie, daß dieses Mittel sich auch bei andern als bei Ihnen selbst bewähren würde? — „Es sei Ihnen überlassen," sagte er gnädig, „Sie können es nun selbst erproben." — Er schob die Hornbrille zurecht und ging. — Ja, ja, ich bin entschieden als Magnet für Tolle zu betrachten," schloß mein Reisegefährte und atmete tief.

Wir fuhren gerade durch einen Buchenwald und die gesunde Frische der Natur ließ uns einen Augenblick das Ungesunde in der Menschenwelt vergessen. Dann sagte ich: „Ich glaube, die Anziehungskraft, von der Sie sprachen, haftet unserer Profession an. So wunderlich es klingen mag, es ergeht mir ganz so wie Ihnen. Erfinder und Entdecker, Genies jeder Art suchen mich heim. Oft sagen sie schon in der Tür: „Ich komme nicht zu Ihnen, um zu erfahren, ob ich ein Genie bin, das weiß ich ohnehin," oder sie geben ihrem Gedanken folgende Wendung: „Ich suche Sie nicht um meinetwillen auf, sondern um Ihretwillen. Es ist nicht rühmlich für einen Astronomen, wenn nach seinem Tode gesagt wird: Zu seiner Zeit erschien ein Stern erster Größe am Himmel, er aber bemerkte ihn nicht." Es kommen so viele Leute dieser Art zu mir, daß ein kleines Mädchen aus meinem Hause einmal zu mir sagte: „Den da draußen im Entree, den kannst du, glaube ich, ruhig empfangen; er scheint mir nicht verrückt zu sein."

Tags vorher war nämlich ein Herr dagewesen, der sie durch sein Schreien geschreckt hatte. Der neue Besucher trat rasch und mit vielem Anstande bei mir ein, kramte eine Anzahl Zeitungsausschnitte vor mir aus und sagte: „Ist Talent da drin?" Ich sah sie an, sie erwiesen sich als kleine Schmähartikel über verschiedene Freidenker und Politiker der Linken. „Was sagen Sie dazu?" wiederholte er ungeduldig, „liegt Talent da drin? — Das kann ich nicht so rasch erkennen, es scheinen ja größtenteils Schimpfworte zu sein. — „Höchst notwendige Schimpfworte," erklärte er, indem er ein Bild aus seiner Brusttasche hervorzog, es gegen sich gekehrt hielt und fragte: „Wollen Sie Dänemarks weisesten Mann sehen?" Er wendete das Bild. Es war ein dicker Mann mit den Beffchen der Geistlichen. Er nannte den Namen eines jütländischen Propstes. „Wollen Sie Dänemarks gescheitesten Mann sehen?" Er riß ein andres Bild aus der Tasche, ließ mich erst die Rück-, dann die Vorderseite sehen. Es war das Bild eines bekannten Schriftstellers. „Wollen Sie Dänemarks herrlichstes Weib sehen?" Er hatte ein drittes Porträt in der Hand, kehrte es aber nicht wieder um. „Nein, nein! Sie sollen sie nicht zu sehen bekommen. Es ist meine Geliebte, müssen Sie wissen. Und die habe ich nicht für Sie mitgebracht. Was ich für Sie habe, das ist ein Rat. Ein ehrerbietiger, aber freundschaftlicher Rat. (Seine Stimme erhob sich zu lautem Nachdruck.) Sie schließen sich an Ihre Feinde an, Sie verkennen Ihre Freunde. Halten Sie ein damit!" — Ich weiß nicht, wen Sie mit meinen Freunden und meinen Feinden meinen. — „Ich will es Ihnen sagen. (Mit einem Gebrüll, daß man gemeint hätte, er werde überfallen.) Hüten Sie sich vor Hörup! Hüten Sie sich! Seine Unterlippe ist etwas aufgeworfen. Das ist das Verrätermerkmal. Das Verrätermerkmal, sage ich Ihnen. Und hören Sie auf, Matzen zu verkennen. Erwidern Sie die Gefühle, die er immer für Sie gehegt hat! Er liebt Sie, er betet Sie an, er wacht über Sie, und Sie (fast schluchzend), Sie verkennen ihn. Wie ihn das kränken muß!"*)

Mein Reisegefährte stieg aus. Wir drückten einander als Berufs- und Leidensgenossen die Hand, und der Zug rollte weiter gen Süden zwischen blühenden Fruchtbäumen.

*) Hörup, Führer der dänischen Linken. Siehe oben S. 374. Matzen, Professor des Jus, der Theoretiker des Staatsstreichs, Präsident des Landsthings.

Nadjeschda

So oft die Rede auf die Möglichkeit eines rein intellektuellen und dennoch innigen Verhältnisses zwischen Mann und Frau kommt, muß ich eines Vorkomnisses gedenken, von dem mir ein bekannter holländische Schriftsteller eines Tags in London erzählte.

Ich traf ihn in einer Vormittagsgesellschaft bei einem alten intimen Bekannten. Dort nahm mich jedoch das Gespräch mit einem blutjungen, kaum fünfzehnjährigen Hindu-Mädchen, das nach England gekommen war, um zu studieren, und auf derselben Entwicklungsstufe stand, wie im Norden eine Frau von vierundzwanzig, derart gefangen, daß ich nur wenige Worte mit ihm zu wechseln vermochte.

Als wir nach Hause wollten, bot er mir indessen einen Platz in seinem Wagen an, und es entspann sich bald eine so lebhafte Unterhaltung zwischen uns, daß er mir vorschlug, zusammen zu Mittag zu speisen, und beim Dessert erzählte er mir folgendes:

„Ich war vor vierzehn Jahren in Moskau, wo ich einige meiner Novellen öffentlich in französischer Sprache vorlas. Da das größere Publikum nicht eben viel von mir wußte, war mein Erfolg bescheiden; natürlich erregte meine Anwesenheit trotzdem einige Aufmerksamkeit in der Stadt. Ich wurde viel geladen und erhielt auch nicht wenige Besuche.

Eines Vormittags, wie ich so in meinem Zimmer im Hotel Dusaux sitze, klopft es an die Tür, und ein noch ganz junges, etwa siebzehn- oder achtzehnjähriges Mädchen tritt mit der etwas verlegenen Bemerkung ein, sie hoffe, ich würde den Auftrag, der sie herführe, nicht gar zu absonderlich finden. Ihr Name sei Tatjana S., sie hätte eine etwas ältere Schwester, Nadjeschda mit Namen, die ein sehr gewecktes Mädchen sei und sich lebhaft für meine Novellen interessiere. Schon seit Jahren lese sie sie in englischer Sprache. Sie sei aber krank, sehr krank und beständig bettlägerig. Deshalb habe sie meinen Vorlesungen nicht beiwohnen können, was sie sehr betrübte. Nun käme sie, die Schwester, mich bitten, wofern das Verlangen nicht zu unbescheiden sei, der Kranken, wenn meine Zeit es einmal erlaube, einen wenn auch nur kurzen Besuch zu machen, damit sie mich sprechen könne. Das sei gegenwärtig in ihrer Krankheit ihr höchster Wunsch.

Ich antwortete, ich sei in den nächsten Tagen sehr in Anspruch genommen. Es wäre daher wohl das einfachste, gleich einen Wagen zu nehmen und hinauszufahren. Dem stand nichts im Wege; nur, meinte das junge Mädchen, müßte sie mich auf einen besonderen Umstand aufmerksam machen. Es sei eine eigentümliche Begleiterscheinung des krankhaften Zustandes ihrer Schwester, daß sie bei plötzlicher Gemütsbewegung die Sprache verliere. Wollte ich mich mit ihr in ein Gespräch einlassen, so dürfte ich um alles nicht sofort verraten, wer ich sei, sondern müßte meine Worte mit großer Schonung und Vorsicht wählen. Ich versprach, mich dessen zu befleißen, und wir fuhren.

Sie kennen Moskau, nicht wahr? Dieses merkwürdige, ungeheuere Dorf, wo niedere Häuser von weitläufigen Gärten umschlossen sind, so daß manchmal die Gassen vormaligen Landwegen gleichen. Durch solche Gassen fuhren wir, und während der Fahrt machte Tatjana mich ein wenig mit den Verhältnissen, unter denen sie lebte, bekannt. Sie waren ihrer drei verwaiste Schwestern, die mitsammen wohnten. Der Vater, ein Gelehrter, hatte ihnen nur das notwendigste für ihren Lebensunterhalt hinterlassen. Sie, die jüngste Schwester, hing schwärmerisch an der kranken Nadjeschda; sie konnten einander nicht missen, und die langwierige, stete Kränklichkeit der Älteren war der Jüngeren ein großes Herzeleid.

Ich trat ins Krankenzimmer. Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, es stünde noch lebhaft vor meinen Augen. Ich entsinne mich nur, daß das Licht gedämpft war und daß ich mich ans Bett setzte, in dem ein junges, blondes Mädchen lag, das mich mit Verwunderung ansah. Ich stellte mich Nadjeschda als einen fremden Arzt, einen Bekannten ihres Hausarztes vor, der mich gebeten habe, ihr einen Besuch zu machen, und forderte sie dann auf, mir vor allem ihren Zustand zu beschreiben. Sie tat dies in aller Ruhe und Stille, wobei sie mir zu verstehen gab, daß ich ihr Vertrauen einflöße. Ich lenkte nun das Gespräch auf anderes, und nachdem ich, etwa nach Verlauf von zehn Minuten, damit herausgerückt war, daß ich übrigens mehr Psychologe als eigentlicher Arzt wäre und ihr gesagt hatte, wer ich sei, kam in weiteren zehn Minuten eine recht herzliche Unterredung zwischen uns zu stande.

Während meines Aufenthalts in Moskau sah ich das junge Mädchen nur dies eine Mal und, wie Sie hören, im ganzen zwanzig

Minuten. Ich habe es nie wiedergesehen, doch nichtsdestoweniger waren wir seit jener Zeit in steter Verbindung miteinander, und sie wird gewiß auch unlöslich währen, bis einer von uns beiden stirbt. Schon volle vierzehn Jahre besteht sie. Sie werden mir zugeben, daß der Fall recht ungewöhnlich ist."

„Unter welchen Formen wurde denn aber diese Verbindung aufrechterhalten?"

„Sobald ich nach Holland zurückgekehrt war, erhielt ich einen Brief von Nadjeschda, worin sie mir für meinen Besuch dankte. Er war französisch geschrieben, und ich antwortete in derselben Sprache. Zwei Monate später jedoch empfing ich einen Brief in fast fehlerfreiem Holländisch von ihr. Bei der erstaunlichen Sprachbegabung der slawischen Frauen hatte sie ganz allein, ohne Lehrer, nur mit Hilfe eines Wörterbuchs und einer Grammatik, sich mit dem Holländischen so vertraut gemacht, daß sie es nicht bloß verstand, sondern auch schrieb. Die Briefe, die sie mir nun sandte, enthüllten mir, welch ein seltenes Wesen sie ist, und nach und nach lernte ich sie ganz kennen. Sie hat keine Geheimnisse vor mir; unser Verhältnis ist ja wie eins zwischen Geistern, und sie setzt sich keinem Risiko damit aus, wenn sie sich mir rückhaltlos anvertraut.

Ihre Gesundheit hat sich in den vielen Jahren nicht gebessert; sie ist nach wie vor eine Leidende. Allein sie denkt viel und empfindet tief, verfolgt alles, was auf geistigem Gebiet innerhalb wie außerhalb Rußlands vorgeht, und es ist fast ihre einzige Zerstreuung, die Resultate ihrer Lebenseindrücke und ihres Nachdenkens in ihren Briefen an mich niederzulegen. Einigen äußeren Nutzen hat sie von ihrer gründlichen Kenntnis des Holländischen denn doch auch gehabt. Sie hat einen großen Teil meiner Novellen aus der Ursprache ins Russische übersetzt, so daß es vor allem ihr Verdienst ist, wenn mein Name in Rußland bekannt wurde. Doch dieser äußerliche Vorteil fällt kaum ins Gewicht für mich, im Verhältnis zu der Freude, die mir aus der Verbindung mit ihr erwuchs. Mir ist, als gäbe es draußen im Weltenraum irgendwo an einem fernen Punkt einen Stern, der mein Stern wäre und unter dessen Hut ich stünde. Ich habe eine Schwester, die mir ist, was selten eine ihrem Bruder zu sein vermag, die zwar unsichtbar und unbeweglich ist, von der mir jedoch stets nur Gutes kommt, gehe es ihr selbst, wie es wolle."

„Erlebt sie denn persönlich gar nichts?“

„Was eine Kranke erleben kann. Die Sommer, die kurzen russischen Sommer, verbringt sie mit ihren Schwestern auf dem Lande, und ist nur ihre jüngste Schwester in ihrer Nähe, so ist sie heiter und vergnügt. Ihre Winter sind traurig. Sie leidet als Patientin unter der fürchterlichen Strenge des moskowitischen Winters.“

„Und ist sie in all der Zeit zu keinem andern Mann in Beziehung getreten?“

„Das wohl, doch nur rein geistig. Jede andere Beziehung hätte auf ihre feine, entwickelte Intelligenz irritierend gewirkt. Als einmal dies Thema zwischen uns zur Sprache kam, schrieb sie mir ein paar Zeilen, die mir unvergeßlich bleiben werden, weil ich noch nie ein menschliches Wesen sich in solcher Weise über sich selbst erheben, sich mit so grandioser Sachlichkeit und stolzer Demut als Zuschauer beurteilen sah. Sie schrieb: ‚Es würde den Eindruck von etwas Naturwidrigem auf mich machen, wenn jemand eine leidenschaftlichere Zuneigung für mich hegte. In meinen Augen hätte dies etwas Dekadentenartiges. Eine Kranke wie ich, kann nicht geliebt werden, vermag sie selbst doch einzig mit intellektueller Begeisterung zu lieben.‘

In Nadjeschda liegt übrigens ein Born der Empfindung, eine Gefühlsmystik, die unstreitig etwas Ansteckendes hat und mich selbst in deren Bann zog, der ich doch als Holländer für Mystik nicht eben sonderlich empfänglich bin. Aber ist unser Verhältnis nicht merkwürdig? Ich habe Nadjeschda in meinem ganzen Leben ein einziges Mal zwanzig Minuten lang gesehen, und das ist so lange her und machte damals so wenig Eindruck auf mich, daß ich außer stande bin, mich auch nur zu erinnern, wie sie aussah. (Sie hat mir später einmal ihr Porträt gesendet, das aber sagte mir nichts.) Nichtsdestoweniger habe ich, seit wir einander kennen lernten, in ununterbrochenem Verkehr mit ihr gelebt; ich erhalte ungefähr alle vierzehn Tage Nachricht von ihr. Was ist mir nicht alles begegnet, seit ich sie zum erstenmal sah! Seit ich bei ihr eintrat, wie der Erzähler in Turgenjews Novelle in die Kammer des kranken Mädchens, das er so ergreifend als ‚die lebendige Reliquie‘ bezeichnet! Zahlreiche Bekanntschaften habe ich geschlossen und wieder gelöst; Freundschaftsverbindungen gepflegt,

die mit einem Bruch endeten; Leidenschaften entstanden in meiner Seele, fanden reichliche Nahrung, schlugen in lichten Flammen auf, die lange loderten, um endlich durch Verrat oder Vergessenheit zu erlöschen — und all die Zeit hat dieses unirdische, übersinnliche Verhältnis zu Nadjeschda ohne die geringste äußere Nahrung, ja auch nur ein Wiedersehen, alle Bekanntschaften, Freundschaften und Leidenschaften überdauert, mit einer stillen, lichten, zarten Flamme brennend, wie ein Tempelfeuer, das niemals ausgehen darf."

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.